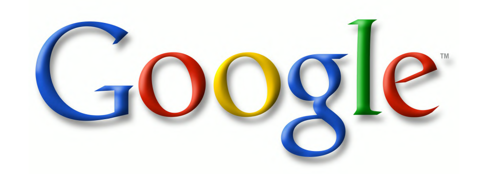


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

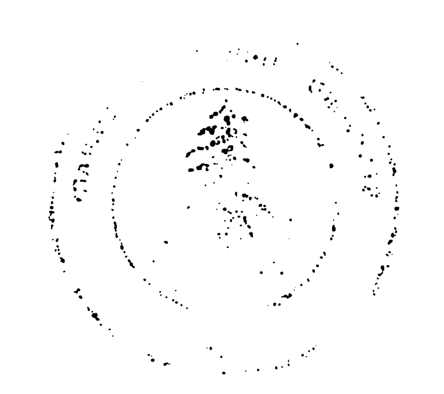
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.




STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969






STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969



Evangelisches Missions-Magazin.

Neue Folge.

Herausgegeben

im Auftrag der evangelischen Missionsgesellschaft

von

Joh. Hesse.

1886. — Dreißigster Jahrgang. — 1886.

Basel.
Verlag der Missionsbuchhandlung.
1886.

Inhalt.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS
FEB 5 1965
BV2000
1886

Inhalt.

Seite



Ein
Wort über die sogenannten Glaubens-Missionen.

Im Laufe der letzten Jahre haben wir wiederholt von sogenannten „Glaubens-Missionen“ und „Glaubens-Missionaren“ zu hören bekommen. Eine ganze Reihe von Männern und Frauen nicht nur amerikanischer und englischer Herkunft, sondern auch skandinavischer und deutscher Nation, haben sich auf eigene Hand in die Heidenwelt begeben, ohne von irgend einem Menschen, einer Kirche oder einer Gesellschaft gesandt zu sein; sie haben sich auf ihrem selbsterwählten Arbeitsfelde niedergelassen und Stationen gegründet, wie die ordinären Missionare auch; sie haben Häuser gebaut, Schulen errichtet, Gehilfen angestellt, Waisenkinder aufgenommen, Anstalten, ja auch Gemeinden gegründet, alles auf eigene Hand, d. h. ohne von irgend jemand beauftragt, geleitet und besoldet oder auch nur regelmäßig unterstützt zu werden. Alles, was sie brauchen, haben sie nicht von irgend einem Komite oder einem Missionsverein, sondern „von Gott“ erwartet. Sie haben keine Kollekten veranstaltet, keine Aufrufe erlassen, überhaupt keinen Menschen um einen Beitrag für ihr Werk gebeten, sondern in einfältigem „Glauben“, unter kindlichem Gebet, sich darauf verlassen, daß der Herr, dem sie dienen, sie schon mit allem Nötigen werde zu versorgen wissen. Und ihre Hoffnung ist nicht zu Schanden geworden. Von nah und fern, von Bekannten und Unbekannten sind ihnen oft in überraschender Weise Gaben aller Art zugeflossen, so daß sie nicht nur „nie Mangel gehabt“, sondern oft tausende und zehntausende in einem Jahr ausgeben konnten. Manche besitzen auch eigenes Vermögen und haben dasselbe ganz oder teilweise

in den Dienst der Mission gestellt. Der Erfolg ist nicht ausgeblieben. Es haben Bekehrungen stattgefunden, es sind kleine Gemeinden gesammelt worden, es werden regelmäßige Gottesdienste gehalten und ein mehr oder weniger geordnetes Kirchenwesen ist zustande gekommen. Namentlich Indien ist reich an solchen Missionaren: da ist Fräulein Reade in Panaruti, Frl. Anstey in Kolar, die Amerikaner Norton und Fuller in Zentralindien, Wood im Nizamreich, der Deutsche Hägert in Santalistan. Auch Börresen und Skrefsrud arbeiten in ähnlicher Weise, doch werden sie von zahlreichen speziell zu diesem Zweck gegründeten Vereinen in Europa und in Indien fortgehend unterstützt. Wieder eine andere Abart dieser Glaubens-Mission ist das Unternehmen Bischof Taylors in Afrika, des jungen Schotten Arnot am Sambesi und gewissermaßen auch das der Frl. Whately in Kairo. Noch andere könnten hier genannt werden. Wir wollen aber diesmal weder eine vollständige Liste, noch auch eine Klassifikation dieser modernen Glaubensmissionen aufstellen, sondern nur einige Betrachtungen darüber anstellen, was ihnen allen gemein ist.

Wie sind dieselben wohl entstanden? und aus was für Umständen ist ihr Fortbestehen zu erklären? Unseres Erachtens wirken hier allerlei Ursachen zusammen. Es ist nicht richtig, wenn man die Glaubensmissionen lediglich als ein Werk des heiligen Geistes verherrlicht; aber auch nicht richtig, wenn man sie als eine bloße Ausgeburt des Eigenwillens oder der Schwärmerei verwirft. In den meisten Fällen ist wohl ein Durcheinander von göttlicher Leitung und menschlicher Willkür, von Geist und Fleisch anzunehmen. Die Glaubensmissionare sind auch keineswegs alle einander gleich. Wie bei anderen Menschenkindern, so finden sich auch bei ihnen allerlei Stufen der Reife, der Lauterkeit und der Tüchtigkeit bis hinauf zur Gottgefälligkeit und bis hinab zu offenbarer Unsolidität. Ins Einzelne läßt sich dergleichen nicht untersuchen. Im allgemeinen aber darf man wohl die Entstehung und die Fortdauer solcher Glaubensmissionen aus folgenden Umständen sich zu erklären suchen: 1) aus der außerordentlichen Begabung und Berufung, welche einzelne Personen unleugbar von Gott empfangen haben; 2) aus dem Unabhängigkeitstrieb und der Selbstzuversicht, die ein hervorstechendes Merkmal unseres jüngern Geschlechts in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist; 3) aus der Schwerfälligkeit, der Reglementier-

sucht, der Kaltherzigkeit und anderen Fehlern mancher Missionsleitungen; 4) aus dem Zustand der Auflösung aller kirchlichen Ordnungen, Bande und Pietätsgefühle, wie er vielfach in der Christenheit herrschend geworden ist; 5) aus dem damit eng zusammenhängenden Subjektivismus und Antinomismus unserer Zeit, wie er sich z. B. im Ueberhandnehmen eines gewissen Plymouthismus (Darbismus) nicht nur in der englisch- und französisch-sprechenden, sondern auch in der deuschen Christenheit geltend macht; 6) aus dem modernen Erweckungswesen und dem neu aufgekommenen Verlangen nach außerordentlichen Geistesgaben und Glaubenskräften.

Es gehört kein großer Scharfblick dazu, um zu erkennen, wie hier Berechtigtes und Unberechtigtes nebeneinander hergeht und oft sich mit einander vermischt; mehr als menschliche Unterscheidungsgabe dagegen wäre nötig, um in jedem einzelnen Falle zu unterscheiden, was und wie viel bei diesen Erscheinungen von Gott, was und wie viel von Menschen ist. Es hat uns doch gewundert, wie ein Zionswächter im „Theologischen Literaturblatt" (1885 Nr. 44) den Mut haben kann, frischweg zu behaupten, der Revivalismus (die Erweckungsbewegung) habe „abgewirtschaftet", ein Mann wie Pearsall Smith sei „vergessen", von Moody höre man nichts mehr, und das alles darzustellen als einen Beweis dafür, daß das ganze Erweckungswesen nichts sei als ein Humbug. Desgleichen hat es uns gewundert, in der „Allg. Missionszeitschrift" über Taylors afrikanische Missionsexpedition das etwas schnell fertige Urteil zu lesen: „Alle wahren Freunde der Mission sollten es sich angelegen sein lassen, daß dies Unternehmen nicht mit der heiligen Sache der Mission identifiziert werde." Wer die Geschichte des neuern Missionswesens kennt, der muß wissen, daß es rein unmöglich ist, innerhalb derselben eine Grenze zu ziehen zwischen dem, was „heilige Sache der Mission" und was menschliche Ungeduld, fleischlicher Eifer und oberflächliche Methodisterei ist. Jene Orthodoxen, welche einst die Missionsplane eines Freiherrn von Welz für eitel „Träumerei" erklärten, diesem edlen Jünger Jesu selbsterwählte Gottseligkeit, Leutebetrügerei und einen quäkerischen Geist vorwarfen, vor der Jesusgesellschaft aber, die er vorgeschlagen hatte, mit den Worten das Kreuz machten: „davor behüte uns, lieber Herre Gott!" — jene Orthodoxen des siebzehnten Jahrhunderts meinten auch, das Rechte getroffen zu haben und ihrer Sache gewiß zu sein; aber

1*

wie gewaltig haben sie sich geirrt! Ja, es steckte — wenn man so will — wirklich etwas von dem „quäkerischen Geist“ nicht nur im guten Freiherrn von Welz, sondern auch in allen seinen Nachfolgern, in der ganzen evangelischen Mission; aber in welchem Sinn? Nachweisbar sind es die Quäker gewesen, welche zuerst „in weltumfassendem Missionsdrang“ ganze Scharen von (männlichen und weiblichen) Aposteln über die See nach Irland, über den Ozean nach Nordamerika und Westindien, über den Kanal nach Holland, Deutschland, Frankreich und Italien, ja bis nach Konstantinopel aussandten. Später waren es die Baptisten, Independenten und Methodisten, von welchen neue Missionsunternehmungen in England ausgingen, und wie diese auch nach Deutschland und Amerika hinüber gewirkt haben, ist bekannt. So ist also aus dem „Quäkergeist“ doch auch ein Missionsgeist hervorgegangen. Will aber jemand sagen: ja, das alles ist richtig, aber eben deswegen darf auch das ganze „moderne“ Missionswesen, sofern es von diesem englisch-sektiererischen Geiste beeinflußt ist, ja nicht „mit der heiligen Sache der Mission identifiziert“ werden, so fragen wir billig: ja, wo ist denn diese „heilige“ Mission zu finden? etwa bei den alten Pietisten und Herrnhutern? Aber wie sehr wurden auch diese von der kirchlichen Orthodoxie ihrer Tage verdächtigt und verketzert! Oder wird bei uns in Basel, in Berlin, in Leipzig die Mission jetzt so „heilig“ betrieben, daß wir ein Recht hätten, Bischof Taylors Extravaganzen oder gar das ganze moderne Erweckungswesen, jene „Glaubens-Missionen“ eingeschlossen, als die Ausgeburt eines Geistes darzustellen, von dem wir nichts haben und von dem wir auch nichts lernen können? Wir selbst haben ja oft genug gegen die Taylorsche Schwärmerei und gegen andere Auswüchse des „Revivalismus“ protestiert; aber ebenso laut müssen wir nun auch protestieren gegen den Richtgeist, der, mit Geß zu reden, „tief auch in vielen deutschen Herzen wohnt. Die Selbsttäuschung, als ob man sich durch das Richten über andere vom eigenen Gerichtetwerden loswinden könnte, liegt uns gar zu nah.“ Es ist ja keine Kunst, Menschen zu entdecken, mit denen es noch übler steht als mit uns; aber wer giebt uns das Recht, diese Menschen deswegen zu behandeln, als wären sie nicht auch Fleisch von unserm Fleisch und Bein von unserm Bein?! Jeder „wahre Freund der Mission“, der sich die Mühe nehmen will, die Erweckungsversammlungen, wie z. B. Schrenk

sie in Frankfurt gehalten hat, oder die Evangelisationsversammlungen, wie sie in Basel beständig stattfinden, wirklich kennen zu lernen, der wird den Eindruck erhalten, daß hier ein Geist weht, den wir nicht verleugnen können, wenn wir nicht den Baum umhauen wollen, an dem wir selbst ein Zweig sind. Was aber Taylor betrifft, so glauben wir zuversichtlich, daß im Grunde auch er und seine Genossen von dem nämlichen Geiste beseelt sind und daß ihr Fehler nur darin besteht, daß sie noch weniger — ja noch weniger — als wir aus der Missionsgeschichte gelernt haben und noch weniger als wir nach den Grundsätzen einer gesunden Missionswissenschaft fragen. Auch wir haben Lehrgeld zahlen müssen, und wir haben ja wohl auch etwas gelernt, aber noch lange nicht genug. Darum gilt es bescheiden sein.

Gerade die sogenannten Glaubensmissionen können uns lehren, daß in unseren wohlgeordeten, altehrwürdigen Missionsgesellschaften am Ende doch des Reglementierens und Schablonisierens zu viel ist, daß dem Einzelnen zu wenig freier Spielraum gelassen und der Entfaltung individueller Gaben und Neigungen zu oft ein Riegel vorgeschoben wird. Es geht zu unpersönlich, zu anstaltsmäßig bei uns zu. Der Grundsatz, daß jeder einzelne nur ein dienendes Glied am Ganzen zu sein hat, wird soweit getrieben, daß am Ende aus dem Ganzen eine große Maschine wird, deren Bestandteile nicht mehr lebendige Glieder, sondern tote Werkzeuge sind. Nun, gegen diese Gefahr sind die Glaubensmissionen eine natürliche Reaktion. In ihnen herrscht schrankenlos der Individualismus. Eine Zeitlang geht das vortrefflich. Alles ist einfach, frisch und lebendig. Es wird weniger Geld verbraucht und eifriger gearbeitet, als in den Anstaltsmissionen. Es giebt auch weniger Streit und Unannehmlichkeiten. Aber die Freude dauert meist nicht lang. Sobald das Werk sich ausdehnt, muß der Gründer desselben sich nach Gehilfen umsehen, und wenn er arbeitsunfähig wird, muß er seine Station diesen Gehilfen überlassen. Aber nur zu oft bewähren sie sich nicht. Sie müssen entlassen werden. Das macht böses Blut. Nicht nur die zunächst Betroffenen sind beleidigt, sondern auch ihre Freunde in der Heimat werden stutzig. Man forscht nach, ob auch alles mit rechten Dingen zugegangen sei. Es giebt unerquickliche Korrespondenzen und Verhandlungen und — die Ideale sind zerronnen! Oder aber, der Gründer einer solchen Glaubens Mission führt kräftig sein Werk fort und genießt uner-

schüttert das Vertrauen seiner Freunde. Er baut Häuser, kauft Aecker, gründet Christendörfer und wird ein großer Herr. Plötzlich stirbt er und für einen Nachfolger ist nicht gesorgt. Ja, es weiß niemand, wem eigentlich all die Felder und Häuser gehören. Entweder giebt es Streit darüber, oder die Erben des Verstorbenen treten stillschweigend in den Besitz ein und es stellt sich heraus, daß die Gaben der Missionsfreunde schließlich nur dazu gedient haben, der Familie eines braven Mannes zu Ansehen und Wohlstand zu verhelfen. Das sind einige Gefahren der Glaubens-Mission, Gefahren, die sich oft schon nach wenig Jahren geltend machen und laut genug nach Abhilfe schreien.

Die Freunde und Beförderer solcher Missionen sehen das selbst ein, wenigstens manche von ihnen. So hat sich zu Oberlin im Staat Ohio im Spätjahr 1885 unter der Benennung „Die amerikanische Glaubens-Mission" eine neue Gesellschaft gebildet, welche offenbar den Zweck hat, den oben genannten Gefahren entgegenzuwirken und wo möglich vorzubeugen. Aus den Kreisen der dortigen Erweckten waren nämlich im Laufe der letzten Jahre mehrere Glaubens-Missionare hervorgegangen und ein frommer Gemeindeältester, der Schmied O. M. Brown, hatte sogar ein eigenes Missionsblatt gegründet, in welchem die Briefe dieser Brüder und Schwestern abgedruckt wurden. Man wollte nicht eigene Wege gehen, auch den bestehenden Gesellschaften in keiner Weise Abbruch thun; kein Schritt wurde ohne Selbstprüfung und Gebet gethan; auch begangene Fehler zu bekennen, scheute man sich nicht. Es war kein hoher Geist, der da herrschte. Man blieb offen für Belehrung und lernte daher auch aus der eigenen Erfahrung, ganz wie wir in Basel und anderwärts auch gelernt haben und nicht selten erst durch Schaden klug geworden sind; ein neuer Beweis dafür, daß sie und wir — Zweige Eines Stammes, Glieder Eines Leibes sind.

Was nun die neue Glaubens-Missions-Gesellschaft in Oberlin betrifft, so dürfte es von Interesse sein, wenigstens die Hauptpunkte ihrer Verfassung kennen zu lernen. Nach § 2 soll der Zweck derselben der sein: das evangelische Missionswerk auf allen Punkten des großen Erntefeldes zu fördern, wo immer Gott durch seinen Geist und seine Leitung dazu ruft, und bewährte evangelische Arbeiter, welche mit den Grundsätzen der Glaubens-Mission inbetreff

ihres Unterhalts und ihrer Arbeitsweise übereinstimmen, zu unterstützen. § 4. Jeweilen im Oktober soll eine Jahresversammlung abgehalten werden zum Zweck der Berichterstattung, der Wahl von Beamten und der Erledigung sonstiger Geschäfte. § 5. Diese Beamten sind ein Präsident, ein Vizepräsident, zwei Sekretäre und ein Kassier, welche in Verbindung mit andern in Oberlin wohnhaften Gesellschaftsmitgliedern das Komite bilden und jedes Jahr neugewählt werden sollen. § 8. Keiner dieser Beamten soll eine feste Besoldung erhalten; wird es aber nötig, daß einer von ihnen seine ganze Zeit und Kraft der Gesellschaft widmet, so kann für ihn in derselben Weise wie für die Missionare gesorgt werden. § 9. Die Gesellschaft verpflichtet sich nicht, irgend einen Missionar regelmäßig zu besolden, wird aber Gaben, die ihr für bestimmte Missionen anvertraut werden, an diese übermitteln und sonstige Beiträge an die mit ihr verbundenen Arbeiter verteilen. § 10. In der Ueberzeugung, daß die Missionare selbst am besten beurteilen können, was für ihr Werk gut oder nötig ist, will die Gesellschaft sich keine Autorität über sie anmaßen, sondern sie frei lassen, ihre Arbeit so zu treiben, wie der Geist Gottes sie leitet. § 11. Die Gesellschaft wird ihr Vertrauen und ihre Unterstützung keinem Missionar entziehen, wenn derselbe nicht zuvor Gelegenheit gehabt hat, vor einem Schiedsgericht sich zu rechtfertigen. Der Angeklagte selbst soll hiezu einen Mann ernennen, die Gesellschaft einen andern und diese zwei einen dritten, und was diese drei nach sorgfältiger Untersuchung beschließen, dabei soll es endgiltig bleiben u. s. w.

Das ist ein Schritt vorwärts, und wenn alle Glaubensmissionen diesem Beispiel folgen, so werden sie mit Ehren aus der Sackgasse wieder herauskommen, in welche sie andernfalls immer tiefer hineingeraten müssen. Wie wir hören, ist gegründete Aussicht vorhanden, daß auch die skandinavische Freimission in Santalistan, die fälschlich so genannte »Indian Home Mission to the Santhals«, unter die Leitung einer europäischen Gesellschaft kommen wird. Hie und da haben sich ja einzelne Glaubens-Missionare auch schon freiwillig einer bestehenden Gesellschaft angeschlossen. Manche von Taylors Gefährten werden vielleicht auch einmal diesen Weg gehen. Freilich werden wohl je und je auch wieder neue Freimissionen entstehen und eine Zeitlang mit mehr oder weniger Segen wirken. Es kommt nicht darauf an, daß die eine Art des Missionierens von der andern ver-

schlungen werde. Es ist genug, wenn wir alle von einander lernen und wenn ein jeder so wandelt, wie Gott ihn führt. Gott arbeitet nicht nach der Schablone. Aber er ist ein Gott des Friedens, der nicht will, daß seine Kinder einander richten und verachten. Wie es neben der amtlich verfaßten Kirche allerlei freie Vereine giebt, so wird es neben den fest organisierten und stramm geleiteten Gesellschafts-Missionen wohl immer auch einzelne Freimissionare geben, sog. Einspänner, die mehr ausrichten, wenn sie für sich bleiben, als wenn sie mit anderen zusammen arbeiten. Der Herr hat sie beide gemacht. Und wie es in jeder wachsenden Familie neben den schon erzogenen und ganz respektabel sich aufführenden Kindern immer wieder jungen Nachwuchs giebt, der viel Not und viel Lärm macht, aber auch neues Leben ins Haus bringt, so wird es mit Gottes Hilfe neben dem wohlgeordneten Kirchentum, das theologisch geschult, bürgerlich anerkannt und in die Welt bereits eingelebt ist, wohl immer auch ein mehr laienmäßiges, vielleicht übertrieben weltflüchtiges Erweckungswesen geben, vor welchem jenes sich durchaus nicht zu fürchten braucht, so lange es selbst nur ein gutes Gewissen hat. Die Mission ist ein Volkskrieg, den alle Gläubigen unter ihrem König Jesus zu führen haben gegen den Erbfeind des Reiches Gottes. Da giebt es berufsmäßige Soldaten, aber auch freiwillige Hilfstruppen, eine regelrechte Armee, aber auch irreguläre Freischärler. Thut nur ein jeder seine Pflicht und sucht nicht das Seine, so wird der Feind — das ist sicher — um so energischer bekämpft und am Ende um so gründlicher besiegt werden.

Kommt, laßt uns kindlich sein,
Uns auf dem Weg nicht streiten!



La Lomo, der Fetischprophet.

Zweiter Teil.

Vorbemerkung von E. Wallroth.

Der erste Teil dieser im Gâ-Land auf der Goldküste spielenden Erzählung ist im Missions-Magazin 1881, 1 ff. erschienen. Nicht um die Fortsetzung dieser Geschichte zu rechtfertigen, sondern um die geneigte Aufmerksamkeit des Lesers auf dieselbe zu richten, sei folgendes vorausgeschickt.

Wer wird besser ein ganz fremdes Land und Volk in einem entfernten Erdteil beurteilen können, ein Zeitungskorrespondent, welcher ganz ohne oder doch ohne genügende Kenntnis der Landessprache etwa höchstens 10 Wochen sich dort aufhielt, oder ein Missionar, der Jahr aus Jahr ein unter solchem Volke wohnt? Nun, auch die geographischen Fachzeitschriften sind zur wahren Ansicht in den meisten Fällen zurückgekehrt und geben dem Missionar, wenn dieser nur einigermaßen mit den dazu erforderlichen Kenntnissen ausgerüstet ist, den Vorzug. Denn ein Missionar erlernt die Landessprache, kommt in alle Schichten und Wohnungen der Bevölkerung und erfährt, wenn er mit der Zeit das Vertrauen der Leute sich erworben hat, vom Volke selbst dessen Sitten, Anschauungen, Gebräuche u. s. w. Gerade sein Beruf, die Ausbreitung des Evangeliums, führt ihn tief in die Erforschung des Volkslebens, Aberglaubens u. s. w. hinein.

Daher wird allen Freunden der Mission, wie auch der Erd- und Völkerkunde die Bohnersche Erzählung hoch willkommen sein. Sie bringt mancherlei über Sitten, Gebräuche, religiöse Anschauungen, Ehe, Totenfeier, Königswahl, Verfassung der Städte und Dörfer, das Kriegswesen u. dgl. Ja, wie der Verfasser hofft, wird der „La Lomo" (eigentlich „La's Fürst") spätern christlich gewordenen Geschlechtern jenes afrikanischen Negervolkes ein Bild vergangener finsterer Zeiten geben können. Man weiß es ja, daß auf den Südsee-Inseln mancherlei religiöse Vorstellungen der heidnischen Vergangenheit, weil sie nie schriftlich aufgezeichnet wurden, verschwunden und vergessen sind. Auch den deutschen Afrika-Freunden kann der La Lomo gute Dienste thun, da Deutschland östlich von dieser Goldküste im Togo-Gebiet eine Kolonie besitzt. Ebenso kann ein Pastor für seine Missionsstunden aus dieser Geschichte manches Anschauungsmaterial entnehmen. Besonders aber wird allen afrikanischen Missionaren eine derartige Darstellung von großer Wichtigkeit sein. Eine genaue Kenntnis der Sitten, Gebräuche und religiösen Anschauungen, wie sie aus dieser Erzählung geschöpft werden kann, wird ihnen viele unangenehme Erfahrungen ersparen und vor allem den jungen Missionaren ein willkommenes Vademecum sein. Den Freunden der Mission aber wird durch eine derartige

Geschichte erst recht klar werden, wie schwer der Kampf gegen die Bollwerke des Heidentums ist, aber auch, wo am besten die Hebel angesetzt werden können, um diesen Koloß zu stürzen. Auch ist diese Fortsetzung des La Lomo ein Beweis, daß die Baseler Missionare so recht unter'm dortigen Volk leben. Denn nichts als persönlich Erlebtes oder Gesehenes, hie und da auch gewissenhaft Erkundigtes, ist hier erzählt worden.

Da aber manchem Leser dieses neuen Jahrgangs der erste Teil des „La Lomo" entweder nicht mehr im Gedächtnis oder vielleicht noch gar nicht bekannt sein wird, so folge hier ein gedrängter Ueberblick über jenen ersten Teil „Owu als Wongtschä":

Owu, ein stattlicher junger Ehemann in La, meldet sich bei einem Wongtschä oder Wahrsager, namens Odonko, als Lehrling an. Unter vielem Rumtrinken und verschiedenen kostspieligen Verhandlungen mit den Priestern zu La und denen im nahen Täschi wird der bis dahin ehrliche Owu in die Betrügereien und Gaukeleien der Fetischpriester eingeweiht; das hat ihn aber so in Schulden gebracht, daß er dem Rumverkäufer seinen Sohn verpfänden muß. Bald nach dem Homowofest wird er vor dem Tempel des Hauptfetisches Lakpa in sein Amt feierlichst eingeführt und tritt zum erstenmal öffentlich auf, wobei die Fetischgottheit Chrolo aus ihm spricht. Dann geht's auf Reisen, wo Owu als Wunderdoktor und Fetischmann sich viel Ruhm und auch Geld erwirbt. Rumtrinken, Abschlachten von Hühnern, grobe Betrügereien müssen dabei mithelfen. Besonders macht er im abergläubischen Berekuso sein Glück. Er setzt es durch, daß der gefürchtete Fetisch von Berekuso, „Akotia", nach La übersiedelt. Während des Lakpafestes ist Owu krank; aber genesen, verschafft er einem kinderlosen, reichen Mann in Christiansborg den ersehnten Sprößling, und seiner geleerten Kasse ist wieder aufgeholfen. Nun kauft er nach langem Streit mit dem Rumhändler seinen verpfändeten Sohn Odoi wieder frei und gründet dann in den Schai-Plantagen am Fuß des Akwapem-Gebirges eine Niederlassung, „Donja", und siedelt mit seiner ganzen Familie dorthin über. Unter den abergläubischen Schai-Bewohnern kann er gute Beute machen und auf seinem Grundstück durch einen wachsenden Oelhandel ebenfalls reichen Gewinn erzielen. Aber die Mannbarkeitsfeier seines Neffen Anang kostet viel Geld, so daß Owu seinen Lieblingswunsch, Gbalo oder Prophet zu werden, noch hinausschieben muß. Die Höhe des Unglücks aber wird erreicht, als er auf einem Besuch bei seinem frühern Lehrmeister in La einen gewissen Donko durch Unvorsichtigkeit — eigentlich aber durch heimtückischen Verrat seines Nebenbuhlers Mensa Kwao und eine zu scharfe Lauge — des einen Auges beraubt hat. Eine große Zusammenrottung entsteht, zwei Polizisten erscheinen und schleppen unsern Helden nach Akra zum englischen Kommandanten, welcher ihn verhört und gefangen setzen läßt. Damit hat der erste Teil sein Ende erreicht und wir lassen uns nun von Missionar Behner die weitern Schicksale Owus erzählen:

Owu als Gbalo.

Von H. Bohner.

1. Die Erscheinung.

Der Homowo, das bekannte Ernte- und Götzenfest der Stadt La mit seinem wüsten Treiben ist vorüber. Doch kehrt die Bevölkerung noch nicht auf ihre Landsitze zurück, sondern thut sich noch gütlich bei den verschiedenen Familienfesten, die sich, wie immer, an das Götzenfest angeschlossen haben. In wenig Wochen wird da durch maßloses Trinken und andere Verschwendung der Ertrag einer ganzen Ernte aufgebraucht. Familien, die wegen ihrer Armut schon Jahre lang die übliche Feier für einen ihrer Toten nicht veranstalten konnten, suchen sich jetzt dieser „Schande“ zu entledigen, indem sie das aus Not Versäumte nachholen. Infolge dessen haben Trommler, Sänger und Klageweiber viel Arbeit, und die ganze Stadt ist mit Menschen angefüllt.

Es ist Dienstag abends. Viele Einwohner, des Lärmens und Tanzens des Tages müde, haben sich zur Ruhe begeben. Plötzlich ertönt ein greller Schrei mit anschließendem Fetischgesang; und da auch der dumpfe Ton der Fetischpauke ertönt, so weiß jedermann, daß ein Fetisch „herabgefahren“, um irgend eine Offenbarung zu geben. Und diese Offenbarung muß sehr wichtig sein, sonst würde sie nicht in so später Nachtstunde noch erfolgen. Droht etwa ein Krieg, oder ist vielleicht ein Erdbeben im Anzug? so mochten viele fragen. Es war aber etwas ganz anderes, was die Dede Okomfo den ihr Lauschenden verkündigte. Der weibliche Fetisch Chrolo macht nämlich durch sie allen bekannt, daß morgen der berühmte Fetisch Sakumo von Tema einen Gbalo, d. h. Propheten senden werde.

Dede Akomfos Ausspruch erfüllte alle mit Verwunderung und Neugier. Wer der verheißene Prophet etwa sein könnte, das vermutete man mit ziemlicher Gewißheit, ja man flüsterte einander schon seinen Namen zu; aber niemand wagte es, öffentlich ihn zu nennen. Die Neugier galt also weniger der Person des Erwarteten, als vielmehr der Art und Weise seines Auftretens. Alle freuten sich der Dinge, die da kommen sollten, und nahmen sich fest vor, am nächsten Tage die Stadt nicht zu verlassen.

Ein Mann jedoch wagte sich vor die Stadt hinaus. Er wollte, wie er sagte, in der Morgendämmerung an die Lagune zwischen La und Täschi auf den Krebsfang gehen. Wie er nun einige hundert Schritte unterhalb La gekommen ist, sieht er in der Ferne, auf dem Felsen an der See, etwas Weißes. Näher kommend, erkennt er die Umrisse einer menschlichen Gestalt, und bald ist es ihm zweifellos, daß es der verheißene Prophet des Sakumo sein muß. Sobald er sich hievon überzeugt hat, ist seines Bleibens nicht mehr. Er rennt, so schnell er kann, der Stadt zu, und fast atemlos verkündigt er's durch die Straßen: »Mina gbalo le le, mina gbalo le le!« d. h. „ich habe den Propheten gesehen, halloh! ich habe den Propheten gesehen, halloh!" In einigen Minuten war die ganze Einwohnerschaft auf den Beinen und in zwei langen Reihen zog man singend dem allbekannten Geheimort der Wongtschä von La und Täschi zu, wo die Erscheinung wahrgenommen worden war.

Sehen wir uns inzwischen den „aus der See Aufgetauchten" etwas genauer an. Er ist eine hehre Gestalt von schönem Wuchs; auf dem Haupte trägt er nicht etwa die häßliche Fetischkappe, sondern einen schönen turbanartigen Hut aus weißem Shirting. Ein langes weißes Tuch ist mehrmals um seine Lenden geschlungen, so daß das eine Ende vorne lang herabhängt, das andre aber nach hinten eine Schleppe bildet. Endlich hüllt ihn ein schneeweißer Mantel ein, der in breiten Falten über seine Schultern herabhängt. In den Händen hält er als Abzeichen seines Amtes eine Art Schellenbaum, eine Feuerzange und einen aus Binsen gefertigten Besen. An seinen Knöcheln sind ebenfalls einige Schellen oder Glöckchen befestigt. So schreitet er auf und ab, die Lobgesänge berühmter Fetische anstimmend. Den Takt dazu giebt das Klingeln der Schellen und das Schleudern des Besens. Abwechselnd wirft er ihn mit der einen Hand in die Höhe und fängt ihn mit der andern wieder auf.

Die Menge nähert sich ihm; aber ganz nahe zu treten, wagt niemand. Denn unmittelbar vor oder hinter dem Propheten zu gehen, wäre eine Verunreinigung desselben. Singend zieht man in die Stadt. Daß ein so berühmter Fetisch wie Sakumo einen Gbalo gesandt hat, betrachtet man als ein neues Gnadenzeichen. Dieser Freude geben die Lobgesänge Ausdruck, denn das Volk singt von einer Menge von Fischen, Korn, Yams u. s. w. Am Eingang in die Stadt macht der Fremdling Halt und fragt, wo des Königs

Haus sei, und schnell, wie durch einen Telegraph, trägt man diesem die Kunde zu: „Mache dich bereit, er fragt nach dir." Die Prozession nimmt nun die Richtung nach des Königs Wohnung. Hier hält der Prophet, und nachdem er sich vergewissert, daß der vor ihm auf einem großen Schemel Sitzende der König und der zu seiner Rechten sein Sprecher ist, bietet er jenem den gewöhnlichen Morgengruß: „Wie geschlafen, wie geschlafen?" welchen dieser schmeichelnd erwidert: „Mein Schlaf war in deiner Hand." Dann wendet er sich an den Sprecher: „Sage dem König, daß ich aus der See gekommen bin. Unser großer Fetisch Sakumo hat mich gesandt, daß ich hier in dieser Stadt wohnen soll. Alle Fetische lassen ihn grüßen und ihm und seinen Stadtkindern sagen, wenn sie alle ihre treuen Verehrer wären, würde es ihnen gut gehen. Jetzt aber solle er mir ein Prophetenhaus bauen, daß ich darin wohnen kann." Der König erwiderte diese Ansprache mit den größten Freudenbezeugungen: „Dank, vielen Dank den Vätern (Fetischen), daß sie dich gesandt haben! Wie geht es ihnen?" — Antwort: „Sie sind wohl." — „Für ein Haus wollen wir sorgen; bis dieses aber fertig ist, bitten wir dich, mit einem Zelt vorlieb zu nehmen, welches dir die Jünglinge sogleich errichten sollen." Der Befehl wird gegeben und in kurzer Zeit hat man, etwas abseits, an ein großes Haus anlehnend, von Matten ein Zelt hergerichtet, das nun der hohe Gesandte als seine vorläufige Wohnung bezieht. Ein gewöhnliches Haus darf er nicht benutzen.

Der Gbalo benahm sich nicht wie ein Besessener, sondern redete in verständlicher Sprache. Doch bemerkte man zum Schluß seiner Rede ein mächtiges Zucken in seinem Körper, das die Gegenwart des Fetisches verriet, was die Menge mit noch mehr Scheu erfüllte. Kein Mensch, nicht einmal seine Frau und Kinder, wagten ihn zu grüßen oder auch nur ihm zu nahen. Die Gehilfinnen der Wulomoi (Sänger- und Tänzerinnen) beim letzten Homowo bereiteten ihm das Essen. Es durften ihm dasselbe aber nur Kinder überbringen, da das Nahen Erwachsener den Propheten hätte verunreinigen können. Die Kinder sogar mußten zu diesem Zweck gebadet, mit heiliger weißer Erde gezeichnet und bekränzt werden.

Indessen begann der Hausbau. Es wurde ein Platz am Ende der Stadt dazu ausersehen. Unter vielem Lärm wurde Erde aufgehackt, mit Wasser befeuchtet, geknetet und nach einigen Tagen zu

runden Ballen geformt, mit denen eine etwa 4 Fuß hohe, runde Mauer aufgeführt wurde. Die Ballen wurden beim Aufeinanderdrücken flach, das noch Uebrige der runden Form plättete man mit einem großen Messer. Auf diese Mauer wurde ein sehr hohes, turmähnliches Dach von runden Waldstangen und Gras gebaut, der kleine Eingang mit einem Vordach versehen und der innere, etwa 12 Quadratmeter große Raum in zwei Zimmer abgeteilt. Fenster oder Läden waren nicht daran. In diese von der Stadt La freiwillig errichtete Wohnung hielt der neue Prophet seinen Einzug. Daß es Owu, der Held unserer Erzählung ist, wird der freundliche Leser wohl schon erraten haben. — Wie ist er aber aus dem Gefängnis herausgekommen und zu dieser Würde gelangt?

---

2. Der Wongtschä im Gefängnis.

Wie träumend war Owu ins Gefängnis gekommen. Nach seiner Ansicht war er keines Vergehens schuldig, denn er hatte nur gethan, was die andern Wongtschä von ihm verlangten. Daß die Geschichte mit den Augen des Donko einen so schlimmen Ausgang nahm, daran konnte nichts anderes, als die zu scharfe Medizin schuld gewesen sein; diese hatte aber nicht er, sondern Odonko oder ein anderer Wongtschä bereitet. Er war deshalb äußerst trotzig und empört über die Ungerechtigkeit der Menschen; endlich aber wurde er weicher und suchte, so gut er konnte, sich in seine Lage zu finden.

Für seine Freunde in La war seine Gefangennahme ebenfalls ein Donnerschlag aus heiterm Himmel. Sie klagten, daß man den Fetisch nicht mehr respektiere, schimpften über die Engländer, die sich in alles mischen, besonders aber über diejenigen Schwarzen, welche sich zu deren Knechten hergeben. Daß ihr Freund nicht lange eingesperrt bleiben dürfe, stand allen fest; wie er aber frei zu machen wäre, wußte niemand. Vorwürfe konnte keiner dem andern machen; nur der neidische Wongtschä Kwao Mensa wagte es, hie und da auszusprechen, Vater Odonko sei an allem schuld, denn er habe Owu eine zu starke Medizin verabreicht. Das einzige, was man in der Sache thun konnte, war nach aller Ansicht das: Donko in die Kur zu nehmen und zu sehen, ob sein Auge nicht noch zu retten sei. Da Kwao Mensa sehr mit seinen Medizinen prahlte, so überließ man ihm den Patienten.

Die Kunde von Owus Einsperrung war von einem Verwandten so schnell wie möglich seiner Familie nach Donja überbracht worden. Sogleich machte sich seine Frau mit den Kindern auf den Weg nach der Küste; nur der Neffe Anang blieb zurück. Hier hatten nun die Aeltesten und der König schwere Tage; denn das Weib zog mit ihren Kindern von Mann zu Mann und jammerte ihnen die Ohren so voll, daß sie sich nimmer zu helfen wußten. Man hielt wieder Rat und entschloß sich endlich zu zwei Schritten: erstens den berühmten und gefürchteten Advokaten Bannerman zu konsultieren und zweitens, wenn irgend möglich, Owu hievon Kunde zukommen zu lassen, um ihn zu trösten Bis der erste Beschluß gefaßt war, kostete es einen heißen Kampf, denn die hiebei in Betracht kommende Geldfrage machte vielen bange, und Kwao Mensa meinte, es schade Owu nichts, wenn er auch einmal eine Zeitlang das Brod der Weißen esse; doch drangen er und sein Anhang nicht durch.

Am nächsten Tage beschied König Akono Owus Halbbruder zu sich und gab ihm folgenden Auftrag: „Morgen, wenn es gut Tag geworden ist, dann begieb dich auf die Straße, welche von Akra nach Christiansborg führt. Dort wirst du „Fußeisenträger" sehen, welche nach Christiansborg kommen, um den Engländern ihre Aborte zu leeren. Ist Owu darunter, dann gehe neben ihm her, aber so, als ob er dich nichts angehe. Schaue ihn nicht an, aber sage ihm, er solle sich in Geduld fassen; man werde alles thun, um ihn frei zu machen. Die Väter hätten sich an Herrn Bannerman gewandt, der werde ihn gewiß frei machen, er solle also nur zufrieden sein." Abe ging; die „Kettenträger" kamen auch, acht Mann hoch, in grauen Leinwandhosen und Kitteln mit Kappe von gleichem Stoff, zwei und zwei zusammengeschlossen, von zwei Polizisten bewacht. Abe musterte sie genau, fand aber weder seinen Bruder, noch einen andern Bekannten darunter. Ein vorbeigehender Freund riet ihm, nach Akra zu gehen, dort könne er noch mehr Leute „in des Königs Leinwand" arbeiten sehen; vielleicht sei Owu unter jenen. Aber auch in Akra war Owu nicht zu entdecken. Enttäuscht und niedergeschlagen ging Abe heim.

Daß Owu bei den arbeitenden Sträflingen nicht zu finden war, hatte seinen Grund darin, daß er als politischer Gefangener betrachtet wurde und als solcher mehr Freiheit genoß. Daß er unter Verbrechern sich befand, war Owu nicht so peinlich, als daß seine

meisten Genossen aus dem Hochsudan oder Kruneger von der Zahnküste waren. Obgleich alle die gleiche schwarze Haut hatten, wie er, ja in Bezug auf Arbeit und Gewerbe Tüchtigeres leisten konnten, als irgend ein Gäneger, so dünkte sich doch Owu weit über sie alle erhaben. Noch mehr als die Gesellschaft aber wurde ihm nach und nach die Kost im Gefängnis zuwider. Zu Haus bei seiner Frau hatte er täglich zweimal Gekochtes zu essen gehabt, und nun mußte er sich Tag für Tag mit Welschkornbrot und an der Sonne getrocknetem Salzhäring begnügen. Sein einziger Trost war die Bekanntschaft und der Verkehr mit einem seiner Leidensgenossen. Derselbe hatte eine ähnliche Laufbahn betreten, wie Owu, nur that er's »jä blofo mli«, d. h. auf europäische Art. Während Owu sich als den Gesandten und Vertreter der unsichtbaren Fetische ausgab und die Leute prellte, gab dieser vor, das Gleiche bei der englischen Regierung zu sein. Irgend ein Fetzen einer Uniform, eine alte blaue Hose oder Rock oder eine Kappe, ein Stück Papier, vielleicht sogar eine Gerichtsvorladung mußte ihn bei der Bevölkerung des Innern legitimieren und seinen Urteilssprüchen Geltung verschaffen. Von diesem Mitgefangenen wurde Owu zur Flucht beredet, und ein dritter schloß sich an. Die Gelegenheit kam. Es war, wie fast immer, der Sonntag Morgen, wo sämtliche Gefangene von den Polizisten zum Baden an die See geführt wurden. Hiebei nun schwammen unsre drei Verbündeten, so weit sie konnten, in die See hinaus, trieben dann eine große Strecke abwärts, ehe sie sich dem Lande näherten, um in den mit Kaktus gekrönten Sanddünen zu verschwinden. Man gewahrte aber ihre Flucht, verfolgte sie und konnte auch wirklich des einen von ihnen habhaft werden. Owu aber und sein Freund waren glücklich entkommen. Der erstere eilte geraden Weges nach seinem Wohnort Donja, wo er in später Mitternachtsstunde ganz unverhofft bei seiner Familie eintraf.

Was seine Flucht für Folgen haben werde, darüber hatte sich Owu keine Gedanken gemacht. Es war deshalb ein niederschmetternder Schlag für ihn, als ihm nach kurzer Zeit die Nachricht zu Ohren kam, man habe seinen Bruder Abe gefänglich eingezogen und behandle ihn wie einen Verbrecher; er müsse jeden Tag mit einem hohen zweirädrigen Karren in Christiansborg für die Engländer Wasser holen. Ja, so war es. Die Polizei hatte sich diesmal nicht damit begnügt, an allen Straßenecken durch Plakate mit großem

Druck bekannt zu machen, N. N. sei entlaufen, wer ihn fange, erhalte 20 Mark Belohnung; sondern man hatte zu jenem wirksamern Mittel gegriffen. Ob an dieser außergewöhnlichen Maßregel der Gefängniswärter, bei dem Abe ein zweites Mal eine Bestechung durch Rum versucht hatte, um zu seinem Bruder zu gelangen, oder der Advokat schuld war, ist dem Erzähler unbekannt. Wie dem auch sei, Owu war in seiner Ruhe gestört; denn daß sein Bruder für seine Freiheit mit Zwangsarbeit zahlen sollte, war ihm doch gar zu bitter. Was sollte er aber machen? Sich wieder stellen? Davor graute ihm, denn er wußte, daß man ihm jetzt doppelte Strafe auferlegen würde. So blieb ihm nichts übrig, als tüchtig auf die Aeltesten zu schimpfen, daß die dem Advokaten gegenüber so geizig gewesen seien und ihm die geforderte Summe von 400 Mark nicht bewilligten. Aber damit war weder er noch sein Bruder frei, denn auch er selbst war eigentlich ein Gefangener, da er sich nirgends sehen lassen durfte. Seine Freunde, die ihn im Geheimen besuchten, hielten ihn zwar für sicher, weil sein Dorf sehr weit entlegen sei und es sobald niemand wagen werde, ihn zu verraten. Aber dennoch geschah das Letztere zum großen Erstaunen aller. Ganz unvermutet stellten sich zwei Polizisten in Donja ein und nahmen Owu fest. Nun wurde er geschlossen ins Gefängnis geführt, wo er, im Innersten ergrimmt über die Bosheit der Menschen, dem Leibe nach aber müde und matt von der Reise, anlangte. Dazu kam nun noch die Schadenfreude der Mitgefangenen. Von Anrufen der Fetische war keine Rede, denn er wußte ja nur zu gut, daß diese bloß in der Einbildung des Volkes existierten, und den lebendigen Gott kannte er nicht; so ergab er sich denn trüb und stumpf in das Unvermeidliche.

3. Die Erlösung.

Etwa um die gleiche Zeit, da ein boshafter Mensch Owus Aufenthaltsort den Polizisten verraten hatte, trat auch wieder einmal die Pockenseuche in La auf. Wie Owu dieser Krankheit den ersten Ruhm verdankte, als er Wongtschä wurde, so sollte sie ihm nun zur Freiheit verhelfen. Als die ersten Erkrankungen bekannt wurden und zugleich die Kunde von Owus erneuter Gefangenschaft durch die Stadt drang, wurden viele Stimmen laut, man solle dem Advokaten zahlen, was er verlange, wenn es ihm nur gelinge, Owu

zu befreien. Der Stadtrat verhandelte wieder; aber Mensa Kwao, Owus alter Nebenbuhler und unversöhnlicher heimlicher Feind, wußte den schon fast fertigen Beschluß zu vereiteln. Er sagte, man solle die Kranken nur zu i h m bringen, er wolle sie gesund machen, man brauche Owu nicht. Habe er doch den Menschen, dessen Augen Owu verdorben, beinahe geheilt. So schien die Sache aufgegeben zu sein. Aber die Krankheit wuchs, viele starben, und Owu entfloh zum zweitenmal. Diesmal aber nahm er seine Zuflucht nicht nach Donja, sondern direkt nach La, wo wir ihn am nächsten Morgen, einem Ausrufer gleich, in den Straßen finden. Er beschwört die ganze Einwohnerschaft, insonderheit den König und seine Aeltesten, bei allen möglichen Fetischen und droht ihnen mit jedmöglichem Unglück, wenn man ihn den Engländern wieder ausliefere. Der Anfang des Unglücks sei schon die Pockenepidemie. Vor Vater Odonkos Haus aber und den Häusern der andern Fetischmänner beginnt er förmlich zu schelten und sie des Verrats und der Heimtücke zu beschuldigen. Das half. Denn als zwei Tage später einige Polizisten nach La kamen, um Owu zu arretieren, widersetzte sich ihnen die aufgeregte Menge so energisch, daß sie unverrichteter Dinge wieder abziehen und dem Kommandanten berichten mußten, daß sie in La nichts hätten ausrichten können. Nun ließ der Kommandant ein gerade auf der Rhede liegendes Kriegsschiff bei La vor Anker gehen. Jedermann wußte, was das zu bedeuten habe; Zittern und Schrecken überfiel alle Einwohner. Man versammelte sich vor des Königs Haus und hier wurde in stürmischer Weise der Beschluß gefaßt, sogleich eine Gesandtschaft an den Advokaten abzuordnen und ihn um jeden Preis zu dingen. Es gelang auch, nur mußten jetzt zu den früher schon bewilligten 200 Mark auch noch ein Ochse und zwei Hammel als Geschenk kommen. Der Advokat ließ aber sagen, Owu solle sich seiner Verhaftung nicht länger entziehen, denn nur so könne er wirksam für ihn eintreten. Diese fand denn auch noch am gleichen Tage statt. Aber schon am nächsten Morgen brachte der Advokat ein neues Verhör zustande, in welchem nachgewiesen wurde, daß Owu nur den „afrikanischen Eid" angewendet und daß jener Mensch nur vorübergehend erblindet sei, wie sich der Kommandant an dem vor ihm Stehenden überzeugen könne u. s. w. Der Richter gab sich deshalb endlich mit der Rückerstattung des Fang- und Kostgeldes zufrieden und entließ den „unschuldig Gefangenen" in seine Heimat.

Daß es Vater Odonko gewesen, der Owu den Rat gegeben hatte, die Laer so zu behandeln, erfuhr niemand. Owu seinerseits aber war entschlossen, mit seiner Familie über den Volta außerhalb der englischen Kolonie zu flüchten, und hätte diesen Plan auch ausgeführt, wenn nicht sein Gönner Odonko denselben durchkreuzt hätte.

---

4. Die Rache.

Nicht lange war Owu aus dem Gefängnis entlassen, als er auch schon in der uns bekannten Weise seine Thätigkeit wieder aufnahm. Seine Pflanzung in Donja war von seiner Familie in gutem Stand erhalten worden, so daß die zweite Ernte des Jahres an Ertrag der ersten gleich kam. Sein selbstgewonnenes Palmöl verkaufte er nur gegen Waren und mit diesen begann er einen kleinen Handel. Da er immer nur an Einen Kaufmann sein Oel ablieferte und von diesem die Waren bezog, so erhielt er bald von ihm einen kleinen Kredit, *) der es ihm möglich machte, seinen Handel noch mehr auszudehnen. Dazu kamen die Einkünfte aus seinem Gewerbe als Wongtschä. Zwar über viel bares Geld hatte er nie zu verfügen;

*) Wir haben hier ein Beispiel von dem für Afrika so verderblichen System des Vorschuß-Handels, gegen welches z. B. Dr. Hübbe in seinem Buch „Ethiopien" (S. 73. 296. 302 u. a. O.) eifert. Nicht der Handel an und für sich, sondern dieses „trust-system" und der dadurch begünstigte Zwischenhandel leidet alle Küstenbewohner von produktiver Arbeit immer mehr ab und verwandelt sie in leidenschaftliche Kaufleute, die mit der geborgten Ware weit in's Innere hineinziehen und dann das größte Interesse daran haben, daß die Stämme im Innern ja nicht in direkten Verkehr mit den Europäern kommen. Je weiter dieses thörichte Handelssystem in das Innere des Landes vordringt, um so mehr Neger werden durch dasselbe zur Faulheit erzogen und um so mehr wird Afrika verschlossen. Alle aufkeimende Kultur des Landes erstickt an dem Raubrittertum und Plündersystem dieses künstlichen Warenumsatzes. Es ist die roheste Art einer sinn- und gewissenlosen Ausbeutung des Reichtums und der Kraft eines unbeschützten Landes. Es besteht darin, daß der Kaufmann einem Eingeborenen einen Vorrat von Waren vorschießt, dieser damit in's Innere reist — meist mit Reisemitteln, die ebenfalls der Kaufmann zur Verfügung stellt — und die Waren dort absetzt, dann die Produkte des Landes als Bezahlung bringt oder auch nicht bringt. Es liegt für den Neger eine unwiderstehliche Versuchung zum Unterschlagen und Betrügen darin; und so wird der Handel Europas zum Fluch für Afrika. Und wenn nun vollends der größte Teil jener „Ware" in — Branntwein besteht!

aber er hatte einer ziemlichen Anzahl Leute je 60—100 Mark geliehen, die ihm als Zins für dieses Kapital je zwei Tage in der Woche arbeiten mußten. Owu beschäftigte sie teils auf seiner Farm, teils als Lastenträger bei seinem Handel.

Unter diesen Umständen konnte man sich nicht wundern, daß Mensa Kwao, Owus alter Nebenbuhler, aufs neue anfing, eifersüchtig und mißgünstig zu werden und in Owu ebenfalls der Gedanke wieder Raum gewann, endlich als Prophet aufzutreten. Mensa Kwao gab seiner Mißgunst in der Stadtältestenversammlung öffentlichen Ausdruck, in welcher beraten wurde, wie man dem reichen Adschei das zu Owus Befreiung vorgestreckte Geld wieder erstatten solle. Die Mehrzahl der „Alten" wußte gar nichts anderes, als eine Steuer umzulegen. Mensa Kwao aber wollte, daß Owu selbst alles bezahle, und dies in so beleidigender Weise, daß nicht allein Owu, sondern auch seine übrigen Kollegen sehr aufgebracht wurden. Owu sagte: „Von dir würde ich nicht einmal Unterstützung annehmen; behalte dein Geld, ich brauche es nicht." Mit diesen Worten verließ er die Ratsversammlung und ging heim.

Von dieser Stunde an stand für Owu der Entschluß fest, zuerst Mensa Kwao unschädlich zu machen. Hierinnen wurde er durch einen Besuch seines alten Gehilfen Kwaku bestärkt. Dieser teilte ihm nämlich mit, daß sein Bruder es mit Augen gesehen habe, wie Mensa Kwao jene beiden Polizisten in die Oberstadt leitete, wo sie Owu gefangen nahmen. Auch glaube er, daß er es gewesen sei, der nach der ersten Flucht Owus Aufenthaltsort verraten habe. Owu wütete, faßte sich aber endlich und sagte dem Kwaku, er solle nächsten Abend ihn zu Vater Odonko begleiten. Owu ging zu demselben, sobald sich Kwaku entfernt hatte; erzählte ihm, was er gehört, und bat ihn, auf den Abend die angesehensten Wongtschä von La in sein Haus zu bestellen, Mensa Kwao ausgenommen. Odonko versprach die Zusammenkunft und bestimmte für dieselbe aus Vorsicht eine Zeit, von der er wußte, daß Mensa Kwao auf seinen Plantagen abwesend sein würde. Inzwischen wolle er seine hauptsächlichsten Freunde mit der Sache vertraut machen. Man müsse aber sorgen, daß jener nichts merke.

Der bestimmte Abend kam heran, und so finden wir in später Nachtstunde fast alle Wongtschä im Hause des alten Labi versammelt. Zuerst wurde Kwaku aufgefordert, zu erzählen, was er wisse. Als er

geendigt und allgemeines Staunen über seine Enthüllungen herrschte, da nahm Vater Odonko das Wort, zählte das ganze Sündenregister des Mensa Kwao auf und meinte, alle, die den Frieden lieb hätten, müßten dazu mitwirken, daß dieser Unhold nicht allein aus dem Verein der Wongtschä ausgestoßen, sondern überhaupt für die öffentliche Meinung unschädlich gemacht werde. Der also Geächtete hatte unter den Versammelten keinen Freund oder Verteidiger. Im Gegenteil, man wußte dem, was Odonko schon erwähnt hatte, noch neues hinzuzufügen.

So war Mensa Kwao's Verderben eine beschlossene Sache. Weniger rasch ward man über die Art und Weise einig, wie dabei zu Werk zu gehen sei. Einer meinte, man solle ihn als Vergifter dem (Stammes-) König Taki von Akra ausliefern; der werde ihn in die See versenken, wie er es einst mit dem Wongtschä Bodsche gemacht habe. Dagegen meinten die andern, das gehe eben heutigen Tages nicht mehr an, sonst komme man mit dem englischen Gesetz in Konflikt. Endlich fiel einem ein guter Rat ein. Er sagte: „Ihr sprechet alle, als ob das böse Tier (die Pocken) bereits aus dem Land draußen wäre! Ihr wißt doch, wie sehr noch der Leute Angesicht brennt, wenn immer wieder einige sterben! Laßt uns nun sagen, Mensa Kwao hat das böse Tier ins Land gebracht, und dann wollen wir sehen, was die Bevölkerung thut. Einen Beweis brauchen wir nicht; was der Fetisch sagt, wird ja auch so geglaubt. Wollt ihr dennoch einen haben, dann höret: Es ist noch nicht lange her, da habe ich einmal mit Mensa Kwao in einer Gesellschaft gescherzt, und da prahlte dieser Hausnarr, er habe einen Pockenfetisch, den er von einem Mann aus Akwamu gekauft habe. Ich glaube, das ist Beweis genug." Das leuchtete allen ein, denn ein „Kpatewong" kann gerade so gut ein Amulet bedeuten, mit welchem man die Pocken über jemand verhängen will, als auch eines, mit dem man sich selber davor schützen kann. Zum Schluß meinte noch der alte Labi, ob man nicht vorher die Wongtschä von Täschi zu Rate ziehen solle. Odonko aber hielt das nicht für nötig, da man nichts von ihnen zu befürchten habe; Mensa Kwao habe keine Freunde unter ihnen. Doch wolle er sie unter der Hand davon in Kenntnis setzen.

Nicht lange nach dieser Abendversammlung finden wir die Stadt La in der größten Aufregung. Die verschiedenen Fetische hatten nämlich bei einer großen Anzahl Erkrankungen unmißverständlich

verkündigt, daß das „böse Tier“ von jemand im Lande müsse festgehalten werden. Es sei wahrscheinlich derselbe Mann, welcher es ins Land hereingebracht habe. Bald flüsterte man sich auch den Namen des Verbrechers zu, und da der erste Kranke in Mensa Kwaos Pflege der Krankheit unterlegen war, so hatte man bald dem Bruder des Gestorbenen die unumstößliche Ueberzeugung beigebracht, sein Bruder sei von Mensa absichtlich getötet worden. Eine Klage beim König von La war die Folge. Mensa Kwao wurde von seinem Plantagendorf hereingeholt, und von allen Dörfern strömte das Volk zusammen. Die nun stattfindende Volks- oder Gerichtsverhandlung zu beschreiben, ist unmöglich. Mensa Kwao schäumte vor Wut. Er hätte sich mit der ganzen Stadt geprügelt, wenn sich nur irgend jemand hiezu herbeigelassen hätte. Zwar der Bruder des Verstorbenen wollte es thun; aber er wurde von andern zurückgehalten. Als Mensa Beweise verlangte und man ihm entgegnete: „Hast du nicht selber gesagt, du habest einen Pockenfetisch von einem Aquamumann gekauft?“ und er diese Aeußerung nicht leugnen konnte, da nahm die Aufregung der Menge überhand, Einer tanzte mit einem blanken Messer herum und sagte, man solle ihm nur den Bösewicht geben, er schneide ihm kurzweg den Kopf ab, dann sei die Sache abgethan. Als der Angeklagte zeigen wollte, wie er den „Kpatewong“ verstanden habe, lachte man ihn nur aus. Als er sagte, er wolle das Aka (Gottesurteil) mit ihnen essen, hieß es, ob er nicht wisse, daß ein Wongtschä das nicht thun dürfe. Das Ende der langen Verhandlungen war, daß man ihm erklärte, er solle sich bereit machen; nach drei Tagen werde man ihn an König Taki ausliefern, damit dieser ihn in die See versenke.

Am nächsten Tag wurde König Taki hievon benachrichtigt und erklärte sich bereit, für gute Bezahlung diese Sache zu „essen“. Die Folge hievon war, daß es nun auch in Akra einen großen Tumult gab. Als aber der Wirrwarr am ärgsten war, sandte Taki einen heimlichen Boten an den englischen Kommandanten mit der Nachricht, die Laer wollten einen Vergifter töten, und er, Taki, könne es nicht mehr verhindern. So mischte sich dann der Engländer in die Sache und entschied dahin, daß Mensa Kwao sich auf sein Dorf zu begeben habe und sich nie wieder an der Küste sehen lassen dürfe; auch die Unkosten — gegen 1000 Mark! — habe e r zu bezahlen. Für die öffentliche Meinung war nun allerdings Mensa Kwao un-

schädlich gemacht, aber keineswegs von seinem Prahlen geheilt. Denn kurze Zeit nachher rühmte er sich sogar vor einem Missionar, er sei immer noch imstand, selbst den teuersten Sklaven zu kaufen und bar zu bezahlen, und zugleich schimpfte er über einen schwarzen Prediger: der habe gesagt, „wer nicht glaube, der werde verdammt werden", und damit habe er ihn gemeint, denn er glaube nicht; aber sich so verfluchen lassen könne er doch auch nicht!

(Fortsetzung folgt.)

Ein Lichtbild aus der russischen Mission.

Die russische Kirche ist nicht ohne Missionstrieb. Die im russischen Reiche wohnenden Heiden und Muhammedaner genießen zwar völlige Religionsfreiheit und machen ausgedehnten Gebrauch von derselben. Doch wird alljährlich eine schöne Zahl dieser Nichtchristen getauft. Namentlich in Sibirien wird von mehreren Bischöfen, Mönchsorden und freien Vereinen im eigentlichen Sinne missioniert. Ueberdies wird in der Hauptstadt von China die russische Kirche schon seit mehr als 150 Jahren durch eine Kapelle und einen Geistlichen vertreten, und in Japan sind durch den liebenswürdigen Eifer Pater Nikolais schon tausende zur „rechtgläubigen" Kirche bekehrt worden. Im allgemeinen freilich hört man nicht viel Gutes von diesen Missionen. Die darin thätigen Mönche und Priester sollen oft recht unthätig, meist auch unwissend und taktlos, ja bisweilen sehr unmoralisch sein. Ein Freund in St. Petersburg, den wir um einen Artikel über die russischen Missionen gebeten hatten, antwortete mit der Erklärung, alles Gute, was man etwa darüber sagen könne, ließe sich leicht auf eine Visitenkarte schreiben, einen Artikel darüber zu liefern sei unmöglich! Dies Urteil ist gewiß nicht gerecht. Entweder ist es aus Unwissenheit oder aus Voreingenommenheit hervorgegangen. Soviel aber wird richtig sein, daß die russische Mission bis jetzt nicht eben reich an apostolischen Erscheinungen, an wahrhaft bedeutenden und hingebungsvollen Missionsarbeitern gewesen ist.

Da hat es uns denn doppelt gefreut, aus einem in Stuttgart erschienenen Schriftchen endlich einmal etwas Näheres über einen Mann zu erfahren, dessen Spuren wir in Sibirien und Alaska schon wiederholt begegnet waren und den wir hauptsächlich darum

hochschätzten, weil er die burjätische Bibelübersetzung, welche von den alten Londoner Missionaren am Baikalsee herrührte, wieder an's Licht zog und in Gebrauch nahm. Wir meinen den edlen Bischof Wenjaminoff, der nach jahrzehntelanger, aufopfrungsvoller Thätigkeit in der Heidenmission endlich als Metropolit von Moskau seinen Lauf vollendet hat.*)

Im Jahr 1797 wurde in einem sibirischen Dörflein dem russischen Küster Eusebius Popoff ein Sohn geboren. Ein Bauer und eine Kosakenfrau waren bei der Taufe die Paten. Der kleine Iwan hatte eine freudlose Jugend und als er, erst sechsjährig, seinen Vater verlor, da hätte er wohl geradezu Hungers sterben müssen, wenn sein guter Oheim ihn nicht in's Haus genommen hätte. Hier lernte er lesen und schreiben, und schon nach einem Jahr hatte er es soweit gebracht, daß die Gemeinde durch sein ausdrucksvolles Vorlesen in der Kirche erbaut wurde. Aber sein Unterricht war sehr dürftig, und noch dürftiger seine Nahrung, letztere nicht bloß im Hause des Oheims, sondern ebenso im geistlichen Seminar zu Irkutzk, wo er zum Priester erzogen wurde. Aber alle Anstrengungen und Entbehrungen schienen seine Kraft nur zu stählen. Er war hoch gewachsen und von athletischem Körperbau, immer einfach gekleidet, die breite Brust nicht selten unbedeckt. Mit seinen Kameraden verkehrte er wenig, um so mehr mit den Büchern. Außer den theologischen Fächern studierte er auch Philosophie — nach Baumeister; Rhetorik — nach Burgius, und „die Geheimnisse der alten Magiker und Zauberer“ nach einem vielbändigen Werk des Professors Galle in Berlin. Daneben erriet er die Kunststücke von Pinetti und erfand eine Wasser-, ja eine Taschensonnenuhr! Mit den dürftigsten Hilfsmitteln und den unvollkommensten Werkzeugen wußte er wahre Wunderwerke herzustellen, ein Talent, das ihm in seinem spätern Leben noch oft zu statten kam.

Nach Vollendung seiner Studien wurde Iwan Popoff unter dem Namen Wenjaminoff zuerst zum Diakonus und dann zum Priester an der Kirche zu Mariä Verkündigung in Irkutzk geweiht. Still und arm wirkte hier der inzwischen in die Ehe getretene an seinen Pflegbefohlenen, besonders an den Kindern. Da suchte im Jahr 1823 der Bischof von Irkutzk einen Priester, der willig wäre, sich nach der Kolonie der russisch-amerikanischen Kompanie auf der Insel Unalaschka senden zu lassen. Niemand hatte Lust. Auch Wenjaminoff fürchtete sich entschieden vor der großen Entfernung, dem rauhen

*) Ein Missionar im fernen Nord-Osten. Ein Lebensbild aus der Missionsthätigkeit der russischen Kirche. Stuttgart 1884. Verlag von Rud. Roth. Preis 50 Pfg. Ein sehr lesenswertes Schriftchen, dessen Verfasser (oder Verfasserin?) wir bitten möchten, uns noch mehr solche Bilder aus der russischen Mission zu zeigen. Es brauchen nicht lauter Heiligenbilder zu sein. Durch eine etwas kritischere Beleuchtung würde dieses „Lebensbild“ ohne Zweifel noch viel lebendiger und treuer geworden sein.

Klima und der Wildheit der Heiden. Ein Sibirier, der mehr als 40 Jahre auf den Aleuten gelebt hatte, suchte ihn umzustimmen. Aber es half nichts. Da, als eines Tages dieser Mann in Gegenwart des Bischofs noch einmal von dem Eifer der armen Aleuten zum Gebet und zu Gottes Wort erzählte, da „durchdrang plötzlich sein ganzes Wesen der Wunsch, zu diesen Menschen zu gehen". Weder die Thränen der Seinigen, noch die Bedenken der Freunde vermochten ihn zurückzuhalten. „Es war, als ob ein Feuer in meiner Brust brenne; leicht trennte ich mich von der Heimat und empfand nichts von den Beschwerden der anstrengenden Reise."

In Unalaschka angekommen, mußte Wenjaminoff anfangs in einer elenden Erdhütte wohnen, bis es ihm gelang, sich eigenhändig ein Häuschen zu bauen. Keine Arbeit war ihm zu gering. Bald macht ihn die Not zum Schreiner, zum Mechaniker, zum Uhrmacher, zum Netzflechter u. s. f. Im Winter war es so kalt, daß die Vögel erfroren; kaum 14 Tage im Jahr hatte man die Sonne; sonst nichts als Nebel. „Unter grauem Himmel rauchen die Vulkane; man hört unterirdisches Getöse, man spürt von Zeit zu Zeit ein Erdbeben; von den Bergen stürzen mächtige Wasserfälle herab; der schwefelhaltigen Quellen ist es eine Menge — und um das alles her rauscht unheimlich ein rauhes Meer."

Wenjaminoff war der erste Priester auf Unalaschka. In einer kleinen Kapelle hielt er den ersten Gottesdienst. Die erste eigentliche Kirche wurde von ihm gebaut. Und während er die Eingebornen das Ziegelstreichen, die Schreinerei, das Schmieden und Zimmern lehrte, lernte er von ihnen ihre Sprache. So oft er konnte, versammelte er dann Heiden und Christen, bald unter freiem Himmel, bald in der Kirche, um sie im Glauben und in der Sittlichkeit zu unterweisen. Einen großen Teil des Jahres aber verbrachte er auf Reisen von einer Insel zur anderen, wobei er nicht selten in Lebensgefahr kam. Trotzdem fand er Zeit, den russischen Katechismus und das Evangelium Matthäi in's Aleutische zu übersetzen, ein Wörterbuch und eine Grammatik dieser Sprache, sowie Lehrbücher für die von ihm errichtete Schule zu schreiben.

Zehn Jahre hatte er so gearbeitet, als er nach Nowoarchangelsk versetzt wurde, um auch unter den grausamen Koloschen auf Sitka eine Mission zu gründen. Hier galt es, wieder von vorne anzufangen. Wieder mußte eine neue Sprache gelernt, eine Schule errichtet, das Vertrauen der Eingebornen gewonnen und überhaupt in allem der Grund gelegt werden. Wenjaminoff schreckte vor nichts zurück. Nur spürte er je länger je mehr, daß, wenn er allein bliebe, sein Werk unmöglich Bestand haben könne. Er entschloß sich daher, nach St. Petersburg zu reisen und dem „heiligen Synod" den Zustand und die Bedürfnisse „der orthodoxen Kirche in den russischen Kolonien Amerikas" darzulegen und um Hilfe zu bitten. Er wurde gnädig

angehört und mit Auszeichnung behandelt. In Moskau aber erreichte ihn die schmerzliche Kunde, daß in Irkutzk seine Gattin, von der er nun schon so lange getrennt gewesen, gestorben sei! Da war es ihm ein Trost, daß der berühmte Metropolit Philaret mit viel Liebe und Verständnis auf seine Missionspläne einging und bei seiner Geldkollekte ihm behiflich war. Auf den Rat dieses Kirchenfürsten geschah es auch, daß Wenjaminoff unter dem Namen Innocenz das Mönchsgewand nahm und damit den Weg zu den höchsten kirchlichen Würden betrat. Zuerst wurde er Archimandrit, dann (1840) Bischof der neu errichteten kamtschadalischen, kurilischen und aleutischen Diözese mit dem Sitz in Nowoarchangelsk. Und damit fing die zweite Periode seines Missionslebens an. In einer ununterbrochenen Reihe von Reisen visitierte er nun die riesigen Gebiete seines Sprengels. Von Petropawlowsk nach Kamtschatka ging es 25 Tage durch die Schneewüste, ohne daß eine einzige menschliche Wohnung getroffen wurde, in einem sargförmigen von Hunden gezogenen Schlitten. Klopfte der Reisende an der rechten Seite dieses Sarges, so liefen die klugen Tiere rechts, klopfte er links, so liefen sie links. In einer andern Gegend legte der Bischof tausende von Wersten mit Renntieren zurück und wiederholt hatte er das stürmische Meer in allen Richtungen zu durchkreuzen. Einmal wurde sein Schiff 28 Tage lang vom Sturm hin und hergetrieben, ohne daß auch nur ein Sonnenstrahl das beständige Dunkel erleuchtet hätte. Dabei fehlte es an Speise und Trank. Aus den gefrorenen Segeln preßte man das Wasser zum Trinken, das Salzfleisch mußte im Seewasser gekocht und in ganz kleinen Portionen an die Mitreisenden verteilt werden. Und dabei war Innocenz stets auf dem Verdeck, berechnete den Kurs des Schiffes, nahm teil am Aufspannen und Einziehen der Segel, führte wohl auch das Steuer, gab dem Kapitän Rat, flößte allen Mut ein und gewann die Bewunderung der ganzen Mannschaft, einem „Paulus zu Wasser" vergleichbar, ja diesen noch weit übertreffend.

Daß ein solcher Mann auch den Heiden imponierte, läßt sich denken. Seine Sprachenkenntnis, seine Seelengüte und die Bescheidenheit seines Auftretens gewannen ihre Herzen und seine schlichte Predigt fand überall dankbare Hörer. Selbst fanatische Schamanen und Zauberer ließen sich von ihm taufen. Dazu hatte er die Freude, eine Reihe seiner besten Schüler zu Priestern weihen zu können und sie den neugegründeten Kirchen vorzusetzen. „Für diese seine fruchtbringende Thätigkeit" wurde er 1850 zum Erzbischof ernannt und 1853 auch das jakutische Gebiet ihm unterstellt. Er siedelte nun über nach Irkutsk, brachte aber immer noch die meiste Zeit auf Reisen zu. Während des Krimkriegs hatte er manche Widerwärtigkeiten durchzumachen und geriet einmal am Ochotskischen Meer selbst in die Gefangenschaft der Engländer, die übrigens solchen Respekt vor ihm bekamen, daß er mit der größten Höflichkeit, ja wie ein lieber Gast

von ihnen behandelt wurde. Das Jahr 1856 brachte er am Amur zu und, nachdem ihm die Einsetzung von zwei bischöflichen Vikaren in Irkutsk und Nowoarchangelsk gelungen war, siedelte er 1862 ganz dorthin über. Auch Mongolen und Chinesen wurden bekehrt, kein bewohnter Platz unbesucht gelassen, oft unter freiem Himmel gepredigt, überall nach bestem Wissen und Gewissen für die Kirche gewirkt.

So trieb er es bis zum Jahr 1868. Da traf ihn wie ein Blitz aus heiterem Himmel der Ruf auf den Metropolitenstuhl nach Moskau. Philaret selbst hatte ihn zu seinem Nachfolger gewünscht. Er fügte sich in Demut. Einundsiebenzigjährig übernahm er das verantwortungsvolle Amt und 10 Jahre lang hat er es fortgeführt, unter allerlei Schwachheit und Beschwerde, über der Berufsthätigkeit alle Leiden vergessend und im letzten Augenblick noch fragend: „Giebt es keine neuen Arbeiten?" Am 31. März 1879 durfte er zur ewigen Ruhe eingehen. „Bei meiner Beerdigung soll man keine Rede halten" — hatte er selbst verfügt. Sein Name aber bleibt unvergessen nicht nur in der russischen Kirche, sondern auch darüber hinaus bei vielen, die ein Herz haben für alles, was irgendwie und irgendwo gethan wird zur Ausbeitung des Reiches Gottes. Möchte der edle Mann nicht nur Bewunderer, sondern auch recht viele Nachfolger finden!

*

Zugleich ein Sänger und ein Missionar.

Ich zieh in ferne Lande,
Zu nützen einem Stande,
An den er mich bestellt.
Sein Segen wird mich lassen,
Was gut und recht ist, fassen —
Zu dienen seiner Welt.

Er wird zu diesen Reisen
Gewünschten Fortgang weisen,
Wohl helfen hin und her,
Gesundheit, Heil und Leben,
Zeit, Wind und Wetter geben
Und alles nach Begehr. —

Ein Missionar — allerdings nicht von der Art, welche unsere heutigen Missionare an sich tragen, aber doch einer! Er lebte eben auch nicht in unserem Jahrhundert, sondern in dem des 30jährigen Krieges. Ein Sänger, ein Dichter — nun, das ist allgemein zugestanden — sogar ein Dichter auch geistlicher Lieder, denn er hat das schöne Lied gemacht „In allen meinen Thaten", und heißt Paul Flemming, und hat gelebt 1609 bis 1640. Wie mag man ihn aber einen Missionar nennen? Im Jahre 1635 rüstete der Herzog von Holstein-Gottorp eine Gesandtschaft nach Persien aus. Dieser Fürst war in den dreißigjährigen Krieg nicht hineingezogen worden und wollte die so gesparten Kräfte und Mittel „zu einem Zuge verwenden, der, an sich selber interessant und ruhmvoll, zugleich materielle Vorteile anbahnen und in letzter Instanz nationalen und religiösen Zielen dienen sollte." Paul Flemming, dessen medizinische Studien

damals durch den Krieg unterbrochen worden waren, und dessen Herz von „religiösen Friedensidealen“ bewegt war, der ein ebenso inniger Christ, wie entschiedener Protestant war, schloß sich der Gesandtschaft an. Zum Abschied an die Heimat dichtete er sein bekanntes schönes Lied: „In allen meinen Thaten“. Die oben angeführten Strophen, welche nebst einigen andern in den Gesangbüchern nicht enthalten zu sein pflegen, beziehen sich unmittelbar auf diese Reise. Der Zweck der Gesandtschaft wurde nicht erreicht. Wir schweigen deshalb über das Einzelne, können aber nicht umhin, an ein Ereignis zu erinnern, das mit dieser Reise in Verbindung stand und um dessentwillen wir überhaupt von ihr sprechen. In Ispahan, der Residenz des Schah von Persien, wo Flemming mit der Gesandtschaft weilte, war seit Jahren ein Schweizer Uhrmacher, namens Rudolf Stadeler, ansäßig. Dieser wollte sich zur Heimreise nach Europa der holsteinischen Gesandtschaft anschließen. Der Schah suchte ihn vergeblich zum Dableiben zu bewegen durch Anerbieten einer damals großen Geldsumme (200 Thaler). Da schlich sich bei Nacht ein Dieb in Stadelers Haus, meinend, diese Summe schon daselbst zu finden, wurde aber von Stadeler ertappt und erschossen. Nun forderte der Molla, der geistliche Richter, Stadeler als ungläubigen Mörder eines Muhammedaners vor sein Gericht und verurteilte ihn zum Tode, dem er nur durch Abschwören seines Glaubens und Uebertritt zum Islam entgehen konnte. Aber Stadeler wies mutig alle Verlockungen zum Abfall zurück; er fiel unter persischen Säbelhieben, ein Märtyrer, dem Flemming folgendes schöne Gedicht widmete:

Dein tapfrer Christenmut, du werter Schweizer du,
Ist ewig lobenswert; denn da du konntest leben,
Hast du dich willig hin in deinen Tod gegeben,
Was deinen Leib bringt um, das ist ein kurze Nu.

Die Seele flog davon, ihr kam kein Säbel zu.
Nun siehst du um dich her die Serafinen schweben,
Schaust auf dies große Nichts, um welches wir so streben,
Lachst deine Mörder aus und jauchzest in der Ruh.

Hier ist dein Martyrkranz, du Redlicher, du Treuer,
Den nimm mit in dein Grab. Wir wollen deinen Preis
Durch die erlöste Welt bei allen machen teuer.

Dein Vaterland soll sein der Erden weiter Kreis!
Wer so wie du verdirbt, der bleibet unverdorben,
Lebt, wenn er nicht mehr lebt, und stirbet ungestorben.

Ein Grabstein, den ohne Zweifel die Gesandten erbaut haben, steht heute noch in Ispahan. Ist dieser Grabstein aber nicht auch ein Ruf an die christliche Mission: „Kommt herüber! Der treue Schweizer ist noch nicht gerächt.“ Die Perser, ein Kulturvolk, ein muhammedanisches Volk, wären sie am Ende nicht auch ein geeigneter Gegenstand für den Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsverein?

(Nach dem „Missionsblatt des Allg. ev. prot. Missionsvereins“.)

Missions-Zeitung.

Afrika.

Taylor hält noch immer an der Ueberzeugung fest, daß die Kinder der Missionare keine Last für sein Werk sind. „Br. W. H. Mead z. B. hat Frau und sechs Kinder. Ich wünsche, ich hätte 40 solche Familien für Afrika.“ Nur eines von diesen sechs kann „als Lehrer mitarbeiten in der Mission“, alle aber können „graben“. Zu diesem Zweck sind 2300 Acker Landes erworben worden und da sollen nun diese Kinder graben!! Groß ist der Unsinn und er — triumphiert!

— Missionar H. M. Willis, einer von Bischof Taylors Leuten, verließ am 7. August seine Station Majumba, um nach Amerika zurückzukehren, teils wegen der Kränklichkeit seiner Frau, teils in der Absicht, den amerikanischen Christen die Not der Negerwelt an's Herz zu legen. Nach 12tägiger Seereise kamen sie in Altkalabar an, wo sie vier Tage blieben. In dieser Zeit nahm Willis die Keime eines afrikanischen Fiebers in sich auf und am 31. August starb er auf See. Einen Zuwachs hat die Taylor'sche Mission erhalten an Henry E. Benoit aus Kanada, einem früheren Mitglied der Heilsarmee. Derselbe ist im Oktober nach Majumba abgereist, um von dort nach Mamby zu Br. Northam zu gehen. Mamby ist eine französische Niederlassung und Benoit soll in französischer Sprache predigen und Schule halten.

— Ueber den neuen Negerbischof von Kap Palmas, der Ende August in Afrika angekommen ist, schreibt ein geschwätziges amerikanisches Kirchenblatt: „Bischof Ferguson ist groß und hager und man spürt ihm den Einfluß des afrikanischen Klimas an. Sein Vortrag ist ernst, langsam und gefällig. Die Predigt, welche er in Philadelphia über Apstlg. 1, 8 hielt, obgleich eines Theologen würdig, war in so einfacher Sprache gehalten, daß gewiß jedermann ihn verstehen mußte. Er ist ein für seine Aufgabe durchaus wohlausgestatteter Arbeiter, und namentlich scheint er geeignet gerade für ein Feld, wo Sanftmut und Ausdauer so besonders nötig sind. Von dem Schwunghaften, das man versucht war in dem neugeweihten Bischof zu erwarten, war nichts zu merken; er machte vielmehr den Eindruck eines Vaters, der für eine zahlreiche Familie zu sorgen hat und diese Sorge stets auf dem Herzen trägt. Erhält Gott ihn am Leben, so glauben wir, daß er noch einmal zu den heiligsten und apostelähnlichsten Bischöfen der Kirche wird gerechnet werden. Obgleich er nur kurz in Philadelphia war, hat er sich dort durch sein feines Betragen und seine gewinnenden Manieren sehr viele Freunde erworben.“

— Die schwarzen Pastoren der Negerkirche von Sierra Leone haben im Einklang mit den Wünschen ihres Bischofs um zwei englische Geistliche gebeten, die als Erweckungsprediger nach Afrika kommen und die dortigen Christengemeinden aufrütteln sollen. Zwei tüchtige Männer, Dodd und Fox, haben den Ruf angenommen und sich am 7. November nach Afrika eingeschifft. Der Sekretär der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft hat die Beschaffung der Geldmittel auf sich genommen. Die beiden Reisenden wollen in mehreren Gemeinden Sierra Leone's je eine zehntägige „Mission" abhalten und auch in Lagos einige Wochen wirken.

— In Fernando Po haben die Protestanten wieder einmal die Feindschaft der spanischen Behörden zu fühlen bekommen. Zuerst mußten sie die Glocken aus der Missionskapelle herabnehmen, dann wurde das Anschlagen von öffentlichen Bekanntmachungen in Betreff der Gottesdienste u. dergl. verboten, dann das laute Singen in der Kapelle, dann das Singen überhaupt u. s. f. Rev. W. Welford, Missionar der Primitiven Methodisten, welche in Fernando Po den Protestantismus vertreten, bat um eine Audienz beim stellvertretenden Gouverneur — der eigentliche Gouverneur war abwesend — wurde aber abschlägig beschieden, erhielt auch keinerlei Aufklärung über jene Verbote, und als er einige Tage darauf ein Boot nach George's Bay sandte, wurde dasselbe angehalten und der Missionar zu einer Buße (!) von 80 Mk. verurteilt. Er weigerte sich, und die Folge war, daß er arretiert und gefangen gehalten wurde, bis der Gouverneur wieder da war.

— Das neue anglikanische Missionsschiff »Charles Janson« ist glücklich am Njassasee angekommen, aber noch nicht flott gemacht worden. Bischof Smythies beabsichtigt auf einer Insel des See's eine Missionsstation zu errichten, die im Notfall auch als Zufluchtsort vor den immer noch wütenden Sklavenjägern dienen kann. Es gereicht den Missionaren zur Aufmunterung, daß gerade jetzt auch der neue britische Konsul am Njassasee eingetroffen ist.

— In der Nähe von Blantyre ist der alte Häuptling Kapene gestorben und zur großen Freude der Missionare ohne Menschenopfer oder sonstige heidnische Greuel ganz friedlich und anständig begraben worden. Die Heiden selber erklären das für eine Frucht des nun schon seit einigen Jahren unter ihnen verkündigten Evangeliums.

— In einem kanadischen Blatt finden wir die Nachricht, ein Neffe des † Zulukönigs Ketschwajo, der 6 Jahre in Stockholm studiert habe, sei jetzt als Missionar in sein Vaterland zurückgekehrt.

— Dem anglikanischen Missionar Swinny, dem vor Kurzem die Zulus fast all sein Eigentum zerstört hatten, ist ein neues Unglück begegnet. Als er den Sambesi hinauffuhr, wurde eines der Boote, worin sich ein großer Teil seines Gepäckes befand, von einem Flußpferd umgeworfen und ein Mann getötet.

— In Pietermaritzburg hat der schottische Missionar Bruce 3 Zulu-Jünglinge getauft, die lange seine Schüler und zuletzt seine Gehilfen in einer Abendschule gewesen waren. Alle 3 haben die Schreinerei gelernt und zwei von ihnen verdienten schon 15 Mk. in der Woche. Trotzdem haben ihre Eltern ihnen Erlaubnis gegeben, sich zu Predigern ausbilden zu lassen.

— Ein früherer Zögling aus Spurgeons Predigerseminar, Dr. Churcher, hat sich entschlossen, als Missionsarzt nach Marokko zu gehen, um Missionar Baldwin bei seiner Kabylen-Mission zu helfen. Spurgeon selbst ist ganz begeistert für diese Mission und ihren Gründer: „Das ist eine herrliche Mission, in ihrem Geist und ihrer Methode ganz nach meinem Herzen. Ich will keine andere Mission schlecht machen, sondern freue mich vielmehr, wenn auf allerlei Weise gearbeitet wird; doch gefällt mir die Methode am besten, welche dem Glauben am meisten Spielraum läßt, und so ist es in der Kabylen-Mission."

China.

Seit seiner Rückkehr nach Formosa hat Dr. Mackay, der kanadisch-presbyterianische Missionsheld, 2 eingeborne Pastore ordiniert und 500 Neubekehrte in Unterricht genommen. An 34 Außenplätzen wird von Eingebornen gepredigt und Schule gehalten. Selbst während der französischen Invasion war an den meisten Orten die Arbeit fortgegangen, alle Bekehrten waren treu geblieben; 5 Kapellen aber, darunter die zwei schönsten, fand Mackay zerstört. An einem Ort hatte der chinesische Pöbel auf den Ruinen einen Grabhügel aus Lehm errichtet, wohl zum Zeichen, daß das Christentum nun begraben sei! Mackay aber stellte sich samt seinem bewährten Ahoa auf dieses Scheingrab und sang, von einigen seiner Schüler unterstützt, das Lied: „Ich schäm' mich meines Heilands nicht". Tausend Heiden standen als Zuschauer dabei, und der Eindruck, den sie davontrugen, kann nicht mit Worten beschrieben werden. An einem anderen Ort waren die stattlichen Bäume, welche den Kapellenplatz geziert hatten, abgehauen und die Ruinenstätte mit Mist bestreut. Mackay setzte es durch, daß der Dorfschulze die Stätte sofort in seiner Gegenwart reinigen ließ. An vielen Orten wurde Mackay im Triumph empfangen. Ganze Scharen von Patienten warteten auf ihn, denen er Zähne ausziehen mußte. Ein altes Weib sagte, sie habe ihren Götzen befragt, ob nicht Mackay bald wieder zurückkehren werde. Aber auch an zornigen Gesichtern fehlte es nicht, besonders unter den Soldaten. Die oben erwähnte Ordination der beiden ersten eingeborenen Pastoren, Ahoa und Tauhe, fand am 17. Mai statt. Zugleich wurden vier Aelteste und ein Diakon eingesetzt, sechs Heiden getauft, darunter ein taoistischer Priester. „Der Herr sei gelobt! Verzagtheit steht nicht in unserem Wörterbuch. Das Komite möge nur keinen weiteren Missionar hieher senden! Ich weiß, was ich sage. Einerlei,

was man in Kanada davon hält. Die beiden Ordinierten sind im vollen Sinn **Mitarbeiter** für mich, so willig als tüchtig, irgend ein Geschäft zu übernehmen. Man denke doch nicht, daß ein neu ausgesandter Missionar mehr leisten könnte. Mich verlangt nach einer selbständigen Kirche aus den Heidenchristen. Das sollte das Ziel jedes Missionars sein." So Mackay, der freilich selbst ein halber Chinese geworden ist, eine chinesische Frau hat und für die Chinesen schwärmt. Wenn wir nur mehr solche **Schwärmer** hätten, die zugleich so ausdauernde, selbstverleugnende **Arbeiter** sind wie er!

— Als neulich in einer öffentlichen Versammlung der „literärischen Gesellschaft" zu **Schanghai** mehrere Herren gegen die Glaubwürdigkeit der biblischen Wunder gesprochen hatten, stand am Ende des Saales ein Chinese auf, der ganz bescheiden in der Nähe der Thüre seinen Platz genommen hatte, schritt auf die Rednerbühne zu, bat um's Wort und hielt eine einschneidende, gewaltige Ansprache, deren Eindruck noch durch das imponierende Aeußere seiner hohen, achtunggebietenden Erscheinung verstärkt wurde. Er ging aus von der moralischen Ueberlegenheit des Christentums über alle anderen Religionen und zeigte dann, wie die biblischen Wunder ein notwendiger Bestandteil dieser göttlich und menschlich legitimierten Religion sei. Unter rauschendem Beifallgeklatsch schloß er seine Rede. Die zahlreich anwesenden ungläubigen Engländer aber hatten eine Niederlage erlitten. Daß ein Chinese in englischer Sprache ihre Beweise gegen das Christentum so trefflich zu widerlegen vermochte, das war selbst **ein Wunder** und der beste Beweis für die Wahrheit der christlichen Religion. Die Herren wußten auch ganz gut, daß unter den Millionen Chinas sich nicht **Einer** gefunden hätte, der eine solche Rede zu Gunsten des Unglaubens zu halten imstand gewesen wäre. Dem ebenfalls anwesenden Missionar Partridge aber schlug das Herz höher, war doch der Redner niemand anders als sein eingeborner Mitarbeiter **Y. K. Jen**, eine Frucht der amerikanisch-bischöflichen Mission in Schanghai.

— Der bekannte chinesische Christ **Ahok** aus Futschau hat neulich einen Besuch in Hongkong gemacht und bei dieser Gelegenheit für eine neue Kapelle, die dort gebaut werden soll, 4000 Mk. gezeichnet.

Japan.

Miss. **Hopper** von der anglikanischen Ausbreitungsgesellschaft schreibt u. a. „Die unseligen Spaltungen der christlichen Kirche treten natürlich auch in Japan hervor und die Eingebornen sind geneigt zu glauben, daß die verschiedenen christlichen Konfessionen auf ebenso gespanntem Fuß miteinander stehen, wie ihre buddhistischen Sekten. Die 8 buddhistischen Sekten Japans weichen aber in der Lehre noch viel weiter von einander ab und sind in viel zahlreichere Unterabteilungen zerfallen, als innerhalb der christlichen Kirche der Fall ist. Um nun einem falschen Eindruck der Eingebornen entgegenzuwirken, hat vor

einiger Zeit Dr. Hada, ein Mitglied der englisch-kirchlichen Missionsgemeinde, das größte Theater in Tokijo gemietet und zwei Tage lang Versammlungen darin gehalten, in welchen der Reihe nach fast alle hier vertretenen Kirchen und Sekten durch je einen Redner zu Wort kamen. Viertausend Personen hörten zu. Die anglikanische Kirche war durch den Prediger Masakadsu Tai vertreten, der über Röm. 1, 16 sprach. Seine Rede soll so ziemlich die beste von allen gewesen sein. Das Verhältnis der verschiedenen hiesigen Kirchen und Missionsgesellschaften zu einander ist ein so gutes, als man nur wünschen kann. Alle Anglikaner, obgleich drei verschiedenen Gesellschaften angehörend, halten fest zusammen und arbeiten überdies auf gemeinsamem Boden, soweit als immer möglich auch in Gemeinschaft mit anderen. Die Gefahr, welche eine Zeitlang drohte, daß alle christlichen Bekenntnisse hier zu einer bunten Masse würden zusammengeschmolzen werden, ist beseitigt. Daß z. B. unsere Bekehrten die anglikanische Kirche verlassen werden, glaube ich durchaus nicht, obgleich wir — ich wenigstens — stark auf Selbsterhaltung hinarbeiten."

— Aus Tokijo berichtet der amerikanisch-bischöfliche Missionsarzt Dr. Harrell, der im letzten Jahr 2156 Kranke behandelt hat, wie folgt: „Die Sprechstunde ist 9 Uhr morgens, aber viele kommen schon um 8 und manche um 7 Uhr. Die meisten sind aus der Stadt, viele kommen aber auch aus der Umgegend und noch weiter her, zuweilen etliche Tagereisen weit. Im Wartezimmer muß jeder seinen Namen und Adresse auf einen Papierstreifen schreiben oder schreiben lassen, worauf der eingeborene Apotheker sie in sein Tagebuch einträgt. Dann bekommt jeder eine kleine hölzerne Marke mit einer Nummer, entsprechend welcher er früher oder später aufgerufen wird. Während er nun wartet, bis die Reihe an ihn kommt, macht sich der Katechist an ihn, forscht nach, ob's ein Christ oder Heide ist, und versucht, wenn letzteres der Fall ist, ihm etwas vom Christentum beizubringen. Nur sehr selten weigert sich jemand solchen Unterrichts. Kommt dann die Reihe an einen, so tritt er in's Sprechzimmer, wird nach Name, Wohnort, Alter u. s. f. gefragt und vom Arzt untersucht. Ist eine Operation nötig, die keiner Vorbehandlung und keiner Nachkur bedarf, so wird sie sofort ausgeführt; braucht der betreffende Arznei, so wird ihm ein Rezept gegeben, mit dem er nun zum Apotheker geht, der dasselbe neben dem Namen des Patienten in sein Tagebuch einträgt und ihm dann das Vorgeschriebene verabreicht.

„Von 100 Kranken leiden volle 40 an den Augen, 20 haben Syphilis, 10 irgend eine Form von Tuberkulose, ungefähr 5 eine Lähmung, 2 vielleicht irgend eine äußere Verletzung, die übrigen sonst irgend eine Krankheit. Verletzungen infolge irgend eines Unglücksfalls sind äußerst selten. Hunderte von Heiden hören das Evangelium zum erstenmal im Wartezimmer des Missionsarztes. Mehrere von diesen stehen jetzt im Taufunterricht."

— Am 2. September 1885 hat unter dem Vorsitz von Missionar Maclay die Konferenz der amerikanischen Methodisten in Tokijo ihre Jahresversammlung gehalten. Diese Konferenz war erst ein Jahr vorher von Bischof Wiley organisiert worden mit 13 amerikanischen und 24 eingeborenen Predigern, 907 Mitgliedern und 200 Anhängern. Jetzt zählte sie bereits 1254 Mitglieder, welche zusammen 900 Mk für kirchliche Zwecke aufgebracht haben. Eine Gemeinde in Tokijo steht bereits ganz auf eigenen Füßen.

— In Koberamura haben die Leute ein schönes großes Schulhaus gebaut und suchen jetzt gegen hohe Bezahlung einen christlichen Lehrer. Einen heidnischen könnten sie für das Geld leicht haben; aber sie wollen durchaus einen Christen, und wenn ein solcher kommt, so soll er am Sonntag das Schulhaus für gottesdienstliche Zwecke benutzen dürfen.

— In Okajama haben 130 Priester eine Konferenz gehalten, um die Ansprüche des Christentums mit denen des Buddhismus zu vergleichen. Alle, die über 40 Jahre alt waren, stimmten entschieden für den letzteren, die jüngeren aber sprachen zu Gunsten des Christentums. Eine Menge von Priestern würde sich gern dem Christentum zuwenden, wenn sie nur wüßten, wovon leben.

Am ersten Juli-Sonntag 1885 wurden 22 Neubekehrte in die Gemeinde zu Okajama aufgenommen, darunter ein Arzt, der schon vor 20 Jahren durch Dr. Verbeck in Nagasaki mit dem Christentum war bekannt gemacht worden und den seine Verwandten, als er nach Okajama zurückkehrte, 3 Monate lang in Hausarrest hielten, während ein anderes Familienglied förmlich ins Gefängnis geworfen wurde, weil des Christenglaubens verdächtig!

— Der frühere Daimio (Herzog) von Sanda, der anfangs warmes Interesse für die Wahrheit zeigte, als das Evangelium zuerst in seiner Provinz gepredigt wurde, seit seiner Uebersiedelung nach Tokijo aber gleichgültig geworden zu sein schien, hat zum 10. Stiftungsfest der Gemeinde in Sanda 2000 Mk. für Missionszwecke und einen Kandelaber für die Kirche geschenkt.

— Aus der Stadt Kochi auf der Insel Schikoku erzählt Missionar Atkinson eine rührende Geschichte. 1878 hatte er hier drei Wochen lang fast täglich gepredigt und Anfang 1885 war ein Prediger-seminarist aus Kijoto als Evangelist hingekommen und hatte so erfolgreich gewirkt, daß Atkinson bei einem Besuch im Mai schon ein kleines Häuflein von Gläubigen fand. Bei einem derselben logierte er. Zur Familie gehörte ein verlorener Sohn, der den Eltern fast schon das Herz gebrochen hatte. Jetzt waren alle Hausgenossen so ergriffen vom Evangelium, daß eine kleine Versammlung gehalten werden konnte, an welcher auch jener Sohn teilnahm. Zuerst schüttete der Vater sein Herz aus, dann sprach der Sohn, that aber anfangs ganz pharisäisch, als habe er nie gegründete Ursache zu einer Klage

gegeben; doch ließ er mit sich reden und gab schließlich sein Unrecht zu, ja bat seinen Vater, ihm zu vergeben. Nun verwandelte sich die Konferenz in eine Betstunde. Vater und Sohn beteten zum ersten mal in ihrem Leben miteinander, bekannten ihre Sünden und priesen Gott. Als die Mutter und die Schwiegertochter es erfuhren, war die Freude groß und der Missionar mußte sagen: Wahrlich, heute ist diesem Hause Heil widerfahren! Seither sind 13 Seelen dort getauft worden.

— Neuerdings hat sich der bekannte japanische Pädagog und Zeitungsschreiber Fukusawa also vernehmen lassen: „Wie meine meisten Landsleute, so bin auch ich in Religionsfragen ganz gleichgültig; ja ich habe eigentlich gar kein Verständnis für Religion und keinen Geschmack daran, ich habe daher nie die Vorzüge der einen Religion vor der anderen untersucht und habe nie irgend eine spezielle Art von Religion angepriesen; aber vom politischen Standpunkt aus muß ich zugeben, daß die Religion des Abendlandes gegenwärtig von großer Bedeutung für Japan ist..... Was das Gewissen des Menschen reguliert und so der Gesetzlosigkeit vorbeugt, ist ohne Zweifel die Religion; so schätze ich denn die Religion als die Gesetzgeberin und als die Polizei der Seele. Ich habe einmal geäußert, daß wenn keine Missionare in unser Land gekommen wären, die Gesetzlosigkeit und Rohheit der Ausländer noch viel größer sein würden und daß unsere Beziehungen zum Auslande lange nicht so gut sein würden, als sie jetzt sind. Ich bin immer noch der Ansicht, daß das so ziemlich richtig ist, und ich denke, man darf hieraus schließen, daß die Re.igion des Abendlandes einen ebenso guten als mächtigen Einfluß ausübt."

— Im Spätjahr 1885 hat die presbyterianische Kirche der amerikanischen Südstaaten zwei Missionare, McAlpine und Grinnan, nach Japan gesandt.

— Die christlichen Japaner in San Francisco, Kalifornien, haben sich zu einer Gemeinde zusammengeschlossen. Das erste Abendmahl wurde am 5. Juli gefeiert. Die Gemeinde zählt 40 Mitglieder. Die Koreaner am gleichen Ort erhalten regelmäßigen Unterricht im Englischen, in Nationalökonomie und in der christlichen Religion von Dr. theol. Thompson.

Korea.

Der amerikanisch-presbyterianische Missionar Underwood in Seoul hat einen eingebornen Katholiken, der für den besten Sprachlehrer im Lande gilt und selbst um Anstellung gebeten hatte, in seinen Dienst genommen. Er hat bereits 7 oder 8 Franziskaner im Koreanischen unterrichtet und auch bei der Ausarbeitung des französisch-koreanischen Wörterbuchs mitgeholfen. Bereits haben die Priester ihn und seine ganze Familie von den Sakramenten ausgeschlossen,

weil er einem protestantischen Missionar dient; er aber wünscht die „schreckliche Irrlehre" doch erst kennen zu lernen, ehe er sie verdammt. Daß die Priester ihm ein Stück aus der Bibel, das in seine Hände gekommen war und das er zu lesen angefangen hatte, weggenommen hatten, war ihm doch gar zu auffallend und ärgerlich gewesen.

Indien.

In der »Indian Home Mission to the Santhals« arbeiten nach dem letzten Jahresbericht (April 1884 bis März 1885) außer den europäischen Missionaren Börresen, Skrefsrud und Oskar Berg 4 eingeborene Pastoren: Surja, Pitho, Sibu und Suna. Die Kinder- und besonders die Mädchen-Erziehung leitete Frau Börresen. Als Oberlehrer wirkten 2 Europäer, Muston und Bunkholdt, als Baugehilfe ebenfalls ein Europäer, als Seminarlehrer und Schulinspektoren 9 Eingeborene. Die Zahl der Katechisten war 8, die der reisenden Aeltesten 51. In der Asam-Kolonie wirkten Graf Karl Moltke, Pastor Siram, 4 Aelteste und ein Vorsteher. Die Stationen sind in der Reihenfolge von Süden nach Norden:

1) Tilabani, etwa 4 Meilen südwestlich von Ebenezer, im Januar 1884 errichtet, hat eine Kirche, Mädchen- und Knabenschule. Das 4 Quadratmeilen große Stationsgebiet bearbeitet Pastor Suna mit 4 Helfern; 36 Personen wurden im letzten Jahre getauft.

2) Karikador, etwa 2¼ Ml. von Tilabani, liegt hoch bei einem krystallklaren Quell und wurde 1884 im April errichtet; von einem Katecheten und 4 Mithelfern samt einem Lehrer der Knabenschule bedient.

3) Maholpahari, 2—3 Ml. nordwärts von Karikador; doch machen dazwischen liegende Berge diesen Abstand größer; in schöner, malerischer Umgebung 1881 errichtet. Ein Katechet mit 4 Aeltesten und ein Lehrer der großen Knabenschule besorgen in diesem etwa 3 Qu.-Ml. großen Distrikt ihr Amt. Im letzten Jahr 32 getauft.

4) Dumka, 3 Ml. westlich von Maholpahari, 1878 angefangen, 1879 vollendet, steht unter Pastor Pitho und 4 Aeltesten. Dies dürre, schwere Arbeitsfeld erfordert viel Geduld. Im letzten Jahr nur 4 getauft.

5) Tschondorpura, über 3 Ml. nordwestlich von Dumka, im Regierungsbezirk Damin-i-koh, am Schluß des Jahres 1881 errichtet. Ein Katechist mit 4 Helfern und einem Knabenlehrer haben eine neue Kirche und durften im vergangenen Jahre 42 getauft sehen. Im Januar 1885 mußte das Haus neu gebaut werden, da zum Fundament nur Feldsteine ohne Bindemittel benutzt waren. Westlich von Dumka und Tschondorpura will Skrefsrud nicht gehen, um nicht mit den Arbeitern der schottischen Staatskirche in Konflikt zu geraten.

6) Ranga liegt $2^1/_2$ Ml. nordwestlich von Tschondorpura; aber auch hier machen die dazwischen liegenden Berge die Entfernung größer. 1883—1884 wurde diese Missionsstation errichtet; sie hat einen Katechisten und 3 Aelteste, aber keine Kirche und Schule.

7) Simoldohi, $3^1/_2$ Ml. südöstlich von Ranga, im Distrikt Sultanabad, ist eine Außenstation von Basetkunde, mit einem Katechisten und 2 Aeltesten, einer hübschen großen Kirche in einem Walde und einer Knaben- und Mädchenschule. Im verflossenen Jahr wurden 18 Heiden getauft; 30 Familien wanderten aus der hiesigen Kirchengemeinde in die Asam-Kolonie aus.

8) In Basetkundi, mit schmucker Kirche und einer Cisterne, arbeiten der Pastor Sibu und 3 Aelteste; eine Knaben- und Mädchenschule ist in gutem Gang. Pastor Sibu ist ein tüchtiger Prediger und Dichter, hat ein Liederbuch gesammelt und nach einheimischen Melodien bearbeitet; auch singt er trefflich zur Violine. Auch seine medizinischen Kenntnisse hat er in Cholera- und Dysenteriezeiten mit Erfolg verwendet. Getauft wurden letztes Jahr 62 Personen.

9) Kalokada, etwa 3 Ml. südöstlich von Basetkundi und 1 Ml. von der Eisenbahn, wurde durch einen bekehrten Häuptling im Februar 1885 gegründet und steht unter Pastor Sibu's Aufsicht.

10) Haripur, $2^1/_4$ Ml. südwestlich von Kalokada und ebensoviel westlich von der Eisenbahnstation Nalhati, ist ein wichtiges Arbeitsfeld und wird von Missionar Berg verwaltet, welcher von einem Katechisten und 2 Aeltesten unterstützt wird. Der Gottesdienst wird in Ermanglung einer Kirche unter einem Baume abgehalten. Getauft wurden im vorigen Jahr 40 Personen.

11) Tarni liegt $2^1/_2$ Ml. westlich davon im Damin-i-koh, 1882 als Station errichtet, mit einem Katechisten und 2 Aeltesten besetzt. Im letzten Jahre wurde eine geräumige, luftige Kirche erbaut und 18 Personen erhielten die Taufe; auch ist eine Knabenschule errichtet.

12) Sapadoha, etwas über 2 Ml. südöstlich von Tarni, ebensoviele südwestlich von Haripur und im selben Abstand nördlich von Ebenezer; unter der Arbeit des Pastors Surja bewahrheitet sich Matth. 5, 9. 5 Aelteste und 2 Diakonen arbeiten in voller Eintracht. Eine geräumige Kirche ist im Bau; eine Cisterne ist gegraben. Getauft sind im Verlauf des letzten Jahres 40 Personen.

13) Der Murshedabad-Distrikt liegt $6^1/_2$ Ml. östlich von Ebenezer, dicht am Bhagiratifluß, und ist eine bedeutende Kolonie von christlichen und heidnischen Santals, welche von 2 Aeltesten Ebenezers bedient wird. Getauft sind im vergangenen Jahr 6 Heiden.

14) Bankar oder Ebenezer umfaßt 12 Qu.-M. Hier arbeiten 13 Aelteste und 3 Diakonen. Fast $1^1/_2$ Ml. westlich von Ebenezer ist eine Kirche, wo Muston sonntäglich Gottesdienst hält. Hier wohnt ein Katechist, welcher mit 2 Aeltesten arbeitet. Auf einer 2 Ml. südlich gelegenen Stätte werden ebenfalls Gottesdienste gefeiert,

an welchen christliche Landbewohner teilnehmen. Im letzten Jahr sind 350 Personen getauft. In Ebenezer ist ein Seminar und das Hauptquartier, obgleich diese Station, abgesehen von Murshedabad, an der südöstlichen Ecke dieses Santal-Missionsfeldes liegt. — So ist das ganze Land mit einem Netze von Stationen überspannt; jeder kann das Evangelium hören. Weiter hilft der Häuptling Ram von Atena mit, ein Mann in den besten Jahren, groß, kräftig, einsichtsvoll und energisch, jetzt ein eifriger Beförderer des früher von ihm verfolgten Glaubens. Er hilft bei den Uebersetzungsarbeiten, besitzt einen großen Wortvorrat und ist ein feiner Sprachkenner.

15) Die Santal-Kolonie im Asam-Lande, am nördlichen Ufer des Brahmaputra, Gowalpara gegenüber, besteht aus 600—700 Seelen. Ihr Hauptleiter ist Graf Moltke. Der inspizierende Regierungskommissär hat kürzlich seine volle Zufriedenheit mit dieser Kolonie ausgedrückt. Auch hier sind die Schulden der ersten Kolonisten an die Regierung bezahlt und die Schulen in gutem Zustand. Häuser, Felder, Reisanpflanzungen, Büffelochsen u. s. w. werden von vielen Santal-Kolonisten nun als freies Eigentum besessen. Die Regierungs-Einkünfte waren von 400 auf 1400 Mark gestiegen. Als Börresen im Mai 1885 Thakurpura — so heißt diese Kolonie — besuchte und in Graf Moltkes Ochsenwagen von Dhabri aus daselbst angelangt war, entfaltete die Natur ihre schönste Pracht; köstliche Maisfelder breiteten sich aus, im scharfen Gegensatz zu dem damals dürren Santalistan. Die Santal-Kolonisten arbeiten hier fleißig und überwinden dadurch mancherlei schwere Beschädigungen, wie sie z. B. ein damals acht Tage anhaltender Sturm verursacht hatte. Börresen fand bei seiner Predigt über das Sonntagsevangelium Joh. 15, 26 eine volle Kirche.

In der Santalisprache sind gedruckt: die sonntäglichen Evangelien, die Liturgie; Luthers Katechismus ist zum Druck fertig, Vogts kleines biblisches Geschichtenbuch ist angefangen. Dann soll Barths biblisches Geschichtenbuch folgen. Das neue Psalmbuch soll später erscheinen; endlich wird trotz vieler Schwierigkeiten am Santali-Lexikon tüchtig gearbeitet.

Im Jahr 1884—1885 wurden getauft 561 Heiden und 109 Kinder christlicher Eltern, in Summa 670; gestorben sind 50; im ganzen leben 4003 Christen.

Einschließlich einen bedeutenden Ueberschuß vom letzten Jahr, betrug die Einnahme 220,756, die Ausgabe nur 111,862 Mk. Aus Dänemark kamen 55,336, aus Norwegen 10,248, aus Schweden 6674, aus England und Schottland 920, aus Indien selbst nur 140 Mk.

— Im letzten Sommer predigten baptistische Missionare aus Sirampur 6 Tage lang in Tarkeschwar, wo ein runder Stein als Verkörperung Schiwas verehrt wird. Sie fanden viel Aufmerksamkeit und verkauften ca. 1000 Exemplare heiliger Schriften.

Am letzten Tage ihres Aufenthalts entstand Feuer und der ganze Bazar mit hunderten von großen Läden wurde ein Raub der Flammen. Fast zur gleichen Zeit wurde der große Wagen des Dschagannath bei Sirampur vom Blitz getroffen und ebenfalls verbrannt! Solche Ereignisse machen auch die Stumpfesten nachdenklich.

— Aus Kanhpur schreibt ein amerikanischer Methodist: „Das schöne Gebäude, in welchem ich hier die Gastfreundschaft Br. Maxwells genieße, ist s. Z. von Br. Gladwin gebaut worden, der jetzt Hauptmann in der Heilsarmee ist. Während er in Höhlen schläft oder meditierend unter einem Baume sitzt oder mit einem Bettelsack durch die Dörfer zieht, um sich Reis und Korn zu seinem Lebensunterhalt zusammenzubetteln, wohnt sein Nachfolger in diesem reizendsten aller Kanhpur-Häuser, umgeben von grünenden und blühenden Gärten, — und warum sollte er nicht? Nah dabei steht die Kirche, in der wir jetzt eben Erweckungsversammlungen halten. Die herrliche Umgebung hat den Segen von Oben nicht gehindert, denn Scharen sind bekehrt worden und wir haben glorreiche Versammlungen — alles unter Engländern, die den Herrn Jesum ebenso nötig haben, wie die Hindus und Muhammedaner, an welchen andere Missionare arbeiten."

— Die englische Ausbreitungsgesellschaft hat im J. 1884 einen Missionar, Rodder, für die Andamanen und Nikobaren ausgesandt. Derselbe wohnt in Port Blair, hat bereits die Andamanensprache gelernt und unterrichtet 9 Knaben im Englischen.

— Von den 248 Heiden, die v. J. auf einem Götzenfest bei Ajodhja bekehrt und sofort getauft wurden, hört man wenig Erfreuliches mehr, d. h. von weitaus den meisten hört man überhaupt gar nichts. Die zwei eingebornen Prediger, welche damals die Taufe vollzogen, hatten zwar die Namen und das Lebensalter, nicht aber die Wohnorte der Neubekehrten aufgeschrieben! Offenbar haben sie so ziemlich nach Art der Heilsarmee gemeint, mit einer Erweckungspredigt, einem Gebet um den hl. Geist, einem Begnadigungsgefühl und darauf folgender Auspofaunung des Erlebten sei es geschehen. Wie anders haben die Apostel gehandelt! Wie mütterlich haben sie für das Wachstum und Gedeihen ihrer „jungen Kinder in Christo" Sorge getragen.

— Vor ca. 30 Jahren studierten drei junge Männer in der Regierungsschule zu Ahmednagar: ein Brahmane, ein Muhammedaner und ein Parsi. Was sie mit einander verband, war das Verlangen, die wahre Religion zu finden. Als eine Mahratta-Uebersetzung des englischen Kirchengebetbuchs in ihre Hände fiel, benutzten sie dasselbe als Andachtsbuch, doch mit Weglassung des Namens Jesu. Ein Besuch des bekannten Nilakantha Schastri stimmte sie noch günstiger für's Christentum und schließlich wurden sie alle drei nicht nur getauft, sondern sie haben ihr ganzes Leben der Ausbreitung des Evangeliums gewidmet. Der Brahmane, Schahu

Dadschi Kutade, ist im Spätjahr 1885 nach 29jähriger treuer Arbeit im Dienst der amerikanischen Mission gestorben; der Muhammedaner, Kasimbhai Mohamadschi, wirkt jetzt noch als Pastor in Satara; und der dritte, der Parsi Ratondschi Naurodschi, steht als englisch-kirchlicher Missionar in Aurangabad.

— Sonntag, den 3. Mai, hat Missionar Narajan Scheschadri unter einem Schattenbaum bei Khadgawa 25 Neubekehrte getauft, welche ausdrücklich gewünscht hatten, ihren Uebertritt nicht auf der Missionsstation Bethel, sondern in ihrer Heimat angesichts all ihrer Angehörigen und Bekannten zu vollziehen. Die Feier hätte eigentlich im Städtchen selbst stattfinden sollen, ein christenfeindlicher Beamter aber wollte das nicht dulden, und der Missionar, ein bekehrter Brahmane, zog es vor, ein Beispiel christlicher Sanftmut zu geben, als auf seinem Rechte zu bestehen. Ebenso wurden am 14. und am 22. Juni in zwei anderen Dörfern je 7 Personen getauft.

— Das große Schulgebäude der schottisch-freikirchlichen Mission zu Puna ist ein Raub der Flammen geworden und in Madras ist ein noch im Bau begriffener Turm des »Christian College«, der bereits 100 Fuß hoch war und 20,000 Mk gekostet hatte, zusammengebrochen. Manchen wird das wie ein göttliches Verwerfungsurteil gegen die sog. Schul-Mission erscheinen. Wir unserenteils haben nichts gegen die Schulmission einzuwenden, die Verteidigung so gewaltiger Turmbauten dagegen möchten wir nicht übernehmen.

— In Bombay wirkt eine Glaubens-Missionarin Frl. Millett und in Verbindung mit ihr ein Frl. Dr. Condict aus Amerika.

— Die schottische Freikirche hat die vom jüngst verstorbenen Missionar Dawson gegründete Gond-Station Tschindwara an die schwedische Vaterlandsstiftung abgetreten.

— Frau Capron in Madura, die Witwe eines amerikanischen Missionars, hat 6 Bibelfrauen unter sich, die im Laufe eines Jahres ca. 15,000 heidnischen Frauen und Mädchen aus dem N. T. vorgelesen oder vom Heiland erzählt haben. 500 lernen selbst die Bibel lesen. Eine dieser Heidinnen, welche vom Götzenpriester zur Rede gestellt wurde, weil sie keine Bilder mehr anbetet, antwortete ihm mit der Frage: „Welcher von all unseren Göttern hat denn für uns gelitten?! Siehe, was der Jesus der Christen für sie gelitten hat!"

— Die australischen Baptisten haben 8 Missionarinnen in's östliche Bengalen gesandt.

— Ueber „unsere Haustiere in Indien macht Missionar Gehring im „Evang. luth. Miss.-Bl." drollige Mitteilungen, aus denen wir Folgendes anführen wollen: Vom alten Miss. Fabricius wird erzählt: „daß er den in seinem Stuhle nistenden Wanzen dankbar gewesen sei, da sie ihn des Nachts weckten und zum Gebet ermunterten". „Gute Hunde vertragen das Klima mindestens ebenso schlecht als ihre Herren, werden leicht krank oder toll. So sind auch die Katzen

infolge des Klimas tückischer und unzuverläßiger als daheim. Das Klima ist nämlich ein Begünstiger des Giftes, und man muß staunen, wie reich an Giften Indien ist. Auch die Menschen bleiben auf die Dauer nicht unberührt von diesem Einfluß und haben oft Ueberfluß an Gift und Galle.“ Betet für die Brüder!

— Ein Baptist schreibt aus dem Teluguland: „Wir haben es hier mit erwachsenen Kindern zu thun. Die meisten unserer Bekehrten sind neugeborene Kinder in Christo, Kinder am Verständnis, Kinder an Erfahrung, Kinder in allen Dingen außer in leiblicher Kraft und Entwicklung. Aber allgemein regt sich das Gefühl: ‚Wir müssen die Kinderschuhe ausziehen!‘ Die Missionare freuen sich über dies Aufwachen ihrer Christen. Es ist gerade kein Vergnügen, unter Leuten zu arbeiten, die noch erst lernen müssen sich zu waschen, ihr Haar zu kämmen, sich anständig zu kleiden und ihre Häuser zu kehren. Gott sei Dank, wir sehen große Fortschritte, und wenn irgend ein Ungläubiger oder Missionsfeind zu sehen wünscht, was das Christentum für eine verkommene Menschheit zu thun vermag, so möge er nur mit mir ein heidnisches Madiga-Dorf und sodann eine Niederlassung von Christen aus derselben Kaste besuchen.“ Die Heiden im Teluguland sind eifriger im Götzendienst als seit 40 Jahren. Ueberall werden Feste gefeiert, Opfer gebracht, neue Götzen aufgestellt u. s. w. Das ist ein Symptom der Angst, ein Aufflackern vor dem Verlöschen.

— Am 21. Juni 1885 hat Miss. King (amerikanisch-baptistisch) zu Kohima in Asam den Erstling der Nagas, namens Lhusetsu, getauft. „Die Taufe wäre schon früher vorgenommen worden, aber vor Beginn der Sommerregen war alles so ausgetrocknet, daß kein Wasser von genügender Tiefe zu finden war.“ Etwas später erhielt ein zweiter, Lhusele, die Taufe und zwei weitere Schüler King's warten noch auf dieselbe. Daß man diese vier nicht auf einmal getauft hat, kommt hauptsächlich daher, daß man ihnen die Wichtigkeit der persönlichen Entscheidung jedes einzelnen recht eindrücklich machen wollte. Alle Naga-Jungen in Missionar King's Schule haben nämlich von Anfang an in eigentümlicher Weise zusammengehalten. Nie handelte einer für sich allein. Wollte einer frei haben, so kam die ganze Bande um einen Feiertag ein; ging einer in den Gottesdienst, so kamen alle; schwänzte einer, so schwänzten sie alle. Zweimal führten sie sogar einen strike aus und blieben alle miteinander wochen-, ja Monate lang von der Schule weg. Diesen Corps-Geist fürchtete der Missionar auch bei den vier Bekehrten noch. Durch die Einzeltaufe sollte ihnen ein gewisser christlicher Individualismus und Independentismus praktisch zur Anschauung gebracht und eingeprägt werden. Lhusele hilft jetzt dem Missionar bei seiner Uebersetzungsarbeit, er scheint ein linguistisches Genie zu sein.

— Der amerikanisch-baptistische Missionar Dr. Cushing hat seine Uebersetzung des alten Testaments in die Schan-Sprache vollendet. Sein Neues Testament war schon früher gedruckt.

— Die Barmanen haben die Stadt Bhamo wieder besetzt, d. h. die halbzerstörte Stätte den Chinesen und Katschiens wieder abgekauft. Ihr erster Akt bestand darin, alles zu plündern, was jene noch übrig gelassen hatten, namentlich die Missionshäuser! Die Missionare sind um all ihr Eigentum gekommen.

Ozeanien.

Ein englischer Pflanzer oder Kaufmann John T. Arundel in Apia, Samoa, hat vor kurzem der Londoner Missionsgesellschaft 1860 Mk. geschickt, welche seine eingebornen Arbeiter auf Sydney, Enderbury und anderen Inseln, sowie die Matrosen seines Schiffes »Explorer« ganz aus eigenem Antrieb für die Mission zusammengelegt hatten. Einer von ihnen, ein Eingeborner der Wilden-Insel, hatte allein 100 Mk. beigetragen! Die 1400—1500 Einwohner von Rajatea haben letztes Jahr 4896 Mk., die 800—900 von Tahaa 2252 Mk. und die 1000 von Borabora 4612 Mk. für die Londoner Mission beigesteuert! In Rajatea haben sie die Gewohnheit, wenn ein Familienglied gestorben ist, gleichsam im Namen desselben eine Gabe zu bringen. Auf anderen Inseln ist es Sitte, für jedes Neugeborene ein Missionsopfer zu bringen, das sogenannte „Baby-Geld“.

— In Matautu, Samoa, ist eine neue Kapelle eingeweiht worden, welche die Eingebornen ohne jegliche Hilfe von auswärts ganz allein gebaut haben. Sämtliches Holzwerk stammt aus einem Wald, der früher als Sitz einer heidnischen Gottheit Tabu (unantastbar) war und vor dem bis jetzt die guten Leute noch immer ein großes Grauen hatten. Der Hauptredner bei der Einweihung war ein kürzlich von der römischen zur evangelischen Kirche übergetretener Häuptling, der sich selbst als einen aus dem Feuer gerissenen Brand bezeichnete.

— Dem Kapitän des Missionsschiffes „John Williams“ hat die französische Regierung ein vorzügliches Fernrohr geschenkt in Anerkennung seiner Dienste zur Rettung von sechs schiffbrüchigen Matrosen des Schiffes „Buffon“. Dasselbe war an einer christlichen Insel gestrandet; die Eingebornen hatten die Matrosen wochenlang beherbergt und endlich hatte Kapitän Turpie sie auf dem Missionsschiff nach Sydney gebracht. Es war ergötzlich zu hören, wie naiv die Geretteten ihre Freude darüber aussprachen, daß sie nicht auf eine Kannibalen-, sondern auf eine Christen-Insel geraten waren!

— Zwei katholische Missionare aus Frankreich haben sich auf der Thursday-Insel niedergelassen, um der evangelischen Mission in Neuguinea nun auch eine römische entgegenzusetzen. Der Londoner

Missionar Macfarlane hat sich lang mit ihnen besprochen und sie dringend gebeten, ein anderes Arbeitsfeld zu wählen; aber natürlich erfolglos.

— Die vom Neuendettelsauer Missionsverein unterstützte australische Immanuelsynode hat den durch seine Thätigkeit unter den Eingeborenen Australiens bekannten Missionar Flierl nach Neuguinea gesandt zur Gründung einer lutherischen Mission in Kaiser Wilhelmsland. Ein bekehrter Eingeborner begleitet ihn. Frau Flierl ist einstweilen auf der Missionsstation Bethesda zurückgeblieben.

England.

Am 2. Oktober fand im englisch-kirchlichen Missionshaus zu London die Verabschiedung von 30 Missionaren und Missionarinnen statt. Im ganzen hat diese Gesellschaft während des vorigen Jahres 60 Personen ausgesandt!

— Am 6. Okt. ist ein Hr. Keith-Falconer mit seiner Frau von London nach Aden abgereist, um dort eine Muhammedaner-Mission zu gründen. Er ist ein Sohn des bekannten frommen Lord Kintore, gehört zur freien Kirche von Schottland und unternimmt sein Werk in ihrem Namen, aber ganz auf eigene Kosten.

— Am 8. Oktober wurden im Mildmay Vereinshaus, London, 16 Arbeiterinnen der englisch-kirchlichen Zenana-Missions-Gesellschaft verabschiedet. Sie alle gehen nach Indien.

— Am 12. Nov. wurde der schwarze Archidiakonus Johnson vom Niger in einer feierlichen Versammlung des Senats der Universität Cambridge zum Magister Artium ernannt.

— Eine Dame in Yorkshire hat der englisch-kirchlichen Missions-Gesellschaft 120,000 Mk. geschenkt.

Statistisches.

Nach Dr. Grundemann gab es im Jahr 1883: 2146 evangelische Missionsstationen mit 2675 Missionaren und 23,317 eingebornen Gehilfen und 2,024,451 eingebornen Christen, darunter 600,201 Kommunikanten, 11,869 Schulen mit 645,032 Schülern, darunter 210,518 Mädchen. Die Ausgaben betrugen 30,106,763 Mk. und der Zuwachs an Getauften in Einem Jahr 60,217.

Nach Dr. Strong, der übrigens Grundemann's Statistik zum Teil schon mitbenutzt hat, giebt es 32 amerikanische, 24 britische, 25 kontinentale Missionsgesellschaften, also zusammen mit der internationalen Brüdergemeine 82 Missionsgesellschaften, die miteinander 3226 Missionare, 27,194 eingeborne Gehilfen und 752,152 Kommunikanten haben. Der Unterschied zwischen Grundemann und Strong erklärt sich daraus, daß der letztere die baptistischen und methodistischen Missionen in Deutschland und anderen protestantischen Ländern, sowie die protestantischen Missionen in katholischen Ländern mitzählt.

Seiner eigenen Angabe zufolge bleiben, wenn man 61,550 Baptisten und 23,227 Methodisten in protestantischen Ländern abzieht, 667,345 Kommunikanten in heidnischen, muhammedanischen und katholischen Ländern übrig. Schätzt man nun letztere auf ca. 67,000, so stimmt das ganz schön zu Grundemann's 600,201 Kommunikanten, und rechnet man zu jedem Kommunikanten ca. 3 nicht abendmahlsfähige Christen (Kinder, Katechumenen ꝛc.) hinzu, so ergiebt das ca. 2,400,000 „Christen“, was wieder so ziemlich mit Grundemann stimmt. Wir dürfen also für's Jahr 1885 getrost folgende Zahlen als nicht zu hoch gegriffen gelten lassen: 3000 Missionare, 25,000 eingeborene Gehilfen, 650,000 Kommunikanten und 2½ Millionen „Christen“, 12,000 Schulen und 650,000 Schüler; 31 Millionen Mk. Ausgaben.

Allerlei.

Eine einzigartige Erscheinung ist die Thatsache, daß der am 17. September 1885 gestorbene Oberkonsistorialrat Dr. Ball, der Gründer des „Barmer Missionsblattes“, 59 Jahre lang auch der Herausgeber desselben gewesen ist, daß dies im Jahr 1826 begonnene Blatt, das höchstens auf tausend Abonnenten rechnen zu dürfen glaubte, schon im ersten Jahr in 6000, das Jahr darauf in 12000 Exemplaren gedruckt werden mußte, schließlich 21000 Abonnenten zählte, bis zu 12,000 Mk. jährlich abwarf und der Rheinischen Missionsgesellschaft das Geld zum Bau ihres neuen Hauses in Barmen lieferte, so daß auf den Redakteur das Lob angewandt werden konnte, das die Juden Luk. 7, 5 dem Hauptmann zu Kapernaum spendeten: „Die Schule hat er uns erbaut.“ Gegenwärtig zählt das Blatt etwa 13,000 Abonnenten, was angesichts der großen Konkurrenz immer noch viel ist.

— Die Frage, ob man unter den Tropen Wolle tragen solle, ist im Feuilleton der „Nordd. Allg. Ztg.“ vom 17. Okt 1885 von Gerhard Rohlfs dahin beantwortet worden, daß die Wollkleidung in der tropischen Hitze entschieden verweichlichend, also schädlich wirke. Als Beweis dafür, daß auch solche, die in Europa an die Wolle gewöhnt waren, in den Tropen dieselbe mit Baumwolle vertauschen sollten, führt er die Thatsache an, daß z. B. Schafe, wenn sie in die Tropen verpflanzt werden, ihre Wolle verlieren und dafür eine mehr oder weniger dünne Behaarung erhalten. Wir trauten unseren Augen nicht, als wir das lasen. Daraus, daß ein Schaf in den Tropen seinen dicken Wollpelz mit einem dünnen Haarkleid vertauscht, kann doch nimmermehr gefolgert werden, daß man in den Tropen Baumwolle statt Wolle tragen soll! Ja, wenn auf den tropischen Schafen statt der Wolle — Gras (Pflanzenfaser) wachsen würde, dann wäre der Schluß richtig. So aber besteht nur ein Gegensatz von mehr oder weniger Wolle, von dickerer und dünnerer Bekleidung, ein Gegensatz, der sich ja ganz von selbst versteht. Rohlfs

scheint nur die dickste Art von Wolle, wahrscheinlich Flanell u. dergl., zu kennen und überdies von der falschen Voraussetzung auszugehen, daß man sich nur der Warmhaltung wegen mit Wolle bekleidet. Es hat uns gefreut, daß Dr. med. Trebing, der 11 Jahre in Singapur und anderen tropischen Gegenden gelebt hat, in der „Deutschen Kolonialzeitung" 1885, S. 722 ff. die Behauptungen Rohlfs aufs einleuchtendste widerlegt und entschieden dafür eintritt, daß in den Tropen für gewöhnlich nur Wollzeuge als Leibwäsche getragen werden sollten, natürlich lose gewebte, je nach Bedürfnis dünnere oder dickere. Das sei bei weitem das einfachste, bequemste, praktischste und gesundeste. Leide man aber von der sog. prickly heat oder dem „roten Hund", jener lästigen Akklimatisationserscheinung, bei der man ein Prickeln und Jucken wie von Brennesseln auf der Haut fühlt, so sei es das geratenste baumwollene Unterwäsche, darüber aber Wolle zu tragen.

— Miss. W. Grönning schreibt unter'm 26. Sept.: „In der Eisenbahn (III. Klasse) von Grimsby nach Liverpool trafen wir einen sehr gemütlichen, breitschultrigen Kapitän, der sich gegen seine Frau und drei halberwachsene Kinder sehr zärtlich benahm. Er hatte meinen Koffer mit der Bezeichnung des Bestimmungsortes ‚Radschamandri, India' gesehen und fragte mich gleich, ob ich Basler Missionar wäre. Ich erwiderte ihm, ich sei amerikanischer Missionar. Da fang er dann ein langes Loblied auf die Mission in Westafrika. Er befahre nun schon jahrelang die westafrikanische Küste und werde nächstens wieder hinausgehen. Er habe schon manchen Missionar dorthin befördert. Das seien sehr gute Leute, besser als er sei."

— Während des Indianeraufstands in Kanada hat sich ein anglikanischer Missionar, der Kanonikus McKay, der sich freiwillig den englischen Soldaten angeschlossen hatte, durch seinen Mut so ausgezeichnet, daß General Strange dem Bischof von Saskatschewan einen eigenen Lob- und Danksagungsbrief dafür geschrieben hat: „Es gereicht allen christlichen Konfessionen zur Ehre, daß Geistliche der verschiedensten Kirchen sich freiwillig gestellt haben, um je nach ihrem Vermögen im Krieg zu helfen, vor allem der edle Kanonikus Mc Kay. Aber auch der Methodist Mc Dougall, der römische Priester Prevost, der Presbyterianer Mackenzie sind vor keiner Gefahr und Entbehrung zurückgeschreckt. Sie als Bischof werden sich mit mir freuen, daß der Schrecken des Krieges solche Tugenden ans Licht gebracht hat, wie man sie gewöhnlich einem Geistlichen nicht zutraut."
Erfreulich ist auch das, daß die christlichen Indianer, trotz starker Versuchung, sich am Aufstand nicht beteiligt haben.

— In Glasgow wurde neulich der aus China zurückgekehrte Agent der schottischen Bibelgesellschaft, John Smith, von seinen Auftraggebern begrüßt. Derselbe hat 30 Rundreisen gemacht und zusammen 47,000 Bibeln und Bibelteile in China verbreitet.

Todesfälle.

— Am 13. Juni 1885 ist zu Okombahe im Hererolande Miss. Karl H. Niederwelland, einer der jüngsten und tüchtigsten Arbeiter der Rheinischen Mission in Südafrika, am „Landesfieber" gestorben, fern von allen Weißen, aber von drei Taufkandidaten nach Vermögen gepflegt und häufig von Christen, Bergdamra sowohl wie Herero, besucht. Letztere haben auch an seinem Bett wiederholt gebetet. Natürlich hat aber die Pflege viel zu wünschen übrig gelassen. Die letzten Tage scheint der Kranke nicht recht bei Bewußtsein gewesen zu sein. Als Krankheitssymptome wurden angegeben Fieber, Beängstigung, Rücken- und Kopfschmerzen, Ohnmachtsgefühl, Schleim- und Gallenerbrechen. In ähnlicher Weise waren auch andere Geschwister in Omaruru und Omburo erkrankt.

— Ebenso einsam und fern von allen Europäern ist am 29. Mai der Londoner Missionar Harris in Niumkorlo am Tanganjika-See an Dysenterie gestorben. Andere Brüder waren schwer krank und die Existenz der ganzen Mission scheint abermals in Frage gestellt!

— Am 10. Juli starb an der Schwindsucht der chinesische Apothekergehilfe Pao, ein paar Stunden nachdem er sich unter herzzerreißenden Abschiedsszenen in Itschang eingeschifft hatte, um zu seinem Vater, einem christlichen Prediger der Londoner Mission in Wutschang, zu reisen. Sechs Jahr lang hatte er selbst den schottischen Missionaren in Itschang, namentlich dem Missionsarzt, als Gehilfe gedient und nie auch nur den geringsten Anlaß zu einer Klage gegeben. Christen und Heiden weinen dem Frühvollendeten nach, dessen exemplarischer Wandel eine lebendige Predigt für sie war.

— Am 7. August 1885 ist Missionar Kendall von der China Inland-Mission, Vorsteher des Opiumasyls in Taijuenfu, 31 Jahre alt, gestorben.

— Am 27. Aug. 1885 starb auf der Insel Nias nach nur einjährigem Aufenthalt der junge Rheinische Missionar H. G. de Weerd, nachdem er einige Wochen lang geistig gestört gewesen. Allerlei Unvorsichtigkeiten, namentlich das Gehen in der Sonne ohne Kopfbedeckung, und die fast kriegerisch aussehenden Zustände auf Nias hatten dazu beigetragen. Bei den Wutanfällen des Kranken kam seine Umgebung geradezu in Lebensgefahr und der Arme mußte gebunden werden. So war denn das unvermutet schnelle Ende eine wahre Erlösung.

— In Owakuenama im Owamboland sind drei römische Missionare nach dem Tode des ihnen wohlgesinnten Häuptlings erschlagen worden und östlich vom Okawangofluß bei den Amboellas sind zwei römische Missionare, die früher im Damraland in Okozondye gewohnt hatten und von den Herero ausgewiesen worden waren, dem Fieber erlegen.

Bücherschau.

David Livingstone. Ein Lebensbild des großen Entdeckers und Missionars, für die deutsche Lesewelt, besonders die reifere Jugend, nach den Quellen dargestellt von Dr. G. Plieninger. Verlag von Gebrüder Kröner in Stuttgart. 1885. eleg. geb. Mk. 5,50.

Daß ein gestorbener Livingstone und ein gestorbener Gordon, wie H. Stanley in seinem Uebermut meint, nichts mehr nützen können, das widerlegen schon die zahlreichen Bücher, welche immer wieder über diese christlichen Helden geschrieben werden und die von ihnen ausgegangenen Lebensimpulse weiter fortpflanzen. Der Vorzug der hier vorliegenden neuen Livingstone-Biographie besteht darin, 1) daß sie alles über den großen Mann bekannt gewordene gründlich verarbeitet hat und nun in gleichmäßiger, abgerundeter Gestalt der Lesewelt darbietet, 2) daß sie nicht nur die Thaten und Erfolge des großen Entdeckers, sondern auch den großen Mann selbst, den Christen ohne Falsch, den Ritter ohne Tadel, lebenswarm schildert, 3) daß die 6 bedeutendsten Bilder aus Livingstone's Leben, welche uns bisher nur in Holzschnitten bekannt waren, hier in gelungenem Farbendruck erscheinen und überdies ein gutes Porträt, 43 in den Text gedruckte Illustrationen und eine praktische Uebersichtskarte beigegeben sind.

Gordon, der Held von Chartum. Ein Lebensbild nach Originalquellen. Mit Bildnis und Karten. Frankfurt a. M. Schriften-Niederlage des Evang. Vereins. 1885. eleg. geb. Mk. 6.

Wenn man eben ein Buch, wie dieses, zu Ende gelesen, so möchte man in einen Klagepsalm ausbrechen, nicht — eine Rezension schreiben. Wir haben Gordon nicht erst aus dieser Biographie kennen gelernt, aber das aufmerksame Lesen derselben hat doch unsere Liebe und Verehrung für den Märtyrer von Chartum noch vertieft. „Ein Saatkorn im Acker der Zeit" — das ist die einzig richtige Lösung all der Rätsel im Charakter und in der Lebensführung dieses Mannes. Das Saatkorn wird Frucht tragen, wenn auch erst in der Ewigkeit. Wir aber müssen uns fragen, was es jetzt schon uns sagt und von uns will. Daß immer noch Wunder geschehen, dafür ist dies Leben ein unumstößlicher Beweis. Manche Wunder der Bibel kommen einem wie Kleinigkeiten vor gegen das, was hier berichtet wird. Das könnte unseren Glauben stärken. Aber dem steht entgegen die andere Thatsache, daß all die Gebete um Gordon's Rettung schließlich doch nicht erhört wurden und daß der Gott Gordon's zum mindesten als ein wunderlicher Gott erscheint. Auch seine Theologie ist nichts weniger als gewinnend und überzeugend. Was ist denn der Ertrag all seines Wirkens und Leidens? Und was ist es zugleich, das uns so eigenartig ergreift bei der Betrachtung desselben? Uns will scheinen, daß wir in Gordon einen Nachahmer Jesu vor uns haben, wie er seit Jahrhunderten in solcher Lebensstellung sich nicht gefunden hat; einen Jünger, der nicht bloß Schüler und Diener, sondern im vollsten Sinne des Wortes ein Nachfolger seines Meisters geworden ist; einen Reichen, der arm ward um der Armen willen; einen Großen, der klein ward um der Kleinen willen, einen Gesunden, der krank ward um der Kranken willen; einen Menschen, der sein Leben gelassen — für seine Feinde. Das ist das größte Wunder, das zugleich das Geheimnis, das die Anziehungskraft, das die Ewigkeitsaussaat dieses Lebens, und das auch die Erklärung, bezw. die Rechtfertigung desselben. Wer es lieset, der merke darauf!

—|—|—

Ueber das Buch wollen wir nur sagen, daß es das vollständigste und best orientierte über Gordon ist, das wir bis jetzt im Deutschen haben. Der Verfasser hat sich leider nicht genannt. Wir vermuten ihn in einem lutherischen Theologen Londons. Er hat es verstanden, das Wahre und Wesentliche an Gordon durch schlichte Erzählung der Thatsachen hervortreten zu lassen. Die wenigen kurzen Reflexionen, die er sich erlaubt hat, wirken nicht störend. Wir danken ihm für seine gründliche und verständnisvolle Arbeit.

Aus dem gleichen Verlage sind uns zugegangen und können von uns empfohlen werden:

Beicht- und Kommunion-Buch von J. Ph. Fresenius. Zehnte Auflage, besorgt von G. F. Jäger.

Der alte Fresenius (geb. 1705, † 1761) hat es verdient, daß sein aus treuem Herzen und reicher Erfahrung geflossenes Kommunionbuch, das zuletzt 1845 erschien, jetzt in neuer, groß und schön gedruckter Auflage wieder herauskommt. Es ist sehr praktisch eingerichtet und enthält zum Schluß auch noch 50 der schönsten Buß-, Beicht-, Trost- und Erbauungslieder. Der Preis in schwarzem Leinwandband ist Mk. 3.60.

Christlicher Bücherschatz. Illustrierter Katalog für das deutsche Haus mit kritischem Jahresbericht von G. Schlosser, VII. Jahrgang. Preis 1 Mk.

Ein sehr brauchbarer und zuverläßiger Ratgeber bei Bücheranschaffungen, besonders geeignet für Geistliche und Anstaltsvorsteher, wie für alle schenklustigen Christenmenschen. Die Verleger und die Preise der Bücher sind überall angegeben. Wer nur Geld genug hätte! — — Da kommt uns soeben, wie ein Trost für die Armen, ein Buch in die Hand, das wohl das billigste der Welt sein dürfte: **Suchbuch.** Ein Nachschlagebuch für den täglichen Gebrauch, von Dr. Chr. G. Hottinger. Straßburg i E. Selbstverlag des Verfassers 1885. Dasselbe enthält auf 640 Seiten: 1) ein Wörterbuch des allgemeinen Wissens, 2) Gedichte, Sinnsprüche, 3) 88 Kärtchen und eine Menge Bilder, 4) allerlei praktische Tabellen, 5) Kalender, 6) Warenverzeichnis ꝛc. Wirklich ein goldener Hausschatz oder doch ein silberner — für den gemeinen Mann.

Mahomet and Islam. By *Sir William Muir*. The Religious Tract Society.

Auf 252 Seiten giebt hier der berühmte Orientalist und Kenner des Koran eine übersichtliche und doch anschauliche Darstellung des Lebens, Lehrens und Kämpfens Muhammed's. Beigefügt ist eine große Karte von Arabien und den Nachbarländern, ein Anhang über „Koran und Tradition", über „islamitische Gebräuche und Gesetze" und über das Verhältniß zwischen „Islam und Christentum", sowie ein gutes Register. Das hübsch ausgestattete und handliche Buch darf besonders den Missionaren empfohlen werden, welche hie und da mit Moslems zu thun haben und doch nicht in der Lage sind, selbständige Studien auf diesem Gebiet zu machen.

Die Kräftigung des Missionssinnes in der Gemeinde. Referat vorgetragen auf der elsäßischen Pastoral-Konferenz, 2. Juni 1885, von E. Lucius. Straßburg. Friedrich Bull.

Ein vortreffliches Schriftchen, das zwar wesentlich auf Warneck'schen Arbeiten fußt, wie es selbst dankbar anerkennt, aber doch auch manches eigene und neue zu der wichtigen Frage beiträgt, wie in der Christenheit der Missionssinn geweckt und vertieft werden kann. Möchten viele Geistliche sich diese guten Worte recht zu Herzen gehen lassen!

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**



La Lumo, der Fetischprophet.

Zweiter Teil:

Owu als Gbalo.

Von H. Bohner.

5. Glückliche Zeiten.

Owu hatte seinen Gegner rasch und gründlich aus dem Wege geräumt, und da ihm das Glück auch noch weiterhin zulächelte, da wagte er es endlich, seinen Wunsch, Gbalo zu werden, gegen Vater Odonko auszusprechen. Als er einmal mit demselben in vertraulicher Unterredung beisammen saß, hob er an: „Woher kommt es denn, Vater, daß wir hier in La keinen Gbalo (Propheten) mehr haben?" Odonko sagte: „Aus zwei Gründen. Erstens hat keiner die Mittel, es zu werden, und zweitens gönnen unsere selbstsüchtigen Kollegen keinem unter uns diese Ehre." — „Wie wäre es, wenn ich es würde?" fragte nun Owu. Odonko sah ihn mit großen Augen an, als wollte er sagen: „Hast du noch nicht genug am Fetischamt?" Owu merkte es und fuhr fort: „Würdest du es nicht für ratsam halten, oder glaubst du, daß ich es nicht vermag?" — Odonko sagte: „Hei, du bist doch der erste unter uns, denn wir Alten können nicht mehr viel ausrichten. Wenn wir Wongtschä von La einen Propheten haben sollen, dann hast du, nachdem Mensa Kwao der Mund gestopft ist, die erste Aussicht darauf. Hier genießest du das meiste Ansehen, und da deine Mutter von Täschi gebürtig ist, so wird sich auch der Gbalo von Täschi am ehesten herbeilassen, dich zu unterrichten. Einem Laer von reinem Geblüt würde er diesen Dienst wohl nicht erweisen, weil die Täschier schon lang auf uns neidisch sind. Aber das will ich dir sagen: Gold, viel Gold wird es dich kosten, denn die hie-

sigen Wongtschä müssen vorher alle bestochen werden und die Täschier wollen auch ihr Teil haben. Was der Gbalo Adschei an Lehrgeld fordert, weiß ich nicht; aber viel wird es sein, darauf kannst du dich verlassen. Mache dich einmal mit ihm bekannt."

Owu war überrascht, daß Ata Odonko nicht mehr Bedenken hatte, und suchte nun Gelegenheit, um mit seinem zukünftigen Lehrmeister etwas Bekanntschaft zu machen. Sie sollte bald genug kommen. Eines Tages nämlich saß Owu in seinem Hof und fing aus langer Weile an, von angefeuchtetem Lehm allerlei Tier-Figuren zu formen — da tritt ein langer Mann herein, in welchem Owu sofort den reichen Gründer des Dorfes Otiniwi erkennt. Owu giebt ihm einen Schemel und einen Trunk Wasser, worauf sie die üblichen Grüße wechseln und der „lange Adschei" sein Anliegen vorbringt: „Seit einigen Tagen fühle ich mich so unrein; minaa midscheng na, (das heißt auf gut deutsch:) ich weiß nicht, wo es mit mir hinaus will." Nicht daß Adschei unwohl gewesen wäre oder in seiner Familie Unglück gehabt hätte; nein, das Gegenteil war der Fall; was er fühlte, war nur die allgemeine Leere des Heidentums. Owu sagte: „So, soll ich dir mit etwas helfen, oder guten Rat geben?" Der „lange Adschei": „Ja, eben das wollte ich sagen; könntest du mir nicht einen Fetisch schaffen, mit dem ich mich schützen könnte? Was machst du da für Dinger?" Owu räusperte sich ein wenig und sagte dann mit wichtiger Miene: „Ja, das sind neue Fetische; wenn ich dir so zwei mache und in die Nähe deiner Wohnung stelle, dann wird kein Vergifter dir etwas anhaben können. Denn sollte je ein solcher deiner Hütte nahen, so werden sie die ganze Nacht hindurch brummen." — „Das ist eine süße Sache," sagte der Lange; „wenn dem so ist, dann komme nächsten Dienstag und mache mir welche, es koste was es wolle." — Nachdem Owu ihm noch seine Forderung gesagt hatte, verabschiedete sich der Gast.

Nichts hätte Owu erwünschter sein können, als dieser Besuch. Erstens war eine schöne Einnahme in Sicht, und zweitens bot Adscheis Anliegen Gelegenheit, mit dem Gbalo von Täschi zu verkehren, bezw. ihn zu ehren. Der lange Adschei war nämlich von Täschi gebürtig; hätte nun Owu diesem einen neuen Fetisch gemacht, ohne sich darüber mit den dortigen Wongtschä ins Einvernehmen zu setzen, so hätten ihn diese aus Neid über den schönen Verdienst als Lügner entlarvt oder ihn wenigstens im Stich gelassen. So machte er sich

denn auf den Weg nach Täschi, sprach beim Gbalo vor und erzählte, was für einen Besuch er gehabt und was für ein Versprechen er ihm gegeben. Der Gbalo hieß Owu ein wenig warten und beschied eine Anzahl Wongtschä zu sich, um über diese Angelegenheit zu beraten. Owus Erzählung erheiterte alle. Sie meinten, da habe er einen guten Fang gethan, wovon er ihnen mindestens 2 Kisten Rum im Wert von 36 Mark als ihren Anteil vorausbezahlen könne. Owu sagte, er habe noch nichts in Händen, wenn sie aber mit der Hälfte zufrieden seien, dann sei's recht. Sie waren's zufrieden und meinten, wenn die Ungeheuer ein paar Tage alt seien, dann müsse man sie einmal brummen lassen. Owu sagte, den letztern Rat werde er gewiß befolgen und davon Vater Adschei in Kenntnis setzen. Owu zog nun noch eine Flasche Rum hervor, die er in seinem Kleid verborgen hatte und welche jetzt als Siegel auf die Abmachungen getrunken wurde. Auf dem Heimweg begleitete ihn Vater Adschei ein Stück weit und Owu mußte versprechen, bald wieder zu kommen.

Die nächsten Tage brachte Owu mit seinem Gehilfen beim langen Adschei in Otiniwi zu. Es wurde während derselben viel getanzt, einige Tiere geschlachtet und viel Rum getrunken. Owu formte zwei große, löwenähnliche Tiere von Lehm, stellte sie unter ein Dach ganz in der Nähe der Wohnung des Langen und erhielt von diesem dafür außer andern Geschenken noch 60 Mark an barem Geld. Adschei aber glaubte sich nun sicher und geborgen; und daß seine neuen Schutzgeister wirklich zu brummen verstanden, davon erhielt er schon nach fünf Tagen eine Probe. Denn eines Nachts wird er durch ein Brummen und Summen aus dem Schlafe geweckt. Es wird immer lauter, so daß es alle Umwohner hören und auch vom Schlafe aufgeweckt werden. Allen wurde angst und bange. Man wußte ja sicher, es müsse ein Vergifter in der Nähe sein, und ob dieser nicht schon vor die Thüre des einen oder andern seinen Zauber angebracht habe, konnte man bei Nacht nicht sehen. Das Brummen verstummte endlich gegen Tagesanbruch und die Leute atmeten wieder leichter auf. Wie staunte aber der lange Adschei, als noch im Lauf des Vormittags ein Bote zu ihm kam, der ihn vor seinen Namensvetter, den Propheten in Täschi, beschied, und dieser ihm erzählte, der Fetischbote Ohulu habe ihn diese Nacht durch Läuten an der Glocke geweckt und ihm mitgeteilt, daß jemand ihm, dem Langen, nach dem Leben stehe. Unser langer Freund wußte

gar nicht, wie ihm geschah. „Wirklich und wahrhaftig haben die Tiere gebrummt!" rief er aus. — „Was für Tiere?" fragte der Prophet, und nun erzählte ihm sein langer Vetter, was für einen Dienst ihm Owu geleistet habe. Als er ausgeredet, da seufzte er tief auf und meinte: „Wie aber ist nun der Vergifter unschädlich zu machen?" — Der Prophet wußte Rat. Gegen gute Bezahlung lieferte er alsbald eine Anzahl Amulette, die Adschei und seine Hausgenossen gegen alle Nachstellungen kugelfest machen sollten.

Owu hatte im Sinn, das Geld, welches ihm seine neue Kunst eingebracht hatte, als künftiges Lehrgeld bei Seite zu legen. Aber seine Schwester drang darauf, ihr Sohn Anang müsse sich verheiraten. Da Owu den Neffen als Gehilfen nicht entbehren konnte und wollte, sann er auf folgenden Ausweg. Der uns schon bekannte Gbalo Adschei von Täschi hatte eine erwachsene Tochter, die sich aber meistens bei ihrer Mutter in La aufhielt, welche von ihrem Manne getrennt lebte. Owu zweifelte gar nicht daran, daß es ihm gelingen werde, Mansa, welche wegen des Ehezwistes ihrer Eltern es schwer hatte, einen Mann zu finden, mit seinem Anang zu verloben. Erstens war der Gbalo, als er durch Owu einige Brocken von des langen Adschei Tafel bekommen hatte, ihm Freund geworden, und zweitens war die Mutter des Mädchens eine nahe Verwandte von Vater Odonko. Owus Bruder Abe hatte dagegen nur die einzige Befürchtung, Mansa möchte es mit Anang gerade so machen, wie es ihre Mutter mit ihrem Manne gemacht habe, denn „auf die Mutter schaue man, wenn man um die Tochter wirbt." Nun aber kamen noch von den andern Familiengliedern neue Befürchtungen; die Mutter des Mädchens habe nie Freude am Kornmahlen und Lasttragen gehabt. Sie habe lieber Korn und Brennholz an der Küste gekauft, als es selber im Busch geholt; auch habe sie von andern mahlen lassen, statt selber zu mahlen. Vielleicht mache es ihre Tochter gerade so. Dem hielt Owus Frau entgegen, daß Mansa ihre kranke Mutter vielfach unterstütze und tüchtig arbeite. Dem konnte man nicht widersprechen, und so wurde verabredet, Owu solle beim Vater des Mädchens, seine Schwester aber bei der Mutter „ans Thor klopfen," d. h. forschen, ob man eine Werbung wagen dürfe. Den zukünftigen Bräutigam zu Rate zu ziehen, hielt man nicht für nötig. Owu sowohl als seine Schwester entledigten sich ihres Auftrages mit Geschick.

Nachdem nun Owu die schließliche Antwort erhalten hatte, galt es, die Werbung durch acht Flaschen Rum zu besiegeln: der Vater und die Mutter erhielten je zwei für sich und zwei für die Verwandten, damit sie diesen die Anzeige von dem Geschehenen machen sollten. Wenn nämlich dem Neger eine Sache bloß trocken angezeigt wird, dann läuft er Gefahr, sie zu vergessen. Kriegt er aber ein Gläschen Rum zu trinken, dann ist dieses ein so wirksames Andenken, daß sein Gedächtnis schon eher seine Schuldigkeit thut.

Anang erfuhr von der ganzen Verlobungsgeschichte nicht viel. Erst einen Tag vor dem Ueberreichen der letzten acht Flaschen Rum wurde er von Owu und seiner Mutter davon in Kenntnis gesetzt. Als er sagte, er kenne das Mädchen nicht, fing Owu an unwillig zu werden und über die jungen Leute zu schimpfen, welche alles besser wissen wollten als die Alten. Anang sagte, er wolle ja die Mansa nur sehen, ehe man sich Unkosten mache, und als ihm hiezu Gelegenheit ward und in der Erkornen eine recht vierschrötige, wohlbeleibte Gestalt ihm vor Augen trat, war er mit allem zufrieden.

Jetzt wagte Owu endlich auch den Alten zu fragen, ob er ihn nicht ins Prophetenamt einführen wolle? Gbalo Adschei war zuerst ein wenig verblüfft; dann aber sagte er: „Ich meines Teils habe schon gesagt, daß ich keinen lehren will, denn viele, die der Ata Komietä gelehrt hat, sind nicht imstand gewesen, das Geschäft zu handhaben. Aber nach allem, was ich von dir gehört habe, will ich es einmal mit dir versuchen. Aber es kommt ja nicht auf mich allein an, sondern es müssen alle Wongtschä damit einverstanden sein, sonst verraten sie dich, und dann glaubt dir kein Mensch mehr. Nun fürchte ich die Wongtschä von Akra, Osu und Täschi wenig. Diese alle sind bald zufriedengestellt, wenn man ihnen nur tüchtig Rum zu trinken giebt. Aber deine Freunde in La, die sind schlimm, denn da will keiner dem andern gehorchen und sich unter ihn fügen. Mache es deshalb zuerst mit ihnen aus, dann wollen wir sehen.“ Auf diese Unterredung hin unterhandelte Owu wieder mit Ata Odonko, und dieser brachte endlich eine Versammlung aller Wongtschä von La zustande, nachdem er die Hauptschreier, welche sonst immer zum Widerspruch geneigt waren, schon im Stillen für Owus Plan zu gewinnen gewußt hatte. Er hatte ihnen erklärt, daß ja an der Ehre, nach welcher Owu strebe, sie alle teilnehmen würden, weil dadurch der Fetischdienst in ganz La aufs neue zu Glanz und Ehren komme.

Das schlug durch. Nur meinten alle, umsonst könnten sie es nicht thun, denn, wenn einmal ein Gbalo im Land sei, dann werde man nach einem gewöhnlichen Odomfo nicht mehr viel fragen. Odonko erwiderte, natürlich sei Owu bereit, sie zu entschädigen; wie viel sie denn verlangten? Nach gepflogener Beratung hieß es: „Zehn Kisten Rum." Als aber Odonko ihnen Vorstellungen machte, daß das viel zu viel sei, weil die Wongtschä in den andern Städten ebenfalls zufriedengestellt werden müßten, da gaben sie sich mit der Hälfte zufrieden. Nun ging die Verhandlung auf einen andern Punkt über, an den Owu gar nicht gedacht hatte. Der alte Labi nämlich fragte, als wessen Gbalo Owu denn eigentlich aufzutreten wünsche? „Natürlich als Chrolos," meinte Owu. — „Dann spare dir nur die Mühe," sagte Labi; „wer hat jemals gehört, daß die Chrolo viel weissagen kann?! Du mußt dich wenigstens doch als Lakpas Prophet aufspielen, sonst lohnt es sich nicht." — „Wenn dem so ist," sagte ein junger Wongtschä, „daß man den Fetisch, dessen Gbalo man sein will, wählen kann, dann wüßte ich noch einen bessern als Lakpa. Ich meine den Sakumo von Täma. Lakpa hat wohl den Ruhm, daß er Regen und Sonnenschein vermitteln und für einen guten Fischfang sorgen kann; aber was das Voraussagen der Zukunft betrifft, da steht, wie ihr alle wißt, Sakumo weit über ihm. Owu soll doch als Sakumo's Prophet auftreten. Ist er klug, nun dann kann er später dem Lakpa wichtige Weissagungen in den Mund legen und so nach und nach Sakumo's Ansehen auf Lakpa übertragen." Alle wunderten sich über diesen klugen Gedanken und gaben ihm ungeteilten Beifall.

Doch die Wongtschä von Täma wollten es nicht zugeben, daß ein Fremder als Prophet ihres Nationalfetisch auftrete, und noch dazu an einem andern Orte wohnen wolle. Doch gaben sie schließlich dem Drängen nach, besonders als Odonko und Labi Owus Gesuch gehörig mit Geld und Rum unterstützten.

---

6. Das Glück mehret sich.

Nun sollte der Neffe Anang seine Braut heiraten. So wurde denn unverzüglich der Ankauf der Morgengabe besorgt. Dazu gehörten: 6 verschiedene Stücke Zeug à 4 Meter, 3 baumwollene und 1 seidenes Kopftuch, 1 Paar goldene Ohrringe, 2 Gürtel von Perlen-

schnüren, 1 Spiegel, 1 afrikanischer und 1 europäischer Kamm, 1 Pfund Talg zum Einsalben, 1 Stange Seife, 1 Flasche kölnisches Wasser, 1 Fläschchen Haaröl, 1 Schemel, 1 Messingbecken; 1 größere Kiste für Kleider und 1 kleine für Schmucksachen, 2 Kochtöpfe, 1 Schüssel, 1 Wassertopf, 1 Fufumörser. Dieses für die Braut. Zu ihrer Ueberraschung legte Owu unter die Kleider in die Kiste noch 5 Mark in Gold. Die Mutter der Braut erhielt als „Windelnersatz“ — anständiger kann man den Ausdruck im Deutschen nicht geben! — 2 Stücke Zeug und der Vater 6 Flaschen Rum. Endlich erhielten die Verwandten: 3 Pfund virginischen Blättertabak und 3 Dutzend irdene Tabakspfeifen. Zu diesen Sachen fügte man noch verschiedene Bodenfrüchte, mit denen die junge Frau ihre Haushaltung beginnen sollte. Als alle Gegenstände bei einander waren, übergab Owu dieselben seiner Schwester, welche sie, begleitet von den übrigen weiblichen Gliedern der Familie, zu Mansas Mutter brachten, bei der sich auch Gbalo Adschei zu diesem Zweck eingestellt hatte. Als diese mit ihren Verwandten die verschiedenen Gegenstände geprüft und für annehmbar befunden hatten, wurden dieselben am nächsten Tage den Frauen der Familie übergeben, und diese trugen sie in langem Zug durch alle Straßen der Stadt La, um sie allen Freunden und Bekannten zu zeigen. Am zweitfolgenden Tag geschah das Gleiche in Täschi, weil des Mädchens Vater von dort gebürtig war.

Durch diese Förmlichkeit war der Ehevertrag geschlossen, verkündet und, soweit es die Frau und ihre Familie anbelangt, für unauflöslich erklärt. Nur der Mann kann das Verhältnis lösen, indem er der Frau „die weiße Erde“ oder in unsern Tagen einen Freibrief giebt. So lange das nicht geschehen, ist sie seine Frau, auch wenn sie ihn nie wirklich geehelicht hat. Auf das Ueberreichen der Morgengabe folgte bald die eigentliche Hochzeit, die eine ganze Woche dauerte. Am ersten Tag überbrachte die Familie der Braut der des Mannes ein großes Essen von etwa 3 Gerichten und einen Tag später that die letztere der erstern das Gleiche. Die Familien verzehrten es mit ihren beiderseitigen Verwandten. Dann wurde vier Tage lang jeden Tag ein Tisch vor Owus Familienhaus in die Straße gestellt mit einigen Flaschen Rum und Gläsern darauf. Aeltere männliche Verwandte der Brautleute nahmen dahinter Platz, gemietete Trommler machten Musik; verschiedene Stadtgenossen, besonders aber Anangs

Jugendfreunde, stellten sich ein, brachten ein kleines Geschenk, tranken ein Gläschen Rum und tanzten. Inzwischen hatte auch Anang sein Zimmer zum Empfang seiner Braut hergerichtet. Ein Kamerad hatte es ihm aus Freundschaft sogar gepflastert. Weißen wollte er es auch; aber mit dem besten Willen konnte er nur so viel weiße Erde auftreiben, als hinreichte, um die Thürpfosten ein wenig zu übertünchen. Hingegen hatte ihm ein naher Verwandter einige Fetzen Tapeten „aus der See", d. h. von der untern Küste, sowie einige Bogen alter illustrierter Zeitungen geschenkt. Mit diesen wurden die Wände beklebt. Auch eine Bettstelle hatte sich Anang für 13½ Mk. machen lassen, und obgleich auf ihren harten Brettern statt der weichen Matratze nur eine dünne Matte lag und an der Wand eine Knute von Wildschweinleder für die zukünftige Frau hing, so meinten doch alle, welche den Tag über beim Vorbeigehen neugierig ins Zimmer gafften, einstimmig, es werde seiner Braut ausnehmend darinnen gefallen. So konnte denn gegen Abend des letzten Hochzeitstages Owus Sohn Odoi mit Aussicht auf guten Erfolg, auf einem Messingbecken trommelnd, der Bevölkerung anzeigen, daß man am Abend „eine Braut fangen" werde. Anangs Kameraden versammelten sich in dessen Zimmer; das ebenfalls neu gekaufte Palmöllicht wurde angezündet und zuerst nach Herzenslust geschwatzt; darauf wurden zwei abgeordnet, um die Braut zu holen. Dieselbe war in ihrer Mutter Haus, hatte sich gebadet, gesalbt, geschmückt, und wartete nun auf die Gesandtschaft ihres Bräutigams. Dies war das Zeichen, daß sie den Freunden des Bräutigams folgen und nicht, wie so viele, den ihr angeschacherten Mann verschmähen werde. Die anwesenden jungen Verwandten aber erklärten, sie geben die Braut nicht heraus, wenigstens nicht umsonst. Man unterhandelte und vereinigte sich schließlich auf zwei Flaschen Rum, welche unsere Freunde auch schon aus Vorsorge unter ihren Kleidern verborgen hatten. Als sie verabreicht waren, hieß es erst: „Ja, Fremden können wir unsere Schwester nicht anvertrauen, unsere beiden Brüder sollen sie hinbringen." Es geschah. Als aber diese mit dem Bräutigam über ihr „Trinkgeld" verhandelten, huschte die Braut unversehens zur Thüre hinaus und der ganze Schwarm der anwesenden Leute hinten drein. Nur der Bräutigam blieb zurück. Aber o weh! Es gelingt Mansa, trotz der Unzahl von Verfolgern, wieder das elterliche Haus zu erreichen, und nun müssen die Verhandlungen mit

Rumzahlen und allen andern Umständlichkeiten von neuem beginnen, um abermals zum gleichen Ergebnis zu führen. Diesesmal sprang sie zum Fenster hinaus, weil die Thüre zu gut bewacht war. Nun fing der angehende Ehemann schon an unwillig zu werden, und auch seine Kameraden hätten große Lust gehabt, mit den Verwandten des Mädchens, als sie zum drittenmal Rum verlangten, handgemein zu werden. Da wurde aber die Sache noch rechtzeitig Owu angezeigt und dieser bat nun den Vater Odonko, zu vermitteln, ging dann selber in das Haus des Bräutigams und brachte dort eine neue Gesandtschaft auf die Beine, die mit ihrem „Fang" bleibenden Erfolg hatte. Am nächsten Abend kam Mansa ungerufen zu Anang, für welchen sie von nun an auch kochte.

Owu wollte nun, daß das junge Ehepaar sogleich nach Donja aufbreche, damit die dortigen Pflanzungen nicht Not leiden. Allein hiegegen sträubte sich die ganze Frauenwelt. Sie meinten, das gebe eine unglückliche Ehe, wenn man der jungen Frau allen Schmuck auf einmal abbinde. Das dürfe nach uraltem Brauch erst nach und nach geschehen, bis nach sechs Wochen der letzte Schmuck abgenommen werde. Anang könne hie und da gehen und Lebensmittel holen; aber Mansa müsse so lange warten. Dieser Anordnung der Frauenwelt mußte sich Owu fügen.

Nach beendigter Hochzeit wollte Owu seinen Eintritt in die Lehre vornehmen; aber siehe — sein Geld war zu Ende! Und nicht allein das — es waren sogar Schulden beim Kaufmann und beim Rumverkäufer gemacht worden. Diese mußten erst bezahlt werden, und seinen Plan wollte er doch so bald als möglich ausführen. Wo aber all das Geld hernehmen? Owu zerbrach sich lange den Kopf; endlich aber hatte er einen Weg gefunden. Das Jahr vorher war ein sehr trockenes gewesen und da die Zeit des Eintretens der diesjährigen Regenzeit ebenfalls schon vorbei war, so fürchteten die Bauern allgemein, es möchte noch ein viel schlimmeres Jahr geben. Zugleich aber konnte ein Kenner der Gestirne und der Wolkenbewegungen, wie Owu, vermuten, daß noch nicht alle Hoffnung geschwunden sei. Dieses bestimmte ihn, die Furcht der Bauern zu benützen und mit der größten Zuversicht als Regenmacher aufzutreten; hatte er doch seiner Zeit in Adenkribi so günstigen Erfolg gehabt. So sehen wir ihn denn in allen Dörfern dem Akwapem-Gebirg entlang als Regendoktor auftreten. Er macht nicht sehr hohe Forderungen; aber er

geht mit jedem Dorf eine Wette ein, nämlich so: wirkt die angewandte Medizin und es giebt Korn, dann muß ihm das betreffende Dorf noch 30 Mark nachbezahlen; giebt es aber kein Korn, dann zahlt er ihnen 30 Mark. Das wirkte; denn die Leute sagten, dieser Mann müsse seiner Sache gewiß sein, sonst würde er nicht sein Gold aufs Spiel setzen, und wiederum: giebt es Korn, dann ist es eine Kleinigkeit, 30 Mark aufzubringen. So ging denn eine große Anzahl Dörfer diese Wette ein, und da es hernach wirklich regnete, so hatte Owu nicht bloß jetzt, sondern vor allem zur Zeit der Ernte eine schöne Einnahme, die ihn in den Stand setzte, sowohl seine Schulden zu zahlen, wie auch sein Vorhaben hinsichtlich des Prophetenamtes auszuführen. Als er Odonko davon erzählte, meinte dieser: „Wie wäre es dir aber gegangen, wenn es nicht geregnet hätte?“ — Darauf Owu: „Da müßte ich kein Wongtschä sein! Bis sie ihr Gold verlangt hätten, wäre gewiß die Medizin nicht unangetastet geblieben, und ich hätte dann leicht die Verunreinigung derselben als Grund des Nichtregnens angeben können.“

Nun schritt Owu zur förmlichen Anmeldung. Er wollte es zuerst allein thun; aber Vater Adschei bedeutete ihm, er solle die angesehensten Wongtschä von La mit sich bringen. Owu that es und fand, daß deren Gegenwart ihm gut zu statten kam, denn sie halfen für ihn das Lehrgeld etwas herabsetzen. Vater Adschei erklärte aber, daß, wenn er Owu gut unterrichtet habe, er von allen Wongtschä in La ein Trinkgeld verlangen werde, denn Owus Ruhm komme auch diesen zu gut. Odonko mit seinen Begleitern versprachen es. Nachdem so die Geldfrage erledigt war, begann der Alte: „Daß es keinen Fetisch giebt, wißt ihr alle; ebenso daß alles, was wir Gbalo thun, auch nur eine angelernte Kunst ist, gerade wie das, was ihr Wongtschä thut. Ihr wißt also, daß unser Freund Owu die Stimme und Gesänge aller berühmten Fetische lernen muß, damit er in aller Namen weissagen und Geheimnisse offenbaren kann. Ferner muß er Ortskenntnis besitzen, damit man ihn nicht beim Lügen ertappt, wenn er z. B. von einem Berg reden sollte, wo kein Berg ist, oder von einem Baum, wo kein Baum ist. Was nun das Erlernen und Nachahmen der verschiedenen Stimmen anbelangt, so will ich ihn so viele lehren als ich selber kann; aber die Wohnsitze der Fetische 2c. kann er nur auf Reisen kennen lernen. Ich werde ihm einen Versteck zeigen, wo er mich treffen kann, so oft er will. Hat

er dann das alles gelernt, so wollen wir beraten, wie wir ihn der Menge vorstellen wollen. Inzwischen ist es gut, wenn er die Verehrung von Sakumo von Täma nach La verpflanzt, damit er später als dessen Gbalo auftreten kann."

Damit war dem Owu seine Aufgabe für die nächste Zukunft gestellt. Die Verpflanzung des Sakumo-Kultus nach La machte ihm zuerst etwas Sorgen, weil er fürchtete, es setze bedeutende Unkosten ab, bis ihn Vater Odonko über die Sache aufklärte: *) „Hast du denn vergessen, daß die von Täma unsere Brüder und ihr Fetisch deshalb auch unser Fetisch ist? Ja, wenn das nicht wäre, dann müßten wir die Hände von Sakumo lassen, es sei denn, wir könnten es mit List thun, wie wir es bei Akotia von Berekuso gemacht haben. Das würde aber schwerlich gehen!" Doch kostete die Sache mehr Geld, als Vater Odonko anfangs meinte. Nicht allein die Fetischsippschaft von Täma wollte ihren Rum trinken, sondern auch die junge Mannschaft von La, welche das kleine Tempelchen errichtete; ebenso fand der Fetischtanz und das Saufgelage bei der Uebersiedelung hauptsächlich auf Owus Rechnung statt.

Owu machte sich nun mit dem Dienste, den Stimmen u. s. w. von etwa 30 Fetischen bekannt, lernte aber am meisten auf seinen Reisen. Er spielte, wo er es ratsam fand, den Wongtschä oder Arzt; seine Begleiter (Frau oder Sohn rc.) aber boten verschiedene Waren feil, so daß Owu diese Reisen einen doppelten und dreifachen Gewinn eintrugen.

*) Wenn nämlich eine Stadt wünscht, den Fetisch eines fremden Stammes in ihrer Mitte zu verehren, bezw. sich unter dessen Schutz zu stellen, dann kann dies nur dadurch geschehen, daß sie 1) jenen Fetisch von seiner Sippschaft „kauft", wobei der Kaufpreis sich nach der Berühmtheit des betr. Fetisches richtet. Derselbe bestimmt aber den Preis selber, indem ihn ein Gbalo zitiert und ihn um seine Zustimmung zu den Bedingungen seiner Uebersiedlung nach der betr. Stadt befragt. So hat die Stadt Akropong im Jahr 1883 für den Fetisch Adente von Karakye 2000 Mk. bezahlt. Für dieses Geld erhalten sie eine Mischung aus ihnen unbekannten Wurzeln, Erde rc. in einem Messingbecken oder einem irdenen Topf, der dann, je nach den Gesetzen des betreffenden Fetisches, in einem Hain oder einem runden Tempel aufgestellt, oder wie beim Adente in Akropong in einem Erdhügel begraben wird. (Siehe Heidenbote Febr. 1884, S. 13.) 2) Wird diese Stadt genau in den Kultusformen des betreffenden Fetisches unterrichtet und mit seinen Gesetzen bekannt gemacht, und 3) hat sie dann außer dem Zahlen jener Haupt- und andrer Nebensummen, sich verbindlich zu machen, alle Gebräuche des Fetisches sorgfältig zu beobachten.

Ein methodistisches Missionskomite in Amerika.

An einem Sonntag des Jahres 1816 predigte Markus Lindsay in Marietta, Ohio, und John Stewart, ein schwarzer Trunkenbold, wurde bekehrt. Dieser Stewart hat den Anstoß zur Gründung der Methodistischen Missionsgesellschaft in Nordamerika gegeben. „Bald nach meiner Bekehrung“, erzählt derselbe, „ging ich eines Tages aufs Feld, um zu beten. Da glaubte ich eine Stimme zu hören, wie die Stimme eines Weibes, die Gott pries, und dann eine zweite Stimme, wie von einem Manne, die sagte zu mir: ‚Du mußt meinen Rat treulich verkündigen!‘ Diese Stimmen durchströmten mich mächtig. Mir war, als kämen sie aus nordwestlicher Richtung. Ich stand auf und hatte, ehe ich mich dessen versah, laut zu reden angefangen, wie wenn ich eine Gemeinde vor mir hätte.“ Der Neubekehrte konnte dem Drange nicht widerstehen, als Prediger den Sündern nachzugehen, und endlich nahm er seinen Reisesack, brach in nordwestlicher Richtung auf, wanderte, von einem innigen Freudengefühl erfüllt, immer weiter und kam endlich nach Goshen, wo er einer Schar von Indianern begegnete, die gerade Vorbereitungen zu einem Tanze trafen. Er sang ihnen eines von den Liedern Zions und sie baten ihn, noch mehr zu singen. Dann predigte er ihnen, und als er das gethan, wollte er nach Marietta zurückkehren, in der Meinung, nun habe er ja seine Pflicht gethan; aber jener innere Drang ließ ihm das nicht zu: er mußte weiter! So kam er an den Oberen Sandusky und an das Haus eines Indianer-Agenten, namens William Walker. Hier stand sein Stern stille. Zuerst begegnete man ihm mit Mißtrauen; aber sein einfältiges Zeugnis gewann ihm gar bald die Herzen.

Unter andern fand er hier einen alten Bekannten aus Kentucky. Es war Jonathan Pointer, ein entlaufener Sklave und ein abgefallener Methodist. Zu diesem sagte nun Stewart: „Morgen muß ich diesen Indianern predigen und du mußt für mich dolmetschen.“ Der arme Pointer brach in Thränen aus, als er an die schönen Gottesdienste erinnert wurde, die er früher hatte mitfeiern dürfen: „Wie kann ich Gottloser eine Predigt übersetzen?!“ rief er aus. –

Es folgte eine Nacht voll Kampf und Gebet. Am nächsten Tag aber fand die Predigt richtig statt. Zwar hatte sich nur Ein altes Indianerweib eingestellt; aber Stewart predigte ihr treulich, und Tags darauf hatte seine Zuhörerschaft sich schon verdoppelt, indem nun auch ein alter Mann sich einstellte. Der dritte Tag war ein Sonntag, und an diesem kamen sogar 8—10 Zuhörer. So ging es fort, bis ganze Scharen herzuströmten und allerlei notorische Sünder erweckt wurden, wie z. B. Robert Armstrong, der als Knabe von den Indianern gestohlen und selbst zu einem Indianer geworden war, dazu mehrere berühmte Häuptlinge und andere.

Die Kunde von diesen Triumphen der Gnade flog wie ein zündender Funke durch alle Methodistengemeinden des Landes, und ein neuer Missionseifer erwachte. Zuerst unterstützte man den einfältigen Stewart, dann wurde man aufmerksam auf allerlei andere vernachlässigte Missionsgelegenheiten und endlich kam ein junger, unternehmender Kaufmann in Neu-York auf den Gedanken, daß es wohl an der Zeit sein dürfte, auch für die Methodisten eine Missionsgesellschaft zu gründen, so wie vor ihnen die Kongregationalisten (1810) und die Baptisten (1814) gethan. Er teilte diesen Gedanken einem hervorragenden Prediger, Dr. Bangs, mit; dieser besprach sich mit einem Amtsbruder; sie wurden einig, daß allerdings etwas geschehen sollte, daß aber eine methodistische Missionsgesellschaft unter allen Umständen der methodistischen Generalkonferenz, ihrer obersten Kirchenleitung, sich unterstellen und in jeder Beziehung an die kirchlichen Ordnungen sich binden müsse. Im Jahr 1818 wurde dann auf einer Predigerkonferenz zu Neu-York förmlich der Antrag zur Gründung einer methodistischen Bibel- und Missionsgesellschaft gestellt. Der Antrag wurde angenommen und Dr. Bangs mit zwei andern erhielt den Auftrag, die Statuten auszuarbeiten. Als das geschehen war, wurde am 5. April 1819 eine öffentliche Versammlung in der Bovery-Church in Neu-York gehalten und die neue Gesellschaft förmlich konstituiert, die Statuten beraten, verbessert und angenommen, ein Ausschuß gewählt und eine Kollekte veranstaltet. An eine Missionsunternehmung in unserem Sinne dachte man dabei noch nicht. Gab es ja doch in Amerika, also im eigenen Lande, nicht bloß Heiden genug, sondern auch eine Menge von Namenchristen, die zu keiner Kirche gehörten und ein völlig religionsloses Leben führten. So verstand man denn in diesen Kreisen unter Mission von Anfang an

jede Thätigkeit zur Bekehrung der Ungläubigen und zur Gewinnung neuer Gemeindeglieder. Uebrigens war die Begeisterung im Anfang nicht groß. Die eifrigen Vorkämpfer der Sache hatten mit zahlreichen und hartnäckigen Vorurteilen zu kämpfen. Erst die Generalkonferenz des Jahres 1820 erkannte öffentlich an, daß ja der ganze Methodismus eigentlich Ein großes Missionsunternehmen sei, daß John Wesley ursprünglich als Missionar nach Nordamerika gekommen sei, daß schon die Dankbarkeit jeden amerikanischen Methodisten antreiben sollte, auch in seinem Teile weiter zu missionieren, und daß die Mission aufgeben sich selbst aufgeben heiße. Zugleich wurde erklärt, daß die neue Gesellschaft nur eine Missions-, nicht auch eine Bibelgesellschaft sein solle u. s. f. Von da an ist dieselbe ein wichtiger und stets wachsender Zweig am Baum der amerikanisch-bischöflichen Methodistenkirche gewesen. Die Gesellschaft ist als solche zwar immer noch ein freier Verein, ihre ganze Thätigkeit und namentlich die Verwaltung ihrer Einnahmen und Ausgaben steht aber unter strengster, offiziell-kirchlicher Kontrolle. Alle laufenden Geschäfte besorgt ein Verwaltungsrat (Board of Managers), der (seit 1876) aus sämtlichen Bischöfen (Generalsuperintendenten der verschiedenen Kirchen- und Missionsbezirke), 32 Laien und 32 durch die Generalkonferenz auf je 4 Jahre ernannte Reiseprediger besteht, während die wichtigeren Entscheidungen nur von dem jährlich einmal zusammentretenden Generalkomite getroffen werden können. Mitglieder desselben sind sämtliche 13 Bischöfe, je ein auf 4 Jahre gewählter Abgeordneter der 13 Generalkonferenz-Distrikte (oder Kirchensprengel) und endlich als Vertreter des ständigen Verwaltungsrats (oder Exekutivkomites) 7 Geistliche und 6 Laien. Die Verhandlungen dieses Generalkomite sind öffentlich, wenigstens werden stenographische Berichte darüber in allen Blättern veröffentlicht. Wie lebhaft es dabei zugeht, haben wir vor einem Jahr gesehen (Miss.-Mag. 1885, S. 116 ff.). Einen noch besseren Einblick in den Geist und in den Ton dieser eigenartigen Missionsbehörde wird uns ein Auszug aus den Verhandlungen der letzten Jahresversammlung gewähren, welche Anfang November 1885 in Neu-York stattgefunden hat.

Zuerst kam der Antrag eines der Mitglieder zur Beratung, das vorgeschlagen hatte, die Sitzungen jedes Tages mit einer gemeinsamen Betstunde zu beginnen. Derselbe wurde nicht angenommen, der Präsident aber ermächtigt, von Zeit zu Zeit die Verhandlungen

durch einen Halt zu unterbrechen und eine außerordentliche Betstunde anzuordnen. Die Gesamteinnahme des letzten Jahres betrug 3,307,318 Mk., 382,810 mehr als im Vorjahr. In den letzten 5 Jahren haben die Einnahmen durchschnittlich um 204,000 Mk. jährlich zugenommen. Als der Kassier sein freudiges Staunen hierüber äußerte, wurde ihm erwidert: bald werde er eine noch größere Ueberraschung erleben, da die 4 Millionen Mk., welche jetzt für die Mission gesammelt werden, hoffentlich bald beisammen sein würden. Dann wurde die Verwilligungstabelle fürs nächste Jahr gemacht und weidlich darüber gestritten, wieviel der innern, wieviel der äußern Mission zuzuwenden sei. In der Debatte wurde auch ausgesprochen, daß beide Missionen eigentlich getrennt und jede von einem besondern Komite geleitet werden sollte. Eine andere Stimme ließ sich dahin vernehmen: „das fruchtbarste Missionsfeld der Methodisten seien immer noch die Vereinigten Staaten, also die Heimat; die Grenz-Missionen sollten durch Kirchenbauten u. dergl. kräftig gefördert werden, in ein paar Jahren mache sich das bezahlt; für manche auswärtige Missionsgebiete dagegen dürfte eine Reduktion der Verwilligung sich als heilsam erweisen.“ Dagegen wurde geltend gemacht, daß für Missionszwecke in der Heimat ja aus anderen Kassen und Vereinen noch Geld genug fließe — zusammen über 1,600,000 Mk., ja, wenn man Traktat- und Bibelgesellschaften, Sonntagsschulgesellschaft u. dergl. dazu rechne, über 4 Millionen Mk., während für die äußere Mission alles in allem nur 2 Millionen ausgegeben werden! Und hiegegen wieder wurde eingewandt: wenn man einmal so rechnen wolle, so könne man auch sämtliche Kirchenausgaben für die Heimat in Anschlag bringen, theologische Bildungsanstalten u. dergl. eingeschlossen, was mindestens 32 Millionen ergeben würde, und das zeige doch wohl, daß jene Gegenüberstellung von Ausgaben für die Heimat und für die eigentliche Mission überhaupt eine unzulässige sei. Beide könnten gar nicht mit einander verglichen werden. Uebrigens geben die amerikanischen Methodisten viel mehr für die Heidenmission, als jene 2 Millionen, da auch Bischof Taylors Werk von ihnen unterstützt werde. Es sei aber ganz falsch, von der Voraussetzung auszugehen, daß wir in demselben Maße Schuldner beides der Heiden und der eigenen Landsleute und Mitbürger seien; gegen letztere sei unsere Verpflichtung, wenigstens was das Geldgeben betrifft, eine viel größere. — Eine

andere Stimme meinte: 75 Prozent aller Missionsbeiträge würden sicher im Gedanken an die Heidenmission geopfert, die Statistik beweise, daß in der Heidenwelt mit der gleichen Geldsumme mehr ausgerichtet werde, als daheim; die innere Mission sei im Komite gut vertreten, nicht aber die äußere; die Missionare seien auf „Hungersnot-Besoldungen“ (?!) angewiesen; wenn das von der andern Partei Gesagte richtig wäre, so würde es nie zu einer Heidenmission gekommen sein u. s. w. Wieder ein anderer erinnerte daran, daß man doch auch die Zahl der Angestellten in beiden Zweigen des Missionswerks mit einander vergleichen müsse, wenn man die Gelder gerecht verteilen wolle: in englischer Sprache und auf amerikanischem Boden seien 2145 Missionsarbeiter thätig! Der Redner schien nicht zu wissen, daß, richtig gezählt, in der äußern Mission noch mehr Arbeiter beschäftigt sind, etwa 2525. Andere Redner schilderten die Armut der heimatlichen Missionsarbeiter, wiesen das über die Hungerbesoldungen der Heidenmissionare Gesagte mit Nachdruck zurück und betonten, daß man nirgends so herrliche Missionsgelegenheiten habe wie in Texas, Arkansas, Mississippi und Louisiana, Nebraska, Minnesota, Dakota u. s. w. Ein Laie sprach zu Gunsten der Heidenmission und Bischof Harris suchte zu zeigen, daß die Christianisierung (oder Methodistisierung) von Namenchristen in Europa eben doch nicht im eigentlichen Sinne Missionsarbeit sei; daß ferner die Verwilligung, welche Arbeiter der innern Mission erhalten, nicht als Besoldung, sondern nur als Unterstützung anzusehen sei, während die Heidenmissionare vollständig aus der Missionskasse besoldet werden müßten. So siegte denn endlich der Antrag, für heimatliche Zwecke nur 1,440,000, nicht 1,460,000 Mk. oder noch mehr zu verwilligen. Diese Rivalität zwischen »Foreign Missions« und »Home Missions«, welch letztere nicht ganz unserer „Innern Mission“ entsprechen, ist für Amerika, und die Vereinigung beider in Einem Komite für die Methodisten charakteristisch.

Nun kamen der Reihe nach die verschiedenen „auswärtigen Missionen“, darunter auch die in Deutschland und der Schweiz, sowie die in katholischen Ländern zur Beratung. Ueber letztere wurde vom Sekretär der Ausspruch gethan, sie seien alle sehr teuer und wenig fruchtbar; es sei leichter, den wirklichen Heiden beizukommen, als den christlichen Heiden. Dr. Craig machte darauf aufmerksam, daß in Südamerika jeder Bekehrte 3684 Mk. koste, in Japan nur

etwa 1192; Bischof Fowler dagegen versicherte, in Südamerika gehe es schön voran und die Herrschaft der römischen Kirche über die Gemüter werde immer mehr erschüttert. Für Deutschland (und die Schweiz) wurden verwilligt 98,400 Mk., nachdem Bischof Hurst bemerkt hatte: „Das Werk in Deutschland bekommt ein neues Gesicht. Es dehnt sich jetzt auch nach Bayern aus. Macaulay spricht von Bayern als von dem Schlachtfeld des Protestantismus in der Reformationszeit. Damals trugen die Katholiken den Sieg davon; jetzt ist die Methodistenkirche im Begriff, Bayern zurückzuerobern. Wir genießen jetzt vollkommene Religionsfreiheit dort. Unsere Hauptnot in Deutschland ist die Schuld, mit welcher fast alle dortigen Kapellen belastet sind u. s. w." Ueber Finnland sagte derselbe: „Das Werk hat sich unter Bruder Carlson wunderbar entfaltet und zwei weitere Arbeiter sind Bedürfnis. Wir sind nach Finnland gegangen auf eine Einladung der russischen Regierung hin. Die Schulen bedürfen der Unterstützung. Letztes Jahr haben mehrere Erweckungen stattgefunden." Wahrhaft erfrischend haben auf uns die folgenden Worte Dr. Curry's gewirkt. „Ich glaube so ziemlich mit dem wirklichen Thatbestand in unseren auswärtigen Missionen bekannt zu sein und bin zu gewissen festen Ansichten über dieselben gelangt. Sie zerfallen in drei Klassen: 1) Missionen in protestantischen Ländern; 2) Missionen unter Katholiken; 3) Missionen in heidnischen Ländern. Meinen Beobachtungen zufolge haben die der ersten Klasse am wenigsten und die der dritten am meisten Wert. Mein Hauptinteresse ist daher stets der Heidenmission zugewandt. Ein römisch-katholisches Land ist unvergleichlich viel besser daran als ein heidnisches, und ein protestantisches besser als ein katholisches. Mein Grundsatz ist der, daß wir zu den Bedürftigsten gehen sollten, dahin, wo wir am meisten Gutes stiften können. Ich glaube, ein solches Feld ist Afrika. Wie die Versammlung weiß, bin ich einigermaßen dagegen, daß wir Missionare in die christlichen Länder Europas senden. Es heißt das Kohlen nach Newcastle (Eulen nach Athen) tragen. 300 Millionen Heiden sind uns zugänglich. Einige Anfänge unter ihnen sind von uns gemacht worden. In Indien haben wir uns gut gehalten; unsere Mission in Japan ist etwas Wundervolles; und gern würde ich die Gründung einer Mission am Kongo vorschlagen; aber ich weiß, daß ich überstimmt werden würde, und lasse es daher bleiben." Außer einer Besoldung für Bischof Taylor (12,000 Mk.), welche

anzunehmen oder abzulehnen ihm natürlich frei steht, wurden nämlich für Afrika (Liberia) nur 16,000 Mk. verwilligt. Einen direkten Erfolg hatte Dr. Curry's Rede nicht; doch wurde eine weitere Berücksichtigung Afrikas für künftige Zeiten empfohlen.

Eine etwas andere Einteilung der verschiedenen Missionsfelder als Dr. Curry brachte Dr. Buckley vor: „Wir haben 1) hungernde und dem Sterben nahe Missionen; 2) solche, die schwach sind, bald etwas Fortschritt, dann wieder Rückschritt zeigen; und 3) solche, die Wunder thun. Zu diesen letzteren gehört Nordindien. Da ist nun die Frage: sollen wir die blühenden Missionsfelder ein wenig beschneiden, damit die dürren und kümmerlichen mehr Kraft bekommen, oder nicht? Jeder verständige Hausvater, der ein starkes, gesundes Kind und ein schwaches und ein halbverhungertes hat und dem nur noch ein kleiner Vorrat kondensierter Milch zur Verfügung steht, wird doch gewiß dem starken Kind im Interesse des schwachen und des sterbenden ein wenig zu entziehen keinen Anstand nehmen. Ich schlage daher vor, Nordindien nicht so reichlich zu bedenken, als der Vorschlag lautet." Hierauf Dr. Crawford: „Mir gefallen diese Verhandlungen, in welchen ein Teil unseres Werkes herabgesetzt wird, gar übel. Ich halte es für einen großen Fehler, eine Arbeit, die wir doch nicht aufzugeben gewillt sind, so herabzusetzen. Wenn wir für das eine Missionsgebiet nicht so viel gethan haben, als wir hätten thun sollen, so ist das kein Grund, das andere herabzusetzen. Damit richten wir nur Schaden an. Alle Gebiete sind unserer Teilnahme und Unterstützung wert. So lange wir eine Mission nicht aufgeben, geziemt es sich, daß wir sie auch in Ehren halten u.s.w."

Der südindischen Konferenz wurden 40,000 Mk. bewilligt ausschließlich für Arbeit unter den Heiden und in der Landessprache, unter der Voraussetzung, daß die Konferenz selbst eine ebenso große Summe ausschließlich für den gleichen Zweck aufbringen und ausgeben werde. In der Debatte hierüber sagte u. a. Dr. Hatfield: „Unter den Missionsfreunden hat die Ansicht Boden gewonnen, daß es möglich sei, unter den Heiden zu missionieren ohne Unterstützung aus der Heimat. Man hat uns vorgeredet von der paulinischen Methode und uns gesagt, es sei möglich, unter den Heiden sein Leben zu fristen, wie die Tiere des Feldes und die Vögel des Himmels es auch fristen — ohne Vorsorge, im Vertrauen auf die Vorsehung. Diese Ansicht wirkt wie ein Krebsschaden. Der Missions-

geist wird dadurch gedämpft. Ich bin daher froh, daß in Südindien das Experiment gemacht worden ist und daß die dortigen Brüder, die ja Großes und Herrliches geleistet haben, für das ich Gott danke, nun doch eingesehen haben, daß jene Theorie die Probe der Praxis eben doch nicht besteht und daß, wenn das Evangelium weiter hinausgetragen werden soll zu denen, die es noch nicht haben, die Heimatgemeinde mit ihren Beiträgen in den Riß zu treten und das Werk zu tragen hat. Das ist eine gar heilsame Lektion gewesen." — Kaplan McCabe aber erwiderte: „Meines Erachtens wird der Einfluß der Selbsterhaltungs-Theorie von Dr. Hatfield übertrieben. Ich glaube auch gar nicht, daß dieser Einfluß ein schlimmer gewesen ist. Enthusiasmus thut allezeit gut. Die Menschen verschreien jene Theorie, und was sie sagen, klingt sehr weise. Aber diese Art von Weisheit hat die Methodistenkirche schon Millionen über Millionen gekostet. Ich halte dafür, daß Bischof Taylor ein großer Segen für unsere Kirche gewesen ist, indem er diese Missionen (in Südindien und jetzt in Afrika) gegründet hat. Aber gerade er hat deutlicher als irgend jemand vor ihm bewiesen (durch's Mißlingen?), daß die gewöhnliche, regelrechte Art, eine Mission zu gründen, die wahre ist. Die ganze große Gemeinschaft der Methodisten hält ihr Auge auf diese Unternehmungen geheftet; ich habe mich bemüht, ihr dabei den Puls zu fühlen, und ich sage es jedermann: sie fühlt sich stark genug, dieselben fortzuführen, einerlei, wer an der Spitze steht. In ihrem Auge glüht das Feuer und gesundes Blut rollt in allen ihren Adern, und sie ist bereit, irgend einem ihrer Söhne zu helfen, der Gottes Werk treibt, einerlei, wo und wie."

Dr. Curry: „Ich glaube, William Taylors Methode ist die einzige, die je in Afrika Erfolg haben wird."

Ueber das Verhältnis des Missionskomite zu Bischof Taylor verdient noch eine Bemerkung von Dr. Buckley beachtet zu werden, nach welcher dasselbe jetzt „annähernd ein freundschaftliches und wohlanständiges", aber immer noch ein eigentümliches und schwieriges sein soll. „Wenn wir eine wohlwollende Haltung bewahren und nichts Verletzendes sagen, so wird es wenigstens nicht unsere Schuld sein, falls eine Kollision stattfinden sollte." Bischof Fowler fügte noch hinzu: „Taylor mit seiner afrikanischen Expedition, die uns wenigstens 100,000 Mk. würde gekostet haben, hat auf die öffentliche Meinung einen Eindruck gemacht, wie diese unsere Missionsgesellschaft

ihn in ihrem ganzen Leben noch nie gemacht hat. Als er mit seiner Schiffsladung von Missionaren auszog, wurde mehr davon gesprochen, als je über irgend eine unserer Unternehmungen gesprochen und geschrieben worden. Ich glaube, wir sollten Bischof Taylor ruhig machen lassen, um zu sehen, was er vermag, und inzwischen unser eigenes Werk kräftiger betreiben als bisher."

Bischof Harris teilte noch mit, er habe soeben ein Telegramm von Taylor erhalten, wonach derselbe alle seine Missionare stationiert habe und nun bald nach Liberia zur Abhaltung der Jahreskonferenz zu reisen gedenke. Früher habe er mündlich geäußert, es würde ihm das größte Vergnügen machen, falls die Gesellschaft in Afrika etwas Neues anfangen wolle, die dafür verwilligten Gelder (also doch wohl auch die Arbeit) zu verwalten. — Dr. Crawford: „William Taylor ist zum Missionsbischof „für Afrika" ernannt worden und wenn wir in Afrika irgend etwas Neues anfangen wollen, so können wir es nur durch ihn. Wir sollten ihn nicht anders behandeln, als jeden anderen Vorsteher irgend eines unserer Missionsgebiete. Wann haben wir es uns je einfallen lassen, in irgend einem Gebiet eine Erweiterung vorzunehmen, ohne darum gebeten zu sein?"

Bischof Bowman sprach für Italien und zeigte, daß dort jedes neue Kirchenglied nur 832 Mk. koste, weniger als irgendwo anders; in Nordchina koste jede Bekehrung 1500, im Innern von China 3200, in Südamerika 1400, alle Gebiete zusammengenommen im Durchschnitt 1444 Mk. Südamerika, Italien und Mexiko, lauter katholische Länder, rangieren alle unter dieser Durchschnittssumme; und in Amerika koste es durchschnittlich 1440 Mk., bis ein neues Glied der Kirche hinzugefügt sei. Was über die Mission in katholischen Ländern gesagt worden, stimme also ganz und gar nicht zu den Thatsachen. Die ersten Jahre einer neuen Mission seien immer die kostspieligsten. In China sei während der ersten 17 Jahre jede Bekehrung auf 6000 Mk. zu stehen gekommen, in Indien auf 2560 Mk., also auf das Dreifache dessen, was jetzt in Italien ein Bekehrter koste, und die Mission in Italien sei noch nicht 17 Jahre alt! Dr. Craig erklärte, der Unterschied zwischen seiner und Bischof Bowmans Berechnung rühre daher, daß dieser auch die Probeglieder mitrechne, während er seinerseits nur die vollen Gemeindeglieder gezählt habe. In Südamerika seien von 2—300 Probegliedern schließlich nur 30 wirklich in die Gemeinde aufgenommen worden! Nach

seiner Rechnungsweise habe in Italien während des 15jährigen Bestandes der dortigen Mission jedes neue Gemeindeglied durchschnittlich 1420 Mk. gekostet, in Japan dagegen nur 1192.

Im ganzen wurden schließlich für die auswärtigen Missionen zusammen 1,642,064 Mk. bewilligt, 222,548 mehr als im Vorjahr.

Eine lange Debatte wurde noch geführt über die Frage, ob der das Protokoll aufnehmende Sekretär als Komite-Mitglied anzusehen sei oder nicht, und endlich beschlossen, dieselbe der nächsten Generalkonferenz zur Entscheidung vorzulegen.

Für die Mission unter den Mormonen in Utah, die schwerste von allen, wurden 78,200 Mk. verwilligt. Schon 50 Missionare sind dorthin geschickt worden, aber einer um den anderen hat den Mut verloren. Erst jetzt, da die Regierung Ernst mit der Anwendung der Gesetze gegen die Polygamie u. dergl. zu machen anfängt, geht es leichter. Etwa ein Dutzend der Mormonen-Häupter sitzen jetzt im „Pen" (so nennen sie das Gefängnis = penitentiary) und andere haben sich unsichtbar gemacht, darunter der Präsident John Taylor, nachdem er eine neue Frau genommen. Die Folge davon ist, daß die Missionare jetzt sicherer sind vor dem Spionier- und Verfolgungssystem, das ihnen früher ihre Arbeit fast unmöglich machte. Für die Deutschen in Amerika, deren Zahl in den 9 ersten Monaten des Jahres 1885 um 80,743 allein durch Einwanderung gewachsen ist, wurden 188,800 Mk. ausgesetzt und Bischof Hurst gab ihnen das Zeugnis: „Die Kirche, welche zuerst den in Amerika landenden Deutschen in die Hand bekommt, hat ihn und seine Familie für immer. Schon die zweite Generation ist ganz amerikanisiert, spricht englisch und liefert eine schöne Zahl unsrer besten Bürger." — Auch die Franzosen, Skandinavier, Chinesen, Japaner u. s. w. in den Vereinigten Staaten wurden bedacht. Für die Indianer sprach General Fisk, der Tags zuvor eine lange Unterredung über sie mit Präsident Cleveland gehabt hatte und darüber folgendes mitteilte: „Der Präsident sprach sich aufs entschiedenste dahin aus, daß nichts anderes die Indianer wirklich heben könne, als die Gnade Gottes; nichts als die christliche Religion sei im stande, die Indianerfrage zu lösen u. s. w. Ich bemerkte hierauf: ‚Herr Präsident, Sie reden ja gerade wie ein methodistischer Stundenhälter!' und er erwiderte: ‚Ja, so ist es mir auch ums Herz' und dabei trat eine Thräne aus seinem Auge, so groß wie eine Flintenkugel — eine kleine natürlich!"(!)

Prediger Goucher schlug vor, daß für ein anglo-japanisches Universitätsgebäude in Tokijo 48,000 Mk. bewilligt werden möchten, und versprach, falls sein Antrag durchgehe, 20,000 aus eigener Tasche zu bezahlen. Natürlich wurde das Anerbieten angenommen.

Der letzte Gegenstand, der zur Sprache kam, war die beabsichtigte und seit Monaten mit Eifer betriebene Erhöhung der nächsten Jahreseinnahme auf 4 Millionen Mk., bei welcher Gelegenheit Kaplan McCabe die folgenden charakteristischen Worte sprach: „Wir alle können viel dazu mitwirken, daß die 4 Millionen zusammenkommen. Wir können Versammlungen veranstalten, Reden halten und so selbst Agenten für diese Sache werden. Vor allem gilt es, unseren Leuten Mut zu machen. In den letzten 100 Jahren hat die Methodistenkirche zur Erbauung von Kirchen und Lehranstalten in Amerika nicht weniger als 10,600 Mk.[1] per Tag geopfert. Unsere Gemeinden sind nicht geizig. Nach meinem Dafürhalten sind sie vielmehr die aller freigebigsten Leute auf dem ganzen Erdboden. Jedenfalls ist durch Schelten und Tadeln noch nie irgend etwas Gutes gestiftet worden, so lange die Welt steht. Ich glaube nicht, daß das Weib im Gleichnis gut daran gethan hätte, den Teig zu schütteln oder mit Knitteln zu bearbeiten, in den sie den Sauerteig verborgen hatte. Der Sauerteig wird sein Werk schon von selber thun, wenn er nur einmal in die Masse hineingebracht ist. Unsere Leute geben für Reichsgotteszwecke 40 Mk. pro Kopf durch die Bank. Es ist wundervoll! Und wenn wir Ansprachen halten, so sollen wir doch nicht von Geiz reden. Wollen wir ihnen lieber sagen, daß sie nicht geizig, sondern freigebig sind. Nachdem sie schon soviel gethan, gehört es sich, daß wir sie dafür loben und durch unsere Beifallsrufe sie zu neuem Gutesthun begeistern." Damit waren die Sitzungen zu Ende. Gebetet hatte man nur einmal.

Soviel über die letzte Jahresversammlung der obersten methodistischen Missionsbehörde in Amerika. Wir sind dabei dem stenographischen Bericht des Neu-Yorker »Independent« gefolgt und wissen nicht, ob wir alles ganz richtig aufgefaßt haben. Im ganzen aber glauben wir doch ein zuverlässiges Bild von den Verhandlungen entworfen zu haben. Wie wenig entspricht dasselbe doch der Vorstellung vom amerikanischen Methodismus, welche bei uns die herrschende geworden ist!

*

Bilder aus der Frauenmission.

In der Oktober-Nummer des »Church Missionary Intelligencer« ist ein brillanter Aufsatz von R. N. Cust über weibliche Missionsarbeit erschienen, in welchem dieser staatsmännisch und wissenschaftlich hervorragende Mann so energisch für die systematische Verwendung von tüchtig vorgebildeten und den Missionaren nicht unter-, sondern beigeordneten Missionarinnen eintritt, als nur irgend ein amerikanischer Frauen-Bewunderer thun kann. Sein Motto ist 1 Mose 1, 27: „Ein Männlein und Fräulein schuf Er sie.“ Als Vorbilder gelten ihm die Barmherzigen Schwestern der römischen Kirche und die Kaiserswerther Diakonissinnen, die er in Kairo und Alexandrien, in Jerusalem und Beirut kennen gelernt hat. Dabei steht ihm fest: 1) daß die Berufung, Auswahl, Vorbereitung und Ueberwachung dieser Missionarinnen Sache eines Frauen-Komite sein müsse; 2) daß die weiblichen Missionare nicht minder gründlich für ihren Beruf ausgebildet werden sollten, als die männlichen. „Die Zeit für einfache, gottesfürchtige, bibelfeste, aber ungebildete Missionsarbeiter, Männer wie Frauen, ist vorbei. Heutzutage müssen des Herren Kriege mit Präzisionswaffen geführt werden. Sonst geht es nicht.“

So der Engländer! Wann wird man bei uns so weit sein, auch nur in der Theorie anzuerkennen, daß für die Mission nur das Beste gerade gut genug ist? Wann wird man insbesondre auch der Frauenmission diejenige Aufmerksamkeit zuwenden, welche sie verdient? — Wir meinen gar nicht, daß alles den Engländern und Amerikanern nachgemacht werden müßte. In manchen Stücken können sie uns vielmehr zum abschreckenden Beispiel dienen, das uns zeigt, wie wir es nicht machen sollen. Auch Herrn Cust's Ausführungen können wir keineswegs unbedingt zustimmen. Die Deutschen werden auch in dieser Sache ihren eigenen Weg gehen müssen; und daß sie dies wohl vermögen, das hat die Kaiserswerther Diakonissenanstalt zur Genüge bewiesen. Warum betreten nicht auch die Missionsgesellschaften diese Bahn? Warum wollen sie überhaupt keine eigene systematische Frauenmission? Warum läßt z. B. der Berliner Frauen-

verein seine Lehrerinnen nur im Anschluß an fremde Missionen arbeiten? Es sieht doch fast wie ein Luxus aus, wenn die Berliner Damen gleichsam nur einen Hilfsverein zum Besten der reichen, auch an weiblichen Kräften wahrhaft reichen Church Missionary Society bilden. Und wie eine Unnatur will es uns scheinen, daß diese Lehrerinnen einerseits von Berlin aus geleitet werden und überhaupt ganz deutsch bleiben, andrerseits aber doch im engsten Anschluß an eine englische Gesellschaft arbeiten sollen. Sie sitzen da immer wie zwischen zwei Stühlen und sind weder Fisch noch Fleisch. Warum nicht eine eigene deutsche Frauenmission treiben? Doch das nur nebenbei! Wir wollen diesmal nicht theoretisieren oder gar polemisieren, sondern nur ein paar Bilder aus der englischen und amerikanischen Frauenmission vorführen — ganz und garnicht als Muster für das, was sein sollte, sondern lediglich als Probe von dem, was ist. Wir beschränken uns dabei auf vier Arten weiblicher Missionsthätigkeit und machen unsere Leser bekannt: 1) mit einer Missionsärztin, 2) mit einer Stationsgründerin, 3) mit einer Lehrerin, 4) mit einer Predigerin.

1. Wozu ein weiblicher Doktor der Medizin gut ist.

In Radschputana hat sich eine neue Thür für's Evangelium aufgethan. Es war im Februar 1885, daß ein Sekretär des Radscha (Fürst oder König) von Khatri bei Fräulein Clara Swain, Dr. der Medizin, in Bareli*) erschien und sie fragte, ob sie, wenn der Radscha es wünsche, wohl nach Khatri zu gehen sich entschließen könne; die Rani (Fürstin) habe ein schweres Leiden und der Radscha habe ihn geschickt, allerlei weibliche Aerzte zu besuchen und ihm dann zu berichten; er wisse nicht, ob sein Herr gerade sie berufen werde, sie möchte nur sagen, ob sie in diesem Fall von Bareli sich für einen Monat würde losmachen können. Fräulein Swain gab eine zusagende Antwort, ohne im mindesten zu glauben, daß sie je nach Khatri würde gerufen werden. Aber es dauerte nicht lang, so kam ein Telegramm mit der Bitte, sie möchte sich bereit halten, in etwa zehn Tagen an den

*) Bareli ist die Hauptstadt von Rohilkhand, einer fruchtbaren Ebene zwischen dem Ganges, dem Himalaya und dem Königreich Audh, Missionsstation der amerikanischen Methodisten und seit 1869 Sitz der oben genannten „Miß Doktor“, wie die Eingeborenen sie nennen.

Hof des Radscha von Khatri zu kommen, und am 9. März erschien jener Sekretär selber, um die Missionsärztin auf der beschwerlichen Reise zu geleiten. Er bat sie, eine englische Wärterin, ihren eigenen Koch und was sie sonst von Dienstboten um sich zu haben wünsche, ganz ungeniert mitzunehmen; wegen der Kosten solle sie sich keine Gedanken machen. So nahm denn Frl. Swain außer der Krankenwärterin, ihrem Koch ꝛc. auch noch eine englische Freundin und eine eingeborne Lehrerin, im ganzen sechs Personen, mit sich. Nun ging es das erste Stück des langen Weges per Eisenbahn. Für die Weiterreise hatte der Radscha wahrhaft fürstliche Vorkehrungen getroffen. An der letzten Eisenbahnstation fand Frl. Swain einen mit vier Kamelen bespannten Wagen, zwei Palankine mit je 17 Trägern, zwei Reitpferde und ein drolliges, kleines Wägelchen mit zwei prächtigen weißen Eseln, ja, nachdem einige Meilen zurückgelegt waren, stießen auch noch zwei Elephanten zu der glänzenden, weit über hundert Personen zählenden Expedition. So vornehm war die Amerikanerin in den 15 Jahren ihres indischen Aufenthaltes und überhaupt in ihrem Leben noch nie gereist. Bei den schlechten Wegen aber ging es nur langsam voran, und tüchtig ermüdet kam man endlich am Ziel an. Unter der rationellen Behandlung und sorgfältigen Pflege, welche der hohen Kranken nun zu teil wurden, ging es ihr bald besser und der Radscha war so zufrieden, daß er Frl. Swain den Antrag machte, sie möchte doch ganz an seinem Hofe bleiben und in seiner Residenz ein Spital für die Weiber und Kinder des ganzen Ländchens errichten! Frl. Swain war sehr überrascht durch den unerwarteten Vorschlag; im Gedanken an die vielen Millionen jener Gegend aber, unter welchen noch kein einziger Missionar stationiert ist, und in Erwägung der merkwürdigen Umstände, welche sie an diesen Ort gebracht hatten, konnte sie unmöglich nein sagen. Doch fragte sie zuvor noch den Radscha, ob er auch gegen die Gründung einer Mädchenschule nichts würde einzuwenden haben. Er sagte: im Gegenteil, es werde ihn sehr freuen, wenn sie etwas für die Kleinen thun wolle und er seinerseits wolle darauf sehen, daß die Leute ihre Kinder in die Schule schicken. So sagte Frl. Swain denn zu. Und alsbald wurde mit 18 kleinen Mädchen die Schule eröffnet. Damit sie gern kommen, giebt der Radscha jeder von ihnen täglich ein Pfund Mehl, das ist etwa so viel, als sie verdienen würden, wenn sie den ganzen Tag Steine und Lehm tragen oder

sonst um Lohn etwas arbeiten würden. Auch die Rani selbst und einige ihrer Hofdamen haben angefangen, sich unterrichten zu lassen. Frl. Swain's Freundin fungiert einstweilen als Lehrerin. Ueberdies werden die mitgebrachten Bücher, Traktate und Bibelteile unter das Volk gebracht. Besonders die christlichen Lieder finden Anklang. Schon haben die Hofsängerinnen dieselben gelernt, und die Rani erklärt, diese Lieder seien viel reiner und schöner als die landesüblichen; sogar ihr 2½jähriges Töchterlein hat schon einige davon aufgeschnappt. So wird denn bereits das Evangelium in Khatri, wenn auch nicht gepredigt, so doch gesungen, und Frl. Swain ist voll Hoffnung für die Zukunft. Das fürstliche Paar ist so freundlich, so edel und so gut, daß es Frl. Swain ordentlich schwer fällt, sie als Heiden anzusehen. Englisch versteht niemand als ein Priester, in seiner Art auch ein netter Mann, aber natürlich ein kompletter Heide. Frl. Swain ist gewiß, daß Seelen in Khatri sind, denen Gott durch ihr Kommen einen ewigen Segen zugedacht hat.

---

2. Ein alleinstehendes Fräulein als Anstaltsmutter und Stationsgründerin.

Was ein englisches Fräulein in Indien ausrichten kann, dafür ist Frl. Anstey's Werk in Kolar ein glänzender Beweis. Um's Jahr 1865 kam sie mit ihrer Schwester auf eigene Rechnung nach Bangalur und gründete hier im Anschluß an die Londoner Mission eine große Mädchenschule, die von der Kleinkinderklasse aufwärts immer höher hinauf sich entwickelte. Einige ihrer besten Schülerinnen bekehrten sich und wurden getauft. Mit einer derselben, Hutschi, hatte Frl. Anstey aber so Erschütterndes durchzumachen, daß ihre Gesundheit schwer litt. Von Seiten der Londoner Mission wurde ihr auch so wenig Hilfe und Aufmunterung zu teil, daß sie Bangalur ganz aufgab und (1874) in Europa Erholung suchte. Lange war ihr Zustand an Leib und Seele ein sehr gedrückter, bis sie endlich in Männedorf Heilung fand und nun zum zweitenmal nach Indien hinauszog. Sie wollte jetzt ganz auf eigenen Füßen stehn und unabhängig von allen Gesellschaften dem Herrn da dienen, wo es am nötigsten schien. So ließ sie sich 1876 in Kolar, einer größeren, noch ganz heidnischen Stadt des Königreichs Maisur, nieder, gründete ein Waisenhaus mit Schule, nahm in der Hungerzeit nicht weniger

als 1200 arme Kinder auf, von denen zwar die Hälfte starben, die übrigen aber dauernd versorgt werden mußten. Unterstützt von eingeborenen Predigern und später auch von einem europäischen Missionar, hat sie überdies eine Gemeinde, ein Christendorf, mehrere Werkstätten und was dergleichen mehr ist, gegründet, so daß sie gegenwärtig als Leiterin einer umfangreichen, blühenden Missionsstation dasteht und jährlich etwas wie 30,000 Mk. für all ihre Anstalten und Unternehmungen braucht. Dies Geld kommt ihr auf dieselbe Weise zu, wie den übrigen „Glaubens-Missionen"; die Hauptgeberin aber ist sie selber, denn in ihrer völligen Hingabe an den Dienst des Herrn hat sie nicht nur ihre Zeit, Kraft und Gesundheit, sondern auch ihr angeerbtes Vermögen darangegeben.

Wie es in Kolar aussieht und in welcher Weise dort gearbeitet wird, das möge uns ein christlicher Pflanzer, Herr Thomas Stanes, erzählen, der vielen Basler und Leipziger Missionaren in Indien als ein eifriger Missionsfreund wohlbekannt ist. Er schreibt:

„Mitten in der Stadt steht das große Waisenhaus mit 300 Waisen, die noch aus der Zeit der Hungersnot stammen, jetzt aber alle recht gesund, frisch und glücklich aussehen. Alle Handarbeit in dieser Anstalt wird von den Kindern selbst besorgt, auch die Kleinsten lernen schon kehren und Reis mahlen. Jeden Morgen wird eine Abteilung zum Kochen, Wassertragen und allerlei anderen häuslichen Verrichtungen bestellt, während die übrigen in die Klassenzimmer gehen und von tüchtigen Lehrern im Lesen, Schreiben, Rechnen, Geographie, Handarbeiten ꝛc. unterrichtet werden. Eine brave Hausmutter beaufsichtigt die Mädchen. Wer vormittags im Hause zu arbeiten hat, darf nachmittags lernen und umgekehrt. Einige Knaben und 5—6 Mädchen sitzen abwechselnd an den Webstühlen. Seit meinem letzten Besuch hier hat Frl. Anstey vielen das Weben beigebracht. In einer primitiven Scheuer stehen 8 Webstühle, an denen alle Kleidungsstoffe, sowohl für Knaben als Mädchen, gewoben werden; auch alle für die Station nötigen „Schiris" (lange Stücke Zeug, wie die eingebornen Frauen sie um sich winden) werden hier verfertigt. Das macht zwar die Ware nicht billiger, aber viel dauerhafter, und die jungen Leute haben Arbeit. Die Baumwolle wird so billig als möglich von England bezogen und die Webstühle sind ganz primitiv und kosten nur 10 Mark das Stück! Auch eine kleine Schmiede und eine Schreinerwerkstatt sind im Gang. Natürlich muß man auf der Station auch etwas Vieh haben: Ochsen zum Wagenziehen, Kühe für den Milchbedarf und ein Reitpferd für die Vorsteherin. Die Waisenkinder selbst müssen täglich ausgehen und das nötige Gras zum Futter schneiden. An Arbeit fehlt es also nicht.

„Um den herangewachsenen Waisenkindern die Gründung eines eigenen Hausstands zu ermöglichen und sie gleichzeitig doch unter ihrem Einfluß behalten zu können, hat Frl. Anstey Land gekauft und besitzt nun drei große Meiereien. Auf der einen, **Bethanien**, an der Straße nach Bangalur, sind schon 9 Familien (ehemalige Waisenkinder) angesiedelt und arbeiten wacker. Ihre Hütten sind so einfach wie die der übrigen Eingebornen; in der Mitte aber steht ein nettes Versammlungslokal. Jeder junge Mann erhält von der Mission ein Joch Ochsen und einen Pflug, die er nach und nach vom Ertrag seiner Arbeit zurückbezahlt. Jeder darf sich ein Stück Land wählen und darauf pflanzen, was er will, Zuckerrohr, Getreide u. dergl. Voll Freude und Stolz zeigten sie mir ihre Besitzungen und einige von ihnen auch ihre neugebornen Kindlein.

„In entgegengesetzter Richtung liegt **Nazareth**, wo 18 junge Männer den Ackerbau betreiben und von dem bekehrten Brahmanen Kodendarao, der ein leuchtendes Beispiel von der rettenden und erneuernden Kraft des h. Geistes ist, leiblich und geistlich treu gepflegt werden. Es sind da schon 30 Morgen Landes bebaut; ich freute mich außerordentlich, zu sehen, wie hoch Kodendarao und seine jungen christlichen Bauern in der Achtung der heidnischen Umwohner stehen. Ich kam sehr früh morgens in Nazareth an und staunte, schon neun Pflüge an der Arbeit zu sehen; ich hörte dann auch bald, daß vier davon heidnischen Nachbarn gehörten, die aus Liebe und Respekt, ohne Zahlung, sich eingestellt hatten, um die Felder noch vor dem erwarteten Regen fertig machen zu helfen. Ja, ich erfuhr, daß diese heidnischen Nachbarn einmal Sonntags freiwillig den Christen ihre Felder einsäten, damit diesen ihr weiter Kirchgang nach Kolar und die Sonntagsruhe keinen ökonomischen Schaden verursache! Solche Freundschaftsbeweise sprechen laut für den guten Einfluß der Christen. Viele Heiden kommen auch gerne in Kodendaraos Predigten und lauschen mit Rührung den christlichen Gesängen von der Liebe Gottes, vom Blute Jesu u. dergl. In Nazareth ist noch kein Versammlungslokal, obschon ein solches sehr angelegt wäre und für 200—300 Mark errichtet werden könnte, wenn Freunde mitanstehen wollten.

„Das letztgekaufte Grundstück, etwa 26 Morgen Landes, eine halbe Stunde von Kolar entfernt, nahe der Landstraße, gutbewässert und in geschützter Lage, hat Frl. Anstey **Elim** benannt. Hier führt ein braves Ehepaar, das seit der Hungersnot bei ihr ist, die Aufsicht über 15 Bursche, von denen sieben auf dem Feld arbeiten, fünf das Vieh mit Futter versorgen, zwei den Holzbedarf herbeizuschaffen haben und Einer kochen muß. Elim sieht vielversprechend aus; die reifenden Getreidefelder und die wohlbewässerten Zuckerrohrpflanzungen boten einen lieblichen Anblick dar. Auch in Elim fehlt aber noch ein Versammlungslokal.

„Die Kinder haben im Waisenhaus gelernt beten und alles von Gott erwarten und erbitten, so wird denn auch auf den Farmen viel um günstige Witterung und um das tägliche Brod gebetet; ja in besondern Fällen vereinigen sich die Leute von selbst zu gemeinsamem Fasten und Beten. Neulich geschah es, daß der Regen kam, während noch die Kinder darum beteten. Drei kleine Bursche sprachen mit Frl. Anstey über diese Gebetserhörung und sagten dann: „So, jetzt wollen wir jeden Sonntag fasten, bis das nötige Geld kommt, und so lange wir beten, werden wir ja den Hunger nicht spüren."

„Lakschmana Rao, ein erst kürzlich bekehrter Brahmane, steht fest im Glauben, und es ist eine Freude, mit diesem intelligenten, bedeutenden Manne christliche Gemeinschaft zu pflegen. Er spricht fließend Englisch, lehrt in der Schule und besucht öfters die Außenstationen. Möge ihn der Herr treu erhalten! Noch könnte ich erzählen von Daniel, dem bekehrten Lingaiten, der zwar in Kolar wohnt, aber jeden Tag auszieht, um in den umliegenden Dörfern zu predigen, einem eifrigen, lieben Knecht Gottes; von den Jünglingen Noah, Lukas und Narsaga, die auch schon vor den Heiden Zeugnis ablegen von ihrem Glauben; doch ich habe wohl schon genug mitgeteilt, um einiges Interesse zu wecken für das noch wenig bekannte, von Gott so reich gesegnete Werk."

---

3. Eine amerikanische Missionslehrerin in Japan.

In Osaka haben die sog. »Cumberland Presbyterians« eine blühende Station, von welcher sich ein Ableger um den anderen abzweigt. So hat sich in Wakajama eine der Missionslehrerinnen, Frl. Orr, niedergelassen, und bereits haben sich auch um sie schon die Anfänge einer kleinen Gemeinde gesammelt, obgleich sie, getreu den gesunden Grundsätzen, in welchen sie aufgewachsen ist, nicht predigt, sondern nur unterrichtet. Sie schreibt unter'm 1. Juli 1885:

„Ich habe in letzter Zeit verschiedene Briefe erhalten mit der Frage, wie es denn eigentlich bei uns aussehe, und mit der Bitte, doch „geradezu alles" zu schreiben. Aber das Missionsleben richtet sich eben ganz nach den Umständen und „geradezu alles" ist unter den hiesigen Umständen so ziemlich das uninteressanteste Thema von der Welt. Seit sechs Monaten habe ich meine kleine Kraft auf die Arbeit in Wakajama verwendet, und die Alltagsbegebenheiten, welche da die Summa meiner Freuden und Leiden ausmachen, scheinen nicht wert der Mitteilung an die größeren Geister und die volleren Herzen in Amerika. Man verlangt nun aber darnach, und so muß ich denn mein Gericht von ganz ordinären Alltagserlebnissen auftischen.

„Also: Der Regen strömt seit Tagen; ich habe aufgehört zu zählen, den wievielten Regentag wir heute haben. Brücken sind zerstört, die Verbindung zwischen hier und Osaka ist abgeschnitten und habe ich keinen einzigen Pfennig Geldes übrig, und weiß zudem nicht einmal, wenn ich etwas werde bekommen können, da ich seit zehn Tagen nichts mehr von Osaka gehört habe. — Der Kiifluß ist noch im Steigen, und die ängstlichen Leute prophezeien die Ueberschwemmung meines Gehöftes, obgleich ich mich auf höherem Boden befinde, als beinahe die ganze Stadt. Da ich keinen Oberstock habe, so bereite ich mich auf eine amphibienartige Existenz vor. Glücklicherweise habe ich letzten Sommer schwimmen gelernt. Es ist immer gut, bei Zeiten vorzusorgen. Bis jetzt ist noch kein Ende des Regens abzusehen. Es ist, als wollte der liebe Gott ein Baptist (!!) werden: zuerst sprengte er uns, dann ließ er's schütten, und jetzt geht er vollends zum Untertauchen über. Er hat offenbar des „lebenden, laufenden Wassers" noch genug übrig.

„Soviel über die Außenwelt. Unter dem Dach ist der Feuchtigkeit und des Schimmels mehr, als ich denen zu schildern vermag, die selbst noch nichts ähnliches erlebt haben. Meine Kleider hängen an mir herab naß, schlaff, jeder Stärke bar. Die Stühle fühlen sich kalt und schleimig an, so daß man die Hand instinktmäßig davon zurückzieht. Mir ist, als ob der Schimmel meine Lungen bedeckt hätte. Bedenkt, ich lebe in einem japanischen Hause, in welchem ich auf drei Seiten durch nichts als Papier vor den Elementen geschützt bin. Meine Matratze ist durch und durch getränkt mit der dampfenden Nässe, und des Nachts, wenn ich mich in die nassen Teppiche meines Bettes wickle und mich niederlege zu süßen Träumen, fühle ich, wie der Rheumatismus durch alle meine Gebeine zieht vom Kopf bis zur Zehe, um sich da eine Wohnstätte für zukünftige Zeiten zu suchen. Nun, das ist die Regenzeit und das Schlimmste, was ich bis jetzt erlebt habe. Die anderen Jahreszeiten sind alle viel angenehmer; bemitleidet mich also nicht allzusehr. Die Leute werden hier 80 Jahre alt, ja einige bringen es auf hundert Jahre und darüber. Es bedarf nur einer kolossalen Geduld; — das ist alles! —

„Was meine Thätigkeit betrifft, so ist darüber noch weniger zu sagen. Ich stehe ungefähr um 8 Uhr auf (ihr Frühaufsteher, schiebet euer Verdammungsurteil auf, bis ihr gehört habt, wann ich zu Bett gehe!) und habe zum Frühstück gebratenes Fleisch, Eier, Kaffee und gutes Brod, welches ich, nebenbei gesagt, selbst fabriziere, Butter, Früchte ꝛc. — Die Andacht mit meinem japanischen Hauspersonal ist gewöhnlich um 9 Uhr beendet. Heute haben wir das 26. Kapitel der Apostelgeschichte gelesen. Meine Hausgenossen sind: Frl. Sei Umeda, meine 18jährige Gehilfin, Frau Mitani, eine alte Dame von 65 Sommern, und Sai Okuno, ein gutmütiges Lauf-

mädchen, das die gesamte Hausgemeinde den ganzen Tag über nicht aus dem Lachen kommen läßt. Sie alle sind Christen. Um 9 Uhr höre ich Frl. Jei ihre Lektion in der Sittenlehre ab. Die Zeit von 10—12 Uhr widme ich zwei christlichen Frauen, die besondere Bibellektionen bei mir haben, um später einmal selbständig arbeiten zu können, wenn ich fort bin. Eine von diesen studiert das Evangelium Matthäi, die andere das Evangelium Johannis. Zu Mittag esse ich, was gerade am leichtesten zu haben ist. Wozu Euch meinen Speisezettel schreiben? Wisset, daß ich keinen Mangel leide. Drei Nachmittage in der Woche halte ich Frauenversammlungen, am Dienstag mit den Fabrikmädchen, welche in hellen Haufen zu unserem Betsaal kommen. Viele von ihnen können jetzt den Katechismus auswendig und singen anstatt der unsittlichen Lieder, an welche sie früher gewöhnt waren, jetzt das Lob Gottes. Mit ihnen habe ich das Evangelium Lucä bis zum 7. Kapitel gelesen, und mehrere von ihnen haben die Taufe begehrt. Mittwoch Nachmittags besuche ich Kuroje, wo die Apostelgeschichte gelesen wird. Zwei meiner dortigen Schülerinnen haben bereits die heilige Taufe empfangen, als Missionar Hail das letztemal hier war. Freitags ist Versammlung in meinem eignen Hause. Dies ist eine nette, aufgeweckte Klasse. Sie lesen im Markus und singen mit Begeisterung, wenn auch nicht gerade nach der Melodie. Den Rest des Nachmittags mache ich Besuche oder empfange solche. Es kommen immer Leute, die allerlei Fragen machen über Amerika, über den Himmel und über wer weiß was noch! Man setzt voraus, daß ich über alles Bescheid weiß. — Täglich um halb 5 Uhr kommt ein junger Student der Medizin, um mit mir die hl. Schrift zu lesen. Er ist der frühreiffste Bibelleser, den ich bis jetzt in Japan getroffen habe, und erst 18 Jahre alt. Er erfaßt z. B. den tieferen Sinn der Gleichnisse mit erstaunlichem Verständnis. Doch kann ich noch nicht sagen, ob die Wahrheiten nur in seinen Kopf gehen, oder auch in sein Herz. Ich bitte Gott, er möchte uns in ihm einen Helfer schenken, wie wir ihn so dringend nötig haben. Um die heilige Taufe hat er bereits gebeten.

„Von 5—6 Uhr halte ich eine Stunde für Christen und Wahrheitsucher, welche das Evang. Matthäi studieren. Die Eröffnung dieser Klasse hat mir zu großer Aufmunterung gereicht. Wakajama ist das Korinth der japanischen Kirche, und ich hatte schon zu fürchten angefangen, daß es sich hier nie zu ruhiger Arbeit und geduldigem Studium anlassen werde; da baten mich eine Anzahl von Männern, sie in dieser Stunde gründlicher mit dem Weg bekannt zu machen, dessen einzigartige Wichtigkeit ihnen klar geworden sei. Die Zahl nimmt zu und so auch das Interesse.

„Um 6 Uhr trinke ich meinen Thee. Von 7—8 Uhr kommt eine ganze Schar von Schülern aus den beiden hiesigen Regierungslehranstalten, um mit mir in der englischen Bibel zu lesen. Sie

lesen und übersetzen alle gut. Christ geworden ist noch keiner von ihnen, aber sie wachsen in der Erkenntnis. Ein Knabe hat auch gefragt, wie man beten müsse, und dann errötend gesagt, daß er es probieren wolle.

„Von 8—10 Uhr habe ich eine große Klasse, die englisch bei mir lernt. Sie ist zusammengesetzt größtenteils aus Christen und aus einigen heidnischen Regierungsbeamten. Ich halte zwar nicht viel auf Missionare, die ihre Zeit mit Englischlehren zubringen, vorausgesetzt, daß sie Gelegenheit hätten, etwas Besseres zu thun. Aber diese Leute müssen in Zeit von drei Jahren englisch gelernt haben, sonst verlieren sie ihre Aemter. So ließ ich mich denn endlich bewegen, damit anzufangen, in der Hoffnung, später irgendwie zu etwas Höherem mit ihnen übergehen zu können. Und siehe da! Gerade der Mann, welcher sich anfangs am wenigsten um's Christentum bekümmert hatte, hat mich vor kurzem gebeten, ich möchte doch in der zweiten Hälfte jeder Lektion die Bibel mit ihnen lesen, da er daheim vergeblich probiert habe, den richtigen Sinn aus der Bibel für sich herauszubekommen. Diese Klasse kommt an vier Abenden der Woche zusammen. Außerdem sind noch zwei Frauen da, welche des Abends mit Ojei San kommen, um Bibel-Lektionen zu nehmen. Um 10 Uhr sind sie alle fort. Dann lasse ich Jei englisch buchstabieren, korrigiere ihr zehn englische Sätze, halte mit ihr die Abendandacht und dann legen wir uns nieder zum Schlafen, dankbar, daß die Nacht keine Sorgen bringt, mit denen unser himmlischer Vater nicht ohne uns fertig werden kann.

„Unsre wöchentliche Gebetsversammlung ist am Mittwoch Abend. Ich wünschte, Ihr könntet den Fortschritt sehen, den dieselbe in den letzten drei Monaten gemacht hat. Alle Christen beten jetzt selbst. Außerdem haben wir Bibellesen nach Gegenständen. Letzte Woche war die „Liebe" unser Gegenstand, Gottes Liebe, sowie die brüderliche Liebe, und ich wünschte, Ihr hättet die Gesichter sehen können, wie sie mit freudigem Erstaunen aufleuchteten, als wir Röm. 14—17 und 1 Joh. 3, 1 zusammen besprachen. Jeder hatte eine passende Parallelstelle oder einen eigenen Gedanken beizubringen. Keiner schlief ein, bis die Versammlung vorüber war. Unser heutiger Gegenstand war „Glaube und gute Werke". Zwei Christen machen die Einleitung und dann folgt die Diskussion. Auf diese Weise wird die Bibel genau durchforscht und ich hoffe, daß bald einige von ihnen sich an's öffentliche Reden werden wagen können; denn daran haben wir hier großen Mangel. Unsre Sonntagsschule ist groß und im Zunehmen begriffen. Wir stehen jetzt in der Mitte des Evang. Lucä. Dabei entbehren wir aber alle die Hilfsmittel, die man in Amerika hat, und sind ausschließlich auf die Bibel und den Beistand des hl. Geistes angewiesen. Die Knaben, Männer und Frauen habe ich — alle in Einer Klasse, während Ojei San die jungen Mädchen

vornimmt. O! Wenn wir nur mehr Lehrer hätten! Am meisten wird dieser Mangel an den Sonntag Abenden empfunden. Massen kommen da, um zu hören und zu fragen. Aber da ist kein Prediger, der ihnen sagen kann von der Freude und dem Frieden Gottes. Manchmal singen wir und beten und dann schicken wir die hungrigen Scharen wieder heim. Zuweilen steht ein junger stammelnder Bruder — sie sind ja alle noch junge Kinder in Christo — gar schüchtern auf und redet einige Minuten lang, dann gehen wir heim. Manchmal kommt Herr Hail oder ein eingeborner Christ aus Osaka und verkündigt freudiglich das Wort Gottes; dann haben wir am nächsten Sonntag eine doppelt so große Zuhörerschaft, und da ist dann wieder niemand, der predigen kann. Oft sagen sie, ich solle doch reden, da ich ja den Weg wisse. Ja, ich kenne die Liebe des Vaters, die Gabe des Sohnes und die Kraft des heiligen Geistes, und ich weiß, daß ich von diesen Dreien gesandt bin. Ich kann auch die japanische Sprache, aber ‚ich bin ein Weib' und ‚das Weib schweige in der Gemeinde!' Wenn es für mich Sünde ist zu schweigen, angesichts dieser hirtenlosen Herde, so denket, meine presbyterianischen Brüder, an meine Erziehung. Gott weiß, daß ich so gelehrt worden bin. Soviel von der Arbeit.

„Es gibt aber noch andere Sachen, welche unter die Ueberschrift ‚Geradezu alles' gehören, wie Moskitos, Flöhe, Ratten und andere irdische Plagen, dann die ungeladenen Gäste, die einem die Zeit stehlen, Klatschereien und Tagesgeschwätze, wie sie gerade so auch in Amerika zu haben sind, und allerlei religiöse Erfahrungen erfreulicher und auch schmerzlicher Art, wiederum gerade so, wie sie auch in Amerika gemacht werden. Was soll ich von dergleichen schreiben!? Das menschliche Herz in Japan ist gerade das gleiche, wie in Amerika. Wir alle dienen dem Herrn viel zu träge. Die Lippen, welche rufen: ‚Herr hilf!' sind überall zahlreicher als die, welche ‚Gelobt sei Gott!' sagen. Jetzt eben, während ich dies schreibe, höre ich die Stimme eines kleinen Kindes auf der anderen Seite der Straße, das in endloser, nutzloser Wiederholung sein Namu Amida Butsu, Namu Amida Butsu, Amida Butsu betet. — O, meine Brüder und Schwestern! sendet mehr Licht nach Japan! Eure Schwester

Alice M. Orr."

---

4. Eine Predigerin.

Kehren wir zurück nach Ostindien! Da haben seit 1872 in den Zentralprovinzen, namentlich in Basim, Akola und neuerdings auch in Khangaum und anderen Orten amerikanische Freimissionarinnen gewirkt. Vor kurzem hat sich ihnen ein Ehepaar an=

geschlossen: der amerikanische Prediger Scott mit Frau. Sie alle gehören zur Anhängerschaft des durch seine Gebetsheilungen bekannten Dr. Cullis in New York. Nur Frl. Sisson ist ihnen untreu geworden; sie arbeitet jetzt auf eigene Hand weiter. Eine von diesen, Frl. Wheeler, ist unsere „Predigerin". Sie hat im vorigen Jahr sogar eine eigentliche Predigtreise und zwar zu Fuß gemacht, nur von einigen eingebornen Gehilfen begleitet und stets in den gewöhnlichen Dorfherbergen (tschaudis) übernachtend, wo sonst kein anständiges Frauenzimmer einkehrt. Man hatte sie gebeten, doch in den Rasthäusern einzukehren, welche für die europäischen Regierungsbeamten bestimmt sind, aber oft auch von anderen Europäern benutzt werden. Sie fand jedoch, daß diese zu weit von den Dörfern abliegen und zu vornehm seien. Auch ein Zelt verschmähte sie als zu kostspielig. Am ersten Tag marschierte sie nur zwei Stunden, predigte bis Mitternacht, machte sich dann mit Hilfe einiger Tücher ein Schlafgemach in der Herberge zurecht und schlief vortrefflich, trotz des Tabaksqualms, der den Raum erfüllte. Am zweiten Tag hatte sie einen Fluß zu durchwaten und gegen drei Stunden zu gehen, fand aufmerksame Zuhörer ꝛc. und so ging es fort. An Einem Ort traf sie mit sechs Frauen zusammen, die alle nach Pandarapur wallfahren wollten und noch eine weite Reise vor sich hatten. Ihre Anführerin war eine alte Witwe, die schon sieben mal diese Wallfahrt gemacht hatte, das erstemal allein, dann von mehreren anderen begleitet, denen sie die Verdienstlichkeit und die Segnungen dieser Reise angepriesen hatte — also auch eine Art Missionarin! Wir bewundern den Mut und die Ausdauer der Frl. Wheeler; doch gereicht es uns zu einer gewissen Beruhigung, daß sie nicht mehr Frl. Wheeler, sondern Frau Moore ist. Ihr Mann ist auch ein Glaubensmissionar — in Nagpur.

Zum Schlusse nur noch Ein Wort. Die hier mitgeteilten Beispiele haben alle etwas Außergewöhnliches, einigermaßen Abenteuerliches an sich. Man glaube aber ja nicht, daß die ganze Frauen-Mission diesen Charakter an sich trägt. Es giebt vielmehr hunderte von Arbeiterinnen, die in aller Stille und Unscheinbarkeit ihr Werk treiben; und vielleicht sind eben das die besten, von welchen man am wenigsten zu hören bekommt.

*

Missions-Zeitung.

Afrika.

Mehrere afrikanische Missionen sind wieder von schweren Unglücksschlägen getroffen worden. Kaum hat die Londoner Mission am Tanganjika-See zwei neue Todesfälle zu beklagen gehabt, so ist ihr durch den Austritt zweier junger Missionare in Uguha ein neuer Verlust erwachsen. Die beiden Austretenden, die in Afrika fast immer krank waren, sind der Ansicht, daß Europäer in jener Gegend überhaupt nicht leben können. Es ist einfache Fahnenflucht! Jetzt sind nur noch vier Brüder übrig: Swann, Brooks und Kapitän Hore am See, und dann Shaw, der einzige ordinierte, in Urambo. Seit Beginn der Mission im Jahre 1876 sind 23 Europäer ausgesandt worden und von diesen sind 10 gestorben, 9 zurückgekehrt. Die Forteristenz der ganzen Mission scheint also in Frage gestellt, und es fehlt nicht an Missionsfreunden, die laut zum Rückzug blasen. Das Londoner Komite hat aber beschlossen, nur mit um so größerem Ernst und Eifer weiterzumachen. Die Mission aufgeben hieße alle bisherigen Opfer, alle bis jetzt erworbene Erfahrung, alle Erfolge — wegwerfen und die göttlichen Winke, die zur Gründung der Mission führten, für nichts achten. „Der Herr Jesus will, daß seine Leute mit ihm das Kreuz tragen. Es wäre die gemeinste Feigheit und der schnödeste Undank, dasselbe wegzuwerfen, sobald es zu drücken anfängt.“ Auch die Südsee-Mission, zuletzt noch Neuguinea, hat ungeheure Opfer gekostet; aber wer denkt jetzt an Aufgeben dieser Gebiete? Auch Sir John Kirk, der englische Konsul in Sansibar, der Ostafrika so gut kennt, als irgend ein Europäer, hat die Gesellschaft beschworen, doch ja nicht an ihrer Tanganjika-Mission zu verzweifeln. Ebenso denken Kapitän Hore und Missionar Swann. Bald sollen diesen tapferen Männern bedeutende Verstärkungen zugeschickt werden, vor allem ein tüchtiger Ingenieur, der die Maschine des »Good News« in Ordnung bringt, und vier eigentliche Missionare, darunter 2 Missionsärzte. In der Wahl der Auszusendenden ist man jetzt doppelt vorsichtig.

— Von ganz anderer Art ist ein Unfall, der die anglikanische Universitäten-Mission am Njassa-See betroffen hat. In Matope, wo das neue Dampfschiff, der »Charles Janson« zusammengesetzt werden sollte, waren mehrere Gebäude, darunter ein Kirchlein, errichtet worden. Ein reges Leben hatte sich entwickelt. Schon war das schmucke Schifflein der Vollendung nahe. Nur am Dampfkessel wurde noch gearbeitet. Eben waren zwei der Arbeiter, ein schwarzer und ein weißer, durch die enge Oeffnung hineingekrochen, um das Innere des Kessels in Ordnung zu bringen, da fuhr ein glühender Metallsplitter in's Strohdach der Werkstätte, und im Augenblick stand alles in Flammen. Vor allem galt es nun, die beiden Arbeiter

aus dem Kessel herauszubringen, und als das endlich gelungen war, da hatte beim starken Wind, der gerade wehte, das Feuer auch schon die anderen Gebäude ergriffen und man konnte so gut wie nichts retten. Fast alle Werkzeuge, Speisevorräte, Möbel, Bücher, Briefe, Manuskripte, Kleider, Arzneien rc. rc. gingen zugrunde. Missionar Bellingham behielt nichts, als was er auf dem Leibe hatte: Hemd, Hosen, Strümpfe, Pantoffel und eine Jacke! Aus den Trümmern wurde dann noch eine Quantität Zwieback, Erbswurst, eingemachtes Fleisch u. dergl. gerettet. Wäre die „Ilala" nicht zur Hand gewesen und hätten die schottischen Missionare ihren anglikanischen Rivalen nicht die gastfreundlichste Hilfe geleistet, so wären die Abgebrannten in große Not geraten. So mußten sie Gott danken, daß wenigstens ihr noch nicht vom Stapel gelassenes Schiff nicht Feuer gefangen hatte. Am 18. August hatte das Feuer gewütet. Als Tags darauf Bischof Smythies mit einigen Begleitern eintraf, war die ganze schöne Station ein rauchender Trümmerhaufe! Unter den verbrannten Schätzen war auch sein silberner (oder silberbeschlagener?) Bischofsstab! „Ich nehme," schreibt Smythies bei dieser Gelegenheit, „meinen Stab stets mit auf die Reise (d. h. nicht auf jeden kleinen Ausflug, sondern auf größere Reisen), weil es keinen Sinn hat, ihn in Sansibar liegen zu lassen, wo ich ja nur die Hälfte meiner Zeit zubringe und nur den einen Teil meiner Arbeit verrichte. Falls mir ein neuer geschenkt wird, so hätte ich gern ein Blechfutteral dazu; das frühere, das aus Eichenholz war, ist unter der afrikanischen Sonne in Stücke gegangen." Daß es Leute geben könnte, die den ganzen Luxus eines Bischofsstabes samt Futteral für einen Unsinn halten, scheint dem guten Mann gar nicht einzufallen. Ja, er bittet geradezu um einen neuen Stab! Den Gesamtverlust schätzt er, einschließlich die Verluste, welche durch gleichzeitige (!) Brände in Madschila und Mbweni entstanden waren, auf weit über 20,000 Mk. Zur Deckung des Schadens verspricht er aus eigener Tasche 600 Mk. beizutragen. Am Schiff wurde nun eifrig weitergearbeitet, aber der Kessel konnte nicht in Stand gesetzt werden, da einige notwendige Stücke verbrannt waren. So entschloß man sich denn, den »Charles Janson« ohne den Kessel auf's Wasser zu bringen, was denn auch am 5. September glücklich gelang; d. h. auf dem See war damit das Schiff noch nicht, sondern bloß auf dem gerade sehr niedrig stehenden Schire-Fluß; denn Matope liegt nicht am See selbst, sondern am Schire, etwa je drei Stunden von den schottischen Stationen Mandala und Blantyre entfernt. Immerhin war es eine große Errungenschaft, das Schiff nun endlich schwimmen zu sehn, und am 6. September, einem Sonntag, wurde dasselbe feierlichst eingeweiht mit einer „Celebrierung" — fast hätten wir gesagt der hl. Messe, mit Gebeten in Suahili und Englisch — alles auf dem Schiff, und mit einer Prozession auf dem Lande. In 2—3 Monaten, wenn der Wasser-

stand sich gehoben hat, hofft man das Schiff auf den See bringen zu können. Inzwischen errichtet Missionar Bellingham auf der Insel Dikomo, ungefähr in der Mitte des östlichen Seeufers, gegenüber der schottischen Niederlassung Bandawe, eine neue Station. Die Insel ist stark bevölkert meist von solchen Schwarzen, die vor den räuberischen Magwangwara ein Asyl gesucht haben. Als Herrscher gilt der Häuptling Tschitesi, und dieser hat den Missionaren bereitwilligst die Niederlassung gestattet.

— In Westafrika zieht immer noch das Taylor'sche Unternehmen die Aufmerksamkeit auf sich. Das Neueste darüber findet sich in einem Brief Taylor's aus Lissabon (16. November), in welchem er schreibt, daß er eine Reise über Portugal ꝛc. nach Brüssel, London und Liverpool mache, um im Januar nach Afrika zurückzukehren und die Jahreskonferenz in Liberia zu halten. Er fügt hinzu: „Alle unsere Leute (d. h. 5 Ehepaare, 9 unverheiratete Männer und 12 Kinder im Alter von 2—16 Jahren, also 31 Personen, 13 weniger als am Anfang der Expedition. Red.) sind nun glücklich in bequemen Häusern untergebracht. Alle waren bei meiner Abreise wohl und munter, voll Freude und Hoffnung; nur L. Johnson und E. Chatelain hatten von Zeit zu Zeit einen Rückfall. Es sind ihrer nun 31. Alle haben ihre erste Fieberprobe schon bestanden, ausgenommen Minnie Mead. Diese hat soviel zu thun mit ihren 6 Kindern, daß sie keine Zeit hat, das Fieber zu kriegen, gerade wie ich auch. (Uebrigens ist Taylor selbst auch leidend gewesen und hat in Afrika um 51 Pfund Körpergewicht abgenommen, wahrscheinlich infolge der angestrengten Märsche. Das Sich-tragen-lassen ist verpönt, außer bei den Frauen. Red.) Wir haben sechs Stationen, die nun in gutem Gang sind, Mossamedes, das ich den Quäkern zugewiesen, nicht mit gerechnet: 1 Station in Masuba, landeinwärts von Majumba, zwei Breitegrade südlich vom Aequator, und 5 Stationen in Angola der Straße entlang, welche von Loanda nach Malange geradeswegs ins Innere von Afrika führt, auf einer Strecke von ca. 120 Stunden. Auf jeder Station haben wir einen ordinierten Geistlichen, außer an 2 Plätzen, wo nur Laienprediger sind. Jeder hat sein bestimmtes Arbeitsgebiet und Programm; ebenso die Frauen. A. L. Withey ist während meiner Abwesenheit der Vorsteher unserer Angola-Mission."

— Am Kongo ist Anfang Oktober der baptistische Missionar T. J. Comber mit 5 jungen Gefährten aus England glücklich wieder eingetroffen und hat dort alle Brüder wohl gefunden — eine große Freude. Auch Missionar Samuel Silvey, früher in Kamerun, geht jetzt an den Kongo, „da, bei den schwebenden Verhältnissen der Kamerun-Mission seine Rückkehr dorthin jetzt nicht zeitgemäß wäre." Der Gesundheitspflege wird jetzt mit Recht große Aufmerksamkeit geschenkt. Ein Büchlein, das aus den Briefen eines berühmten Londoner Arztes an Missionar Comber hervorgegangen und unter

dem Titel »Health on the Congo« von der Missionsgesellschaft herausgegeben worden ist, wird eifrig von allen Missionaren studiert. Es handelt von der Auswahl passender Lokalitäten zur Niederlassung, vom Bau der Häuser, von der Kleidung, von der Ernährung, vom Reisen, von der Behandlung des Fiebers, der Dysenterie &c. Wohl das in wissenschaftlicher und praktischer Beziehung Beste, was von dieser Art bis jetzt erschienen ist.

Von Bekehrungen u. dergl. haben die englischen Baptisten am Kongo noch wenig oder nichts zu berichten, ihre amerikanischen Brüder aber, die ja in das Erbe der »Livingstone Inland Mission« eingetreten sind, haben in Palabala die Bekehrung eines freien Negers erlebt, der sich von seinen heidnischen Nachbarn losgesagt und samt seiner Frau und Kindern auf der Missionsstation niedergelassen hat. Er heißt Lutete, seine Frau Lydia. Ein zweiter Bekehrter ist von seinem Weibe verlassen worden und steht nun ganz vereinsamt da. Lutete hilft schon bei der Missionsarbeit, aber „die Heiden hassen ihn mit Bitterkeit, sehen ihn als einen Verräter an und drohen, ihn zu vergiften; er jedoch legt mutig Zeugnis ab von der Macht, die in ihm ist. Er hilft das Evangelium Lucä übersetzen. Auch bei äußeren Arbeiten sind er und der andere Bekehrte, Nkojo, uns sehr nützlich; sie greifen alles so ganz anders an als die Unbekehrten!"

Ein schönes Zeugnis für die Kongo-Missionare legt auch der deutsche Forscher Dr. Pechuël-Lösche ab.

In seiner den „Kongo-Schwindel" gründlich aufdeckenden Schrift „Herr Stanley und das Kongo-Unternehmen" kommt er auch auf die Missionare zu sprechen und erklärt: „lediglich deutschen Forschern, den Herren der französischen Expedition und den englischen Missionaren" sei die zuverlässige Kenntnis zu verdanken, die wir überhaupt von dem fraglichen Gebiet besitzen, — „eben den Missionaren, über die Sie (Herr Stanley!) so häßlich sich äußerten, weil zwei derselben bereits vor Ihnen mit nur einer Handvoll Leute bis zum Stanley Pool vorgedrungen waren, — die auf eigenen Wegen, ohne ihren Ruhm zu verkünden, in aller Stille einen größeren Dampfer als Sie selbst, Herr Stanley, nach dem oberen Kongo geschafft haben, — die jetzt, nicht Ihren Bahnen folgend, Sie im Innern weit überflügelt haben." Es hatte uns oft gewundert, warum die englischen Missionare so wenig und immer nur in einigen höflichen, vorsichtigen Worten „Stanley's großes Werk" in ihren Briefen erwähnten. Nach den Enthüllungen des deutschen Gelehrten wissen wir nun, daß diese Zurückhaltung gute Gründe hatte: die Missionare wußten, daß Stanley's Werk ein Schwindel sei, und sie wollten das doch nicht aussprechen, weil sie den großen Mann, der ihnen doch auch manchen Dienst geleistet, nicht beleidigen mochten. Unser Mißtrauen gegen Stanley haben wir schon auf S. 375 des vorigen Jahrgangs ausgesprochen.

— Dem vielgeschmähten Londoner Missionar Mackenzie, der bekanntlich eine kurze Zeit als Regierungsagent im Betschuanenland fungierte, hat Sir Charles Warren öffentlich folgendes Zeugnis ausgestellt: „Manche sagen, Herr Mackenzie sei ein Feuerbrand — ich stelle das in Abrede — manche sagen, er sei unvorsichtig, andere, er sei eben ein Missionar. Gut, ich sage: er ist ein ausgezeichneter Missionar. Ja, ich möchte sagen, er ist ein Friedensapostel, der während unserer erfolgreichen Friedensverhandlungen mich unterstützt und beeinflußt hat. Ich bin überzeugt, daß das Geschrei gegen ihn nicht daher kommt, daß er ein Prediger ist, sondern daher, daß er ein guter Prediger ist, ein guter, ehrlicher, aufrichtiger Mann, der versucht hat gegen seine Königin, gegen sein Vaterland und gegen seinen Gott seine Pflicht zu thun, und ich weiß, daß wenn einmal alle Dinge an's Licht kommen werden, er sich nicht wird zu schämen haben. Es ist kein zweiter in Südafrika, der diese Betschuanen so kennt und der mich so wirksam hätte unterstützen können wie Herr Mackenzie."

— Aus Sansibar wird vom 1. Januar gemeldet: „Bischof Hannington, der im Juni Mombas verließ, um womöglich eine neue Straße nach dem Viktoria Njanza zu entdecken, durch welche der Umweg über Unjanjembe vermieden werden könnte, ist auf Befehl des Königs zwei Tagemärsche von Uganda verhaftet worden und dem Gerücht nach soll der letztere geheime Befehle zur Hinrichtung des Bischofs erteilt haben." Wir hoffen, daß die Verhaftung auf irgend einem Mißverständnis beruht, das noch rechtzeitig aufgeklärt werden konnte, um die Ausführung jener geheimen Befehle zu verhindern. Die neuesten Briefe aus Uganda (vom 30. Juli) enthielten nichts Besorgniserregendes, sondern viel Erfreuliches.

China.

Ein chinesischer Christ, der selbst schon heftige Verfolgungen durchgemacht hat, zählt folgende Schwierigkeiten auf, die sich ihm und seinen Glaubensgenossen in den Weg stellen:

1) Wir beten den wahren Gott an und weigern uns, die Götzen zu verehren; darum hassen uns die Weltleute.

2) Wir müssen mit heidnischen Nachbarn leben. Alljährlich werden Geldsammlungen veranstaltet für Theater, für Götzenfeste, für Tempelreparaturen, für Opfer u. dergl. Tragen wir für diese Zwecke nichts bei, so werden wir gescholten, geschimpft und geschlagen, ja zuweilen mit Speeren, Messern und Schießgewehren angegriffen oder aber durch heimliche Intriguen verfolgt.

3) Jedes Dorf hat seinen Feldgott und Getreidegott, den alle Einwohner verehren müssen. Die Ausgaben werden einfach auf die Familien oder auch auf die einzelnen Personen verteilt. Weigern

wir uns, unsern Anteil zu bezahlen, so werden unsere Reisfelder nicht mehr vom Dorfwächter bewacht oder man zündet uns unsere Häuser an.

4) Baut jemand ein Haus, so muß er einen Glückstag wählen und durch einen Priester die bösen Geister vertreiben lassen. Weigern wir uns dessen und es erkrankt oder stirbt dann ein Dorfbewohner, so werden wir dafür verantwortlich gemacht und müssen Schadenersatz zahlen.

5) Bei einer Hochzeit kommt's wieder auf den Glückstag an und überdies müssen bei dieser Gelegenheit die Ahnentafeln verehrt werden. Lassen wir uns hiezu nicht bewegen, so laden wir die bittersten Vorwürfe unserer Eltern und Geschwister auf uns.

6) Sterben unsere Eltern, so erwartet man, daß wir einen Priester anstellen, um ihre Seelen aus der Hölle zu befreien, Weihrauch anzuzünden u. s. w. Thun wir das nicht, so werden wir von unseren Angehörigen geschlagen, unseres Viehes und sonstigen Eigentums beraubt u. s. f.

7) Bei der jährlichen Verteilung von Geld oder Naturalien an die Stammesgenossen aus dem gemeinsamen Vermögen sucht man uns Christen zu übergehen, und giebt man uns doch etwas, so geschieht es unter Fluchen und Schimpfen.

8) Treiben wir Handel, so verlieren wir unsere Kunden, falls wir nicht gewisse abergläubische Gebräuche und götzendienerische Gewohnheiten mitmachen.

9) Sind wir Tagelöhner, so werden unsere Arbeitgeber uns oft beauftragen, Kerzen und Weihrauch für den Gott des Reichtums anzuzünden, Sonntagsarbeit zu thun u. dgl. mehr. Gehorchen wir nicht, so werden wir arbeitslos.

10) Halten wir Schule, so müssen wir die Bilder der alten chinesischen Weisen — zum Zweck der Anbetung — im Schulzimmer aufstellen; sonst kriegen wir keine Schüler oder verlieren die, welche wir haben.

— Untet den Chinesen in Neuseeland arbeitet seit 9 Jahren auf eigene Hand ein Herr Walter Paterson, ohne bisher auch nur eine Bekehrung erlebt zu haben. Seine Wirksamkeit scheint sich übrigens auf das Austeilen von Traktaten zu beschränken.

Japan.

Nicht nur auf der Hauptinsel, auch auf Kiuschiu geht es schön voran. Im Mai v. J. hat der englisch-kirchliche Missionar Hutchinson die dortigen Außenstationen Kagoschima und Kumamoto besucht, auf einer 3wöchigen Rundreise 17 Erwachsene und 6 Kinder getauft, das Abendmahl ausgeteilt, die Gläubigen aufgemuntert und an vielen Orten heidnischen Zuhörerschaften von durchschnittlich 60—70 Personen gepredigt, Bücher, Traktate und Flugblätter ver-

breitet und die Katechisten fleißig an der Arbeit gefunden. In zahlreichen Orten begegnet man schon einzelnen Christen. Die Heiden sind im ganzen nicht feindselig. Nur an Einem Ort wurde der Gottesdienst durch einen Steinwurf, aber auch nur Einen, ein wenig gestört.

In Saga, auf der gleichen Insel, taufte Hutchinson im Juli wieder einige Personen, darunter einen Otsuka, dessen Geschichte merkwürdig ist. Vor sechs Jahren war Missionar Maundrell in einem Sturm auf dem Meerbusen von Omura in Lebensgefahr gewesen, hatte, umgeben von den verzweifelnden Mitreisenden, laut ein Gebet um Rettung gesprochen und war erhört worden. Einer der mit ihm Geretteten, aus der Nähe von Saga, kam nach hause und erzählte den Seinigen, wie auf dem Schiff während des schrecklichen Sturmes ein kijoscho (?) zum wahren Gott, zum Gott der Christen, gefleht habe und darauf die Rettung gekommen sei. Das hatte auf seinen Pflegsohn Otsuka solchen Eindruck gemacht, daß er erweckt wurde, dem Evangelium nachforschte und jetzt also getauft werden konnte. Der Vater steht auch unter dem Eindruck der Wahrheit des Christentums, hält aber noch zurück. Interessant ist auch folgendes: „Am Sonntag Morgen teilte ich das h. Abendmahl an zehn Brüder und Schwestern aus. Am Nachmittag fand die Taufe statt. Am Abend predigte Oba San, ein eingeborner Schulmeister, vor etwa 40 Heiden über Christus, den Weg, die Wahrheit und das Leben, wobei er auch auf Bismarck, Washington und Gladstone, lauter in der Welt große Männer, die trotzdem als gläubige Christen bekannt seien, sich berief." Nachdem auch der Missionar gesprochen, fragte ein heidnischer Lehrer, ob es denn nicht einerlei sei, ob man sich zu Konfucius, zu Buddha oder zu Christus bekenne; der erste habe alles Gewicht auf das Wohlwollen, der zweite auf das Mitleid, der dritte auf die Liebe gelegt; ob denn das nicht alles ein und dasselbe sei? Natürlich wurde er auf den Unterschied zwischen Lehre und Leben hingewiesen und daran erinnert, daß man den guten Baum an der guten Frucht, nicht an den Blättern, erkenne. Eine seltene Aufmerksamkeit wurde dem Missionar hier von zwei christlichen Frauen zu teil. Während er predigte, spürte er einen angenehmen Zugwind, der ihm die Moskitos von den nackten Füßen und Knöcheln fernhielt. Jene zwei Frauen hatten sich hinter und neben ihm auf den Boden gesetzt und fächelten ihm die Füße!

In Onodani wurden zehn Personen getauft, die seit sechs Monaten in der Bibel geforscht und schon empfindliche Verfolgung zu tragen gehabt hatten. In Hakata bat ein zu den Methodisten haltender Eingeborner, Hutchinson möchte seine Frau taufen; die amerikanischen Methodisten verlangen absolute Abstinenz von Branntwein und Tabak und das erscheint manchen nicht nur als gewohnheitswidrig, sondern auch als „schriftwidrig".

— In Kawasaki bei Jokohama ist ein einfacher blinder Mann getauft worden, der sein Brot durch das in Japan sehr gewöhnliche Massieren verdient. Meist abends, wenn die Leute müde von ihrer Arbeit nach hause gekommen sind, macht er sich auf. In der einen Hand hat er einen langen Stock, mit dessen Hilfe er seinen Weg findet, in der anderen ein pfeifenartiges Instrument, dessen Ton ihn bei seinen Kunden anmeldet. Wird er dann in ein Haus gerufen, so geht das Kneten und Reiben und Bearbeiten des betreffenden Patienten los; um diesen aber gleichzeitig auch zu amüsieren, muß meist eine Geschichte daneben erzählt werden. Da nun die japanischen Geschichten größtenteils voller Unanständigkeiten sind, hat der Neugetaufte jetzt angefangen, statt ihrer etwas aus der Bibel zu erzählen, und so wird er am Ende noch zum Evangelisten.

— Das Heidentum in Japan ist übrigens noch lange nicht tot. In Kijoto wird ein buddhistischer Tempel wieder gebaut, der vor 20 Jahren abbrannte. Die Kosten sind auf 12 Millionen Mk. veranschlagt und die riesigen Stricke, an welchen die Balken hinaufgezogen werden, bestehen ganz aus Frauenhaar, das zu diesem Zweck fromme Damen sich abgeschnitten und gestiftet haben!

An mehreren Orten haben sich Vereine zur Bekämpfung des Christentums gebildet. Zwanzig Mitglieder eines solchen Vereins betraten einmal eine russische Missionskapelle, jeder mit einer Fahne in der Hand, welche die Inschrift trug: „Fort mit Christus, dem Räuber!“ In Jokohama und Osaka haben sie öffentliche Versammlungen gehalten und am letzteren Ort wurde gegen die, welche für's Christentum sprachen, Gewalt gebraucht. An einem anderen Ort sollte ein berühmter buddhistischer Redner einen Missionar, der dort zu predigen angefangen hatte, unschädlich machen. Man mietete ihm einen Saal dicht neben dem, in welchem der Missionar predigte. Große Scharen kamen herbei, ihn zu hören; als sie aber merkten, daß seine ganze Rede in nichts bestand als in Angriffen auf andere Religionen, bekamen sie genug und begaben sich hinüber zum Missionar, der ohne alle Polemik das schlichte Evangelium verkündigte. „Wenn das die christliche Lehre ist, so ist es eine gute Lehre!“ so lautete ihr Urteil.

— In Tokijo ist am 10. Okt. 1885 durch Missionar Spinner eine deutsch-evangelische Gemeinde gegründet und dem Weimarischen Kirchenregiment unterstellt worden. An der konstituierenden Versammlung nahmen 18 Männer, darunter drei in Deutschland getaufte Japaner, teil. Unter dem Vorsitz des Gesandtschaftssekretärs von Dörnberg wurde ein provisorischer Kirchenvorstand gewählt, dem u. a. der deutsche Gesandte Graf Dönhoff, Dr. Häring und der japanische Staatsbeamte Jamasaki angehören. Der erste Gottesdienst wurde am 25. Oktober gehalten, und zwar in der amerikanischen Unionskapelle. In gleicher Weise soll in Jokohama vorgegangen werden.

Der japanische Gesandte in Berlin soll dem Allg. ev.-prot. Missionsverein bei dieser seiner Wirksamkeit in jeder Beziehung die Wege geebnet haben.

— Die bischöflichen Methodisten zählen in Japan 1296 volle und 352 Probemitglieder. Diese zusammen trugen für Kirchen- und Missionszwecke im letzten Jahr durchschnittlich 8 Mk. pro Kopf bei. Die Selbsterhaltung der Gemeinden macht daher schöne Fortschritte. — Das von den Methodisten errichtete »Philander Smith Biblical Institute« in Tokijo, das Ende 1885 vollendet wurde, ist das schönste und großartigste Missionsgebäude, das es bis jetzt in Japan giebt. — Auf den Wunsch des bekannten Redakteurs und Schuldirektors Fukusawa ist Missionar Kitchin jetzt als englischer Lehrer an seiner Schule thätig. Dabei hat er Erlaubnis, den Schülern soviel vom Christentum beizubringen als er kann und will. Bereits hat er eine Reihe von Religionsstunden eingerichtet, an denen natürlich nur Freiwillige teilnehmen. Da diese Schule früher eine Pfleg- und Pflanzstätte des Unglaubens war, muß ein solcher Umschwung sehr hoch angeschlagen werden. Ein anderer Missionar, Dr. Swartz, hat sich — ebenfalls als Lehrer des Englischen — an der Regierungsschule in Sendai anstellen lassen. Er hat als solcher nur wenig zu thun und kann seine meiste Zeit der direkten Missionsarbeit widmen. Ueberall thun sich neue Thüren auf.

— Zum Nachfolger des † Bischof Poole von Japan hat der Erzbischof von Canterbury den krank aus Indien zurückgekehrten Missionar E. Bickersteth ernannt, einen Mann von außerordentlichem Eifer und selbstverleugnender Hingebung. Er ist der älteste Sohn des jetzigen Bischofs von Exeter und ein Großsohn von Edward Bickersteth, einem der ersten Sekretäre der englisch-kirchlichen Missions-Gesellschaft. Sechs Jahre lang war er der Leiter der hochkirchlichen »Cambridge Mission« in Delhi, kehrte dann krank nach England zurück, erhielt eine einträgliche Pfründe, gab diese aber bald wieder auf und war eben im Begriff, sich zum zweitenmal nach Indien einzuschiffen, als das Ernennungsdekret ihn erreichte. Man hofft, daß er das japanische Klima besser vertragen werde als das indische.

— Am 10. November hat sich in San Francisco der erste Quäker-Missionar, Joseph Cosand, mit seiner Gattin für Japan eingeschifft. Ein (wahrscheinlich ebenfalls quäkerischer) Dr. Whitney, der mit seinen Schwestern in Japan lebt und viel Gutes thun soll, wird sie mit Freuden empfangen. Mehrere christliche Japaner, die in Amerika studieren, begrüßen diese Quäker-Mission als eine besondere Wohlthat für ihr Vaterland. „Die Japaner sind aller religiösen Formen und gottesdienstlichen Zeremonieen so überdrüßig, daß sie die einfache Verkündigung des Evangeliums und den einfachen Gottesdienst der Quäker mit Freuden begrüßen werden.“

Indien.

Auch Muhammedaner bekehren sich! — In Rurki hat der anglikanische Missionar Höppner am letzten Pfingstfest eine ganze Familie getauft: Vater, Mutter, drei Söhne, eine Tochter und eine Schwiegertochter, „lauter sehr nette und ernste Leute." Sie gehören zur Klasse der Sajids, d. h. zur religiösen Aristokratie der Moslems, und verstehen außer der Landessprache auch noch persisch und arabisch. Jetzt strengen sie sich an, durch Handarbeit ihr Brot zu verdienen, der älteste Sohn z. B. als Schneider. Sie werden beständig verfolgt. Der zweite Sohn wurde einmal zu Boden geworfen und ihm ein Neues Testament aus der Hand geschlagen. Hindus kamen ihm zu Hilfe. Er war übel zugerichtet und mußte mehrere Tage das Bett hüten. Am Trinitatisfest taufte Höppner wieder einen jungen Muhammedaner, 26 Jahre alt.

Von einem noch größeren Triumph der Gnade berichtet Missionar Bambridge in Karatschi, Sindh. Zu diesem kam nämlich vor einigen Monaten ein in Nordwest-Indien geborener Muhammedaner, der 20 Jahre als Professor am Daz al Islam in Mekka gelehrt und namentlich die vielen Pilger aus Nordindien im Islam befestigt hatte. Dieser Gelehrte, namens Farkatallah, hatte eines Tages unter anderen Büchern Dr. Pfanders „Wage der Wahrheit" gefunden und sofort den Abschnitt gelesen, in welchem der Verfasser nachweist, daß die Bibel nicht, wie die Muhammedaner behaupten, von den Christen verfälscht worden. Tief ergriffen ging er damit zu seinem Vorgesetzten Rahim Tolah, dem es nun recht ärgerlich war, daß er dies christliche Buch offen hatte liegen lassen, und der es sogleich wieder unter Verschluß legte. Bald darauf erkrankte Rahim Tolah und sagte, als er sein Ende nahe glaubte, zu Farkatallah: „Nun, schließlich glaube ich doch, daß die christliche Religion wahr ist und die unsere falsch!" Jetzt beschloß Farkatallah, dem Christentum weiter nachzuforschen, ließ sich einen zweijährigen Urlaub geben und reiste in seine indische Heimat. Monatelang hatte er schwer an der Ruhr zu leiden und kam in dieser Zeit seinem Ziel nicht viel näher, nur daß er in Dera Ismail Khan die Bekanntschaft eines Missionars machte. Später kam er nach Karatschi, ging sofort ins Missionshaus und fragte, ob er hier ein Exemplar von Pfanders „Wage der Wahrheit" kaufen könne. Das war dem Missionar noch nie begegnet, daß ein Muhammedaner dieses Buch kaufen kam; er nahm den Wahrheitsucher, der ihm nun sein ganzes Herz aufschloß, ins Missionshaus auf, gab ihm eine Bibel und hat ihn jetzt im Taufunterricht. Schon hat er die Bibel ganz durchgelesen, sich die wichtigsten Stellen, namentlich die Weissagungen und ihre Erfüllung, herausgeschrieben, auch mehrere theologische Werke studiert und die Wahrheit mit einer Gründlichkeit und einer Tiefe des Verständnisses erfaßt, wie es nur sehr selten bei Neubekehrten der Fall

ist. Seine Zweifel sind bloß historischer und kritischer Art. Bereits hat er angefangen, öffentlich für Christum Zeugnis abzulegen und die Mulwis von Karatschi auf's Haupt zu schlagen, was ihm denn auch — im buchstäblichen Sinne — Schläge eingetragen hat. Dabei ist er demütig wie ein Kind, eine lautere Nathanaelseele. Missionar Bambridge ist entzückt, einen solchen Schüler zu haben, und das um so mehr, als er eben eine schmerzliche Enttäuschung erlebt hat, indem ein anderer Katechumene, den er neun Monate im Unterricht gehabt, schließlich doch den Mut verloren und sich davongemacht hat. Seine letzte Aeußerung war die, er wolle gehen und sich der Heilsarmee anschließen, da diese nicht nach der Taufe frage! Hiernach möge man beurteilen: 1) was für einen Einfluß die Heilsarmee in Indien ausübt, 2) wie schwer es noch immer für einen Hindu ist, sich taufen zu lassen. — Ein neues, besonders starkes Beispiel dieser Art wird uns aus dem Maratha-Land berichtet:

In Nandurbar, etwa 30 Stunden von Malegam, lebt ein alter heidnischer Guru, namens Dascharathboa, der seit 40 Jahren auf allen seinen Wanderungen den Herrn Jesum bekannt hat, indem er beständig ausrief: „Betet Jesum an! betet Gott an!" und der schon mehreren Heiden den Anstoß zu ihrer Bekehrung gegeben hat, ja dessen Sohn zum Christentum übergetreten ist, der aber selbst noch immer nicht getauft ist. Mehrere seiner Anhänger haben ihn auf's dringendste gebeten, ihnen auch hierin voranzugehen, indem sie bemerkten: „wenn wir uns vor dir taufen lassen sollen, so ist das ja, wie wenn man von jungen Lämmern erwartet, daß sie vor ihrer Mutter durch den Strom waten!" Er aber bleibt dabei, er sei schon zu alt, er habe keine Kraft mehr, er wolle sich dem Herrn Jesu zu Füßen werfen gerade wie er sei; aber all den Unannehmlichkeiten, welche die Taufe nach sich ziehen würde, könne er sich nicht mehr aussetzen! Das zeigt, was in Indien das Sich-taufen-lassen noch immer auf sich hat. Dascharathboa ist doch wenigstens ein aufrichtiger, eifriger Mann, der, obgleich beinahe 80 Jahre alt, jetzt noch ein paar Mahar-Jungen im Lesen unterrichtet, es sich also sauer werden läßt, Gutes zu wirken, so lange er kann, — und doch diese Furcht vor der Taufe, d. h. vor dem Haß der Welt! Wenn das am grünen Holz geschieht, was soll dann mit dem dürren werden?!

Amerika.

In Philadelphia hat sich eine »Chinese American Union« zum Schutz und zur Hebung der dortigen Chinesen gebildet. Im Verwaltungsrat sitzen neben Doktoren der Theologie und Pastoren auch einige christliche Chinesen. Bereits ist ein „Daheim" eröffnet worden, wo die 400 Chinesen Philadelphias Gelegenheit haben, allerlei Gutes zu hören, zu lesen und zu lernen, sich auf anständige Weise zu erholen und mit wohlwollenden Amerikanern zu verkehren. Jeden Sonntag

Abend finden sich 40—50 Chinesen zu den Gottesdiensten ein, die teils englisch, teils chinesisch gehalten werden, am Montag Abend kommen 35—40 zu verschiedenen Lektionen. Auch ein Erkundigungsbüreau für Chinesen ist errichtet, wo sie sich in allerlei Verlegenheiten Rats erholen können. Mehreren ist durch die Advokaten des Vereins bereits zu ihrem Rechte verholfen worden. Auch ärztlicher Rat wird den Bedürftigen unentgeltlich erteilt. Bereits 2 Chinesen sind durch die Thätigkeit dieses Vereins bekehrt worden. Das Chinesen-Heim befindet sich 1024 Walnut Street. Von den 42 Gliedern des Verwaltungsrats gehören 20 der protestantisch-bischöflichen Kirche an, die übrigen sind Presbyterianer, Baptisten, Methodisten und Quäker (»Orthodox Friends«).

— Seit 4 Jahren besteht in Neu-York eine ärztliche Missionsgesellschaft (gegründet 1881) mit einer Erziehungsanstalt für künftige Missionsärzte in 118 East Forty-fifth Street. Zwei Zöglinge derselben sind jetzt in Afrika thätig, andere in Neu-York selbst, denn die Gesellschaft will nicht nur der äußeren, sondern auch der inneren Mission dienen. Sie ist interkonfessionell. Ihr Präsident ist Dr. Alfred C. Post, Sekretär Hr. B. C. Wetmore, 19 Nassau Street.

— Der Versuch der bischöflichen Methodisten in Amerika, im letzten Rechnungsjahr 4 Millionen Mark für die Mission aufzubringen, ist nicht gelungen. Es fehlten beim Rechnungsabschluß ca. 700,000 Mk. Der Missionssekretär Dr. Mc Cabe, von dem dieser Gedanke ausgegangen ist, hat aber nicht geruht, wenigstens bis zum Schluß des Kalenderjahres 1885 die 4 Millionen zusammenzubringen. Er hat zur Erreichung seines Zweckes auch solche Mittel gebraucht, die entschieden unevangelisch und ungeziemend sind. Selbst seine Kollegen sind nicht einverstanden mit ihm (»Independent« Nr. 1934, S. 19).

— Als die Dakota-Indianer noch Heiden waren, kosteten sie die Regierung 656,000 Mk. im Jahr, seit sie Christen sind, nur noch 68,000 Mk.

— Unter den 8—10,000 Chinesen in Britisch-Kolumbia missionieren die kanadischen Methodisten mit Erfolg. In der Hauptstadt Viktoria hat Dr. Sutherland neulich 11 junge Männer getauft.

— Am 9. August hat Bischof Ridley in Kincolith, der Nebenstation von Metlakahtla im fernen Nordwestamerika, 33 erwachsene Indianerchristen getauft, die vor drei Jahren noch als eifrige Anhänger des separatistischen Duncan nichts von der Konfirmation wissen wollten, darunter einige Greise und Greisinnen, die nicht im stande waren, allein von den Knieen wieder aufzustehn, als die Einsegnung vorüber war — ein rührender Anblick. In einer Versammlung, die Tags darauf unter freiem Himmel gehalten wurde, sagte einer der zahlreichen Redner u. A.: „Wir haben hier den richtigen Hammer: das Wort Gottes, dazu das Feuer: den heiligen Geist, und das Eisen: das sind wir selbst; nur der Ambos fehlt noch, d. h.

wir haben keine Kirche." Eine solche wird wohl bald gebaut werden. Auf der neuen Station Aijansch sind schon 50 „Anhänger". Vom größten Wert ist dem Bischof sein kleines Dampfboot „Evangeline", weil er weite Reisen darin unternehmen und doch fast zu jedem Sonntag wieder in Metlakahtla sein kann.

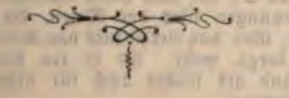
— Am 26. Juli hat der Bischof von Saskatschewan in Devon am Saskatschewan-Fluß einen Sohn des ehrwürdigen Indianer-Pastors Settee zum Predigtamt ordiniert.

— Die junge Mission der Brüdergemeine in Alaska ist von einem schweren Schlag betroffen worden. Br. Torgersen, der sich entschlossen hatte, die Missionare Weinland und Killbock als Gehilfe zu begleiten, hat das Unglück gehabt, auf einer stürmischen Fahrt, die er auf dem Kuskokwim-Fluß nach dem Warenhaus machte, um Frachtgut zu holen, aus dem Missionsboot, dem »Bethel Star«, zu fallen und zu ertrinken — Anfang August 1885.

Allerlei.

— Der erste Sekretär — oder, wie wir sagen würden, Inspektor — der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft, Herr Wigram, der, wie seine Vorgänger, unentgeltlich der Mission dient, hat die Absicht, im Oktober d. J. eine Reise nach Indien, Ceylon, China, Japan, Britisch Kolumbia, Saskatschewan, Manitoba ꝛc. anzutreten 1) um sich von den anstrengenden Bureau-Geschäften ein wenig zu erholen und seine geschwächte Gesundheit zu stärken, 2) um die Stationen der Gesellschaft zu visitieren. Natürlich unternimmt er diese Reise auf eigene Rechnung. Ja, er hat sich sogar erboten, während seiner Abwesenheit die Besoldung für einen etwaigen Stellvertreter zu zahlen. Sein ältester Sohn soll ihn begleiten. Vor einem Jahr hat Herr Wigram 200,000 Mk. zur Errichtung eines Missionskinderhauses geschenkt! Wir gratulieren der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft zu einem Sekretär, der 1) so reich, 2) so uneigennützig und 3) so unternehmend ist, daß er zu seiner Erholung eine Reise um die Welt und noch dazu eine Missions-Visitationsreise machen will. Ein Land, das solche Männer hat — und Herr Wigram ist nicht etwa eine vereinzelte Erscheinung — ist doch noch in anderem Sinn ein Missionsland als etwa Deutschland oder die Schweiz.

— Am 27. Dez. 1885 ist der frühere Missionar und Direktor der Pariser Missionsgesellschaft, E. Casalis, zum Ritter der Ehrenlegion ernannt worden.



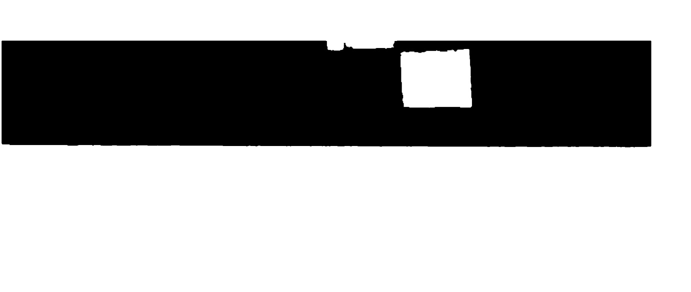
Bücherschau.

Die Evangelische Mission, ihre Länder, Völker und Arbeiten. Von H. Gundert. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Calw u. Stuttgart. Verlag der Vereinsbuchhandlung. 1886. Preis geb. Mk. 2.75.

Es ist ein erfreuliches Zeichen der Zeit, daß schon nach 5 Jahren eine neue Auflage dieses Nachschlagebuches nötig geworden und daß dieselbe, trotz mancher Kürzungen im einzelnen, doch um 5 Bogen (80 S.) gewachsen ist. Ganz neu hinzugekommen ist eine Uebersicht über sämtliche evangelische Missionsgesellschaften und missionierende Kirchen je mit einer kurzen Charakteristik und den wichtigsten historischen und statistischen Angaben. Dieselbe füllt allein 50 Seiten. Der weitere Zuwachs an Stoff (30 S.) erklärt sich größtenteils aus den Fortschritten, welche die Mission selbst in den letzten 5 Jahren gemacht hat. Da begegnen uns denn eine Menge neuer Namen von Stationen, ja von Ländern, Inseln und Stämmen, wie von Gesellschaften und Einzelmissionaren, die in der ersten Auflage noch nicht standen. Wir danken dem Herrn der Ernte für diesen Fortschritt des Werkes; aber wir danken auch den fleißigen Händen, die aus hunderten von Büchern und Zeitschriften all die verstreuten Berichte über diesen Fortschritt gesammelt, geordnet und auf einen ebenso kurzen als präzisen Ausdruck gebracht haben. Wieviel leichter wäre es gewesen, mehrere Bände mit diesem enormen Stoff anzufüllen, als ihn in ein bequemes Handbuch von nur 440 Seiten zusammenzupressen! Wir müssen uns nur wundern, wieviel dasselbe bietet, wie korrekt alle Angaben, wie gerecht alle Urteile darin sind. Wirkliche Fehler nachzuweisen dürfte selbst einem Kenner schwer fallen. Wir haben keine gefunden. Nachtragen und ergänzen ließe sich allerdings noch manches, wie denn der Verfasser eine schöne Zahl solcher „Nachträge“ am Schluß des Buches selbst giebt. Das ausführliche Register enthält auf 10 Seiten ca. 2200 Namen, fast lauter Ortsnamen. Die Brauchbarkeit des Buches wird dadurch wesentlich erhöht, namentlich für die, welche es in erster Linie als Missions-„Suchbuch“ benützen. Wir möchten aber hervorheben, daß es nicht bloß als solches, sondern auch für ein zusammenhängendes Studium wohl geeignet ist. Ueberspringt man die kleingedruckten Stellen und liest nur die Hauptparagraphen, so giebt das eine großartige Weltüberschau, die ganz dazu angethan ist, den Gesichtskreis zu erweitern und das Herz zu erheben. Möchten doch recht viele Gebrauch davon machen!

Welche Pflichten legen uns unsre Kolonien auf? Eine Berufung an das christliche deutsche Gewissen von Gustav Warneck, Dr. theol. Gebrüder Henninger, Heilbronn 1885. Preis 2 Mk.

Mit vollem Recht ist diese Gelegenheitsschrift als Nr. 75 u. 76 der „Zeitfragen des christlichen Volkslebens“ erschienen. Dr. Warneck hat wieder einmal zur rechten Zeit das rechte Wort geredet und die Hochflut der kolonialen Begeisterung schlagfertig benutzt, um einen neuen Schwung in die Fortbewegung des Missionsschiffleins zu bringen. Was er sagt, ist, sowohl vom patriotischen als auch vom christlichen Standpunkt aus betrachtet, durchaus richtig, bedeutungsvoll und praktisch. Wenn seine Warnungen und Ratschläge an die rechte Adresse kommen und die gehörige Beachtung finden, so wird das ebensosehr den nationalen als den Missionsinteressen förderlich sein. Aber dies Büchlein (120 S.) hat auch einen bleibenden Wert wegen der prinzipiellen Auseinandersetzungen über das Wesen, die Aufgabe und die Mittel der christlichen Mission, über das Verhältnis von Kolonialpolitik und Missionspolitik zueinander u. dergl. mehr. Es ist ein dankenswerter Beitrag zur Missionswissenschaft und als solcher auch für nichtdeutsche Missionsfreunde und -kenner von Bedeutung.





Heidnische Südsee-Insulaner.

La Loma, der Fetischprophet.

Zweiter Teil:

Owu als Gbalo.

Von H. Bohner.

7. Ein trauriger Todesfall; das Begräbnis.

Wir sind in Donja. Owu ist mit seiner Frau und seinem Sohn Odoi ins Fanteland auf den Handel gegangen. Nur seine Schwester und deren Sohn Anang mit seiner Frau, sowie Abe und dessen Familie befinden sich zu haus. Sie alle sind mit Zubereiten von Palmöl beschäftigt. Da stellen sich plötzlich bei Abe die Vorzeichen eines Gallenfiebers ein. Er wurde so müde, daß er kaum noch seine Füße fortschleppen konnte. Geschlafen hätte er an einem fort, wenn man ihn nicht aufgeweckt hätte. Das Weiße seiner Augen wurde quittengelb, kurz, es blieb kein Zweifel; die gefürchtete Krankheit war da! Sogleich wurden nun allerlei Medizinen angewandt; als es aber trotzdem nicht besser wurde, machte sich Anang eiligst auf den Weg nach Kwantanang, um seinen früheren Doktor, Koi, zu rufen, damit dieser seinen Onkel in Behandlung nehme. Der Gerufene kam. Aber es war schon zu spät. Abe hatte bereits das Bewußtsein verloren, die Blutzersetzung war schon weit fortgeschritten, und innerhalb dreier Tage war Abe eine Leiche.*) Welch ein Schrecken! Seine Schwester und Frau heulten, daß man glauben konnte, sie seien wahnsinnig. Anang, der in Owus Abwesenheit zu handeln hatte, wußte gar nicht, wie ihm

*) Das Gallenfieber ist die Krankheit, welche auf der Goldküste weitaus die meisten Todesfälle herbeiführt. Sowohl Einheimische als Europäer unterliegen ihr nur zu häufig. Es ist ein gaströses Fieber mit Blutzersetzung, das wahrscheinlich in Anhäufung von Galle (?) seine Ursache hat. Daher sein Name.

geschah. Zuerst mußten Leute gesucht werden, um nach Owu zu fahnden, dann ein Bote, der mitten in der Nacht die Trauerkunde an die Küste zu bringen hatte, und endlich Träger, um den Leichnam ebenfalls dahin zu bringen, denn auf die Leute, welche von der Küste herkamen, konnte man nicht warten. In Donja aber hatte man's ja mit lauter Fremden zu thun. Die wollten aus Anangs Verlegenheit nichts als Nutzen für sich selbst ziehen, und keiner legte Hand an, ehe er sich einer schönen Bezahlung versichert hatte. Laer hätten es umsonst oder gegen ein kleines Geschenk gethan.

Nach langem Akkordieren verstanden sich endlich zwei Männer dazu, gegen hohen Lohn den Toten in einer Art Hängematte nach La zu tragen. Hier aber entstanden neue Verlegenheiten. Jeder Tote wird in sein eigenes Zimmer oder in seines Vaters Haus begraben, wobei der Erbe mit der Haue den Ort des Grabes hinzuzeichnen hat. Durch diesen Akt macht er sich verbindlich, für alle etwaigen Schulden ꝛc. des Verstorbenen einzutreten. Abe's Erbe war zunächst Owu; nach ihm seine Schwester und nach dieser Anang. Anang nun erwartete, Owu werde etwa gleichzeitig mit der Leiche in La eintreffen; aber siehe, er kam nicht, und nun hieß es: „wer soll den Toten begraben?" Man wartete und wartete, bis man es nicht mehr in der Nähe des Toten aushalten konnte und Anang samt seiner Tante sich endlich herbeilassen mußten, die Bestattung zu übernehmen. Der Todesfall mußte dem König, dem Hauptmann der betreffenden Bürgerwehrabteilung, dem Stadtviertelältesten und allen Verwandten im weitesten Umfang angezeigt werden. Owus Schwester machte diese Anzeigen teils selbst, teils sandte sie Anang oder einen andern Verwandten mit der unvermeidlichen Rumflasche; sonst hätte die Anzeige keine Geltung gehabt. Nur beim König unterließ sie die Anzeige, weil mit dieser zugleich auch der Termin der großen Totenfeier bestimmt werden mußte. Das aber wollte sie Owu überlassen. Kaum waren die Anzeigen gemacht und das Grab bezeichnet, so kehrte der nach Owu gesandte Bote mit der Nachricht zurück, der Gerufene sei unterwegs und werde in einigen Stunden eintreffen.

In Owus Familie war es früher Sitte gewesen, die Toten in Tragkörben zu begraben; seit einiger Zeit war man jedoch von diesem Brauch abgekommen. So finden wir denn den Toten nicht in einem Korbe, sondern in einem Sarg mit flachem Deckel, offen

auf zwei Rumkisten im vordern Zimmer von Abes Wohnung stehend. Einige alte Frauen haben die Leiche mit sieben Schwämmen sauber gewaschen und frisiert. Als Bekleidung umhüllt ihn ein schöner, bunter Landesteppich; Hals und Arme sind mit Goldschmuck und Korallen geziert. Das Zimmer ist mit Frauen angefüllt, Kopf an Kopf bis zum Leichnam hin. Alle heulen so laut sie können, besingen aber dabei das Lob des Toten.*) Abwechselnd stehen hie und da einige auf, gehen hinaus und tanzen ein wenig im Hof, ebenfalls dem Verstorbenen zu Ehren. Es ist fast keine einzige heidnische Frau in der Stadt, die an diesem Tag nicht dem Toten zu Ehren ein wenig getanzt, gesungen und geheult hätte. Die Männer ihrerseits sitzen im Hof, den sie beinahe füllen, die Verwandten der Zimmerthüre zunächst. Von ihnen tanzen nur die Spielgenossen des Verstorbenen, nachdem sie durch eine Flasche Rum ihr Beileid bezeugt haben, einen kurzen Tanz mit Trommelbegleitung. Der Hauptmann der betreffenden Bürgerwehrabteilung erscheint mit einer Anzahl seiner Leute, der „Trosttrommel" und einer Flasche Rum. Diese wird überreicht und dann der Sarg aus dem Zimmer in den Hof getragen; der Hauptmann tritt an seine Seite, zieht seinen Degen und schwört: „Wenn auf dem Schlachtfelde dir das begegnet wäre, und ich nicht deinetwegen mit meinem Leichname das Erdreich bedeckt hätte! Wenn man deinen Tod rächen könnte und ich thäte es nicht, dann wehe mir! Ich wäre nicht, der ich bin. Ich beschwöre dich: hat dich ein Mensch so dahin gerafft, dann laß ihm keine Ruhe; hat es aber Gott gethan, dann gehe und schlafe im Frieden." Zur Bekräftigung dieses Schwures führen die Begleiter des Hauptmanns einen kurzen, wilden Kriegstanz auf und tragen den Toten dann wieder ins Zimmer hinein.

Ein großer Teil der Anwesenden ist übrigens nicht mit leeren Händen gekommen, denn ein bloßes Trostwort schlägt beim Neger nicht ein, er will auch ein greifbares Zeichen davon haben. So bringen denn alle Verwandte, Bekannte und Kameraden des Verstorbenen ein Geschenk an Zeug, Rum oder Muschelgeld mit sich, um so ihr »kpou kpou« zu bekräftigen. Jedes Geschenk wird dem Toten gezeigt und mit einer Ansprache begleitet, etwa wie folgt: „Ata Abe,

*) Vgl. zu obiger Totenfeier: H. C. Monrad, Dänische Kolonien auf der Küste von Guinea. 1824. S. 17 ff.

oh! Siehe, da ist dein guter Freund Obenteng gekommen, um von dir Abschied zu nehmen und dir etwas mit auf den Weg zu geben. Versteh's wohl! Daß du so plötzlich dahin gefahren bist, ist nicht seine Schuld, nein, durchaus nicht; er hat dich nicht vergiftet! Er nimmt nun vollständig Abschied von dir.*) Grüße die Väter und Mütter von ihm rc." Von jedem Stück Zeug wird etwas abgerissen und auf den Toten gelegt; das übrige legt man zu seinen Füßen. Ebenso schüttet man auch von dem geschenkten Rum etwas auf ihn. Alle, die Geschenke bringen, erhalten als Dankgebühr je einen halben Schoppen Rum, welchen einige sogleich trinken, andre mit nach hause nehmen, wieder andere unter die Umhersitzenden verteilen. Da auch von seiten der Trauerfamilie die Anwesenden öfters mit Rum regaliert werden müssen, so giebt es also Schnaps in Hülle und Fülle. Viele aber ziehen es vor, denselben mit nach hause zu nehmen, und haben zu diesem Zweck insonderheit die Frauen sich mit Kalabaschen oder Flaschen versehen, die sie auf dem bloßen Rücken unter den Kleidern versteckt halten und in welche sie, wenn die Reihe zu trinken an sie kommt, den Schnaps hineinschütten. Alte Männer haben zum gleichen Zweck einen Knaben mit einem leeren Gefäß hinter sich sitzen. Owus Schwester hatte, um all diesen Trinkern gerecht zu werden, sich mit einer großen Menge Rum versehen, denselben aber aus Sparsamkeit gehörig verwässert. Es war mehr Rum da, als sie eigentlich bedurfte, da viel geschenkt wurde; sie fand es aber praktischer, diesen letzteren unvermischt auf die Seite zu thun und nur den verwässerten zum besten zu geben, eine Sparsamkeit, die übrigens nicht unbemerkt und nicht ungerügt blieb.

Außer den Leidtragenden stellten sich aber auch andre noch unwillkommnere Gäste ein — nämlich die Gläubiger des Verstorbenen, welche das Recht haben, „den Fuß des Verstorbenen zu ergreifen", d. h. gegen seine Beerdigung so lange zu protestieren, bis das Familienhaupt für die fragliche Schuldmasse gut gesagt hat! Als Beweis der Richtigkeit ihrer Forderung brachten sie nebst einer Flasche Rum ein oder mehrere Zeugen mit. Einem jedoch fehlten die letztern, und da er dennoch auf seiner Forderung beharrte und man seinem Charakter nicht recht traute, so blieb ihm nur übrig, als Beweis seines Rechtes eine Kürbisschale voll vom Waschwasser des Toten

*) Will so viel sagen, der Tote soll ihn nicht zu sich wünschen oder durch starke Sehnsucht seinen Tod verursachen.

zu trinken, was er auch ohne Bedenken that! In das Geheul der Frauen und das Verhandeln der Männer mischte sich im Nebenzimmer ein andrer Lärm — der der Totengräber. Diese — es sind ihrer sechs — lärmen, toben und poltern wie unsinnig. Sie thun die Arbeit freiwillig; aber wehe dem Bekannten des Verstorbenen, der nicht sogleich mit einer Flasche Rum angesprungen kommt, sie zu beschenken. Ihm gelten diese Schimpfreden. Verstummt das Schimpfen ein wenig, dann setzen sie mit lautem hastigem Gespräch ein, alles — um die Todesfurcht zu vertreiben. Zum gleichen Zweck wird auch dem Rum tüchtig zugesprochen, von manchen so stark, daß sie öfters ins Grab hinabpurzeln.

Als endlich Owu erschien, ging er zunächst nicht in das Trauerhaus, sondern in sein eignes. Von hier aus ließ er seiner Schwester, deren Sohn und der trauernden Witwe sagen, daß er nun da sei. Diese begaben sich sogleich zu ihm und erzählten ihm haarklein alle nähern Umstände der Krankheit, des Todes und des Begräbnisses. Owu dankte ihnen und rühmte ihre klugen Anordnungen. Es wurde nun noch beschlossen, die Totenfeier statt nach drei Tagen, erst nach drei Wochen zu halten und dieses den König bei der Todesanzeige wissen zu lassen. Owu übernahm die Anzeige beim König, machte aber vorher einen Besuch im Trauerhaus, von einigen männlichen Verwandten begleitet. — Owu ging der Tod seines einzigen erwachsenen Bruders sehr nahe; er wußte vor Schmerz kaum, was er that. Doch weinte er nicht; denn das versteht der Neger in diesem Falle nicht. Wenn es hoch kommt, so entquillen seinen Augen ein paar stumme Thränen. Merken das aber die anderen, so reichen sie ihm sofort die Rumflasche und sprechen: „Trinke, damit du getröstet wirst!“ Durch Singen oder vielmehr Summen seiner wehmütigen Trauerweisen, wobei aus dem Stegreif gedichtet wird, sucht er dann noch den Rest seines Schmerzes zu vertreiben.

Kaum war Owu vom Könige, dem er den Todesfall angemeldet hatte, zurückgekehrt, so wurde ihm von Anang ein Ziegenbock*) gebracht,

*) Hiebei wird folgende Sage erzählt: Ein Widder hatte den Auftrag, die Nachricht zu bringen, daß die Toten wiederkehren. Er blieb aber unterwegs am Grase hängen und weidete. Ein nachgeschickter Ziegenbock kam ihm zuvor, log aber und sagte, die Toten kehren nicht wieder. Deßhalb muß er nun sterben. — Doch giebt es Orte, wo statt seiner ein Hammel oder, wenn es der Tote vermag, ein Ochse geschlachtet wird.

den er als Familienpriester vor der Schwelle des Hauses schlachtete und dessen Blut er als Reinigungsopfer für den Toten fließen ließ. Dann öffnete er das Tier, nahm etwas von seinem Nierenfett, that es in die Salbbüchse des Verstorbenen und stellte ihm dieselbe in den Sarg. Nun brachte man die kleinen Kinder des Verstorbenen. Owu ergriff ihre Hände, drückte sie auf den Leichnam ihres Vaters und sprach: „Von da aus, wo du nun hingehst, hast du nichts mehr mit diesen zu schaffen; bleibe weit weg von ihnen und segne sie.“ Dann zeigte man Owu alle erhaltenen Geschenke und nannte bei jedem einzelnen den Geber. Dann trugen einige Männer den Sarg ins Nebenzimmer, wo das Grab war, entfernten sich aber wieder, um Owu und den nächsten Verwandten Platz zu machen. Nun wurde die Thüre für einige Augenblicke geschlossen*) und der Sarg zugenagelt. Nachdem die Thür wieder geöffnet war, hob man den Sarg ins Grab. Owu als Familienhaupt trat an dasselbe heran, warf dreimal eine Hand voll Erde hinein und sprach: „Bist du von Gott gerufen, mein Bruder, dann gehe hin und schlafe im Frieden; ist aber irgend ein Mensch die geheime Ursache deines Todes, dann ruhe nicht, bis er mit dir gehen muß und du dort mit ihm den Streit ausfechten kannst. Keine sichtbare Macht wäre im stande gewesen, dich uns zu entreißen; im Kriege wäre ich vor dir gefallen! (d. h. nur über meinen Leichnam hinweg hätte man dir ein Leides thun können). Das beschwöre ich dir bei dem Geist meines Vaters, bei den Vätern und Großvätern.“ Zwei andere Verwandte riefen ihm unter anderm noch nach: „Die Rückkehr dünke dir schrecklich; vor dir lichte Helle! Weile ferne von uns!**) Segne deine Kinder! Halte Unheil von uns fern und laß unsre Arbeit gedeihen.“

Als die Totengräber nun das Grab zugescharrt hatten, reichte man jedem derselben einen neuen Faserschwamm, den sie mit der linken Hand erfaßten, damit schweigend durch die Trauernden an die

*) Damit niemand erfahre, ob man die schönen Kleider und Schmucksachen oder nur alte Lumpen dem Toten mit ins Grab giebt; deßhalb sind auch nur die nächsten Verwandten dabei.

**) Allen diesen Redensarten liegt die Furcht zu Grunde, der Tote möchte durch seine Sehnsucht nach seinen Freunden oder Kindern ihren Tod herbeiführen, weßhalb man auch schon wiederholt Tote herausgegraben und ihre Gebeine verbrannt hat!!

See gingen, um sich dort von allem Unheil, das sich beim Begraben trotz ihres Lärmens an sie gehängt, rein zu waschen. Von dort zurückgekehrt, grüßten sie und wurden wie Fremde begrüßt. Nachdem sie den immer noch Dasitzenden gesagt hatten: „Wir haben ihn begraben; wir sind fertig," wurden sie von diesen beglückwünscht, worauf es hieß: »Eschä woschiteda«, d. h. jetzt fehlt's nur noch am Abschiedstrunk. Owu mußte noch einmal die Rumflasche kreisen lassen, ehe sich jedermann seiner Hütte zuwandte, viele in einem solchen Zustande, daß es ihnen schwer fiel, dieselbe richtig zu finden. Jetzt erst verteilte Owu das Fleisch des Opfertieres, welches bisher wie unrein vor der Thürschwelle liegen geblieben war, so daß jedermann mit den Füßen darüber strich. Nur die älteren angesehenen Verwandten erhielten davon.

Die nächsten drei Tage waren sämtliche Frauen der Verwandtschaft fast immer im Trauerhause versammelt, während die Männer ab- und zugingen. Die Witwe mußte volle sechs Wochen Tag und Nacht auf dem Grabe zubringen, wobei ihr aber immer einige Frauen Gesellschaft leisteten. Am dritten Tag versammelten sich wieder alle Verwandten, ebneten den Zimmerboden, um die Spur des Grabes zu verwischen, schoren sich das Trauerzeichen gegenseitig auf's Haupt und trösteten sich durch das Trinken eines Gläschens Schnaps. Das letztere geschah am achten und vierzehnten Tag wieder. Am 21. Tage aber fand die Haupttotenfeier statt, — ein schauerliches Saufgelage, an dem sich beinahe die ganze Stadt beteiligte, mit Trommeln und Tanzen. Wer wollte, durfte kommen, trinken und tanzen. Außer dem Rum, welchen einige Freunde und Kameraden in Kisten auf den Tanzplatz brachten, wurde an solchem noch ein volles Bierohmfaß, welches die Leidtragenden zum besten gaben, leer getrunken. Gut, daß alles ein wenig verwässert war, sonst hätten manche an diesem Tage ihren letzten Trunk gethan! Bei manchen war freilich der Geiz noch größer als die Trunksucht; wie am Begräbnistag, hatten diese auch jetzt wieder allerhand Gefäße mitgebracht, in welche sie den ihnen zum Trinken dargebotenen Schnaps wandern ließen. Beim Tanz herrschte das Mimische vor, so daß der Tanzende durch seine Bewegungen zu zeigen suchte, wie leid ihm der Tote thue. Doch war das nicht bei den allgemeinen, sondern nur bei den Einzeltänzen der Fall. Bei einigen Tänzen beteiligten sich nur Frauen, bei anderen nur Männer, bei einigen

wenigen auch beide Geschlechter untereinander, aber nie paarweise, wie bei unseren europäischen Tänzen. Das Saufgelage begann Mittags 2 Uhr und dauerte bis zum Einbruch der Nacht (6 Uhr). Am Morgen des Tages zog die Bürgerwehr-Abteilung des Toten auf, um ihm die Ehrensalve zu geben. Mitten auf dem Marktplatz, wo auch nachher das Tanz- und Saufgelage stattfand, stellten sich die Frauen auf, um durch Besprengen mit Wasser und Aussprechen von Segenswünschen die unter Schießen und Tanzen um sie Kreisenden vor Unfällen zu bewahren.*)

Am Morgen nach dem Saufgelage war wieder Familien-Versammlung. Es galt zunächst, dem Toten den vollen Abschied zu geben. Nach den Anschauungen der Heiden hat sich bis dahin der Geist des Verstorbenen in der Nähe seines Körpers oder der Wohnung aufgehalten. Nun aber tritt er den Weg ins Totenreich an. Wo dieses liegt, wissen sie nicht genau; doch ist ihnen gewiß, daß es jenseits des Wolta-Flusses liegt, und daß der Weg dahin über „Ajisana", der Stelle, wo der Wolta in den Ozean mündet, führt. Zu dieser Fahrt war denn auch dem Toten neben seinen Lieblingskleidern ein kleines Fahrgeld mit in den Sarg gelegt worden. Eine Frau holt nun an der See eine Blätterpflanze mit etwas Sand, legt beides aufs Grab; ein Glas Rum wird eingeschenkt, damit „gebetet", und dann schütten zwei Männer und eine Frau sich dasselbe über die Hände und lassen die Flüssigkeit auf die Pflanze laufen. Nun wird dieselbe in Prozession vor den Hof geworfen und dazu gerufen: „Geh', geh', geh, leb wohl! Geh' nach Ajisana! Die Rückkehr dünke dir schrecklich. Vor dir lichte Helle!"

Owu tröstete sich über die großen Unkosten damit, daß es nun einmal so sei und daß er wenigstens den Ruhm habe, seinen Bruder ehrenvoll begraben zu haben. Auch brauchte er nun nicht mehr so viel zu reisen und konnte als Landbauer, Kleinhändler, Regenmacher u. s. w. manches Geld verdienen. Abe's Witwe, welche nach einem

*) Unfälle kommen nämlich häufig vor. Es wird zwar blind geschossen; aber, da lautes Knallen oder Krachen Ehrensache ist, so sucht einer es dem andern im Ueberladen des Gewehres zuvorzuthun und die Folge ist, daß manche Flinte platzt. Auch nimmt hie und da einer die Gelegenheit wahr, durch einen scharfen Schuß einen mißliebigen Kameraden aus dem Wege zu räumen.

halben Jahre Anangs zweite Frau ward, mußte mitarbeiten helfen, um die Begräbniskosten ihres Mannes zu decken. Sie wäre Owus Frau geworden, wenn er der jüngere Bruder gewesen wäre; da aber kein jüngerer da war und Owu es aus ökonomischen Gründen nicht praktisch fand, sie einem Fremden zu geben, so wurde sie Anang als dem zweitnächsten Erben zugesprochen.

Baptisten und Lutheraner im Telugulande.

Im „Sendboten", dem „Organ der deutschen Baptisten Nordamerikas," hat Missionar Clough sich gegen die Anklage der Lutheraner auf Proselytenmacherei (Miss.-Mag. 1885, S. 184 ff.) verteidigt, und gern wollen wir „auch den andern Teil hören":

„Als wir 1866 nach Ongol kamen," schreibt Clough, „hatten die Lutheraner ihrer Angabe nach bereits 884 Gemeindeglieder, die aber größtenteils im Palnad, d. h. einem Teil des Krischna-Distrikts wohnten, der von Ongol noch 75 Meilen weiter entfernt ist, als von der lutherischen Hauptstation Guntur. Zwischen Ongol und Guntur, welche 66 Meilen auseinanderliegen, hatten die Lutheraner, soviel ich weiß, nur eine Schule und 3—4 erwachsene Gemeindeglieder. Hievon abgesehen, war die ganze Gegend zwischen Ongol und Guntur eine geistliche Wüste. Ich begann nun, so gut ich konnte, das Evangelium zu predigen. Bis Ende 1866 betrug die Zahl meiner Bekehrten erst acht, bald jedoch wurde sie größer. Die meisten Bekehrten waren Madigas, darunter manche Ortsdiener, welche amtliche Briefe und Sachen von Ort zu Ort brachten und Reisenden den Weg von einem Dorf zum andern zeigten. Wohin immer diese kamen, da erzählten sie den Leuten, was sie von Jesus wußten, und bald entsagte eine große Zahl dem Götzendienst. Dem Fortbestehen der Kastenunterschiede unter unseren Bekehrten widersetzte ich mich entschieden, während die lutherischen Missionare, deren Bekehrte meist Malas waren, dieselben duldeten; sagte mir doch vor einigen Jahren einer dieser Missionare, ihre Mission würde zu grunde gehen, wenn sie das Kastenwesen abthun wollten, da die Malas dann alle weglaufen würden! Vor etwa 2 Jahren schlug ich einmal mein Lager bei zwei Dörfern auf, in denen Gemeindeglieder von uns und auch Lutheraner wohnten. Die letztern besuchten mich alle und waren

freundlich; einige der unseren erzählten jedoch, daß unter jenen der Kastenunterschied noch bestehe. Als ich die Lutheraner hierum befragte, erhielt ich keine Antwort. Um der Sache auf den Grund zu kommen, schlug ich nun vor, wir wollten am nächsten Tage alle zusammen eine Mahlzeit halten, deren Kosten ich tragen würde. Jetzt konnten die Lutheraner ihre Stellung nicht länger verhehlen; sie sagten mir frei heraus, sie könnten nicht mit mir zu Tische sitzen, wenn ich mit Leuten zusammenesse, die Madigas gewesen! Als nun die Zahl unserer Bekehrten immer mehr wuchs und die Kunde hievon auch zu den Dörfern drang, wo lutherische Bekehrte wohnten, da entdeckten diese bald, daß unter unseren Bekehrten die Kaste nichts galt. Was war die Folge hievon? Einmal ums andere kamen Abgesandte zu mir aus der Gegend jenseits Gantur und aus Palnad, welche mich baten, die lutherischen Madiga-Christen (welche sich bei den Lutheranern gegen die Malas zurückgesetzt fühlten, Redakt.) in die Pflege unserer Mission aufzunehmen. Nicht ohne Gewissensbedenken wies ich sie zurück. Ich habe überhaupt nur wenige Lutheraner getauft und diese nur darum, weil sie aufs Dringendste begehrten, so getauft zu sein, wie Jesus getauft war, und wir infolge dessen aus Gewissensgründen sie mit ihrem wiederholten Begehren nicht länger abweisen konnten.

„In der Zeit der großen Hungersnot (1876—1878) kam der lutherische Missionar Rowe von Gantur bis 22 Meilen von Ongol, um mit Hilfe der Regierung Vorkehrungen zur Abhilfe der Not zu treffen, welche vornehmlich den Malas zu gute kamen, die großenteils Weber sind. Ihnen wurde zuerst Garn geliefert und dann das Zeug, das sie daraus gewoben hatten, abgekauft. Viele machten sich das zu nutze, die seit Jahren meine und meiner Gehilfen Predigten besucht, ja sich zum Teil schon bei uns zur Taufe gemeldet hatten. Nun aber wurden sie von Missionar Rowe getauft. Als ich ihn deswegen zur Rede stellte, da sagte er, unsere beiderseitigen Missionsfelder griffen so in einander, daß wir keine festen Grenzen haben könnten; er beanspruche die Gegend bis 22 Meilen von Ongol als sein Feld und ebenso möge ich die Gegend bis 20 Meilen von Gantur als das meinige ansehen. Ich stimmte dem bei und damit war die Sache soweit beendet. Ich vollzog damals (um der Hungersnot willen) 1½ Jahre lang keine Taufe, während Missionar Rowe und seine Gehilfen die Malas für ihre Mission gewannen, indem sie ihnen sagten, wenn sie sich unserer Mission anschlößen, würden sie ihre Kaste verlieren. So taufte er etwa 400, wovon die meisten näher bei Ongol als bei Gantur wohnten. Von den Madigas dagegen schloßen sich nur etwa 20 ihnen an.

„Als die Hungersnot vorbei war (und die Massenübertritte zu den Baptisten stattgefunden hatten), sahen wir uns genötigt, vier neue Hauptstationen: Kambam, Winukonda, Narsarawapetta und Bapatla,

zu errichten. Die Lutheraner hielten damals eine Synode ab, welche ernstlich dagegen protestierte, daß wir die zwei letzt genannten Orte besetzten. Da der eine derselben aber 29, der andere 31 Meilen von Guntur entfernt ist, konnten wir diesen Protest unmöglich für gerechtfertigt ansehen.

„Im Februar 1882 besuchte ich Dr. Unangst und besprach mit ihm den Plan einer Zusammenkunft zwischen den lutherischen und den baptistischen Missionaren. Er schien geneigt darauf einzugehen. Ich lud nun die lutherischen Missionare brieflich zu einer Zusammenkunft in Ramapatnam ein. Allein sie erwiderten, sie sähen sich verhindert. Meines Erachtens war vielmehr Mangel an Bereitwilligkeit, als irgend ein äußerer Umstand die Ursache ihrer Weigerung. Im September 1882 starb Missionar Rowe und bald darnach wurden, gemäß den schon einige Monate zuvor getroffenen Bestimmungen unserer Gesellschaft, Narsarawapetta, Bapatla und Winukonda wirklich von uns besetzt. Kaum war dies geschehen, als die lutherischen Missionare einen Brief und ein Rundschreiben nach dem anderen ausgehen ließen, worin sie uns heftig verklagten. Eins oder zwei beantwortete ich; darauf hielt ich es für vergebliche Mühe, jene Rundschreiben ferner zu beantworten oder auch nur zu lesen. Auch an ihre Missionsbehörde in Baltimore wandten sich die Lutheraner, und dies führte zu einer Konferenz beiderseitiger Komite-Mitglieder, welche einige Regeln für das gegenseitige Verhalten aufstellte; z. B. wurde darauf gedrungen, daß die beiderseitigen Arbeiter einander nicht in den Weg treten und keine Mitglieder von der Gegenpartei aufnehmen sollten, außer nach sehr sorgfältiger Untersuchung ihrer Beweggründe. Auch sollten sie in der Regel nicht in der gleichen Stadt oder dem gleichen Dorfe sich festsetzen. Uns Baptisten war dies alles recht und wir hofften, es werde jetzt Friede werden. Als ich jedoch im Oktober 1884 aus Amerika nach Indien zurückkehrte, vernahm ich, daß die Lutheraner in Guntur unseren Missionaren in Bapatla und Narsarawapetta zuwider thäten, was sie nur könnten. Ihr ganzes Thun schien zu verraten, daß sie nicht ruhen würden, bis alle baptistischen Missionare, Missionsgehilfen und Gemeindeglieder im Krischna-Distrikt diesen entweder verlassen oder die lutherischen Missionare als ihre geistlichen Führer annehmen würden. Dies würde aber für uns das gänzliche Aufgeben von drei Missionsstationen mit 10,000 Gemeindegliedern bedeuten.

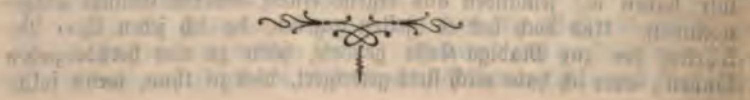
„Zum Schlusse bemerke ich noch, daß wir allerdings eine Anzahl lutherischer Bekehrter durch Untertauchung getauft haben — die Lutheraner sagen, es seien 510 im Ganzen — weil sie zu uns kamen und begehrten, so getauft zu werden, wie Jesus getauft worden sei; aber wir haben nie jemanden aus irgend einem anderen Grunde aufgenommen. Und doch hat es Zeiten gegeben, da ich jeden ihrer Bekehrten, der zur Madiga-Kaste gehörte, hätte zu uns herüberziehen können; aber ich habe mich stets geweigert, dies zu thun, wenn solche

zu mir kamen, außer wenn sie dafür hielten, die Besprengung sei keine schriftmäßige und ihnen genügende Taufe.

„Auch wünsche ich noch darauf aufmerksam zu machen, daß die lutherischen Missionare sich widersetzlich beweisen gegen ihre eigene Missionsgesellschaft, sowie gegen den ältesten unter ihnen selbst, der doch vor allen Andern ihre Mission zu dem gemacht hat, was sie ist. Sie aber folgen ihm nicht.

„Ich beklage es, daß ich mich genötigt gesehen habe, so über christliche Männer zu schreiben, welche zu achten und zu ehren ich mich stets bemüht habe. Aber es schien mir Pflicht, mein lang geübtes Schweigen zu brechen und in Vorstehendem darzulgen, wie die Sachen stehen. Möchte es das letzte Mal sein, daß ich zu solchem Zwecke die Feder ergreifen muß!"

So Missionar Clough, aus dessen langem Brief wir nur das Wichtigste herausgegriffen und übersichtlich zusammengestellt haben. Auf die Frage, wer in diesem ganzen Streite Recht, wer Unrecht habe, können wir uns nicht weiter einlassen. Sowohl die baptistische als auch die lutherische Darstellung scheint uns den Stempel der Aufrichtigkeit und Glaubwürdigkeit an sich zu tragen. Wie damit die Thatsache zu reimen ist, daß beide einander widersprechen, darüber mögen diejenigen sich den Kopf zerbrechen, welchen in ihrer eigenen Erfahrung noch nie etwas Aehnliches vorgekommen ist. Uns wundern dergleichen Widersprüche so wenig, als die ihnen zu grunde liegenden Parteidifferenzen. In der Mission draußen wie daheim in der Kirche kann man ja leider alltäglich die Erfahrung machen, daß selbst fromme Christen, welche in ihrem Privatleben mit allem Ernste der Heiligung nachjagen, sobald es sich um das religiöse Parteiinteresse handelt, auf einmal ganz andere Begriffe von Wahrheit und von Gerechtigkeit zu haben scheinen, gerade so wie man von den Diplomaten sagt, daß sie eine doppelte Moral haben: eine für ihr Privatleben und eine für ihr politisches Wirken. So sollte es **unter uns** nicht sein; aber so ist es leider. Der Wahrheit die Ehre! — Wir betonen ausdrücklich, daß wir auf diesen beklagenswerten Streit hier zurückgekommen sind, nicht um die Baptisten in Schutz zu nehmen, sondern bloß, um unsern Lesern nun auch mit der baptistischen Auffassung der ganzen Sachlage näher bekannt zu machen und auf diese Weise, soweit es in unserer Macht steht, alle Gerechtigkeit zu erfüllen. — Soviel ist klar, daß der Allianz- und Unionsgedanke auch in der Mission noch lange nicht verwirklicht ist.



Missions-Zeitung.

Afrika.

Ein südafrikanischer Missionar sagt, das erste Zeichen eines Fortschritts bei den Zulus bestehe meist darin, daß der betreffende ins Missionshaus komme, um sich für ein Stück Elfenbein, ein Thierfell oder eine Pfauenfeder ein Hemd zu kaufen und damit seine Blöße zu decken. Der nächste Schritt sei der, daß er ein Paar Hosen kaufe, und wieder der nächste, daß er sich einen kleinen dreibeinigen Stuhl anschaffe, weil er mit seinen neuen Hosen doch nicht auf dem schmutzigen Boden sitzen könne. Sitzt er aber in Hemd und Hosen auf diesem Hockerle, vielleicht 10 Zoll über dem Boden, so sei er bereits 10,000 Meilen höher gestiegen in der Zivilisation als alle seine heidnischen Landsleute. Zuweilen sagen die Heiden auch von den Christen: „Was sind sie denn anders als wir? Sie gehen in die Kirche und sind bloß etwas reiner als wir. Das ist alles!" Sie ahnen nicht, daß Reinlichkeit in manchen Fällen der erste Schritt zur Frömmigkeit ist. »Cleanliness is next to godliness« ist ein Lieblingssprichwort der Methodisten, und sie haben nicht so ganz unrecht. Jeder Missionar, der schon mit aasessenden Parias, mit ungewaschenen Papuas, mit krätzigen Kindern, mit ungekämmten Frauen zu thun gehabt hat, weiß nur zu gut, was das zu bedeuten hat.

Uebrigens haben die südafrikanischen Bekehrten noch ganz andere Beweise von Fortschritt an den Tag gelegt, als die oben genannten. Nur ein Beispiel dieser Art! Die berühmte schottische Erziehungsanstalt Lovedale im Kafferland hat bekanntlich auch eine eigene Buchdruckerei. Hier wird unter anderem eine englische Zeitschrift »The Christian Express« gedruckt, für welche nicht nur die Missionare, sondern auch manche Eingeborne Artikel schreiben. Das Folgende mag als Probe davon dienen, was ein Kaffer mit der Feder zu leisten vermag. Der schwarze Schriftsteller heißt Isaak Wantschope und läßt sich also vernehmen: „Es muß darauf aufmerksam gemacht werden, daß nicht alle sog. Schul-Kaffern auch christliche Kaffern sind. Es giebt gute Christen und auch nur diesen Namen tragende Scheinchristen, bloße Kirchengänger. Die letztern sind den ersteren so ähnlich in ihrer äußeren Erscheinung, daß diejenigen, welche nur aus der Ferne zuschauen, sich einen falschen Begriff von den eingeborenen Christen gemacht haben. Jeder Kaffer, der einen schwarzen Tuchrock, gewichste Stiefel, einen Hemdkragen und ein pagari (d. h. ein herabhängendes Tuch am Hut zum Schutz gegen die Sonne) trägt, wird da für einen Christen gehalten, und wenn so ein Stutzer auf einem Diebstahle ertappt wird oder einen Wechsel fälscht, so pflegt das Publikum mit dem aufgehobenen Finger der Ent-

rüstung auf den Missionar zu weisen und zu sagen: da sehe man, was für Ware die Mission liefert! was für vergebliche Mühe, diese Schwarzen christianisieren zu wollen! — Ich brauche nicht viel Worte auf die Widerlegung dieses Trugschlusses zu verschwenden. Selbst wenn ein wirklicher Christ eine verbrecherische Handlung begehen sollte, so wäre es immer noch unlogisch, daraus, daß ein Kafferchrist gestohlen oder gefälscht hat, den Schluß zu ziehen, daß alle Kafferchristen Diebe und Fälscher sind. Ich will mich nicht damit aufhalten, diese Klasse von Eingebornen zu verteidigen. Sie sind in der That eine schwer zu behandelnde Art. Ich rede aus Erfahrung. Ein Kaffer, der ein wenig bekannt mit dem Christentum ist, der aber nicht nach der Bibel lebt, der wohl etwas englisch kann oder vielleicht sogar eine höhere Bildung besitzt, aber kein wahrer Christ ist und weder seine Pflichten gegen Gott noch gegen Menschen kennt — ist wahrlich nicht das, was wir sein möchten, noch das, was die Missionare aus uns machen möchten. Unglücklicherweise aber ist die Zahl dieser Leute im Zunehmen. So haben denn gegenwärtig die Missionare samt ihren Bekehrten sich gegen drei Feinde zu wehren: 1) gegen europäische Missionsfeinde, 2) gegen die Heiden und 3) gegen diese Mittelgattung von halbheidnischen und halbchristlichen, halb gebildeten und halbbarbarischen Eingebornen. Von der ersteren Klasse werden sie verleumdet, von der zweiten mit Mißtrauen angesehen und darum auch mißverstanden, die dritte aber, ein Feind gewißermaßen im eigenen Lager, untergräbt ihnen den Boden, und den anderen Feinden werden durch sie noch neue Angriffsmittel zugeführt. Der heidnische Kaffer rechtfertigt sein eigenes schlechtes Verhalten nur allzu gern durch einen Hinweis auf das Zwitterwesen, dem es nicht minder wohl ist hinter dem Biertisch und in der Schnapsbude als in der christlichen Kirche. Der europäische Gegner aber behauptet, die Missionare hätten die Kaffern verderbt und durch ihr Christentum seien die Bekehrten nur aufgeblasen worden. Aber wo ist der Kaffer, der hinstehen kann und behaupten, die Missionare hätten ihn verderbt?! oder daß das Christentum ihn zu einem schlechteren Menschen gemacht habe, als er vorher gewesen; aufgeblasener, frecher, fauler u. s. f.?! Wenn ein solcher sich finden sollte, so wisse er, daß sein Christentum eben das rechte nicht ist."

— In Peddie, einer anglikanischen Station der südafrikanischen Diözese Grahamstown, war das kleine Kirchlein durch einen Sturm umgeblasen worden und Missionar Pattison schlug der Gemeinde vor, sie möchte Hand anlegen und ein neues Gotteshaus aus Ziegelsteinen errichten. Niemand hatte Mut. Woher die Ziegelsteine nehmen? woher das Geld? woher den Maurer? Aber der Missionar blieb dabei; er selbst wolle sie lehren Ziegelsteine machen, auch für einen Maurer wolle er sorgen, wenn sie nur mit Hand anlegen wollten, das Geld werde Gott schon senden! Nach einem langen

Palawer wurde der Bau beschlossen und sofort begann auch die Arbeit. Aber schon nach zehn Tagen bekamen sie Streit und die Arbeit wurde eingestellt. Dazu gesellte sich Wassermangel und drei Monate lang geschah nichts. Nun aber kam wieder Regen und die Arbeit wurde fortgesetzt bis 24000 Backsteine fertig waren. Ein Maurer wurde gefunden, ebenso ein Zimmermann. Das übrige thaten die Christen selber. Die Weiber brachten den Fußboden in Ordnung: es war ein alter Termitenbau, den sie mit Steinen so bearbeiteten, daß es eine feste, glatte Fläche gab. Missionar Turpin kollektierte gegen 1200 Mk. für das Eisen- und Holzwerk, und so wurde der Bau zu allgemeiner Befriedigung vollendet. Bei der Einweihung hielt der eingeborene Katechist eine gelungene Ansprache etwa folgenden Inhalts: „Als Missionar Pattison mir vom Kirchbau sagte, erklärte ich sofort, es werde ihm nicht gelingen, die Leute seien zu arm u. s. w. Er setzte mir seinen Plan auseinander, aber ich schüttelte nur den Kopf dazu. Als ich das nächstemal auf die Station kam, sah ich, daß Backsteine fabriziert wurden, aber ich hatte noch immer keinen Glauben an's Gelingen, da einige der Hauptleute sich fern hielten. Bei meinem nächsten Besuch brannte schon das Feuer im Darrofen. Jetzt fing ich an zu glauben; und heute sehe ich und bekenne ich, daß ich blind war. Was uns damals unmöglich schien, das hat der Glaube möglich gemacht. Bei diesem ganzen Kirchenbau aber muß ich an eine alte Fabel denken, die unsere Väter uns überliefert haben: Als noch die Fingus weit im Innern des Landes wohnten, da waren in einem Kraal ein Blinder und ein Lahmer. Die Zulus überfielen diesen Kraal, und die Fingus mußten fliehen. Nur der Lahme und der Blinde blieben zurück. Die Zulus thaten ihnen zwar nichts zu leide, aber die Armen hatten nichts zu essen, und nach einiger Zeit sagte der Lahme zum Blinden: wenn wir hier bleiben, so verhungern wir, komm' laß uns nach Nahrung suchen, ich will auf deinen Rücken steigen, dann trägst du mich und ich zeige dir, wo du gehen mußt. Gesagt, gethan! Aber lange wollte sich nichts finden und ihr Hunger wurde immer größer. Da rief der Lahme: in der Ferne sehe ich die Adler kreisen! und der Blinde erwiderte: Gut, dann kriegen wir etwas zu essen, es muß irgend ein totes oder verwundetes Thier da liegen, wo du die Adler kreisen siehst, davon können wir uns eine Zeitlang nähren. Aber da erklärte der Lahme, er habe die Adler zuerst gesehn, ihm gebühre der Hauptanteil. Nein, erwiderte der Blinde, das ist nicht recht, ich habe dich auf meinem Rücken getragen, mir gebührt das beste Stück. So trutzten sie miteinander. Der Lahme wollte dem Blinden nicht mehr den Weg zeigen und der Blinde wollte den Lahmen nicht mehr tragen. Endlich sagte der letztere: Während wir uns hier zanken, fressen die Adler alles auf; laß uns weitergehn und die Beute friedlich mit einander teilen! Nun wurde die Reise fortgesetzt und die beiden fanden am

Ende nicht bloß die Beute, sondern noch dazu ihre Landsleute, von denen sie durch die Zulus waren getrennt worden! — So ist es auch mit uns gewesen. Wir sind die Blinden gewesen, unser Missionar ist der Lahme gewesen. Er hat uns den Weg gezeigt und wir sind seinem Rat gefolgt; jeder Teil hat seine Arbeit gethan und jetzt freuen wir uns des Segens. Lasset uns fortfahren und es in allen Dingen so machen!"

— Im Tschagga-Land am Fuß des Kilimandscharo hat sich ein englisch-kirchlicher Missionar, Fitch, niedergelassen. Der Häuptling Mandara, der anfangs sehr widerwärtig war, ist jetzt freundlich, hat die Niederlassung gut geheißen, gewährt Schutz auch auf Reisen und sendet gelegentlich sogar ein Geschenk. Freilich versteht er auch zu betteln, wie alle afrikanischen Majestäten; wird ihm jedoch etwas abgeschlagen, so bittet er nicht zum zweitenmal darum, eine Tugend, die er vor vielen seinesgleichen voraus hat. Es scheint, daß gewisse Europäer, die früher das Land besucht haben, ihm alle möglichen Versprechungen gemacht haben, wohl wissend, daß sie ihn wahrscheinlich nie wieder sehen würden. Dieser Umstand erschwerte anfangs des Missionars Stellung in hohem Grade. — Einmal war Missionar Fitch 14 Tage lang ganz ohne Fleischkost, und er befand sich dabei so wohl, daß er fast Lust hatte, ein Vegetarianer zu werden. Dann kam aber von Mandara eine Kuh und eine Ziege zum Geschenk und die Etikette erfordert, daß solche Geschenke möglichst bald geschlachtet werden. So war es denn aus mit dem Vegetarianismus! Mandara, der schon die Zahlen von 1—10 schreiben gelernt hat (vom † Missionar New), lernt jetzt auch die Buchstaben und hat sich einen Haufen Schreibpapier bestellt. Auch dem Evangelium hat er schon mit Interesse zugehört; es ist aber nicht leicht, ihm dasselbe zu predigen, da bis jetzt noch kein Wort für Sünde und für Vergebung in der Landessprache entdeckt werden konnte.

— Ueber das Schicksal Bischof Hannington's haben wir noch keine Gewißheit. In London war man durch die Nachricht von seiner Gefangennehmung nicht so überrascht, da ein am 3. Oktober in Uganda geschriebener und schon am 21. Dezember in London angekommener Brief von Missionar Mackay das Missionskomite darauf vorbereitet hatte. Durch das Vorgehen der Deutschen in Ostafrika, insbesondre durch das Erscheinen der kaiserlichen Kriegsschiffe vor Sansibar, war ein allgemeiner Schrecken über die Völker und die Herrscher des Inneren gekommen. Längst hatte es auch in Uganda geheißen: „Die Basungen, d. h. die Europäer oder die Weißen, werden noch einmal unser Land aufessen!" Die Araber hatten es wiederholt versucht, König Mtesa durch solche Reden gegen die christlichen Missionare aufzureizen und mit Mißtrauen zu erfüllen; er aber hatte ihnen immer entgegen gehalten, daß, wenn die Basungen dies wirklich beabsichtigten, sie doch gewiß an der Küste und nicht im Inneren den

Anfang machen würden. Nun schien durch die Deutschen dieser Anfang an der Küste gemacht, und der junge König Muanga, ein dem Hanfrauchen und anderen Lastern ergebener, mißtrauischer, rachsüchtiger und launischer Despot, geriet in Aufregung und Angst, als er vernahm, es nahe seinem Lande ein Weißer mit Gefolge — nicht auf dem gewöhnlichen Wege vom Südende des Sees her, sondern direkt von Mombas durch das Masai-Land hindurch. Natürlich gaben sich Mackay und sein Kollege Ashe alle Mühe, ihm zu erklären, daß ein großer Unterschied zwischen den Engländern und den Badutschi (Deutschen) sei; daß der herannahende Europäer kein Deutscher, sondern ein Engländer, das Haupt ihrer Kirche und Mission sei, daß er die friedlichsten Absichten hege u. s. w. Aber es half nicht viel. Der König beschloß, daß einer seiner Offiziere dem Bischof entgegengehn, ihn arretieren und nach Msalala an das Südende des Sees bringen solle, um dann an den Hof zurückzukehren und zu „berichten". Hienach braucht man also für das Leben des Bischofs noch nicht zu fürchten, und das um so weniger, als die Missionare in Uganda ja schon wiederholt mit dem Tode bedroht waren, aber doch immer wieder bewahrt wurden. Sehr mißlich aber bleibt die Lage in jedem Fall. Die deutsche Invasion ist also einstweilen noch keineswegs eine Förderung, sondern eher eine Gefährdung der Mission. Der Herr sehe darein!

— In Bihe hat der Freimissionar Arnot zwei römische Priester getroffen, die im Auftrag und auf Kosten der portugiesischen Regierung schon einige Monate dort zugebracht haben. Sie sind nur notdürftig mit Lebensmitteln versehen. Das Zeug, das sie als Tauschmittel bei sich haben, ist so schlecht, daß kein Eingeborner es nehmen will. In ihrer Hütte stehen mehrere Fässer voll Rum, den ebenfalls diese Regierung ihnen geliefert hat, teils als Tauschartikel, teils zum eigenen Gebrauch — „nichtswürdiger Stoff", wie einer von ihnen selbst erklärte. Dem König haben diese Priester große Geschenke gemacht, so daß die amerikanischen Missionare übertrumpft sind. In Bailundu dagegen haben sie festen Fuß gefaßt und ihre Arbeit geht ruhig voran.

— Die zur Pariser Mission gehörigen Basuto-Gemeinden zählten nach dem letzten Bericht 4988 Kommunikanten, 564 mehr als im Vorjahr; 1548 Katechumenen, 386 mehr als im Vorjahr; 2947 Schüler, 767 mehr als im Vorjahr. Die Beiträge der Eingebornen beliefen sich auf 21,986 Fr., 4797 Fr. weniger als im Vorjahr, eine Folge der Dürre und Teurung. Die Temperenzbewegung im Lande macht schöne Fortschritte.

— Die norwegische Missionsgesellschaft hat auf ihren Missionsfeldern im Zululand und auf Madagaskar schwere Zeiten durchzumachen gehabt, da beide Reiche von Kriegsunruhen durchtobt waren. In der Natalkolonie bestehen 9 norwegische Mis-

sionsbezirke: Umpumulo, Ekjowe, Umbonambi, Ungoje, Ekombe, Empangeni, Imfule, Emathlabatini, Intlasakje. Im Februar 1884 starb der Zulukönig Ketschwajo, nachdem er am 29. Januar 1883 in sein Land durch Vermittlung der Engländer zurückgekehrt war. Das Land zwischen dem Tugela- und Umlatoosi-Fluß wurde als „Zulu-Reserve" unter englisches Protektorat gestellt, um den Gegnern Ketschwajos einen Schutz zu gewähren. Der Häuptling Usibebu blieb im nordöstlichen Winkel des Zululandes nahe dem Gebiet der Amatonga selbständig. Von hier aus zwang er den Ketschwajo zur Flucht und durchzog raubend das Land. Da rief ein jüngerer Sohn Ketschwajos, Dinizulu, vom Vater zum Nachfolger ernannt, die Buren aus dem südafrikanischen Freistaat Transvaal und der Oranje-Republik zu Hilfe. Allerdings wurde Usibebu aus seinem Kraal vertrieben und in die Reserve verjagt; aber Dinizulu mußte den Helfern seine am 21. Mai 1884 erfolgte Krönung als Zulukönig teuer bezahlen. 1,355,000 Morgen (etwa 11,000 qkm.) wurden den Buren abgegeben und diese verkündeten am 16. August 1884 die „Neue Republik", welche die Oberaufsicht über das ganze Reich Dinizulus beansprucht und das Feldlager dicht an der Transvaalgrenze unter dem Namen „Freiheit" zur Hauptstadt der neuen Republik erhob. Die Zulureserve bildet die südliche, Usibebus früheres Gebiet die nordöstliche, Transvaal selbst die nördliche Grenze dieses neugeschaffenen Staates, welcher zwischen den Flüssen Umlatoosi und Umvolo ans Meer stößt. Alle diese Begebenheiten erregten viel Unruhe und Not.

Auf der Missionsstation Empangeni, 1851 gegründet, am Umlatoosi-Fluß, welcher die Nordgrenze der Zulureserve bildet, arbeitet M. Dahle. Mitte Mai 1884 mußte er sein Arbeitsfeld verlassen, ging mit seiner Familie nach Umpumulo jenseits des Tugela, kehrte aber im Juli desselben Jahres zurück und suchte mit dem jungen König Dinizulu Beziehungen anzuknüpfen; auch fanden sich etwa 5 Katechumenen wieder bei ihm ein. In Ungoje, südwestlich von Empageni in der Zulureserve gelegen, arbeitet Gundersen. Dieser konnte den Kindern jenes bekannten John Dunn und andern predigen, auch benachbarte Häuptlinge, wie Usimena, besuchen. Da aber flüchtete sich der große Umtetwa-Stamm in die Reserve und ließ sich bei der Missionsstation nieder mit 6—7000 Menschen und 4—5000 Stück Vieh. J. Dunn befreite Ungoje von dieser bösen Plage. Im Taufunterricht hatte der Missionar 5 Personen. Doch auch hier wie in Umbonambi (oder Kwambonambi), nahe dem Meere, war und ist vielleicht bis auf diese Stunde eine gedrückte Lage und bange Sorge. Der Monat Mai 1884 war bitterböse; viele Missionare mußten von verschiedenen norwegischen Stationen, z. B. von Imfule, Intlasakje u. s. w. fliehen. Fast niemand meldete sich zum Taufunterricht; doch fand der Missionar in Umbonambi, Eriksen, bei zwei nördlich wohnenden Häuptlingen, dem Unonsoto in Kwasikulu und bei Usankele

in Kwapukonjani wirklich aufrichtige Freundschaft und der Herr beschützte die Station mitten zwischen Raub und Mord.

Nach Intlasakje war Missionar Larsen zurückgekehrt und die letzten Monate des Jahres 1884 blieben einigermaßen ruhig. Drei Taufkandidaten erhielten Unterweisung; aber am Sonntag kamen wenige Nachbarn zum Gottesdienst. Es ward teure Zeit und die Tonne Mais stieg auf 60 Mk. Durch Intlasakje zogen viele Auswanderer, Holländer, Deutsche, Engländer u. s. w. Im Oktober 1885 hieß es sogar, daß die Buren alle Missionare aus dem Lande treiben wollten. Gottlob! war dies ein leeres Gerücht, aber die Unsicherheit blieb. Neben Larsen wirkt hier auch Berge.

Auf Ekombe, östlich vom Tugela, arbeitet Titlestad; als der Superintendent Ostebro inspizierend im Mai 1885 dort einem Gottesdienst beiwohnte, wurde dieser trotz schlechten Wetters doch von 60 Zuhörern besucht.

In Upumulo, südwestlich vom Tugela, in der Natalkolonie, wirkt Leisegang, von Nilsen unterstützt. 40 bis 100 Eingeborne besuchen den Gottesdienst und 28 stehen im Taufunterricht. Ostebro freute sich über die trefflichen Antworten der Schulkinder, besonders in der Religion, Rechnen, Erdkunde, sowie über ihre Leistungen im Schreiben und mehrstimmigen Gesang. Neben Ostebro sind in Ekjowe Braatvedt und Norgaard, in Imfule O. Stenberg, in Emathlabatini Ostebro. — In Ekjowe ist die Erziehungsschule für eingeborne Prediger und Lehrer unter Pastor Slavem.

Das alte norwegische Missionsschiff „Elieser" ist durch einen stattlichen Dreimaster „Paulus" abgelöst worden. Der Name Elieser hatte schon zu allerlei unerquicklichen Mißverständnissen geführt, da auch andere norwegische Schiffe so hießen. Der „Paulus" lief am 1. April 1885 vom Stapel und erhielt bei seiner Abfahrt nach Afrika von Pastor Sven Brun folgendes Geleitswort: „Isaak war der Sohn der Verheißung und Elieser sollte ihm eine Braut holen; Paulus stand in der Zeit der Erfüllung und sollte in alle Welt gehen und die Völker zum Herrn bringen. Wie die Erfüllung besser war als die Verheißung, ebenso ist Paulus ein besserer Name als Elieser." Am 29. September 1885 war das Schiff in Durban glücklich angekommen.

Wünschen wir den treu ausharrenden Norwegern unter diesen Verhältnissen im Zululand glücklichere, geordnetere Zeiten!

Japan.

Die rosigsten Berichte über Japan kommen immer von den amerikanischen Independenten. Zwischen ihnen und den leicht beweglichen, freiheitslustigen Jung-Japanern scheint eine ganz besondere gegenseitige Sympathie zu bestehen. Auch die Presbyterianer sprechen immer sehr achtungs- und hoffnungsvoll von ihren japanischen Pfleg-

lingen. Am wenigsten enthusiastisch pflegen die Berichte der Baptisten zu lauten, und auch die Anglikaner, sowie ihre amerikanischen Vettern, die Missionare der protestantisch-bischöflichen Kirche von Amerika, haben bis jetzt einen ziemlich vorsichtigen, zurückhaltenden Ton angeschlagen. Da freut es uns denn ganz besonders, daß jetzt auch diese letzteren von „reichem Segen“ und „noch nicht dagewesenen Erlebnissen“ zu rühmen anfangen. So schreibt Missionar Woodman unter'm 19. Oktober aus Futschiu: „Sonntag, den 11. Oktober, hatten wir 40 Personen im Gottesdienst, mehr als doppelt die gewöhnliche Zahl. Am Dienstag darauf wurden wir gebeten, in einem benachbarten Dorf zu predigen. Mehr als 50 hörten zu. Am Mittwoch erhielten wir eine Einladung von einer der allerangesehensten Familien der Stadt, in ihrem Hause zu predigen. Wir gingen hin und fanden eine Versammlung von 50 Personen, die so aufmerksam zuhörten, wie man's nicht immer trifft. Mein eingeborner Gehilfe und ich redeten 3 Stunden lang. Das Haus liegt gerade einem großen Tempel gegenüber und die Einladung war an uns ergangen nicht ohne einen Protest von seiten der Priester. Die Buddhisten sind sehr böse über unser Vorgehen. Die Dame des Hauses, eine Witwe, war recht hingenommen von dem, was wir gepredigt hatten. Man sagt mir, daß, wenn sie und noch eine zweite Persönlichkeit in der Stadt sich bekehren, die ganze Stadt für uns gewonnen wäre!

„Mittwoch abend predigten wir abermals vor 50 Personen in einer Stadt zwei Stunden von hier, wo man uns ein großes Schulzimmer eingeräumt hatte. Am Freitag wurden wir zum zweitenmal zu der oben erwähnten Witwe gebeten und fanden 100 Personen versammelt. Das Beste aber ist, daß am Sonntag darauf die Dame sich in unsern Betsaal bemüht und dem gewöhnlichen Gottesdienst beigewohnt hat — ein Beweis, daß mehr als Neugier sie bewegt. Heute abend gehen wir wieder in ihre Wohnung! Das alles sind neue Erfahrungen für mich. Es ist eine wahre Freude, so zum Predigen gerufen zu werden und allerlei Lokale freiwillig sich uns öffnen zu sehen. Aber wir sind noch nicht zu Ende. Aus Tanaschi, 7 englische Meilen von hier, war ebenfalls eine Einladung gekommen, und gestern begab sich mein Gehilfe dorthin. Ich selbst war unwohl und daher nicht imstande, zu gehen. Hier nun passierte etwas neues. Die Buddhisten waren uns zuvorgekommen: aus Tokijo hatten sich Priester eingefunden, die einen förmlichen Kreuzzug gegen uns in Szene setzten. Mein Gehilfe hatte einen harten Stand, predigte aber zweimal aller Opposition zum Trotz, und es wurden doch 4 Neue Testamente verkauft und auf Sonntag eine Stunde zu abermaliger Predigt festgesetzt. Wie dieser Kampf ablaufen wird, kann man noch nicht sagen. Einige von denen, die uns eingeladen hatten, gehören zu den Honoratioren des Ortes und es ist wohl möglich,

daß sie sich scheuen werden, in direkten Widerspruch gegen die Priester zu treten. Unter unseren Zuhörern waren der Polizeimeister, der Postmeister und der oberste Schulmeister der Stadt! — Noch ein anderer Ort hat uns gleichfalls eingeladen; bis jetzt aber haben wir nicht gehen können."

In einer Nachschrift vom 20. Oktober fügt Missionar Woodman noch bei, daß er am Abend vorher also richtig wieder bei jener Dame gepredigt und zwar vor 178 Zuhörern. So etwas sei ihm noch nie vorgekommen. Sonst sei es so, daß, wenn man das erstemal an einem neuen Orte predige, allerdings viele sich einfinden; das zweitemal aber kommen nur noch die Hälfte und das drittemal ein noch kleinerer Bruchtheil. Hier aber sei die Zuhörerschaft von 50 auf 100 und von 100 auf 178 gestiegen! Darüber dürfe man sich billig freuen.

— Ende November wurde in Tokijo zum drittenmal die Generalsynode der „Vereinigten Kirche Christi in Japan" gehalten, zu welcher sich bekanntkich vor einigen Jahren die Bekehrten dreier presbyterianischer Gesellschaften unter der Leitung ihrer Missionare zusammengeschlossen haben und deren Zahl jetzt auf 4300 angewachsen ist. Die Sitzungen wurden merkwürdigerweise in einem großen Saal gehalten, den die Feinde des Christentums vor einiger Zeit für antimissionarische Zwecke errichtet haben. Außer den 61 Abgeordneten der 44 Gemeinden wohnten noch gegen 1000 Personen den Verhandlungen bei. An Stelle des abdankenden Präsidenten Dr. Verbeck wurde der eingeborne Prediger Ogimi gewählt, der die Verhandlungen mit Takt und Würde zu leiten verstand.

Die zahlreichste der 44 zu diesem Bund gehörigen Gemeinden ist die „Kaigan Dori"-Gemeinde in Jokohama. Sie zählt 287 Mitglieder und hat die Ehre, die alterälteste evangelische Gemeinde zu sein. Am 10. März 1872 wurde sie gegründet. Damals zählte sie 12 Glieder! In den letzten 2 Jahren hat sie 4800 Mk. aufgebracht, also mehr als 16 Mk. pro Kopf und pro Jahr. Alle Gemeinden zusammen haben in diesen 2 Jahren 60,480 Mk. aufgebracht. Im Predigerseminar der „Vereinigten Kirche" zu Tokijo studieren jetzt 36 junge Männer, und ein zahlreicher Nachwuchs von solchen, die jetzt noch in Schulen niederen Grades sich vorbereiten, steht in Aussicht.

Zwei Tage lang wurde über die Bildung eines Missionskomite beraten, das aus 10 Missionaren und 10 Eingebornen bestehen und die gesamte evangelistische Thätigkeit der zum Bund gehörigen Gemeinden leiten soll. Die Kosten, welche auf 36,000 Mk. veranschlagt sind, sollen zu drei Teilen (27,000 Mk.) von den Missionsgesellschaften, zu einem Teil (9000 Mk.) von den Gemeinden selbst getragen werden. Was ein japanischer Christ ohne alle auswärtige Unterstützung zu leisten imstande ist, das kann man an Hrn. Oschikama, einem jener ersten 12 Mitglieder der Gemeinde in Jokohama

sehen, der jetzt nach Tokijo gekommen war, um sich samt einer Schar von ihm gewonnener Christen der „Vereinigten Kirche" anzuschließen. 1874 ging er als Gehilfe des schottischen Missionsarztes Dr. Palm nach Niigata und unterstützte ihn bei der Gründung dieser jetzt blühenden Station und Gemeinde. Als dann Dr. Palm nach Europa zurückmußte und amerikanische Missionare an seine Stelle kamen, ging Oschikawa allein und auf eigene Hand nach Sendai, halbwegs zwischen Jokohama und dem äußersten Nordende der Hauptinsel, auf einen noch unbetretenen Boden. Die Schwierigkeiten waren sehr groß. Aber jetzt, nach dreijähriger Wirksamkeit, hat er bereits 4 kleine, aber selbständige Gemeinden mit zusammen 2000 Gliedern in seiner Pflege. Sein Erfolg ist so groß, daß die Feinde in Sendai unter dem Namen „Jaso Faidschi" eine Gegenmission gegründet haben. Gerade in den Tagen, da Oschikawa auf der Generalsynode in Tokijo abwesend war, machten sie einen großen Lärm und es gelang ihnen, Einen Christen, einen Mann von sehr feurigem Temperament, zum Abfall zu bewegen. Jetzt half er ihnen lästern, was er eben noch selbst geglaubt hatte! Oschikawa war tief betrübt, als er diese Nachricht erhielt; wie groß aber war seine Freude, als bald darauf eine neue Post ihm meldete, daß die Gemeindeglieder in Sendai sich wacker gegen die Angreifer gehalten, sie in einer Disputation gründlich geschlagen und jenen Renegaten zurückerobert hätten! Natürlich wurde dieser hervorragende Mann mit seinen 4 Gemeinden von Herzen gern in den Verband der „Vereinigten Kirche" aufgenommen.

Eine andere, ebenfalls sehr interessante Erscheinung war Herr Katavka aus der Stadt Kotschi in Tosa, früher Vizepräsident der liberalen Partei in Japan — eine Frucht der Evangelisationsarbeit, welche Dr. Verbeck, von Itagaki, dem früheren Präsidenten der genannten Partei, eingeladen, vor einem Jahr in Kotschi eröffnet hatte — jetzt Aeltester der daselbst entstandenen und bereits 83 Glieder zählenden Gemeinde. Auch in Kotschi hatte der rasche Fortschritt des Evangeliums die Buddhisten in Schrecken gejagt und einige ihrer Vorkämpfer waren aus Kobe und Osaka gekommen, um die jungen Christen zu Schanden zu machen; aber einige gebildete Heiden traten ihnen so erfolgreich entgegen, daß die Christen gar nicht nötig hatten, in die Schranken zu treten.

Indien.

Tucker, der Anführer der indischen Heilsarmee, welcher eben in England weilt, ist immer noch der Ansicht, daß Indien durch christliche Fakire bekehrt werden muß. Man schätzt, daß ca. 3 Millionen heidnische und muhammedanische Fakire als Bettelmönche, Selbstpeiniger und zumteil auch als Lehrer das Land durchziehen. Sie alle leben von den Almosen des Volkes. Rechnet man auf jeden

von ihnen auch nur 50 Mk. im Jahr, so macht das 150 Mill. Mk., die das Volk freiwillig aufbringt, um diese Leute, die man wohl als Missionare des Heidentums bezeichnen kann, zu unterhalten. Welche christliche Kirche oder Missionsgesellschaft wäre reich genug, eine entsprechende Anzahl christlicher Gegenmissionare in Indien zu unterhalten? Es ist klar, daß wenn Indien bekehrt werden soll, indische Mittel angewandt werden müssen, d. h. nicht bloß indische Geldmittel, sondern auch indische Methoden. Das Volk ist bereit, jeden Fakir zu unterstützen, einerlei, zu welcher Sekte oder Religion er gehört; das Büßergewand an sich ist ihnen heilig. Liegt es da nicht nahe, es mit christlichen Fakiren zu versuchen? Und wenn nun solche schon dagewesen sind, wie z. B. ein Sital Das, ein Ramanath Tschaudri und andere, was hindert, daß ihr Beispiel allgemeine Nachahmung finde? So ungefähr argumentiert Herr Tucker, indem er frischweg behauptet, ein christliches Fakirtum — das sei die apostolische Methode. Nun, er selbst hat es versucht, ist barfuß herumgewandert, hat unter freiem Himmel und in Höhlen übernachtet, hat sein täglich Brot gebettelt und bei alle dem — wie er versichert — sich ganz wohl befunden. Daß er krankheitshalber nach Europa hat zurückkehren müssen und daß er zu dieser Reise anderer Geldmittel bedurft hat, als sie sich auf dem Wege des Fakirtums in Indien zusammenbetteln lassen — das scheint ihn nicht im mindesten irre zu machen!

Uebrigens hat der aufopfernde Mann manch nette Erfahrung in Indien gemacht und hie und da wohl auch tiefe Eindrücke zurückgelassen. Einmal traf er mit einem heidnischen Fakir zusammen, der ihm folgende Lehre vortrug: „Hast du gesündigt mit deinen Füßen, so gehe auf eine Wallfahrt; hast du mit deinen Händen gesündigt, so gieb Almosen; hast du mit deinem Munde gesündigt, so reinige ihn durch Gebet und Anrufung des Namens Gottes!" — „Wie aber," erwiderte Tucker, „wenn ich mit meinem Herzen gesündigt habe? Was kann mein Herz reinigen?" Da versank der Fakir in tiefes Nachdenken und rief aus: „Ich weiß es nicht, ich weiß es nicht!" Und nun sagte ihm sein christlicher Kollege vom Heiland, der das Herz rein macht.

Sein indisches Büßergewand hat Tucker auch in England nicht abgelegt! Mehrere junge Männer und Mädchen haben sich ihm für einen neuen Feldzug in Indien zur Verfügung gestellt, obgleich er ihnen die Gefahren des indischen Klimas und die Beschwerden des apostolischen Missionslebens möglichst abschreckend vor Augen zu stellen suchte.

— Am letzten Trinitatis-Sonntag hat in Bombay der bekehrte Brahmane Nilakantha Goreh — der in seiner Art auch ein „christlicher Fakir", wenigstens ein strenger Asket ist — einen Vortrag für die dortigen Beni Jisrael gehalten, deren sich etwa 60 eingestellt hatten. Er verweilte besonders bei der Thatsache, daß durch Jesum und

das Christentum die alte Abrahamsweissagung in Erfüllung gegangen sei, daß in seinem Samen gesegnet werden sollten alle Geschlechter der Erde, bei Psalm 22 und Jes. 53. Am 12. Juli hielt er dann einen zweiten Vortrag, in welchem er auf einige Einwendungen antwortete, die eine jüdische Zeitung gegen seinen ersten Vortrag erhoben hatte. Die Zuhörerschaft war diesmal noch größer und auch zwei Juden sprachen. Es wurde beschlossen, die Diskussion am nächsten Sonntag fortzusetzen. Es ist wohl noch nicht oft dagewesen, daß ein bekehrter Hindu so zum Judenmissionar geworden ist.

— Der „Glaubensmissionar" Ward schreibt aus dem Telugu-Land: „Wir sind unsrer jetzt soviele, daß, wenn wir wie gewöhnliche Missionare besoldet würden, wir monatlich 2600 Mk. anzusprechen hätten; dazu haben wir 2 Waisenhäuser, die monatlich wenigstens 600 Mk. beanspruchen würden. Wir aber danken Gott für die 1400 Mk. im Monat, die uns mehr als genug sind und wovon die Hälfte unser eigener Arbeitserwerb ist. So ist's wenigstens dies Jahr hindurch gewesen. Man hat mir vorgeworfen, mein Unternehmen entziehe der „Südindischen Konferenz" Beiträge, die sie für ihre regelmäßigen Bedürfnisse dringend nötig hätte. Ich erlaube mir deswegen, allen meinen Freunden in Indien und Amerika zu erklären: Schicket mir doch kein Geld für irgend einen Zweig des uns von Gott anvertrauten Werkes, wenn ihr nicht klar und deutlich vom hl. Geist dazu angetrieben werdet. Wenn Er es euch heißt, dann hat kein Mensch das Recht, zu protestieren. Thut Er es aber nicht, so lasset es bleiben! Es sind nun über 6 Jahre, seit ich meine Glaubensmission angefangen. Ohne unser Zuthun hat Gott uns reichlich alles Nötige gegeben; des sind wir froh. Danket dem Herrn! Wir haben unser Werk aber stets als einen Zweig der Arbeit angesehen, welche von der „Südindischen Konferenz" betrieben wird, obgleich wir in finanzieller Beziehung, nicht ohne Schriftgrund, eine Ausnahmestellung einnehmen. Von niemand möchten wir auch nur 1 Mk. annehmen, die besser für kirchliche Zwecke in der Heimat oder sonstwo verwendet worden wäre, wenn nicht der Herr sie uns sendet."

— In Bangalur hat der Londoner Missionar Slater vor 1500—2000 Hindus unter großem Beifall einen Vortrag über die notwendige Reform ihrer Sitten und Gesetze in betreff der Eheschließung (Kinderheiraten, Verbot der Witwenheirat u. dergl.) gehalten. Tags darauf traten über 100 eingeborne Herren zu einem Zweigvereine der »Widow Marriage Association« zusammen, welche den Zweck hat, das indische Vorurteil gegen die Wiederverheiratung von Witwen und die damit zusammenhängenden Greuel zu bekämpfen.

— Am 31. August haben in Kalkutta mehrere Missionare und ein Regierungskaplan sich zu einer „Christlichen Unionsgesellschaft" zusammengethan, um durch gemeinsames Gebet und andere Mittel gegen das große Uebel der Zerspaltenheit der Christenheit anzukämpfen

und die sichtbare Einheit aller Christen zu befördern. Es ist traurig, daß nicht jede Kirche und Gemeinde von selbst ein solcher Verein ist!

— Als Ergänzung zu den Bildern aus der Frauenmission, welche wir unseren Lesern in der letzten Nummer vorgeführt haben, möge hier eine Schilderung aus dem Alltagsleben einer Zenana-Lehrerin stehen, nach welcher dasselbe nichts weniger als romantisch ist. Man versetze sich in eine indische Nacht, die so schwül ist, daß man erst gegen Morgen, wenn die Luft sich ein wenig abgekühlt hat, einschlafen kann — und eben um diese Zeit muß die Zenana-Lehrerin aufstehen und sich anschicken, an eine 4—5stündige Arbeit in den engen, stinkenden Gassen der Stadt zu gehen! Ist sie hier angekommen, so muß sie eine schmutzige Treppe hinaufsteigen, um auf das Dach oder in das Erkerzimmer zu gelangen, wo die eingebornen Damen zu sitzen pflegen. Da kocht vielleicht in einer Ecke eine alte Großmutter ihren Reis über einem kleinen Feuer, dessen Rauch einem den Hals und die Augen schmerzen macht; eine ihr helfende Magd schnattert und schwatzt ununterbrochen fort; Kinder in allen Stadien der Nacktheit tummeln sich in demselben Raum, teils spielend, teils heulend, teils ihre Kleider suchend, jedenfalls aber nicht beitragend zur Annehmlichkeit der ganzen Situation. Ein hungriger Papagei schreit nach Futter, und wenn er schweigt, so erheben die wie Herren des Hauses umherstolzierenden Hähne und Hühner ihre Stimmen, oft noch begleitet von ein paar Enten und Gaisen. Alte Weiber aus den Nachbarhäusern gehen beständig ein und aus, meist in Gesellschaft von weinenden kleinen Kindern und mit Stoff zu allerlei Tagesgesprächen, so daß es für die Lehrende und für die Lernenden fast unmöglich ist, sich von ihrer Lektion nicht abziehen zu lassen. Ist der Lärm garzu arg, so springt wohl auch eine der Schülerinnen auf, um das gackernde und mäckernde Gethier zu verscheuchen; aber das verschlimmert nur noch die Sache, denn aus dem Haus können die Thiere doch nicht fort, und sind sie einmal gemaßregelt worden, so geben sie ihren gekränkten Gefühlen nur um so lautern Ausdruck. Da stößt denn wohl der Hahn an den Käfig des Papageien, der Käfig fällt um, das Thürchen geht auf, der Papagei sucht das Weite, und es dauert eine Viertelstunde, bis die „Ordnung" (?) wieder hergestellt ist. Daß in einem solchen Haushalt an Reinlichkeit und Sorgfalt nicht zu denken ist, versteht sich von selbst. Die Bücher werden beschmutzt und zerrissen, oft ganz verloren. Das Schreibheft ist nie zur Hand, die Tinte eingetrocknet, die Federn sind kaput und die Bleistifte sind verschwunden. So geht die kostbare Zeit verloren und die Lektion kann recht erst anfangen, wenn es für die Lehrerin fast schon Zeit wäre, in ein anderes Haus zu gehen, wo es dann ebenso oder doch ähnlich zugeht." (Lahore Church Gazette.)

— Am 10. Dez. 1855 haben die Breklumer Missionare in **Salur** ihre Erstlinge, 15 an der Zahl, getauft: 4 Männer, 3 Frauen, 3 erwachsene Knaben und 5 Kinder. Um dieselbe Zeit wurde der König von Bastar von den Engländern ins Gefängnis geführt und so das Bastar-Land den Missionaren geöffnet gerade in den Tagen, wo sie an der Grenze desselben eine neue Station, **Kotpad**, angelegt haben in einer Gegend, wo es von Tigern und Leoparden wimmelt und das Fieber zur Tagesordnung zu gehören scheint.

Ozeanien.

Einen schlagenden Beweis für die merkantile Rentabilität der Missionsarbeit — wenn man so sagen will — liefert die zu den **Karolinen** zählende kleine Inselgruppe von **Ruk**. Im Jahr 1879 ließ sich der erste christliche Lehrer, ein Eingeborener von Ponape, namens Moses, dort (auf **Uman**) nieder und vier Jahre später auch ein amerikanisches Missionsehepaar: Herr Logan mit seiner Frau (auf Uola). Vorher hatte nie ein Handelsschiff es gewagt, mit den Leuten von Ruk anzubinden; so berüchtigt war ihre Wildheit. Jetzt, im Spätjahr 1885, hat ein Handelsschiff sich acht Tage lang dort aufgehalten, um eine Ladung getrockneter Kokosnüsse einzunehmen und eine Menge Zeug an die Eingebornen zu verkaufen, was beides noch vor 5 Jahren unmöglich gewesen wäre. „Wahrlich," ruft der »Missionary Herald« aus, „wenn die Einführung von Handel und Zivilisation jemanden ein Recht auf diese Inseln giebt, so gehört dasselbe weder Spanien noch Deutschland, sondern den Vereinigten Staaten." Denn es ist die amerikanische Mission, die dort arbeitet.

Wie abgelegen von allem Verkehr bis jetzt die Ruk-Inseln waren, mag man daraus schließen, daß die erste Post, welche Missionar Logan erhielt, gerade 360 Tage nach seiner eigenen Ankunft eintraf! Sein Haus, zu dem er das Holzwerk aus Honolulu mitgebracht hatte, mußte er eigenhändig aufrichten und zusammensetzen, ohne daß er irgend welche Uebung in dieser Kunst besaß. Doch halfen ihm die Eingebornen so gut sie konnten. Eine Wohlthat ist es, daß diese **keinerlei berauschende Getränke** kennen. Leicht könnten sie aus dem Palmsaft ein solches gewinnen; sobald derselbe aber zu gähren anfängt, werfen sie ihn als „verdorben" weg, obgleich sie z. B. faule Fische mit dem größten Appetit verspeisen! „Ohne Zweifel werden sie eines Tages auch das Trinken von den Weißen lernen, wie die Bewohner der Marshall-Inseln es gelernt haben; aber ein Vorteil bleibt es doch, daß hier das Evangelium dem Branntwein **zuvorgekommen** ist. An allerlei Abenteuern und Gefahren hat es dem einsamen Missionspaar bis jetzt nicht gefehlt; aber sie haben das Vertrauen der Wilden gewonnen, halten regelmäßig Schule und Gottesdienst und gewinnen täglich an Einfluß. Als Frau Logan

einen benachbarten Häuptling, der auch einen Missionar bei sich zu haben wünschte, nach seinem Beweggrund fragte, da gab er zur Antwort: „Ich bin des Kriegführens müde und wünsche, daß mein Volk im Frieden zu leben lerne. Ich möchte, daß sie den Leuten von Uman gleich würden!"

— Die Insel Aitutaki, wo in den letzten Jahren kein Missionar mehr nötig zu sein schien, soll in der Person des Rev. W. N. Lawrence wieder einen solchen erhalten. „Die Leute sind in ihre früheren schmutzigen Gewohnheiten zurückgefallen; weder ihre Häuser noch ihre eigenen Leiber sind rein und sauber. Auch geistlich und sittlich sind sie zurückgekommen. Der Eifer zur Bekehrung der Heiden hat nachgelassen; das Unterrichtswesen liegt im Argen, die Einwohnerzahl nimmt ab, die Handhabung des Gesetzes von seiten der Landesregierung ist sehr schwach, die Trunksucht nimmt überhand — ein dunkeles Bild! Aber sie freuen sich doch, daß sie wieder einen Missionar erhalten sollen, der ihnen Gottes Wort sagt, ihre Kinder unterrichtet, ihre Kranken behandelt, ihre Traurigen tröstet und allen, die in Verlegenheit sind, ein Ratgeber und Freund zu sein vermag." So der Londoner Missionar Hutchin, der vor kurzem im »John Williams« einen Besuch auf Aitutaki gemacht hat.

Ganz anders lautet sein Urteil über die benachbarten Inseln Kakaanga und Manihiki. Hier herrscht Reinlichkeit, Ordnung, Fleiß, Wissensdurst und christlicher Anstand.

— Auf der Murray-Insel in Neuguinea ist am 14. Mai 1885 das Missionsschiff »Mary«, das die Zöglinge der dortigen Industrieschule unter Missionar Mc Farlane's Leitung selbst gebaut hatten, vom Stapel gelassen worden. Es ist 45 Fuß lang, 12 breit und 6 tief. Die Kosten hat eine Dame in England getragen, von der nichts bekannt ist, als daß sie »Mary« heißt.

— Seit Jahr und Tag sind die Protestanten der Insel Mare von aller europäischen Leitung abgeschlossen und dazu von den Franzosen vielfach verfolgt und gedrückt. Aber sie halten sich gut, namentlich die eingebornen Pastoren. Sie wollen in allen irdischen Angelegenheiten der Obrigkeit unterthan sein und verlangen nur die gleiche Religionsfreiheit, welche in Frankreich selbst auch die Protestanten genießen.

— Ein biblisches Wörterbuch für Tahiti von A. Pearse wird in 5000 Exemplaren gedruckt.

England.

Mehrere englische Missionsleitungen fangen an zu merken, daß sie mehr Fühlung mit ihren „Freunden" haben sollten. Im neuen Missionshaus der kirchlichen Missions-Gesellschaft finden jetzt eine Reihe von Versammlungen der verschiedensten Art statt — teils zum Gebet,

teils zum Zusammenarbeiten, teils zu geselliger Besprechung, teils zur Erbauung — die alle den Zweck haben, die Missionsfreunde tiefer in das Interesse und Verständnis zu ziehen. So hat z. B. ein „Verein von Laienarbeitern für die Mission" von Oktober bis Dezember nicht weniger als 12 Versammlungen dort gehalten, die von je 60—100 jungen Männern besucht waren. Außerdem sind 20—40 Mitglieder desselben 12 mal zu einem Zyklus von Vorträgen über Japan, Nordindien und Nordwestamerika zusammengekommen. Ueber jedes dieser Länder wurden 3 Vorträge gehalten, je der erste vom Sekretär fürs litterarische Fach, Herrn E. Stock, über Land und Leute, der zweite je von demjenigen der andern Sekretäre, dem im Komite das Referat über die betreffende Mission zugeteilt ist, der dritte von einem aus dem betreffenden Gebiet zurückgekehrten Missionar oder sonstigen Augenzeugen. Dabei wurde von den Zuhörern fleißig nachgeschrieben. Denn viele von ihnen wollten nicht nur einnehmen, sondern auch wieder ausgeben, d. h. über das Gehörte selbst wieder Ansprachen halten in Sonntagsschulen, Jünglingsvereinen u. dergl. So sind allein an zwei Sonntagen des November gegen 70 Missionsansprachen von Mitgliedern dieses Vereins in London gehalten worden; ja, manche von ihnen werden auch schon nach auswärts eingeladen, um Vorträge zu halten. So wird dieser Verein allmählich zu einer Pflanz- und Uebungsschule für freiwillige Laien-Missionsprediger. Einige der Mitglieder, die sog. „Mpuapuas" (!) haben sich geflissentlich zu Redeübungen zusammengethan: sie versammeln sich alle 14 Tage; einer hält einen selbst ausgearbeiteten Vortrag über irgend einen Missionsgegenstand, die anderen kritisieren dann diesen Vortrag, und so lernt man von einander. Ferner ist ein Frauenverein da, der alle Monat einmal im Missionshaus zusammenkommt, bereits 450 Mitglieder zählt und damit beschäftigt ist, ganz London mit einem Netz von Hilfsfrauenmissionsvereinen zu überziehen, welche der guten Sache dienen sollen: 1) durch Fürbitte, 2) durch Anfertigung und Verkauf von Handarbeiten, 3) durch Verbreitung von Missionsschriften und -Zeitschriften, 4) durch mündliche Belehrung und Anregung, 5) durch Sammlung von Beiträgen. Und endlich hält auch eine nur aus jüngern Geistlichen (bis jetzt 80) bestehende Predigerkonferenz ihre monatlichen Sitzungen im Missionshaus. Dieselbe entspricht nach Zweck und Einrichtung einigermaßen den Missionskonferenzen, wie sie in Sachsen, Brandenburg 2c., aber noch nicht in Süddeutschland und der Schweiz bestehen. Ein schönes Zimmer im Erdgeschoß des neuen Missionshauses dient all diesen drei Vereinen als Büreau, Bibliothek und Lesezimmer; die größeren Versammlungen aber werden im Komite-Zimmer abgehalten.

„Wir glauben," heißt es im »C. M. Intelligencer«, „daß, wenn so unsere Freunde ins Missionshaus selbst gezogen werden, viel Segen gestiftet werden kann. Bisher ist dasselbe zu sehr nur ein großes

Geschäftslokal gewesen. Jetzt fängt es an, durch diese drei Vereine und mehr noch durch die wöchentliche Betstunde am Donnerstag ein heimeliger Sammelplatz für die Missionsfreunde zu werden. Der Herr gebe, daß die darin wehende Atmosphäre stets die eines fröhlichen und von ganzer Herzenshingabe getragenen Gottesdienstes sein möge!"

Auch im Hause der Londoner Missionsgesellschaft haben seit Nov. 1885 an mehreren Abenden etliche Komitemitglieder mit Freunden des Werkes sich in ungezwungener Weise zu brüderlicher Besprechung und geselligem Verkehr zusammengefunden. Die Versammlungen dieser Art sollen fortgesetzt werden. Wenn das in London möglich ist, sollte es auch anderswo möglich sein. In der China-Inland-Mission, in den Kreisen des Herrn Grattan Guinneß und einigen anderen Missionen herrscht ein viel innigerer Verkehr zwischen den Angestellten, den Leitern und den Freunden des betreffenden Werkes, als dies sonst üblich ist, und gewiß erklärt sich zum Teil hieraus die eigentümliche Anziehungskraft, welche z. B. die China Inland Mission auf so viele ausübt.

— Vom 8.—12. Februar sollen in ganz England gleichzeitig an wenigstens 120 Orten Versammlungen zur Erweckung des Missionssinnes gehalten werden. Es ist dabei nicht auf brillante Reden und noch weniger auf Geldsammeln abgesehen, sondern lediglich auf eine Vertiefung und Neubelebung des Missions**sinnes**. Mehrere Bischöfe, Archidiakonen, Domherren und viele andere Geistliche, sowie acht Generale, mehrere Oberste, Kapitäne und andere hervorragende Laien haben ihre Mitwirkung zugesagt. Es trifft sich so, daß der Tag, an welchem diese Versammlungen beginnen sollen, ein wichtiger Gedenktag ist, denn es war am 8. Februar 1796, daß der bekannte Charles Simeon in der »Eclectic Society« jenen Vortrag hielt, der den Anstoß zur Gründung der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft gegeben hat.

Seit Januar enthalten der »C. M. Intelligencer«, sowie das »Chronicle« der Londoner Missionsgesellschaft (und der amerikanisch-bischöfliche »Spirit of Missions«) auch „Mitteilungen aus **andern** Missionen", was ebenfalls zur Vertiefung des Missionssinnes beitragen dürfte und jedenfalls ein erfreulicher Beweis zunehmender Weitherzigkeit ist.

— In Oxford (Clarendon Press) ist ein höchst wertvolles Werk über die **melanesischen Sprachen** vom anglikanischen Missionar Dr. **Codrington** erschienen, auf welches wir die deutschen Sprachforscher aufmerksam machen möchten. Der Verfasser giebt Aufschluß über nicht weniger als 35 verschiedene Sprachen, die er unter einander und mit dem Malaiischen, Madagassischen, Maori rc. vergleicht. Ein ähnliches Werk über die **polynesischen** Sprachen vom frühern Londoner Missionar **Whitmee** ist leider noch ungedruckt, weil der Verfasser keinen Patron finden kann, der sein Manuskript an die Oeffentlichkeit bringt.

Todesfälle.

Am 5. Juli 1885 starb in Dharmsala die Witwe des 1879 verstorbenen englisch-kirchlichen Missionars C. Reuther, der von 1849 an 30 Jahre lang in Nordindien und im Pandschab gewirkt hatte.

— Am 31. Juli starb in Nagerkoil, Trawankor, der eingeborne Pastor der dortigen Londoner Missionsgemeinde, C. Jesudian, 70 Jahr alt, nach 50jährigem Missionsdienst. Sein Wunsch war immer der gewesen, „im Geschirr" zu sterben, und dieser Wunsch ist ihm erfüllt worden.

— Am 16. August ist in England Thomas Morgan, 43 Jahre lang baptistischer Missionar in Haura, Bengalen, gestorben.

— Am 19. September 1885 ist nach monatelangem Leiden die Gattin des Londoner Missionars James Gilmour entschlafen. Der letztere ist unsern Lesern durch seine Arbeit „unter den Mongolen" bekannt. Frau Gilmour ist 11 Jahre in China gewesen, hat lange eine Mädchenanstalt in Peking geleitet und dreimal ihren Mann in die Mongolei begleitet. Auf der ersten dieser Reisen hatte sie ungewöhnliche Entbehrungen durchzumachen und wahrscheinlich wurde damals schon der Grund zu ihrer letzten Krankheit gelegt.

— Im Oktober 1885 starb in England Bischof Anderson, 1849—1865 erster Bischof von Rupertsland. Unter seiner Leitung hat die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft ihre Thätigkeit vom Roten Fluß nach Osten, Westen und Norden in die Gebiete ausgedehnt, welche jetzt die großen Diözesen von Musoni, Saskatschewan, Athabaska und Mackenzie bilden. Er war es auch, der den ersten Indianer-Geistlichen der englischen Kirche, Henry Budd, und den jetzigen Bischof Horden ordinierte. Durch eine Missionsfestpredigt, die er 1865 in London hielt, wurde der jetzige Bischof Bompas bewogen, in den Missionsdienst zu treten. Seit 1865 hat er als einfacher Geistlicher in England gewirkt; die letzten Jahre aber war er arbeitsunfähig.

— Am 20. Oktober starb in Bethel am Kamerun die junge Gattin des baptistischen Missionars Thomas Lewis, geb. Philipps aus Haverfordwest, am Fieber, drei Wochen nach ihrer Hochzeit. Um den ebenfalls leidenden Lewis abzulösen, ist Mitte Januar der zur Erholung in England weilende Missionar Fuller mit Frau wieder nach Kamerun abgereist.

— Am Njassa-See ist der schottisch-freikirchliche Missionarsgehilfe Sutherland nach 5jähriger treuer Arbeit gestorben.

— Dr. Dodds, ein Missionsarzt der Reformierten Presbyterianerkirche in Latakia, ist auf der Rückreise nach Amerika in einem Schiffbruch an der spanischen Küste umgekommen.

Bücherschau.

Glaubenskämpfe und Friedenswerke. Bilder und Skizzen von Dr. Friedrich Braun. Stuttgart. Verlag von C. Krabbe. 1885.

In der Januar-Nummer haben wir unseren Lesern, ohne es selbst zu wissen, bereits eine Probe aus diesem gehaltvollen Buche gegeben: das dort „nach dem Missionsblatt des Allg. ev. prot. Missionsvereins" über Paul Flemming und Rudolf Stadeler Mitgeteilte stammt nämlich, wie wir jetzt erst erfahren, aus „Paul Flemming, ein Dichter und Orientfahrer des 17. Jahrhunderts", d. h. dem dritten der unter obigem Titel zu einem Ganzen vereinigten Braun'schen Aufsätze. Besonders interessiert haben uns die drei „Skizzen aus dem religiösen Leben in Großbritannien" und in hohem Grade gefreut hat uns die warme Anerkennung, welche dem in Deutschland noch so vielfach verkannten General Gordon gespendet wird. „Hier verstummt jede Kritik und löst sich in tiefe Bewunderung vor solcher Demut!" — ruft mit Recht der Verfasser aus. Scharf dagegen ist seine Kritik gegen Pearsall Smith, und auch die wohlwollend beurteilte Moody'sche Bewegung hätten wir gern noch etwas respektvoller behandelt gesehen. Viel bedeutender übrigens als diese Skizzen sind die größeren Aufsätze über Toleranz, über Christentum und Menschenwürde, über die Wiedertäufer rc., ganz besonders lehrreich derjenige über Adam Smith und seine Weltanschauung.

Pommersches Missionsbuch. Geschichte der Mitarbeit Pommerns am Werke der Heidenbekehrung. Von Hermann Petrich. Anklam. Buchhandlung des Bugenhagenstifts 1886.

Ein ansprechendes Büchlein (72 S.), das, wie die Pommersche Missionskonferenz, zu deren bestem es verkauft wird, allen denen dienen möchte, die — zunächst in Pommern selbst — „das Missionswesen zu fördern und es mit den Hilfsmitteln der neueren Missionskunde zu befruchten bestrebt sind." Der Verfasser schließt seine interessanten Mitteilungen meist biographischer Natur mit den Worten: „Wie viele Glieder der Kirche stehen noch müßig am Markt und meinen, Wichtigeres zu thun zu haben, ohne zu ahnen, daß auch dies Wichtigere vielfach erst auf dem von der äußern Mission bereiteten Boden gedeihen kann. Wie viele laufen wohl gerne zu Missionsfesten mit, wollen aber von dem täglichen Beten und Arbeiten in den Missionsstunden nichts wissen. Andere, und gerade die verdientesten Freunde des Werks, verkennen die Zeichen der Gegenwart, wenn sie, der Erweckungszeit folgend, die Pflege des Missionssinns lediglich als Mittel zum Zweck betrachten, den großartigen Realismus der göttlichen Reichspolitik in der kleinen Missionsanekdote begraben und es sich zutrauen, ohne die Leiter der Wissenschaft die Höhe der Sachbeherrschung erklimmen zu können. Alles Erben ohne Erwerben wird in geistlichen Dingen doppelt zum Fluch, und das Vermächtnis der Erweckungszeit wird uns nur bleiben, wenn wir's mit den Händen der Gegenwart halten. Ja, auch der Umstand, daß die Mission jetzt die ganze Kirche erobert hat, bringt für die erstere neue und schwere Gefahren. Schon ein einfacher synodaler Verband, der sich als solcher zum Missionsverein konstituiert, kann für das Missionsleben ein wunderhübscher Sarg werden. Wieviel rascher würde der Einzelne seine Missionsverantwortlichkeit von der Schulter legen, wenn erst die Verwaltungsorgane der Kirche dieselbe sich auflüden! Die Arbeit der letzteren kann keine andre sein, als das Gefühl der Missionspflicht in jedem einzelnen wie in der Gesamtheit zu steigern.

„Diese Steigerung ist nötig, nötig und möglich besonders in der Gegenwart. Was Luther seinen Zeitgenossen zurief, gilt heute namentlich für die Missionsarbeit: ‚Lieben Deutschen, kaufet, weil der Markt vor der Thüre ist, sammelt ein, weil es scheinet und gutes Wetter ist, brauchet Gottes Wort und Gnade, weil es da ist!'"

Missionsatlas von J. Vahl. Herausgegeben von der Dänischen Missionsgesellschaft. In Kommission bei Chr. Christiansen. Kopenhagen 1885.

Von diesem großartig angelegten Werk ist der dritte, Amerika darstellende Teil mit einer 376 Seiten umfassenden Erklärung erschienen, leider in dänischer Sprache. Wir können nur staunen über den Riesenfleiß und die pünktliche Sorgfalt des Verfassers. Die von ihm zitierten Bücher und Zeitschriften setzen eine Bibliothek der Missions- und Reiselitteratur voraus, wie sie außer ihm wohl kaum jemand in Europa besitzen dürfte. Es ist ein erhebender Gedanke, daß auf einem stillen dänischen Pastorat nun schon seit Jahren ein Auge nicht müde wird, dem Gange des Reiches Gottes in der Heidenmission bis auf die entlegensten Außenplätze und in die kleinsten Dörflein hinein zu folgen und die Fortschritte des Werkes in Wort und Karte zu registrieren. Wenn das auf Erden geschieht, mit welcher Sorgfalt und Liebe wird wohl erst in der himmlischen Registratur von all diesen Vorgängen und Arbeiten Notiz genommen!

Cham's Zonen. De Zending in West-Afrika. Von *H. Dijkstra.* Leiden. D. Donner. Prijs f. 0,90.

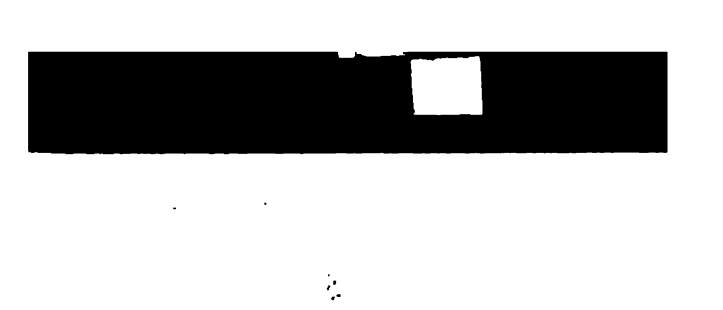
Der Herausgeber des umfassendsten holländischen Missionsblattes, des „Macedonier", bietet hier auf 140 Seiten fünf drastische Bilder aus dem afrikanischen Volks- und Missionsleben. Er hat es, so viel wir zu beurteilen im stande sind, vortrefflich verstanden, den überreichen Stoff zu sichten und zusammenzustellen und so ein populäres afrikanisches Missionsbüchlein zu liefern. Die 5 Bilder sind: 1) Der Fetischdienst und seine Greuel; 2) Die Sklaverei und ihre Bekämpfung; 3) Ein Totenacker und seine Frucht; 4) Ein schwarzer Bischof und seine Arbeit; 5) Ein Weltentdecker als Bahnbrecher der Mission.

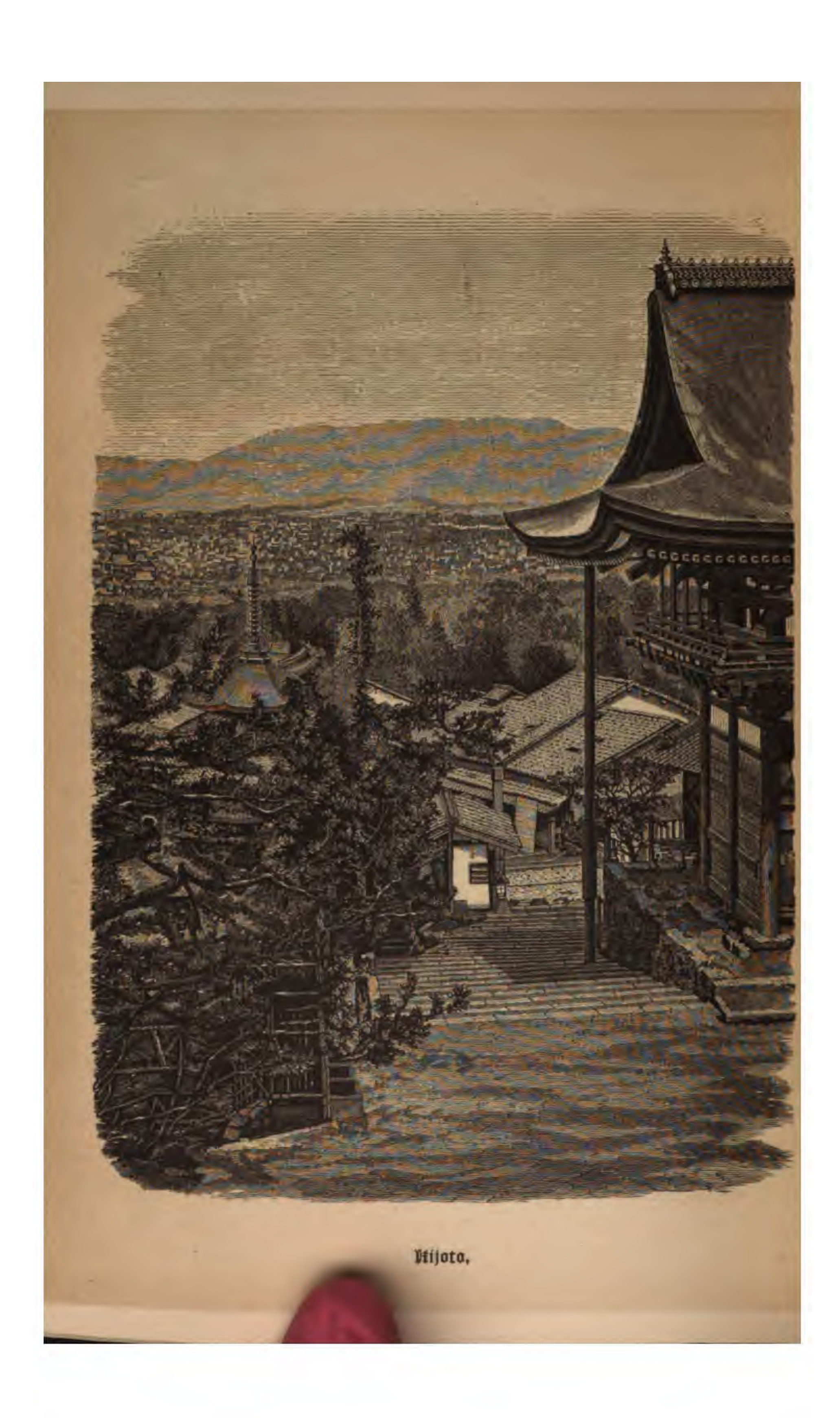
Der überseeische Branntweinhandel. Seine verderblichen Wirkungen und Vorschläge zur Beschränkung desselben. Von F. M. Zahn. Gütersloh. C. Bertelsmann.

Was haben wir zu thun, damit **die deutsche Kolonialpolitik** nicht zur Schädigung, sondern zur Förderung der Mission ausschlage? Von E. Reichel. Basel. Missionsbuchhandlung.

Die beiden bedeutendsten Referate, welche auf der Missionskonferenz in Bremen zum Vortrag kamen. Jeder deutsche Missionsfreund, der durch Wort oder Schrift in der Lage ist, auch nur den geringsten Einfluß auf die öffentliche Meinung auszuüben, sollte sich's zur Pflicht machen, dieselben zu lesen und die darin so überzeugend dargelegten Gedanken weiter zu kolportieren. Der Zahn'sche Vortrag hat seither durch die Reichstagsverhandlung vom 19. Januar und einen in der „Weser-Zeitung" erschienenen Brief des Verfassers an den Abgeordneten Wörmann ein bedeutsames Nachspiel erhalten.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**





Kijoto.

Ueber Akklimatisation und Klimafieber.

Von Dr. med. Ernst Mähly.*)

Unleugbar herrscht in der Frage, die im Hinblick auf die Besiedelung tropischer, insbesondere afrikanischer Gebiete durch europäische, speziell deutsche Kolonisten wohl als die allerwichtigste bezeichnet werden muß, zur Zeit noch große Unklarheit, sogar bei manchen Aerzten, noch mehr, verzeihlicherweise, im weiteren Publikum; hauptsächlich zur Aufklärung des letzteren habe ich die folgende Skizze verfaßt, die keinen andern Anspruch macht, als den, von jedem Leser, auch wenn er keinerlei medizinische Kenntnisse besitzt, verstanden zu werden.

Unter „Klima" wollen wir verstehen: die Summe aller Zustände und Vorgänge, welche sich aus der wechselnden Stellung der Erdaxe zur Sonne einerseits, aus der physikalischen Beschaffenheit der Erdoberfläche und ihrer Atmosphäre andrerseits ergeben und welche alles Lebendige in Gestalt äußerer, natürlicher, unabänderlicher Verhältnisse beeinflussen; diese Verhältnisse heißen: Temperatur, Luftdruck, Wind, Feuchtigkeit, Regen, Bewölkung rc. und sind also für eine gegebene Lokalität zeitlich abhängig von der Stelle, an welcher sich die Erde auf ihrer Bahn jeweilen befindet, örtlich aber von der geographischen Lage, von der absoluten und relativen Höhe, vom Zustand des Bodens und der Luft sowohl an Ort und Stelle, wie auch in näherer und weiterer Umgebung. Entsprechend dem jährlichen Umlauf unseres Planeten, durchläuft also auch das Klima jeder Breite eine Reihe von Veränderungen; dieselben fallen natürlich in den gemäßigten Zonen viel bedeutender aus als am Aequator und finden ihren Ausdruck im Wechsel der Jahreszeiten. Nicht weniger ausgeprägt müssen aber die örtlichen Verschiedenheiten sein, da ja unmöglich auch nur zwei Punkte der Erde in allen genannten Beziehungen genau übereinstimmen können; jeder einzelne der letzteren vermag im Gegenteil innerhalb weiter Grenzen zu schwanken, und daraus ergiebt sich die große Mannigfaltigkeit der lokalen Klimata, die wir thatsächlich finden.

---

*) Mit spezieller Bewilligung abgedruckt aus der reichhaltigen und sehr empfehlenswerten „Deutschen Kolonialzeitung".

Ist der Mensch, wenn er leben und gesund bleiben soll, an ein bestimmtes Klima gebunden? Diese Frage kann jeder von uns aus eigener Erfahrung verneinen; denn welche gewaltige Schwankungen hat er — um einzig von der Temperatur zu reden — alljährlich durchzumachen vom heißesten Sommer- bis zum kältesten Wintertag! Und wenn diese Extreme auch nicht unvermittelt auftreten, so sind sie doch einmal da und müssen in sehr verschiedener Weise auf uns einwirken, wie ebenso auch jene zwar weniger beträchtlichen, aber dafür beinahe plötzlichen Temperatursprünge, welche z. B. im Frühling häufig eintreten und zarte Pflanzenteile zu Grunde richten (Frost). Freilich, wären wir so schutzlos wie diese, befänden wir uns in einem Urzustand, ohne Kleidung und Wohnung, so würden auch wir unsre Witterungswechsel schwerlich ertragen. Aber diesen Zustand brauchen wir glücklicherweise nicht zu berücksichtigen; wir genießen die Vorteile unserer Kultur und vermögen mit Hilfe derselben dem Klima in befriedigender Weise standzuhalten, wenn sich auch bekanntermaßen bei schrofferen Uebergängen recht häufig gewisse Gesundheitsstörungen, vornehmlich durch Erkältung, geltend machen. Der Vorgang, der in diesen Fällen zum Unwohlsein führt, vollzieht sich in andern Fällen unbemerkt; unzweifelhaft muß er aber in jedem menschlichen Körper, der auf die Dauer erhalten bleiben soll, auftreten; dieser Vorgang heißt: Anpassung an die verschiedensten äußern Verhältnisse, und wäre mit Fug und Recht als Akklimatisation zu bezeichnen. Gewöhnlich aber denkt man bei diesem Wort nicht an die zeitlichen, sondern nur an die örtlichen Klimadifferenzen.

In jetziger Zeit finden wir den größten Teil des Festlandes und der Inseln des Erdballs von Menschen bewohnt. Stellen, die noch nie eines Sterblichen Fuß betreten, sind sicherlich weder zahlreich noch ausgedehnt. Nur ewiges Eis läßt das Leben — dessen Wahrzeichen und Aeußerung eben Bewegung und also auch Wärme ist — an Ort und Stelle nicht aufkommen; aber wie weit sind nicht, ausgerüstet mit den Schutzmitteln, welche menschliche Erfindungsgabe ihnen bot, kühne Polarfahrer schon vorgedrungen! Und nach dem andern Ende der langen Stufenleiter, nach der Seite der intensivsten Hitze hin wird eine Grenze, welche menschlichem Gedeihen Halt gebietet, überhaupt nicht erreicht: die heißesten Aequatorialgegenden sind vielfach dicht bevölkert. In kaum ausgedehnterem Maße als die Temperatur mit ihren Ausschreitungen kommt ein andrer Bestandteil des Klimas, meist verbunden mit einem dritten, hemmend in Betracht. Da, wo — bei Abwesenheit andrer Feuchtigkeitsquellen (Oasen!) — jahraus, jahrein auch noch der Regenfall spärlich ist, ja völlig ausbleibt; ferner da, wo zwar Regen fällt, aber auf einen undankbaren, zur Aufnahme ungeeigneten Boden, da kann auch kein Pflanzenwuchs entstehen, da ist Wüste, da siedelt

weder Thier noch Mensch sich dauernd an. Daß letzterer aber, wenn nur mit Speise und Trank genügend versehen, auch an solchen Orten leben kann, das zeigen vor allem die zahllosen Karawanen, die seit ältester Zeit bis auf unsre Tage die Sahara durchziehen.

Also ist der Mensch — so schließen wir hieraus mit Befriedigung — ein Kosmopolit ersten Ranges. Doch halt! Um das wirklich und völlig zu sein, müßte ein und dasselbe Menschenpaar nach Belieben in den Polarländern oder in den Tropen sich nicht nur vorübergehend aufhalten, sondern für zeitlebens ansiedeln und eine gesunde, mit denselben Eigenschaften ausgerüstete Nachkommenschaft erzeugen können. Wir wissen, daß dies nicht der Fall ist (freilich, wie wir später sehen werden, weniger wegen des Klimas an und für sich), und wenn wir die wirklich ansässigen Bewohner der verschiedenen Zonen betrachten, so bezweifeln wir ja nicht, daß diese mit Vernunft und Sprache begabten Wesen sämtlich Menschen sind; aber angesichts der augenfälligen, gewaltigen Verschiedenheiten ihres körperlichen, seelischen und geistigen Seins können wir kaum begreifen, daß die Bevölkerung der ganzen Erde ursprünglich von einem Punkte ausgegangen sei und daß die ungeheure Manigfaltigkeit, die uns heute entgegentritt, sich aus einem einzigen Menschenpaar allmählich entwickelt haben soll. Doch hat die moderne Forschung noch keinen triftigen Beweis gegen die biblische Ueberlieferung aufgebracht; hervorragende Völkerkundige sprechen sich sogar positiv für die Einheit des Menschengeschlechts aus. Wenn nun auch wir an dieselbe glauben, so müssen wir diesem Geschlecht — in Erwägung seiner heutigen Verbreitung — ohne weiteres eine bedeutende Akklimatisationsfähigkeit zuerkennen; aber das Vorhandensein der letzteren läßt sich für manche Fälle auch noch direkt beweisen. „Niemand bestreitet — sagt Peschel in seiner Völkerkunde — daß der Hindu hoher Kaste, an irgend einer Stelle seiner heißen Heimat, arischer Abkunft ist, wie die altnordischen Bewohner Islands. Die Chinesen treffen wir an der sibirischen Grenze, wo die Mitteltemperatur noch unter dem Gefrierpunkt liegt, und in Singapur, das fast vom Aequator berührt wird."

Aber — jetzt drängt sich uns ein gewichtiges Bedenken auf: diese Art von Akklimatement*) ist offenbar erst nach geraumer, vielleicht sogar sehr langer Zeit durch eine Reihe von Generationen hindurch allmählich erreicht worden. Für unsern praktischen Zweck aber fragt es sich, was zu erwarten steht, wenn einer von uns Kaukasiern, bezw. Ariern, bezw. Deutschen sozusagen plötzlich d. h. in der kurzen Zeitspanne, die ein moderner Dampfer zur Reise braucht, in ein durchaus neues und ungewohntes, vor allem in ein eigentlich tropisches Klima versetzt wird. Dieser Mann steht am Ende einer Entwicklungsreihe,

*) So nennen wir das Resultat der Akklimatisation; letztere selbst ist ein Vorgang, bezw. eine Leistung.

welche vom Augenblick an, wo die bis dahin gemeinsamen Ureltern sich trennten, eine andere Richtung genommen hat als die, deren Ergebnis der heutige Schwarze ist. Die beiden müssen sich also, wie in andern Stücken, so auch in ihrem Akklimatement wesentlich unterscheiden. Zum Glück ist aber dieses keine starre unabänderliche Größe, sondern eine Mittellinie, um welche uns unsre Akklimatisationsfähigkeit in ansehnlicher Ausdehnung zu schwanken erlaubt; das hat uns ja in Bezug auf die jahreszeitlichen Wechsel die Erfahrung gelehrt, und für die örtlichen Verschiedenheiten — kann ebenfalls nur sie unsere Lehrmeisterin sein.

Ja wohl, nur sie allein; denn die Ueberlegung giebt hier wenig brauchbaren Aufschluß; selbst solche Klimata, welche, wie das der afrikanischen Westküste, vollkommen tropisch sind, lassen theoretisch keine Eigenschaften wahrnehmen, welche der Gesundheit der dorthin verpflanzten Deutschen notwendig und erheblich Abbruch thun müßten. Die Wirklichkeit entspricht eben der Einbildung, die man sich zu Hause gern macht, recht wenig. Vor allem übersteigt die Hitze nur stellenweise und vorübergehend solche Werte, wie sie auch in unsern Breiten jeden Sommer, freilich noch vorübergehender erreicht werden. Ich habe binnen 20 Monaten auf der Goldküste, also nur 5—6° vom Aequator entfernt, niemals eine Temperatur erlebt, welche derjenigen des menschlichen Körpers auch nur gleichgekommen wäre. In der heißesten Zeit im heißen, bereits kontinentalen Innern reisend, konstatierte ich ausnahmsweise einmal $36,_3$° C. (also 29° Réaumur); im Küstengebiet kommt so etwas kaum je vor, und auf den Bergen schon gar nicht. Vor der direkten Wirkung der Sonnenstrahlen ist man ja bald durch Dach und Veranda, bald durch den Sonnenschirm oder durch das Laubdickicht des Urwaldes geschützt. Die Feuchtigkeit der Luft kann allerdings in einer Jahreszeit sehr bedeutend, in der andern gering sein; aber dieselben Unterschiede finden sich bei uns auch. Und nun die Regen! Wie mancher meint, seit er seinen Robinson gelesen, daß da mindestens ein halbes Jahr hindurch ohne Unterlaß Bindfaden vom Himmel herunterhängen; und doch regnet es gewöhnlich nur am Morgen, selten auch nur eine Woche unaufhörlich, ja, mitten in der Regenzeit giebt es zahlreiche strahlend schöne Tage. Dies sind die Thatsachen, und wenn ich nun auch meinen subjektiven Eindruck vom Klima wiedergeben soll, so muß ich anerkennen, daß es mir nicht öfter als daheim zu Klagen Anlaß gegeben hat, daß ich es — wenn es mir überhaupt zum Bewußtsein kam — selten lästig oder gar, wie man in ohnmächtiger Auflehnung zu sagen pflegt, „unerträglich“ gefunden habe, häufig aber angenehm, und zwar nicht nur verhältnismäßig in Ermangelung eines Besseren, das ich vernünftigerweise nicht herbeiwünschen konnte, sondern laut Ausweis meiner Aufzeichnungen wirklich und wahrhaftig.

Nun zeigt uns aber die Erfahrung, daß manche Leute sich schon durch unbedeutende Ortsveränderungen ein Unwohlsein zuziehen, und je weiter sich das neue Klima vom bisherigen entfernt, desto allgemeiner und ausgesprochener tritt dieses Unwohlsein auf, obwohl nun bei der Entstehung desselben fast regelmäßig auch noch andre Einflüsse, wie z. B. Wechsel der Nahrung mitwirken, so pflegt man es, und in der Hauptsache wohl mit Recht, als den Ausdruck der Akklimatisation zu betrachten.

Worin besteht denn aber das Wesen der letzteren? Wir wissen es nicht! Die Vorgänge, die sich dabei im Organismus abspielen, sind bis heute — hoffen wir, daß das einmal anders kommt — vollständig unbekannt; sie sind eben nicht von grob anatomischer, sondern von überaus feiner, auf den Lebensäußerungen der mikroskopischen Organzellen beruhenden Natur, aber darum nicht weniger bedeutsam. Sicherlich müssen sie sich in jedem Fall von erheblichem Klimawechsel geltend machen; da sie aber an und für sich nichts krankhaftes darstellen, so brauchen sie, wenn nicht andre ungünstige Verhältnisse dazukommen, durchaus keinen krankhaften Zustand, kein Unwohlsein hervorzurufen. Ich selbst habe während meines Aufenthalts in den Tropen nichts von der Akklimatisation gespürt, ich habe mich — mit seltenen und kurzen Ausnahmen, die auf andre Weise erklärt werden können, ja müssen — eben so wohl gefühlt und körperlich auf Märschen eher mehr geleistet, als ich zu Hause gewohnt war. Auch wenn ich nun nicht wüßte, daß es andern schon ebenso ergangen ist, so würde dieser einzige, genau und beständig kontrolierte Fall genügen, um zu beweisen, daß ein solcher günstiger Verlauf möglich, und um wahrscheinlich zu machen, daß er der eigentlich normale ist; erst wenn dieser Verlauf gestört wird, indem irgend einer der Faktoren, die ihn bedingen, sich nicht ganz in der Ordnung befindet, erst dann wird das Allgemeinbefinden des Organismus krankhaft verändert, es entsteht — in verschiedenem Grade — das erwähnte Unwohlsein.

„Und doch auch das schwere, oft tödtliche Fieber, von dem wir gerade aus Afrika so viel hören müssen?“ So wird mancher fragen, voll Erstaunen darüber, daß ich diesen weitaus wichtigsten Gegenstand nicht zuerst erwähne. Meine Antwort aber lautet: Nein, lieber Leser, das ist ganz was anderes!

Klingt es schon von vornherein sonderbar, daß ein Vorgang, dessen Charakter die Allmählichkeit ist, dem man eine Dauer von bis zu 3 Jahren zuzuschreiben pflegt, plötzliche, heftige, hochfieberhafte Erkrankungen verursachen sollte, so sehen wir letztere in manchen Gegenden, deren Klima dem westafrikanischen zum Teil sehr ähnlich ist und alle Bedingungen zur Fieberentwicklung zu vereinigen scheint, thatsächlich nicht vorkommen; sind doch z. B. an den sumpfigen Ufern des Amazonenstroms in seinem Oberlauf, in den Staaten am Rio de la

Plata (Uruguay, östliches Argentinien), ferner in Australien und Tasmanien, Neuseeland, Neukaledonien und der ganzen Inselwelt Ozeaniens, in Singapur und auf der Bermudagruppe zum Staunen der dortigen Aerzte Klimafieber beinahe unbekannt. Anderseits treten dieselben in Afrika nicht nur bei den Weißen noch lange nach dem dritten Jahr des Aufenthalts, sondern auch bei den Schwarzen selber auf, die doch seit Urväter-Zeit im Lande wohnen: von im Ganzen 15,469 Mann Negertruppen, die zwischen 1859 und 1875 in den britischen Besitzungen an der Westküste stationiert waren, mußten 4,983, also beinahe ein Drittel, wegen Klimafieber ärztlich behandelt werden. Und zwar kommen auch schwere und schwerste Formen vor; sogar Gallenfieber habe ich selbst zweimal bei Eingebornen gesehen, und einen tödtlich abgelaufenen derartigen Fall hat unlängst ein Kolonialarzt von der Goldküste veröffentlicht. Kann man denn angesichts dieser beiden Gegenbeweise noch länger behaupten wollen, daß die Akklimatisation das Fieber bewirke? Und auch dem „Klima" als solchem, wie wir es eingangs definiert haben, darf im Hinblick auf den günstigen Gesundheitszustand der genannten, klimatisch doch so ähnlichen Gebiete die eigentliche Schuld nicht beigemessen werden. Wer sich aber damit hilft, daß er für ein und dieselbe Wirkung das eine Mal diese, das andre Mal jene Ursache verantwortlich macht, der stellt eine komplizierte und nicht besonders logische Behauptung auf.

Nun giebt es aber eine einfache und einheitliche, mit allen beobachteten Thatsachen in Einklang stehende, außerdem durch die Analogie mit zahlreichen ähnlichen Vorgängen gestützte Erklärung; dieselbe hat sich mir auch praktisch in den zahlreichen Fällen, die ich selber beobachtet habe, stets und vollkommen bewährt. Sie stammt aber nicht etwa von mir, sie ist überhaupt durchaus nicht neu (wenigstens nicht als Hypothese, während die Beweise allerdings jüngern Datums sind). Da aber gar manche im Uebrigen ganz verständige Leute auch den allgemeinsten und zugleich für jeden Sterblichen wichtigsten medizinischen Fragen für gewöhnlich sorgfältig aus dem Wege gehen und sich nur, wenn es ihnen — man erlaube mir den Ausdruck — gerade an den Kragen geht, darauf einlassen (bei welcher wenig passenden Gelegenheit sie dann richtig den Kopf zu verlieren pflegen), so sehe ich mich genötigt, etwas näher auf diese Erklärung einzugehen, selbst auf die Gefahr hin, von solchen, auf die meine obige Anzüglichkeit nicht paßt, der Gemeinplätzigkeit bezichtigt zu werden.

Kein Mensch bezweifelt, daß es „ansteckende" Krankheiten giebt. Wenn wir nicht ein-, sondern zehn- und hundertmal sehen, daß die Geschwister eines Kindes, das die Masern aus der Schule „nach Haus bringt", kurz darauf gleichfalls an denselben erkranken, oder daß die Pocken (Blattern), durch einen Kranken an einen vorher pockenfreien Ort eingeschleppt, sich auf zweite und von diesen auf

dritte u. s. w. Personen fortpflanzen, oder daß ein Schiff, das aus einer Choleragegend in einem Hafen eintrifft, den nachweisbaren Ausgangspunkt abgiebt für eine ausgedehnte Choleraepidemie, — so liegt auf der Hand, daß hier eine „Ansteckung“ oder „Uebertragung“ stattgefunden hat; über das Wesen der letzteren ist man sich allerdings bedeutend weniger klar; wer sich aber die Mühe giebt, darüber nachzudenken, wird kaum zu einem andern Ergebnis gelangen, als zu folgendem: Dieses Etwas, das da von einem kranken Organismus abgelöst und — offenbar meistens durch Vermittelung der Luft — auf einen bisher gesunden übertragen wird, in welchem es die gleiche Krankheit hervorruft, dieses Etwas muß unter allen Umständen ein stoffliches, körperhaftes, mit Eigenschaften, wie eben der Ansteckungsfähigkeit, ausgestattetes Wesen sein, einerlei, ob groß oder klein. Nun ist ein solches noch niemals weder von bloßem Auge, noch durch gewöhnliche oder sogar sehr starke Vergrößerungsgläser erkannt worden; es muß also winzig klein sein, so klein, daß, wenn es auch das entsetzlichste Gift wäre, doch niemand dadurch krank werden könnte, außer etwa durch Aufnahme einer ganz ungeheuren Menge solcher kleinsten Teilchen, also durch anhaltendes, unmittelbares Zusammenleben mit einem Kranken; in diesem Fall würden möglicherweise Vergiftungserscheinungen auftreten, und zwar zunehmend mit der steigenden Menge des Giftes, jedoch bald verschwindend nach Versetzung in eine reine Atmosphäre. Was aber sehen wir statt dessen eintreten? Es kommt z. B. jemand in ein Zimmer, wo ein Pocken- oder Scharlachpatient liegt (unter Umständen auch nur gelegen hat!) und hält sich, vielleicht nur ganz kurze Zeit, darin auf; er nimmt durchaus nichts Ungewöhnliches wahr und, nachdem er den Raum verlassen, geht er wieder seiner Arbeit nach und fühlt sich tagelang, ja oft noch länger, ganz wohl. Jetzt erst treten unbestimmte Störungen des Allgemeinbefindens auf, als Kopfschmerz, Mattigkeit, Appetitmangel, und nach kurzer, zuweilen verschwindend kurzer Dauer dieser „Vorboten“ tritt mit Macht und unter hohem Fieber die eigentliche Krankheit auf, manchmal viel heftiger, als sie beim ersten Patienten gewesen. Dieser ganze Verlauf spricht von Anfang bis zu Ende gegen die Mitwirkung eines Giftes (welcher Begriff ja nur unbelebte Stoffe umfaßt). Wie ungezwungen erklären sich aber alle Erscheinungen, wenn jene winzigen Körperchen organisierte, lebende, also vermehrungsfähige Wesen, wenn sie, wie der alltägliche Sprachgebrauch richtig sagt, Krankheitskeime sind. Dann verstehen wir leicht, wie schon einige wenige derselben, wenn sie, in der Luft der Krankenstube schwebend, bald durch die Atmung in die Lungen, bald durch Verschlucken in den Verdauungskanal, bald durch kleine Abschürfungen oder selbst durch die natürlichen Poren in die Haut eines Besuchers gelangen, die Krankheit erzeugen können: wenn sie sich einmal festgesetzt haben,

beginnen sie sich auch zu vermehren; so lange es ihrer nicht allzu viele sind, befindet sich der Körper noch wohl; es muß aber der Zeitpunkt kommen, wo die Zahl der Eindringlinge, bezw. ihrer Nachkommenschaft zu groß wird, als daß sie der Organismus noch länger friedlich in seinem Innern dulden kann; er muß sich wehren; der Kampf, der nun entbrennt, geht auf Leben oder Tod.

Geehrter Leser, das sind keine müßigen Hirngespinnste. Es sind auch nicht bloße Hypothesen, die wir etwa deßwegen aufstellen, weil sie — wie der vortreffliche Liebermeister schon 1862 bewiesen hat — „den über die Verbreitungsweise der ansteckenden Krankheiten gemachten Erfahrungen besser entsprechen, als irgend welche andre Hypothesen". — Nein, es sind heutzutage in mehr als einer Hinsicht greifbare Thatsachen!

Ich will nur diejenige erwähnen, welche in letzter Zeit das größte Aufsehen gemacht hat: bekanntlich ist es Koch gelungen, in allen den zahlreichen Cholerafällen, die ihm zur Untersuchung kamen, mit dem Mikroskop das massenhafte Vorhandensein eines niedersten belebten Wesens im Darm zu konstatieren, welches bis jetzt noch niemals in einem andern Darm, ob gesund oder krank, gefunden worden ist. Lag es da schon nahe, einen ursächlichen Zusammenhang anzunehmen, so hat Koch denselben durch zahllose scharfsinnige Experimente zur beinahe absoluten Sicherheit erhoben. Freilich fehlten immer noch Uebertragsversuche auf den Menschen, die denn doch unerlaubt gefährlich wären; da war es ein Zufall, der diesen schlagendsten Beweis lieferte: ein Arzt, welcher mit solchen „Bacillen", die Koch vor geraumer Zeit aus Indien mitgebracht hatte, in dessen Laboratorium zu Berlin nicht vorsichtig genug manipulierte, bekam eine „Cholerine" (d. h. deutlich gesprochen, einen leichten Anfall der richtigen Cholera), und in seinem Darminhalt befanden sich die charakteristischen Bacillen in viel größerer Menge, als er sie je konnte aufgenommen haben.

Mit derselben Sicherheit sind — zum Teil schon seit längerer Zeit — vom Rückfallfieber, vom Milzbrand, vom Typhus, von der Lepra, von der Tuberkulose u. a. m. die Keime bekannt; dieselben haben sich durchwegs als einfachste, niedrigste, immerhin für jede Krankheit wahrnehmbar verschiedene Lebewesen erwiesen und eine ungeheure Vermehrungsfähigkeit gezeigt; sie werden nur bei den allerstärksten Vergrößerungen des Mikroskops mit Hilfe besonderer Beleuchtungen und Färbungen sichtbar. Wer die Neuheit und die außerordentlichen Schwierigkeiten dieser Art der Forschung kennt, der versteht sehr wohl, warum noch nicht für jede Krankheit der betreffende Keim sich hat finden lassen; so ist gerade derjenige des Klimafiebers bis jetzt noch nicht so sicher nachgewiesen, daß man ihn dem großen Publikum vorstellen könnte. Die Untersuchungen sind aber, namentlich in Italien und in Algier, wo das Ma-

terial dazu sehr reichlich vorhanden, in vollem Gange und machen, wenn auch langsame, so doch desto sicherere Fortschritte; vielleicht haben sie im Augenblick, wo ich dieses schreibe, bereits das Ziel erreicht.*) Aber auch jetzt schon muß jeder noch vorhandene Zweifel, ob diese Krankheit auch wirklich zu den ansteckenden zu rechnen sei, dahinfallen, denn das Faktum kann einfach demonstriert werden: das Klimafieber ist überimpfbar! es läßt sich erzeugen und ist gerade in letzter Zeit wieder mehrfach in ausgeprägtester Weise erzeugt worden durch absichtliche Uebertragung einer kleinen Menge Blut von Kranken auf Gesunde.**) Dieser eine Beweis würde hinreichen, auch wenn nicht noch andre Gründe, wie der oft äußerst regelmäßige, sozusagen schulgerechte Verlauf des Fiebers, oder die charakteristische Milzschwellung oder die häufig genau nachweisbare Inkubation (so heißt die Zeit, welche verstreicht zwischen Ansteckung und Ausbruch) dafür sprechen würden.

Freilich kommt die direkte Uebertragung von Mensch zu Mensch bei der natürlichen Verbreitung in der Regel nicht vor, und darin liegt eine Abweichung von den oben wegen ihrer Einfachheit gewählten Beispielen: Pocken und Scharlach. Aber giebt es denn nicht auch bei uns Krankheiten, die sich in dieser Hinsicht anders verhalten? Der Typhus oder das „Nervenfieber" ist doch anerkanntermaßen eine ansteckende Krankheit, und doch legt man die daran Leidenden in den Spitälern ruhig in die allgemeinen Zimmer zwischen andre Patienten hinein. Das wäre gefährlich und unerlaubt, wenn man nicht durch Erfahrung wüßte, daß hier die Ansteckung nicht von Person zu Person geht. Jeder Kranke beherbergt ja natürlich in seinem Körper eine Menge Typhusbacillen; aber in dem Zustand, wie er sie auf den verschiedenen Wegen von sich giebt, sind sie unschädlich; erst wenn sie in den Erdboden gelangen, entwickeln sie sich wieder in der Form, welche in einem Menschen, der sie aufnimmt, Typhus zu erzeugen vermag. Also vom Boden her beziehen wir die Keime, und zwar, wie mit gutem Grund angenommen wird, meistens durch Vermittelung der Atmungsluft, in welche sie durch beliebige auffsteigende Luftströmungen geraten sind, zuweilen aber wohl auch durch Vermittelung des Trinkwassers.

Letzteren Satz nehmen wir Wort für Wort auch für das Klimafieber als gültig an; bezüglich des vorher Gesagten geht dasselbe aber noch einen Schritt weiter: seine Keime brauchen nicht erst von einem Menschen in den Boden zu gelangen, sie bedürfen des Menschen überhaupt in keinem Stadium ihrer Entwickelung, sie sind von ihm durchaus unabhängig', und wenn sie, wo er in ihren Bereich

*) Dieses ist mittlerweile wirklich, d. h. in einer kaum mehr einen Zweifel zulassenden Weise geschehen durch Marchiafava und Celli in Rom.

**) Selbstverständlich mit Wissen und Zustimmung der letzteren.

kommt, auch auf ihm sich ansiedeln und vermehren, so ist das für sie doch nicht eine Notwendigkeit, sondern mehr eine zufällige Abwechselung, wenn man will, ein grausames Vergnügen. Will nun jemand von mir wissen, wann und wie diese Pilze in den Boden gelangt sind, die wir jetzt thatsächlich dort überall verbreitet finden, — oder gar warum und wozu? so gelangen wir mit solchen neugierigen Fragen an den Ursprung der Dinge und ich bleibe billigerweise die Antwort schuldig. Begnügen wir uns mit der Erkenntnis, die uns beschieden ist, so vermögen wir allerdings die Krankheit bis zu den ersten Anfängen der Heilkunde rückwärts zu verfolgen; aber erst die Mitteilungen aus dem 16. Jahrhundert sind so beschaffen, daß eine sichere historische Untersuchung sich daran knüpfen läßt, während die geographische Ausdehnung der Krankheit sogar erst seit Anfang unsers Jahrhunderts bis in die Einzelheiten bekannt geworden ist. Dabei hat sich herausgestellt, daß im Laufe der Zeit manche Gegenden, die vordem von dieser Geißel ständig heimgesucht waren, mit oder ohne Zuthun des Menschen davon frei geworden sind*) und umgekehrt;**) ferner daß dieses Fieber von allen ansteckenden Krankheiten auf Erden die am weitesten verbreitete ist, indem sie innerhalb der Tropen beinahe überall vorkommt, aber, wenn auch an Häufigkeit und Schwere abnehmend, sich vielfach weit in die gemäßigten Zonen erstreckt.

Die Ergebnisse der ungeheuren Zahl dieser Berichte hat Professor Hirsch in seinem berühmten Buch zusammengestellt und aus diesem geradezu kolossalen Material unter andern den Schluß gezogen, daß ein durchfeuchteter oder sumpfiger, an organischen Zersetzungsstoffen reicher Boden bei Gegenwart höherer Temperatur zwar in den meisten Fällen einen bedeutenden Einfluß auf die Entstehung jener Krankheit ausübt, daß letztere aber weder ausschließlich an solche Bedingung gebunden, noch auch die regelmäßige, notwendige Folge derselben ist, daß also ein andres spezifisches Etwas die eigentliche Ursache abgiebt, welches sich zwar, wo es einmal hingeraten ist, unter den genannten Umständen am üppigsten entwickelt, eventuell auch ausbreitet, aber gelegentlich auch ohne dieselben gedeihen kann. „Ich halte" — fährt der Autor fort — „die spezifische Natur dieser Krankheit für eine so allgemein anerkannte, die Ueberzeugung, daß also auch ihre Ursache spezifisch sei, für eine so wenig zu bestreitende, daß ich auf eine Kritik der frühern Anschauungen nicht weiter eingehen zu dürfen glaube."

*) z. B. haben noch im 18. Jahrhundert an vielen Punkten Deutschlands (Harz, Augsburg, Sachsen, Schlesien, Württemberg u. a.) bösartige Fieber geherrscht.

**) z. B. waren die Inseln Mauritius und Réunion gesund bis 1867, resp. 1869, wo das Fieber plötzlich mörderisch ausbrach, um bis auf den heutigen Tag zu dauern.

Auch von dieser Seite erhalten wir demnach genau das gleiche Resultat, zu dem wir vorher auf anderm Wege gelangt sind; dasselbe lautet, wenn wir es noch einmal kurz zusammenfassen sollen, wie folgt: So wenig unser Klima die Ursache des Typhus, so wenig ist das afrikanische diejenige des sogenannten Klimafiebers; höchstens daß es die wirkliche Ursache, die leider nun einmal vorhandenen Keime, in ihrer Entwicklung begünstigt. Darum ist auch jener Name nicht korrekt; wir wollen daher an seine Stelle die aus Italien stammende und jetzt fast überall im Gebrauch stehende umfassendere und unverfänglichere Bezeichnung Malaria setzen. Auch die Akklimatisation ist nicht schuld daran; jedermann muß diesen Prozeß durchmachen, derselbe erregt aber entweder gar keine oder nur eine leichte, vorübergehende Störung der Gesundheit. Die Malaria dagegen stellt eine oft schwere, selbst tödliche Krankheit dar.

Wie ist man denn aber dazu gekommen, so verschiedene Dinge in einen Topf zu werfen? Nun, das läßt sich immerhin wohl erklären und begreifen: Von den 229 bis Mitte 1884 im Dienst der Basler Mission nach der Goldküste gesandten Personen ist im ersten Triennium (= 3 Jahren) des Aufenthalts ein volles Vierteil der Anwesenden mit Tod abgegangen, im folgenden kaum $^1/_7$, im dritten — allerdings bei stark vermindertem Personal — niemand. Lag es da nicht nahe, die Akklimatisation als etwas höchst Lebensgefährliches zu betrachten, andrerseits aber anzunehmen, daß das Ueberstehen derselben einen Schutz gegen das „Klima" (damit meinte man aber das Fieber) gewähre. Beide Ansichten mußten freilich durch die Wahrnehmung, daß auch nach dem dritten Jahr Erkrankungen noch recht häufig und Todesfälle nicht selten sind, eine Einschränkung erfahren, welche, genau betrachtet, einer Widerlegung nahe kam. Jetzt, da wir die Malaria und ihr Wesen kennen, werden wir jene Zahlen anders deuten; bevor ich mitteile, wie? muß ich noch einige Bemerkungen einschalten.

Wenn aus dem Bisherigen klar hervorgeht, daß Akklimatisation Anpassung an das Klima, nicht aber an das Fieber ist, so läßt sich doch fragen, ob sich der Mensch nicht auch an die Fieberschädlichkeit bis zu einem gewissen Grad gewöhnen könne. So erkranken auch bei uns Leute, an deren Wohnort der Typhus beständig fortglimmt, doch verhältnismäßig weniger häufig als solche, die frisch zugezogen sind. Es tritt also durch die fortgesetzte Berührung mit den Krankheitskeimen eine Art Toleranz gegen dieselben ein, ähnlich wie bei manchen Giften (z. B. Arsenik), aber viel unvollkommener und unzuverlässiger als diese. So etwas ließe sich auch bei Malaria denken, ja es wird uns sogar wahrscheinlich, wenn wir das Verhalten der Eingebornen betrachten; dieselben werden zwar, wie die oben mitgeteilten Daten zeigen, recht häufig befallen; aber doch durchschnittlich wohl weniger häufig als die Europäer, und auch

weniger schwer als dies selbst bei den am längsten ansässigen Weißen nicht selten noch vorkommt. Dieser Vorzug ist nur teilweise ein angeborner (denn schwarze Kinder gehen zahlreich am Fieber zu Grunde!), zum andern Teil ein erworbener und läßt sich kaum anders erklären als dadurch, daß die Ueberlebenden — und also allerdings von hause aus Widerstandsfähigeren — sich von Jugend an einigermaßen an Malaria gewöhnt haben. Den Europäern, die herauskommen, ist gar nichts derartiges angeboren; sie haben ferner als Kinder keine solche Sichtung durchgemacht, sie haben drittens bis dahin keine Gelegenheit gehabt, sich eine solche „Toleranz" zu erwerben; kein Wunder, daß die Sichtung erst jetzt vor sich geht und daß die Gewöhnung im denkbar besten Fall weit hinter derjenigen des Negers, die ja doch auch eine beschränkte ist, zurückbleibt, so weit, daß wir sie kaum noch in Anschlag zu bringen wagen.

Es giebt ferner bei vielen ansteckenden Krankheiten noch eine andre Art von Schutz und zwar eine viel zuverlässigere: Wer einmal Pocken oder Scharlach durchgemacht hat, zeigt sich nachher in der Regel dagegen gefeit, auch wenn die Gelegenheit, wieder angesteckt zu werden, noch so günstig wäre. Ja, dasselbe Resultat läßt sich auch erreichen durch das Ueberstehen einer absichtlich hervorgerufenen andern, ähnlichen (Schutzpockenimpfung!) oder aber der gleichen Krankheit, deren Keime man zuvor außerhalb des Körpers künstlich abgeschwächt hatte, so daß nur eine milde, ungefährliche Form entsteht. Derartige Maßregeln sind in großem Maßstab bisher nur bei Haustieren, vor allem durch Pasteur, zur Ausführung gekommen; die Erfolge haben sich hier aber als vortrefflich gezeigt und werden sicherlich dem Menschen mit der Zeit auch persönlich zu Gute kommen. Die einzige Krankheit, auf welche sich diese Hoffnung nicht erstreckt, ist gerade die Malaria, denn einzig bei ihr bewahrt der erste Anfall nicht vor dem folgenden, macht im Gegenteil, wie allgemein anerkannt, den Körper für einen solchen eher noch empfänglicher. Es kann also ein derartiger Schutz weder durch Impfung, noch selbst auf natürlichem Wege herbeigeführt werden. Inwieweit der prophylaktische Gebrauch eines Arzneimittels, nämlich des Arseniks, welcher neuerdings von theoretischen wie praktischen Autoritäten warm befürwortet wird, von Nutzen sein kann, muß die Zukunft lehren.

Es bleibt drittens noch ein Punkt zu besprechen, den man gewöhnlich nicht gehörig würdigt. Nehmen wir einmal an, es zögen 10 gleichaltrige, anscheinend gleich kräftige Personen zusammen nach Afrika, sie wohnten dort im selben Haus, sie genössen alle Mahlzeiten gemeinsam, kurz sie verhielten sich in jeder Hinsicht vollkommen gleich. Glaubt jemand von uns, daß alle 10 jeweilen auf einen Tag erkranken, daß sie schließlich mit einander sterben würden? Schwerlich; und warum nicht? Weil jeder weiß, daß die Menschen,

selbst solche von gleichem Alter und von scheinbar ähnlichem körperlichem Verhalten, doch in manchen Stücken gewaltige Verschiedenheiten aufweisen. Die gleiche äußere Ursache wirkt auf den einen so, auf den andern anders; es giebt Beispiele genug im täglichen Leben: wie manche Speise, die den meisten Leuten gut bekommt, wird von dem oder jenem nicht vertragen. Auf den Genuß einer Erdbeere oder eines Krebsschwänzleins erfolgt bei einzelnen regelmäßig die Nesselsucht. Zahlreiche Arzneien wirken bei der Mehrzahl der Patienten in gleicher, nur dem Grade nach verschiedener Weise, nicht selten aber trifft man zufällig auf solche Naturen, bei denen der Effekt ausbleibt oder ein wesentlich andrer ist. Gerade auch bei den ansteckenden Krankheiten zeigen sich solche Unterschiede in auffallender und — wie wir gleich beifügen wollen — rätselhafter Weise. Vom sogenannten Heufieber werden nur bestimmte — im übrigen unter sich recht ungleiche — Personen, diese aber unabänderlich jedes Jahr aufs neue befallen. Bei allen Epidemien sehen wir solche erkranken, die den Ansteckungsstoff nur auf Umwegen, oft durch Vermittelung eines selber gesund bleibenden Mediums, empfangen haben können, während andre sich ungestraft sogar am Herd der Seuche aufhalten. Müssen wir diese „individuelle Disposition", die sonst überall eine so große Rolle spielt, nicht auch bei der Malaria berücksichtigen? Sind wir nicht genötigt anzunehmen, daß die Widerstandskraft gegen dieselbe bei dem einen von Hause aus größer, bei dem andern geringer ist? und ist es weiterhin nicht ganz natürlich, daß letztere gleich in den ersten Jahren schwerer leiden und ins Grab sinken, auch ganz abgesehen von aller Akklimatisation?

Wer nun etwa meint, ich gehe darauf aus, der letzteren überhaupt alle Einwirkung abzusprechen, der irrt sich gewaltig. Ich will nichts anderes, als sie auf ihr richtiges Maß zurückführen und nachweisen, daß sie nicht die wahre Krankheitsursache ist, wohl aber einer von den verschiedenen Nebenumständen (wozu auch Erkältungen, Durchnässungen, Ueberanstrengungen, Aufregungen und Affekte aller Art gehören), welche den Körper alterieren, bezw. schwächen und dadurch zum Widerstand gegen die eindringenden Keime ungeeignet machen. Wären letztere nicht vorhanden, so könnten alle jene Umstände zusammen doch nie Malariafieber erzeugen, so wenig als ein noch so schön bestellter Acker Weizen trägt, wenn kein solcher gesät wird. Die Keime sind aber einmal da und lassen sich zur Zeit auf keine Weise wegbringen; also müssen wir jenen vorbereitenden Gelegenheits- oder „Hilfsursachen" (dies ist die gebräuchliche Bezeichnung), sofern wir doch dieselben zu vermeiden oder zu modifizieren imstande sind, um so eingehendere Beachtung schenken.

Folgendes ist nun also der Verlauf der Dinge: Leute von etwa 20—25 Jahren, deutscher Abkunft, meist schwäbischen Stammes, für ihre Heimat akklimatisiert, reisen nach Liverpool, Havre oder

Hamburg auf den fälligen Dampfer, fahren ab, werden mehr oder weniger seekrank, erholen sich aber nach einigen Tagen und sind in Madeira recht wohl und munter. Von da an südwärts lernen sie allmählich die afrikanische Temperatur kennen, der Schweiß perlt ihnen von der Stirn; aber schon nach einer Woche hört man sie vielleicht sagen: „Heute ist's eigentlich noch gar nichts, denn gestern war's noch wärmer." Nach ca. vierwöchentlicher Reise erreichen sie die Goldküste und betreten hoffnungsvoll das Feld ihrer zukünftigen Thätigkeit; sie werden von solchen, die schon länger im Lande weilen, empfangen, gespeist, beherbergt, wohl beraten, nach einigen Tagen auf die Station oder Faktorei, für die sie bestimmt sind, geleitet und dort in ordentlichen Wohnungen untergebracht. Sie richten sich mit ihren sieben Sachen ein — meist wohnt schon ein älterer Missionar auf der Station, der in allem behilflich ist und der, bezw. dessen Frau, die Haushaltung besorgt. Der Neuling soll womöglich sich nicht gleich in die Arbeit stürzen, sondern allmählich in dieselbe eingeführt werden und zuerst das Land, die Leute und besonders deren Sprache kennen lernen, zu welchem Zweck sich alsbald ein schwarzer Katechist, der nebenbei englisch versteht, mit gewinnendem Lächeln als „der Herr Lehrer" vorstellt. Ist das nicht ein anmutiges, idyllisches Leben? Aber es kommt leider bald anders: durch den Akklimatisationsprozeß wird der Körper aus seinem bisherigen Gleichgewicht gebracht, zwar vielleicht ohne daß er es merkt; aber er ist doch durch eine ihm neue Leistung oder Arbeit in Anspruch genommen und hat daher nicht mehr genug Streitkräfte gegen die eindringenden Malariakeime zur Verfügung; diese vermögen sich festzusetzen und zu vermehren, es bricht (häufig allerdings auch noch durch andre der genannten Hilfsursachen begünstigt) das erste Fieber aus, dem bald weitere folgen. Wer eine gar zu geringe Widerstandskraft besitzt, der erliegt schon diesen früheren Anfällen, sagen wir, im ersten Jahr. Bei den übrigen muß die Akklimatisationsarbeit, je länger sie am Leben bleiben — schon im zweiten, besonders aber im dritten Jahr — geringer werden und zuletzt, weil vollendet, aufhören; in gleicher Proportion nimmt aber die Schwächung des Körpers durch die Summe der vorangegangenen Anfälle zu; beide Faktoren zusammen, aber ersichtlich in wechselndem Verhältnis, bedingen die große Sterblichkeit des zweiten und dritten Jahres. Wer aber auch diese Zeit überstanden hat, der kann schon ein wenig aufatmen; hat er schon bisher weniger schwer gelitten als die Verstorbenen und dadurch eine von Anfang an größere persönliche Resistenz an den Tag gelegt, so hat er jetzt außerdem die Akklimatisation hinter sich, er braucht also diese Hilfsursache nicht mehr zu fürchten, und erst wenn eine andere, und zwar mit einer gewissen Heftigkeit, eintritt oder ihrer mehrere sich vereinigen, um den Boden im Körper vorzubereiten, erst dann vermögen die Keime wieder zu haften. Dies

kann natürlich zu jeder beliebigen Zeit des Aufenthalts geschehen, und darum sehen wir oft genug auch noch bei lange Zeit erprobten Kräften schwere Krankheit, ja den Tod eintreten. Das ist die Art, wie wir uns jetzt die gewonnenen Erfahrungen zurechtlegen.

Und noch etwas: Wenn der günstigere Gesundheitszustand der späteren Jahre wirklich, wie man früher meinte, einzig von der überstandenen Akklimatisation herrührte, so müßten die Betreffenden dann doch so lange als nur möglich draußen bleiben und dürften um keinen Preis „Erholungsaufenthalte“ in Europa machen, besonders wenn diese ein Jahr und länger dauern; denn es ist doch kaum zu bezweifeln, daß ihnen hier in der altgewohnten Heimat jener vermeintlich allein wirksame Schutz schneller verloren geht, als er draußen erworben wurde. Machen wir uns dagegen klar, daß ja nur solche in Betracht kommen, die sich allerwenigstens drei Jahre lang haben halten können, die also eine befriedigende individuelle Resistenz und zugleich eine normale Anpassungsfähigkeit erwiesen haben, so ist die Hoffnung, daß es ihnen nach der zweiten Aussendung nicht schlimmer gehen werde, wohl gerechtfertigt. Diese Erholungen sind ja nicht eine zwecklose Liebhaberei, sondern sie müssen angetreten werden aus verschiedenen Gründen: bald handelt es sich darum, einen, der in der letzten Zeit das Fieber gar nicht mehr loswerden kann, aus der todbringenden Atmosphäre fortzuschaffen, bald darum, den Blutmangel, der sozusagen bei allen weißen Ansiedlern in Afrika, ja überhaupt fast überall in den Tropen (größtenteils wohl aber als Folge der fortgesetzten Einwirkung der Malaria, nicht des Klimas an und für sich) eintritt, zu heben und dadurch den Körper, nicht minder aber auch Gemüt und Geist wieder aufzufrischen.

Die Entscheidung darüber, **wann** diese Erholung angetreten werden soll, hängt von sehr verschiedenen Bedingungen ab und kann unmöglich für alle Fälle gleich lauten. Völlig sicher vor dem afrikanischen Fieber ist nur derjenige, der nicht nach Afrika geht. Wer aber hinauszieht, liefert somit den Beweis, daß er seine Gesundheit, eventuell sein Leben zu riskieren gewillt ist im Kampf um den von ihm erstrebten Zweck. Je höher er letztern wertet, desto williger und ausdauernder wird er dieses Risiko tragen. Die **Mission** hat das unbestreitbare Recht, ihren Zweck für einen sehr hohen zu halten und also gleich gesinnte Leute, die sich freiwillig und freudig dazu anbieten, auszusenden; sie kann dieselben anderseits aus verschiedenen schwerwiegenden Gründen unmöglich vor vollendetem dritten Dienstjahr (Notfälle ausgenommen) zur Erholung zurückkehren lassen. Diese Frist, welche übrigens auch für die Angestellten vieler Handelshäuser kontraktlich festgestellt ist, stellt, wie wir gesehen haben, gerade die schwerste Prüfungs- und Sichtungszeit dar und wird wohl auch fortfahren, ihre Opfer zu fordern.

Da läßt sich also gar nichts ändern, rein nichts helfen?! Wir wollen einmal überlegen.

Es gäbe nur eine Radikalkur: Die Krankheit würde völlig vom Schauplatz verschwinden, wenn es gelänge, ihre Keime am Herausdringen aus dem Boden in die Luft zu verhindern oder, noch gründlicher, ihnen die Bedingungen zur Entwicklung im Boden zu entziehen. Auf beiden Wegen hat man, vor allem in Italien, schon ganz auffallende und durchschlagende Resultate erzielt, wenn auch nur an beschränkten und besonders geeigneten Stellen. Die Mittel waren teils Aufschüttung, teils geregelte Kultur, teils Entwässerung, letztere durch Kanalisierung (Drainage) oder — bedeutend unsicherer — durch Anpflanzung der viel Feuchtigkeit aufsaugenden Sonnenblume oder des australischen Fieberbaums (Eukalyptus). Letzterer wurde besonders berühmt durch das Kloster Tre Foustane bei Rom, wo er — natürlich in großer Menge — angepflanzt, ein paar Jahre lang vorzüglich zu wirken schien, bis dann auf einmal die Insaßen wieder von einer schweren Endemie heimgesucht wurden und zwar gerade in einem Jahr (1882), wo sich die übrige Umgebung Roms eines ungewöhnlich guten Gesundheitszustandes erfreute. Ueberhaupt darf man auch der schönsten Trockenlegung des Untergrundes nicht mit Sicherheit Erfolg prophezeien, denn wenn sich auch die Malariakeimen da, wo sie vorkommen, mit besonderer Ueppigkeit in der Nähevon Sümpfen entwickeln, so sind sie doch, wie wir gesehen haben, keineswegs an solche geknüpft (weshalb denn auch der alte Name „Sumpffieber" mit Recht aufgegeben ist), sie begnügen sich unter Umständen mit der geringen Feuchtigkeit, die sich in jedem nicht absolut nackten und felsigen Boden findet; ja das vermeintliche „Sumpffieber" ist auch an fast unglaublichen Orten, z. B. in dem äußerst trockenen Hochland von Kastilien, einheimisch.

Für Afrika ist übrigens aus verschiedenen selbstverständlichen Gründen an derartige Bodenverbesserungen nicht zu denken; höchstens daß durch geordnete Kulturen (Plantagen) wenigstens in nächster Umgebung der Stationen den letzteren ein gewisser Vorteil erwachsen könnte; es scheint aber z. B. die Geschichte der Station Akropong viel eher dagegen als dafür zu sprechen.

Sind wir also außer Stande, das Uebel an der Wurzel anzugreifen, so stehen wir auch einer der Hilfsursachen machtlos gegenüber: wir können auch das Klima nicht ändern und jeder Ankömmling muß die Akklimatisation durchmachen. Aber schon während derselben und ebenso später während des ganzen Aufenthaltes kommen noch andre Hilfsursachen in Betracht; bei ihnen allein können wir unsre Hebel einsetzen.

Vor allem sind die Keime natürlicherweise nicht zu allen Zeiten und an allen Stellen in gleicher Menge verbreitet, darum unternimmt man z. B. größere Reisen womöglich in der Jahreszeit, die

sich durch die Erfahrung als die günstigste herausgestellt hat; darum vermeidet man womöglich Orte, die sich als besonders gefährlich erwiesen haben, zur Errichtung von Stationen.

Nicht minder wichtig ist die Kleidung, besonders im Hinblick auf Durchnässungen und Erkältungen (von letzteren muß man auch im heißen Afrika nur zu viel hören), zu denen auf den Reisen, die ja zum Wesen der Mission gehören, so reichlich Gelegenheit geboten ist. Es würde viel zu weit führen, wollte ich die detaillierten Vorschläge über Kleider, Betten, Reisemittel (Schirm, Hängematte, Feldbett), wie ich sie meinem Bericht an die Missionsleitung einverleibt, mitteilen. Es sei mir aber erlaubt wenigstens zu erwähnen, daß ich alles sorgfältig an mir selbst erprobt habe, und hervorzuheben, daß ich, obwohl keineswegs „Jägerianer", durch vorurteilsfreie Vergleichung zur festen Ueberzeugung gekommen bin, daß leichte Wollstoffe zu Ober- wie Unterkleidern (zu letzteren speziell das vorzügliche Trikot) weitaus das geeignetste und zuträglichste Material sind, wenigstens sobald man sich, z. B. durch Märsche, körperlich anstrengen muß und dem Feuchtwerden durch Schweiß und Regen oder dem Einfluß namhafter und recht empfindlicher Temperaturschwankungen ausgesetzt ist.*) Zu hause, ruhig auf der Station sitzend, habe ich mich dann zur Abwechslung gern wieder des baumwollenen Hemdes bedient.

Auch der Nahrung ist begreiflicherweise ein großer Einfluß zuzuschreiben, aber nicht in der Weise, wie dies früher geschah, wo man in Ermanglung besserer Einsicht nach dem überaus zweideutigen Grundsatz: »Post hoc, ergo propter hoc« verfuhr und so ziemlich bei jedem Fieber auf eine zuvor eingeführte Speise als Ursache verfiel. Da sollte der eine durch die Landeskost, der andere durch Enthaltung von derselben, der eine durch dieses, der andre durch jenes Gericht, ja sogar durch einen — Eierpfannkuchen schwer krank geworden sein, gar nicht zu reden von den verschiedenen Früchten, die am allermeisten herhalten mußten. In Wahrheit verhält sich die Sache doch wohl so: Auch bei uns bekommt einer, der zu reichliche oder unzweckmäßige Nahrung, oder selbst irgend eine für andre Leute unschädliche, für ihn aber nicht zuträgliche Speise genießt, bekanntlich eine „Indisposition". Während dieselbe aber hier bald vorübergeht, kann sie allerdings in Afrika dem Fieber die Thür

*) G. Rohlfs hat sich gegen die Wolle ausgesprochen, hauptsächlich darum, weil — in Afrika sogar die Schafe keine solche, sondern schlichte Haare trügen. Das ist allerdings seit Jahrtausenden bekannt, wie auch das Gegenstück, daß dafür das Haar der Menschen wollig ist. So wenig letzterer Umstand für, so wenig spricht ersterer gegen die Verwendung der Wolle zur Kleidung (oder etwa gar für die Baumwolle!); denn da handelt es sich doch gewiß nicht um den Schafspelz, sondern um die davon gewonnene tierische Faser (gleichgültig, ob ursprünglich schlicht oder wollig), welche eben durch ihre physikalischen und chemischen Eigenschaften grundverschieden ist von allen pflanzlichen Fasern.

öffnen. Darum muß jeder seine Natur kennen und danach handeln; gegenüber Dingen, die ihm neu sind, soll er Vorsicht beobachten und langsam, prüfend vorgehen. Da lassen sich keine speziellen Vorschriften erteilen, da muß der Verstand walten, und dieser sagt einem u. a., daß es eine ebenso unkluge Renomisterei ist, von heute auf morgen zu ausschließlicher Negerkost überzugehen, wie es ein thörichtes Vorurteil wäre, letztere für alle Zeit zu meiden. Die Hauptsache ist ja doch, daß der Körper diejenigen Nährstoffe, die er zu seiner Erhaltung und für seine Arbeitsleistungen verbraucht, in genügender Menge und in verdaulicher Form wieder zugeführt erhält; diese Bedingungen lassen sich nicht nur auf allen Stationen und Faktoreien an der Küste erfüllen, sondern auch auf Reisen findet sich das Nötige überall, wo Dörfer am Wege stehen, und wo dies nicht der Fall, hat man es im voraus wissen und sich versehen können; also Hunger braucht man nicht zu leiden. Und was das nicht durchaus Notwendige betrifft, z. B. die verschiedenartige, zuweilen etwas pikante Zubereitungsweise, vor allem aber die zahlreichen herrlichen Früchte (Orangen, Bananen, Ananas, Mangopflaumen u. s. w.), so bieten diese doch eine angenehme Abwechslung oder Erquickung und dienen daher zur Anregung und Erhaltung des Appetits; sie sollen also nicht gering geschätzt oder gar verleumdet werden. Wirklich ungesunde Dinge ißt im allgemeinen auch der Schwarze nicht; was ich immer von Landeskost genossen habe — und es bildet eine recht reichhaltige Speisekarte — es war nichts dabei, was mir geschadet hätte, nichts, was einem Menschen mit einigermaßen wohlerzogenem Magen überhaupt zu schaden vermöchte; aber auch der europäische Anteil der Kost auf den Stationen muß als rationell und zweckmäßig anerkannt werden. Nur ein Uebermaß wäre vom Uebel, sowohl im Essen als noch viel mehr im Trinken. Wie mancher Europäer in den Tropen richtet sich zugrunde durch die beliebten „Stärkungen" mit geistigen Getränken, besonders in konzentrierter Form. Bei den Missionaren ist davon natürlich nicht die Rede; immerhin sind sie keine Temperenzler und bei allen findet man Wein oder Bier auf dem Tisch; letzteres erregte anfänglich meine Verwunderung und sogar mein Mißtrauen, das erst schwand, als ich bemerkte, daß — zufälligerweise — gerade die älteren und gesundesten Leute dasselbe dem Wein vorziehen. Aus eigener Erfahrung muß ich bekennen, daß ein Glas Wein bei Tisch und eine Flasche Bier am Abend dort drüben eine noch viel größere Annehmlichkeit — ich sage nicht: Notwendigkeit — sind als bei uns.

Alles Wasser, es sei zum Trinken, Kochen oder „Baden" (worunter nur eine Abwaschung zu verstehen ist), wird an der Küste aus Zisternen, die den Regen vom Hausdach sammeln, auf den Bergen aus den Quellen oder Bächen geschöpft, aus denen es auch die Schwarzen holen. Das Trinkwasser wird stets durch Kohle fil-

triert und ist dann recht wohl genießbar, wenn auch keineswegs ein kühler, erquickender Trunk. Wo Verdacht vorliegt, thut man gut daran, es vorher zu kochen, um etwaige Krankheitskeime zu vernichten, und zwar weniger solche der Mala ia (denn hier kommt das Wasser viel weniger in Betracht wie die Luft), als vielmehr diejenigen der Dysenterie. Letztere Krankheit habe ich, um nicht zu verwirren, bis jetzt nicht erwähnt; sie ist immerhin auch an der Goldküste wichtig genug, steht aber daselbst der Malaria (mit der sie übrigens in ihrem Wesen manche Aehnlichkeit hat) an Bedeutung erheblich nach.

Wenn wir oben auch dem Grade der Widerstandskraft des Einzelnen einen nicht geringen Einfluß zuerkannt haben, so werden wir nun auch diesem letzten Umstand, auf den wir einigermaßen einzuwirken vermögen, unsre volle Aufmerksamkeit widmen. Der Zeit nach kommt er ja zu allererst in Betracht, sogar noch vor der Aussendung. Die Frage ist: können wir einem ansehen, wie groß die Resistenz ist, die er besitzt? Und wenn wir, um sie zu beantworten, die Reihe derer betrachten, denen lange Zeit auszuharren vergönnt war, wenn wir wahrnehmen, welche großen Unterschiede sich bei ihnen zeigen, so müssen wir sagen: jener Vorzug kann weder an der Körpergröße, noch an der Entwicklung der Knochen oder Weichteile, noch an der Farbe von Haut, Augen und Haar, noch am Temperament oder an der Energie liegen, er muß etwas Besonderes sein. Auf der andern Seite aber gilt als ausgemacht, daß noch jeder, dessen Konstitution auch nur eine kleine schwache Stelle zeigte, in Afrika bald unterlegen ist. Zwar läßt sich leider nicht behaupten, daß auch die vorzüglichste Konstitution einigermaßen sicher vor dem Fieber schütze (werden doch bei uns häufig auch die Kräftigsten vom Typhus befallen!); aber doch werden wir, da dies zur Zeit der einzige Anhaltspunkt in dieser Hinsicht ist, uns mit Sorgfalt bemühen, nur solche auszusenden, von denen wir uns möglichst überzeugt haben, daß sie sich körperlich, geistig und gemütlich im stabilen Gleichgewicht befinden, das weder durch die erste beste Erkältung oder durch einen anstrengenden Marsch, noch durch eine fehlgeschlagene Hoffnung oder einen kleinlichen Aerger erschüttert wird. Auf solche Naturen läßt sich dann mit vollem Recht der Ausspruch Dr. Pechuel-Loesche's, eines der gediegensten und besonnensten Afrikaforscher, anwenden: „Wer wohl unterrichtet hinauszieht, den Kampf mit eigenartigen Verhältnissen zu wagen, weiß, daß er sich neuen Forderungen anzubequemen und vorsichtig zu leben hat. Dies bedenkend, mag er manches Jahr in der Ferne die eigne und zugleich die allgemeine Wohlfahrt fördern und sich dereinst in der Heimat der Vergangenheit freuen."

Bischof Hannington.

Jakob Hannington wurde geboren am 3. September 1847 in der Nähe von Brighton, wo sein Vater ein bedeutendes Geschäft hatte. Das Joch der Schule bekam er erst in seinem dreizehnten Jahr zu tragen. Bis dahin wurde er von Hauslehrern unterrichtet, die dem ausgelassenen Jungen nicht allzu viel Stubenhocken und Aufgabenmachen scheinen zugemutet zu haben. Seine Wildheit kannte keine Schranken. Ohne einen Schatten von Furcht stürzte er sich wieder und wieder in die ernstlichsten Lebensgefahren. An Gelegenheit dazu fehlte es weder zu Wasser noch zu Land. Sein Vater besaß eine schöne Jacht, die fleißig von der ganzen Familie benutzt wurde. Da kletterte denn schon der Siebenjährige unbeobachtet den Mast hinauf, bis er sich an einem Haken verfing und zwischen Himmel und Erde in der bedenklichsten Lage hängen blieb. Ein andermal saß er gemütlich auf dem oberen Hinterteil des Schiffes, dem sog. Hackbord, verlor aber das Gleichgewicht, fiel über Bord und wäre wohl ertrunken, wenn er nicht mit einem Fuß hängen geblieben wäre. Solche Geschichten wiederholten sich beständig. Zwölf Jahre alt, war er einmal beschäftigt Raketen zu machen, mit denen er etliche Wespennester in die Luft zu sprengen gedachte. Da geriet sein Pulvervorrat in Brand und es gab eine Explosion, die ihm den Daumen der linken Hand zerschmetterte. Das nur noch an einem Fetzen hängende Glied mußte sogleich amputiert werden und eine Zeitlang schien es, als wolle der Starrkrampf sich einstellen. Doch ging die Gefahr glücklich vorüber. Andere Krankheiten hatte er schon vorher bestanden, z. B. ein Nervenfieber, das er gleichzeitig mit seiner Schwester Phöbe bekam. Sie starb daran, er aber genas, nachdem er einen ganzen Monat lang bewußtlos dagelegen und hintennach noch einen Anfall von Gelbsucht bekommen hatte.

Mit 13 Jahren wurde er in eine gute Privatschule nach Brighton geschickt. Aber auch hier war es mit dem Lernen nicht viel. An den glänzendsten Gaben auch für das Studium war kein Mangel; die Unternehmungs- und Lebenslust aber ließ keinen Schulfleiß aufkommen. Natürlich war der tollkühne, lustige Junge der Liebling seiner Kameraden, bei denen er nur „der tolle Jakob" hieß. Und trotz seiner Faulheit mußten doch auch seine Lehrer ihn gern haben. Zwar setzte es manche harte Strafe. Aber erreicht wurde damit nicht viel. Und nach $2^1/_2$ Jahren schon nahm ihn der Vater aus der Schule, damit er nun das Geschäft lerne. Aber gelernt wurde auch hier nichts. Das Komptoir war dem jungen Hannington noch verhaßter als die Schule. Man versuchte es in allen Branchen, aber es wollte nirgends gehen. Die sechs Jahre seines Lebens, die er so

zubrachte, wären daher verlorene Zeit gewesen, wenn sie ihm nach seinem eigenen Ausspruch nicht „gewisse Kenntnisse und Erfahrungen in allem möglichen, nur nicht im Geschäft" eingetragen hätten. Mit der Geschäftslangeweile war es nämlich nicht so schrecklich. Die Hanningtons lebten damals ganz auf ihrer Jacht, meist bei Portsmouth; nur die Geschäftsstunden wurden von Vater und Sohn in Brighton zugebracht. Jeden Abend kehrte man „nach hause" zurück, und zu hause war es nie langweilig. Frau Hannington, eine feingebildete Dame, besaß ausgebreitete Kenntnisse in der Botanik, Geologie, Mineralogie und anderen Zweigen der Naturwissenschaft. Von all ihren Kindern hatte nur Jakob diese Neigungen geerbt. Mit ihm brachte sie daher stundenlang über dem Ordnen, Bestimmen und Untersuchen der gesammelten Blumen, Muscheln und Steine zu. Da waren beide in ihrem Element. Auch die Reiselust hatte Jakob von seiner Mutter geerbt. Wiederholt wurden auf der Familienjacht nicht nur kleinere Ausflüge, sondern größere Reisen gemacht. Einmal wurde das Mittelmeer befahren und daran schlossen sich Landpartien in Spanien, Italien und Nordafrika; dann wurde eine Rundreise um ganz Schottland gemacht; dann Frankreich, Deutschland, die Schweiz, Dänemark, ja sogar Rußland, Schweden und Norwegen besucht, so daß der junge Hannington bald alle Hauptstädte Europas gesehen hatte, nur Athen und Konstantinopel ausgenommen. Die Gewandtheit, Menschenkenntnis und Vielseitigkeit der Interessen, die er sich auf diesem Wege wie spielend zu eigen machte, sollten ihm später wohl zu statten kommen.

Aber einen eigentlichen Beruf hatte er noch immer nicht, und das Geschäftsleben stieß ihn je länger je mehr ab. Es schien ihm, als belache und bemitleide ihn jedermann, weil er ja doch nichts könne, als „Kuriositäten sammeln". So schrieb er an seinen Vater, er möchte ihn doch freilassen, es ziehe ihn in die Ferne hinaus. Die zärtlichen Eltern waren nicht wenig erschrocken. Die gute Mutter vergoß Ströme von Thränen bei dem bloßen Gedanken, „daß ihr Junge irgendwo hingehen könnte, wo es ihr nicht möglich sein würde, von Zeit zu Zeit nach ihm zu sehen". Das rührte ihn so, daß er „eine schwere Sünde" begangen zu haben glaubte und reumütig dem Geschäftszwang und den Wünschen seiner Eltern sich unterwarf, ja den Vorsatz faßte, dieselben nie zu verlassen!

Das war im Sommer 1867. Im Dezember desselben Jahres verrenkte er sich beim Ringkampf auf dem Turnplatz das Fußgelenk und zwar so heftig, daß es um's Haar einen Knochenbruch gegeben hätte. Der Doktor legte ihm die strengste Schonung auf: wenigstens 14 Tage lang dürfe er keinen Schritt thun. Aber noch am gleichen Abend ging Hannington getrost in die Leseprobe zu einer Theateraufführung, bei welcher er mitwirken sollte, und, als diese vorüber war, in ein Konzert, wo der „Messias" gegeben wurde, das Schönste,

was er bis dahin in Brighton gehört zu haben meinte. Natürlich wurde der Fuß hievon nicht besser. Das hielt ihn aber nicht ab, einige Tage später einen Esel zu besteigen, auf die Jagd zu gehen, ein paar Fasanen zu schießen und wer weiß was alles noch auszuführen. Am 23. Dezember verrenkte er sich den Fuß zum zweitenmal; aber so groß war seine Vergnügungssucht und sein jugendlicher Uebermut, daß er Tags darauf sich in den Sattel heben ließ und hinausritt, um bei einer Musterung von Jagdhunden und den damit verknüpften Belustigungen die Hauptrolle zu spielen. Ja, ehe er noch so weit war, daß er einen Stiefel anziehen konnte, begab er sich auf's Eis und führte, auf einem Fuß Schlittschuh laufend, die schwierigsten Kunststücke aus. Diese Proben mögen einen Begriff von dem Leben geben, wie der spätere Bischof es damals trieb. Von religiösen Interessen ist nichts zu merken. Und doch gehörte er einer Familie an, die von alters her streng baptistisch gesinnt war. Auch die baptistische Kapelle in Brighton war von einem Oberst Hannington gestiftet worden. Hier hat unser Freund wohl manche erweckliche Predigt gehört und wohl auch manche Eindrücke empfangen. Ob er aber je für seine eigene Person ein eifriger Baptist gewesen, ja, ob er auch nur als Baptist sich hat taufen lassen, ist aus unserer sonst gut unterrichteten Quelle (The Record vom 19. Februar 1886) nicht zu ersehen. Im Jahr 1868 trat er zur anglikanischen Kirche über und empfing am 5. Juli zum erstenmal das hl. Abendmahl. Aber selbst dieser Schritt scheint keine tieferen religiösen Motive gehabt zu haben. Er war mit allerlei Herren und Damen bekannt geworden, die zur „Kirche" gehörten; auch mit einigen hochkirchlichen Pfarrern und Studenten hatte er Umgang. So mag er allmählich Gefallen an dem äußerlich imponierenden und so vielfach bestechenden, im Gewande feiner Bildung, nobler Gesellschaft und ästhetischer Formen sich zeigenden Kirchentum gefunden haben, und da es ihn immer noch von der Kaufmannschaft weg in einen anderen Beruf zog, so fing jetzt der geistliche Stand ihm in einem gewissen idealen Lichte zu erscheinen an. Aus einigen Gesprächen mit seiner Mutter konnte er schließen, daß diese ihm kein Hindernis in den Weg legen würde. So kam es denn — wie es scheint, gleichzeitig — zum Eintritt in die Kirche und zum Entschluß, Theologie zu studieren. „Ich glaube, daß Gott mit mir ist" — das ist alles, was er damals in sein Tagebuch schreiben konnte. An eigentlichem christlichen Leben scheint es ihm damals noch ganz gefehlt zu haben. Beim ersten Abendmahlsgang ist er wohl ernst gestimmt und zur Selbstprüfung geneigt und einige Tage darauf regt die Lektüre eines Märchens ihn zu tieferm Nachdenken über sich selbst an, auch „erfrischt" er sich im Gebet und kann dann „besser arbeiten". Von Sünde und von Vergebung, von einer Nachfolge Jesu aber ist noch nichts zu merken.

In seinem äußeren Leben freilich trat nun doch eine große Veränderung ein. Er gab jetzt die Kaufmannschaft für immer auf, nahm seinen Abschied aus dem Freiwilligen-Corps, wo er mit Auszeichnung als Artillerie-Offizier gedient und sich die begeisterte Anhänglichkeit seiner Leute erworben hatte, fing wieder an zu studieren, machte sein Maturitäts-Examen an der Universität Oxford und zog sich dann in ein stilles Land-Pfarrhaus in Martinhoe zurück, wo er mit mehreren andern Predigtamts-Aspiranten in die Anfangsgründe der Theologie (?) eingeführt wurde. Am Vormittag wurde fleißig gelesen und gelernt, der ganze Rest des Tages aber mit athletischen Uebungen und Spaziergängen in der herrlichen Umgebung zugebracht. Aehnlich ging es dann später auf der Universität (Oxford), wo Hannington bald im Bootfahren, im Turnen, im Cricketspiel und in allen möglichen andern Dingen Nr. 1 war. Zu den Ferien ging er meist nach Martinhoe, und eine unfreiwillige Vakanz brachte ihm die Krankheit und der Tod seiner heißgeliebten Mutter im Jahr 1872. Trotz aller Abhaltungen und Unterbrechungen bestand er aber doch im Juni 1873 mit Ehren das Baccalaureatsexamen. Im September sollte er ordiniert werden, und zwar durch den Bischof von Exeter. Vorher mußte noch ein kleines theologisches Dienstexamen gemacht werden. Dasselbe fand 8 Tage früher statt als ursprünglich ausgemacht war, und gerade auf diese 8 Tage hatte Hannington das Studium des Kirchengebetbuches verschoben, welches bei diesem Schlußexamen die Hauptrolle spielt. Zugleich wurde er unwohl und die Folge war, daß er durchfiel! Diese demütigende Erfahrung mag ihm heilsam gewesen sein. Er wäre nun gerne der Ordination ganz aus dem Wege gegangen, in seinem Herzen aber hieß es — ja er glaubte die Worte in seinen Ohren gellen zu hören: „Wer seine Hand an den Pflug legt und siehet zurück, der ist nicht geschickt zum Reich Gottes." So machte er denn das Examen zum zweitenmal und erhielt am 1. März 1874 in Exeter die bischöfliche Weihe zum Predigtamt. „So bin ich denn ein Pfarrer," schrieb er in sein Tagebuch, „und die Welt muß in mir gekreuzigt werden. O Gott, schenke mir deinen Geist, sonst muß ich fallen, muß zu grunde gehen!" Auch seine erste Predigt, die er über Lukas 16, 31 in seiner Heimat halten sollte, trieb ihn recht ins Gebet. Eine glänzende Leistung scheint sie nicht gewesen zu sein; er selbst meinte später, sie sei nicht einmal evangelisch „gesund" gewesen, weßwegen er auch das Manuskript verbrannte.

Der gute Mann war eben selbst noch nicht bekehrt. Aber die Gnadenstunde war nicht mehr fern. Einer seiner Studiengenossen, der nun auch schon im Amt stand, hatte ihn brieflich auf die Notwendigkeit der Bekehrung hingewiesen. Der Brief hatte großen Eindruck auf Hannington gemacht. Zu einer Antwort aber konnte er sich nicht aufraffen. Er suchte und kämpfte, aber das ersehnte Licht

wollte sich nicht zeigen Da schrieb er endlich an seinen Freund, dankte ihm für seinen Zuspruch, klagte ihm seine Not und bat ihn, wo möglich doch selbst zu ihm zu kommen. Ja, er flehte zu Gott, daß er ihm doch den treuen Freund jetzt als einen Ananias senden und durch ihn ihm die Augen aufthun möchte. Der Freund aber konnte nicht kommen. Er sandte als stellvertretenden Ratgeber nur ein Buch; das müsse Hannington lesen. Dieser aber war in Verzweiflung. Gott hatte ja sein Gebet nicht erhört, vielleicht wollte er nichts von ihm!? Doch, da war ja das Buch! Hannington öffnete es. Es war das bekannte „Gnade und Wahrheit" von dem edlen (erst im letzten Jahr durch einen Sturz um's Leben gekommenen) Mackay, ein Buch, das schon vielen Suchenden ein Wegweiser zu Christo geworden ist und das auch in deutscher Uebersetzung (bei C. F. Spittler) schon Segen gestiftet hat. Hannington war entschlossen, jede Zeile aufmerksam zu lesen. Aber schon die Vorrede schreckte ihn ab. Der Verfasser hatte da einen exegetischen Schnitzer gemacht (über Matth. 15, 27, wo er aus der ungenauen englischen Uebersetzung Kapital schlägt für das, was er gerade beweisen will). Das war genug. Hannington warf das Buch auf die Seite und las kein Wort mehr darin. Nach einiger Zeit hatte er eine Reise zu machen. Es war möglich, daß er seinem Freunde begegnete, und wenn dieser ihn nach dem Buche fragen würde, so wollte er es doch gelesen haben. So nahm er es mit sich, aber gleich das erstemal, als er wieder darin lesen wollte, erregte es ihm solchen Ekel, daß er es weit von sich warf. Er sollte das Buch aber nicht wieder los werden. Nach einigen Wochen machte er einen neuen Versuch damit, las ein Kapitel ums andere durch und kam endlich an den Abschnitt, der von der Gewißheit der Sündenvergebung handelt. Jetzt fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. Er sprang aus dem Bett heraus — denn er hatte im Bett liegend gelesen — und hüpfte vor Freuden im Zimmer herum! So groß war seine Ueberraschung über die neue Gewißheit, daß der Heiland auch für ihn gestorben und daß er nichts zu thun habe, als seine Gnade gelten zu lassen. Er dankte Gott und hat von der Stunde an — um es mit seinen eigenen Worten zu sagen — „unter dem Schatten Seiner Flügel getraut in dem zuversichtlichen Glauben, daß ich Sein bin und Er mein."

Das war im Spätjahr 1874. Bald darauf hielt er, von dem gleichen Freund dazu angetrieben, seine erste freie Predigt, während es sonst in der englischen Kirche allgemein üblich ist, eine geschriebene Predigt vorzulesen. Das mit viel Furcht und Zittern unternommene Wagnis gelang so gut, daß er später nie wieder eine Predigt gelesen hat, obgleich er sich immer sorgfältig vorzubereiten pflegte. Im Jahr 1875 avancierte er zum M. A. (magister artium), diente einige Monate als Vikar und wurde dann Pfarrer in Hurst, wo

ihm sofort Seelen geschenkt wurden, die durch seine Wirksamkeit aus dem Tode zum Leben kamen. Bibelstunden wurden eingeführt, ein Mäßigkeitsverein gegründet, Sonntagsschule gehalten und vor allem durch Hausbesuche das Evangelium den Einzelnen nahe gebracht. Des Abends hatte er fast immer etliche Knaben und Jünglinge um sich, denen er Unterricht gab oder sonst zur Verfügung stand. Einer lernte bei ihm Harfe spielen, eines andern Herz gewann er durch ein seltenes Vogelnest, das er ihm schenkte. Vier von diesen jungen Leuten haben sich später in die Mission gemeldet und zwei wurden angenommen. Andere sind jetzt in der innern Mission thätig. Der Kirchenbesuch nahm so zu, daß auch die Gänge voller Stühle gestellt werden mußten und doch nicht alle, die herzuströmten, Platz fanden.

Im Jahr 1876 bestand Hannington vor dem Bischof von Manchester mit hoher Auszeichnung das zweite Dienstexamen und erhielt hierauf die in der anglikanischen Kirche übliche zweite Ordination, die sogenannte Priesterweihe. Das Jahr darauf trat er mit Fräulein Turvin, einer gleichgesinnten Christin, in die Ehe, und nun gab es wohl auf dem ganzen Erdenrund keinen glücklicheren, gesegneteren und zufriedneren Menschen, als den einst so lebenslustigen und doch so unbefriedigten jungen »gentleman«. Aber gerade solche Leute kann der Herr für seine „anderen" Schafe brauchen. Aus dem Landpfarrer sollte ein Heidenmissionar werden.

Am 15. November 1875 war jener berühmte Brief Stanley's in einer Londoner Zeitung erschienen, worin er das „fromme England" aufrief zu einer Mission bei dem König Mtesa von Uganda. Wenige Tage später hatten einige wohlhabende Missionsfreunde bereits 3–400,000 Mk. für diesen Zweck zusammengelegt und im Juni 1876 stand eine wohlausgerüstete Missionskarawane an der Ostküste Afrika's bereit, den Marsch in's Innere anzutreten. Es waren 8 Europäer. Aber einer starb schon an der Küste, ein zweiter am Südende des Viktoria Njanza, zwei andere mußten schwer krank den Rückweg antreten, und von den vier übrigen wurden im Dezember 1877 zwei auf der Insel Ukerewe getötet: Smith und O'Neill. Der König dieser Insel hatte Streit mit einem arabischen Kaufmann gekriegt; der Muhammedaner suchte Schutz bei den christlichen Missionaren und diese in ihrer heldenmütigen Ritterlichkeit weigerten sich, ihn dem barbarischen Monarchen wieder auszuliefern. Diese ihre Menschlichkeit mußten sie mit dem Tode büßen — der schwerste Schlag, der bis dahin die junge Mission betroffen hatte. Als die Kunde davon nach England kam, da verzagte wohl manches Herz an dem kühnen Unternehmen. In unserem Hannington aber entflammte jetzt erst recht die Begeisterung für das heilige Missionswerk. Mit fast unwiderstehlicher Gewalt drang es ihn, hinauszuziehen nach Afrika und an die Stelle der Gefallenen zu treten. Aber vier volle Jahre wartete er in Geduld, bis er gewiß geworden, daß es kein

falsches, kein eigenes Feuer war, das ihm das Innerste ergriffen hatte. So stellte er sich denn im Februar 1882 der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft für die Uganda-Mission zur Verfügung.

Es handelte sich damals gerade um die Aussendung einer neuen Expedition nach Ostinnerafrika. Fünf junge Brüder, vier Geistliche und ein Laiengehilfe, waren dafür bestimmt. Ein älterer Missionar, der sie hätte anführen und in ihre neuen Arbeitsgebiete einführen können, stand gerade nicht zur Verfügung. So war man denn doppelt froh an dem vielgereisten, energischen und nun doch schon 35 Jahre alten Hannington. Er sollte zunächst einmal unter Zurücklassung seiner Familie die jungen Brüder an ihren Bestimmungsort geleiten und dann nach Hause zurückkehren. So war es ausgemacht. Im Mai fand der Aufbruch statt. In feierlicher Versammlung wurden die Ausziehenden vom Komite der Missionsgesellschaft verabschiedet und mit den nötigen Instruktionen versehen. Aus dieser Versammlung — noch ehe sie zuende war — mußte Hannington auf den Bahnhof eilen, um noch am gleichen Abend nach Hurst zu gelangen und hier seine Abschiedspredigt zu halten. Bis Mitternacht hielten seine Pfarrkinder ihn in der Kirche fest. Es gab einen herzzerreißenden Abschied. Am anderen Morgen aber war Hannington schon wieder in London und die große Reise nahm ihren Anfang. Unterwegs wurde eifrig Suahili gelernt, so daß Hannington bei seiner Ankunft in Sansibar sich schon ein wenig in dieser Sprache verständlich machen konnte. Nachdem er hier dem englischen Konsul und dem arabischen Sultan seine Aufwartung gemacht und in der Missionskirche gepredigt hatte, ging es in einem elenden kleinen Segelschiff hinüber an das afrikanische Festland nach Saadani. Natürlich lief das Schiff auf den Sand und Hannington mußte das Ufer schwimmend erreichen. Bald war die Karawane — 500 Schwarze, die unter anderem auch ein großes Boot zu tragen hatten, das dann auf dem See flott gemacht werden sollte — organisiert, und am 30. Juni wurde die Landreise begonnen. Anfangs ging alles gut. Die ganze Gesellschaft war wohl und vergnügt. Die Zelte, die Betten, die ganze Ausrüstung erwies sich als so praktisch und bequem, daß Hannington schon meinte, es werde — für seine Person wenigstens — wohl noch größerer Hitze, des Fiebers und des Hungerleidens bedürfen, damit es dem Fleische nicht zu wohl werde. Nun, mit diesem Wohlsein hatte es nur zu bald ein Ende. Schon am zweiten oder dritten Halteplatz war das Wasser von der Art, daß man nicht wußte, ob man's mit Gefäßen schöpfen oder mit Messern schneiden sollte. Ein Träger wurde von Räubern getötet und seine Last gestohlen. Beim Passieren der Flüsse gab es unfreiwillige Bäder. Mit den Moskitos war auch nicht zu spassen. Doch wurde der erste Teil des Weges durch das Fluß- und morastige Uferland bis zu der bereits 1000 Meter über dem Meer im Hochland von Usagara

gelegenen Missionsstation Mamboia ohne weiteren Unglücksfall zurückgelegt. Hier rastete man 4 Tage, auf der nächsten Station Mpuapua 2 Tage. An Abenteuern auf dem Wege fehlte es aber auch hier nicht. Das gefährlichste war ein Fall, den Hannington in eine Fanggrube that, die 9 Fuß tief und so steil war, daß er sich nicht allein herausarbeiten konnte, sondern um Hilfe schreien mußte. Ein Glück war es noch, daß keine Speere oder spitzige Pfähle darin aufgestellt waren, wie sonst häufig von den Jägern geschieht, damit die hineinfallenden Löwen oder Flußpferde gleich gespießt werden. Schlimmer wurde es in der dritten Region, die zu durchwandern war, in der heißen Wüste von Ugogo. Hier bekam Hannington Fieber, fiel aus einer Ohnmacht in die andere und schwebte drei Tage zwischen Tod und Leben. Als das Schwerste überstanden schien, mußte er sich in eine Hängematte legen und sich tragen lassen, was gar nicht nach seinem Geschmack war. Trotz der größten Schwäche zwang er sich einmal, doch wieder zwei Stunden lang zu Fuß zu gehen, weil er es in der Hängematte absolut nicht mehr aushalten konnte. Einmal waren seine Schmerzen so groß, daß er seine Gefährten bat, ihn doch ganz allein zu lassen, damit er ungeniert schreien könne! Endlich, am 22. August, war dieser schwerste Teil der Reise überstanden und die dritte Missionsstation Uyui, wo zwei der Reisenden nun bleiben sollten, wurde erreicht. Inzwischen aber hatte sich Hannington's Zustand so verschlimmert, daß er zunächst nicht weiter konnte, sondern 6 Wochen lang das Bett hüten mußte. Schon sprachen ihm die Brüder zu, er solle doch sein Leben nicht weiter aufs Spiel setzen, sondern durch schleunige Rückkehr an die Küste dasselbe noch zu retten suchen. Doch davon wollte er nichts wissen. Er war ja dazu berufen, den anderen voranzugehen und ihnen ein Beispiel der Ausdauer, des Mutes und der Selbstaufopferung zu geben. So raffte er sich denn auf und zog den Seinen voran durch das ganze Unjamwesi-Land über Urambo bis an das Südende des Viktoria Njanza, das am 8. November 1882 erreicht wurde.

Hier, hoffte man, werde es besser gehen; aber fast die ganze Gesellschaft bekam ein Fieber ums andere und namentlich Hannington ging es so schlecht, daß er endlich, um den anderen nicht länger zur Last zu fallen, ihren Vorstellungen nachgab und sich zur Umkehr entschloß. „Das war eine schwere Zeit. Aber, wenn's sein muß, dann in Gottes Namen rechtsum!“ Schwer enttäuscht und gedemütigt trat er die Rückreise an. Aber jetzt verschlimmerte sich die Krankheit. Bis dahin hatte ihn der Blick auf das vor ihm liegende Ziel noch aufrecht gehalten. Nun aber kam er sich vor wie ein Deserteur, und diese Stimmung war begreiflicherweise nicht geeignet, die Widerstandskraft gegen das Fieber zu verstärken. Täglich erwartete man sein Ende, und zweimal legten die Träger den — wie sie meinten — leblosen Körper auf den Boden und liefen davon, nicht

willens, sich mit einem Leichnam noch weiter zu plagen. Aber beidemal erholte der also Verlassene sich wieder und konnte unter unsäglichen Anstrengungen die Karawane wieder erreichen. „Jetzt ist es wie ein Traum“, konnte er später erzählen; „aber es waren oft kaum erträgliche Mühsale, durch die ich Einsamer von Gottes Hand getragen wurde“. Ja, von Gottes Hand wußte er sich getragen. „Meister muß sterben, muß gewiß sterben“, rief einmal sein schwarzer Diener, „wie kommt es, daß Meister immer so heiter ist? Schwarzer Mann würde niederliegen am Weg und würde verenden wie ein Schaf!“ Doch genug von diesem wehmütigen Rückzug. Näheres darüber findet sich im Calwer „Missionsblatt für Kinder“, wo auch einige der karrikaturartigen Federzeichnungen zu sehen sind, mit denen der humoristische Hannington selbst noch seinen Reisebericht geschmückt hat und die besser als alle Beschreibungen wie in die Komik, so auch in die Tragik des afrikanischen Wanderlebens einen Blick gewähren.

Im Juni 1883 war Hannington wieder in England. Die Freude der Seinigen war groß, als sie ihn lebendig wieder hatten. Er selbst aber konnte sich's kaum verzeihen, daß er „in einer schwachen Stunde zurückgesehen“, nachdem er in Afrika „wohl manches gelitten, aber — nichts geleistet.“ Seine Auftraggeber waren anderer Meinung. Aber um menschliches Lob war es ihm nicht zu thun. Er wollte nur schaffen so lange es Tag war. Und so benützte er denn seine rasch zurückkehrende Kraft zu einer ausgedehnten Thätigkeit als Missionsreiseprediger in der Heimat. Da ist manches Herz für die Mission gewonnen worden. Auch seine Reisebeschreibung, die in mehreren öffentlichen Blättern gedruckt wurde, machte großen Eindruck. Jedermann spürte, daß man's hier nicht mit einem süßlichen Missionsschwätzer, sondern mit einem ganzen Mann in Christo zu thun hatte. Wie gut hätte man einen solchen in England brauchen können! wie gern hätten die Seinigen ihn bei sich behalten! Aber noch war kein Jahr seit seiner Rückkehr verflossen, da erging an ihn der Ruf, noch einmal hinauszuziehen nach Afrika, und zwar diesmal als Bischof für die ganze ost-innerafrikanische Mission. Ihr ein solches Oberhaupt zu verschaffen, war schon lange geplant worden. Jetzt schien der rechte Augenblick dazu gekommen, der rechte Mann gefunden. Am 24. Juni 1884 wurde also Hannington zum „Bischof von Mombas“ geweiht und im Oktober sagte er der Heimat Lebewohl — ach, auf Nimmerwiedersehen! Seine Frau mit vier Kindern, das letzte erst $1\frac{1}{2}$ Jahr alt, mußten natürlich auch diesmal zurückbleiben.

Die Reise ging nun zunächst nach Palästina, wo Hannington im Auftrag des Erzbischofs von Canterbury mehrere Konfirmationen und eine Ordination zu halten und zugleich die Stationen der englisch-kirchlichen Gesellschaft zu visitieren hatte. Am 28. Oktober landete er in Beirut, pedigte in der Kapelle der amerikanischen Pres-

byterianer, teilte das Abendmahl aus, konfirmierte 5 Personen und hielt eine Ansprache an mehr als 300 Sonntagsschüler, besuchte die Britisch-Syrischen Schulen, die Anstalten der amerikanischen Mission, ging dann nach Damaskus, hatte eine Zusammenkunft mit den drusischen Häuptlingen und gelangte am 20. Dezember über Tiberias, Nazareth — wo er 32 Konfirmanden einsegnete — und Nablus nach Jerusalem, besuchte von hieraus Jericho und Bethlehem, ordinierte am 28. zwei Kandidaten der Londoner Judenmissionsgesellschaft und drei Angestellte der englisch-kirchlichen Mission, darunter zwei Eingeborne, und schiffte sich am 1. Januar 1885 in Jaffa ein, um nach Port Said und von da durchs Rote Meer an seinen eigentlichen Bestimmungsort zu gelangen.

Ende Januar hatte er Mombas erreicht, machte von hier einen Abstecher nach Sansibar und nach Magila, um dann in Freretown seine eigentliche Thätigkeit aufzunehmen. Vor allem galt es nun, die verschiedenen ihm unterstellten Stationen zu besuchen, alles kennen zu lernen, mit den Missionaren zu konferieren, mit eingebornen Häuptlingen zu verhandeln, Rat zu erteilen, allerlei Anordnungen zu treffen u. s. f. Wir haben keine Zeit, ihn nach Sagalla in's Taita-Land, nach Taweta im Tschagga-Land und an den Fuß des Kilimandscharo, nach Kisulutini, Kamlikeni und Fulladojo zu begleiten. Es war erstaunlich, wieviel ihm der liebe Gott in kurzer Zeit gelingen ließ und wie gesund er bei all diesen Anstrengungen blieb. Am 31. Mai durfte er die ersten Geistlichen aus den Eingebornen in Freretown ordinieren, zwei befreite Sklavenjungen, die in Nasik ihre Bildung erhalten und dann in der ostafrikanischen Mission als treue Katechisten sich bewährt hatten: William Henry Jones und Ismael Michael Semler. Am 13. Juni folgte die Einsegnung von 33 Konfirmanden, am 14. die zweite Weihe des Missionars Price von Mpuapua, und am 22. Juli wurde die große Reise nach Uganda angetreten.

Der Bischof war entschlossen, einen neuen Weg dorthin zu bahnen. Bisher war man immer im weiten Bogen durch Usagara, Ugogo und (Unjamwesi oder) Usukuma an das Südende des Viktoria Njanza und von da zu Schiff über den See nach Uganda gereist, dem Karawanenweg der arabischen Händler folgend. Der direkte Weg von Mombas am Kilimandscharo vorbei und durch das Masai-Land hindurch galt für unpassierbar, hauptsächlich wegen des räuberischen Charakters der Masai. Nun hatte aber vor nicht langer Zeit der englische Reisende Thomson vom Nordostende des Viktoria Njanza (Kawirondo) sich auf eben diesem Wege bis an die Küste durchgeschlagen. Warum sollte es Hannington nicht möglich sein, in umgekehrter Richtung den gleichen Weg zu machen? Wohl wußte er, daß Herr Thomson aufs entschiedenste von einem solchen Versuche abgeraten hatte, weil dieser allerdings kürzere und gesundere Weg

durch die Feindseligkeit der Eingebornen und durch die natürlichen Hindernisse, welche die Gebirge dem Reisenden in den Weg legen, eben doch so gut wie verschlossen sei. Aber das schreckte den kühnen Bischof nicht ab. Er kannte die Gefahr, aber sich fürchten war seine Sache nicht. Ehe die Missionsgesellschaft Zeit hatte, ein etwaiges Veto einzulegen, war er schon unterwegs. Die Verantwortung wollte er allein tragen. Nur der neuordinierte schwarze Missionar Jones und eine Schaar eingeborner Träger gingen mit. „Die Brüder meinen," so schreibt er an das Komite in London, „Sie würden ruhiger sein, wenn ich nicht ganz allein reise. Aber ich bin nie allein, denn Er ist stets bei mir." Und im letzten Brief (vom 10. Aug.): „Noch 3 Tagereisen bis Ulu, wo die Einwohner, wie wir vernehmen, vor Hunger sterben. Wenn das richtig ist, werden auch wir nur mit genauer Not durchkommen. An Wild scheint es gänzlich zu fehlen. Meine eine große Furcht ist Mangel an Nahrungsmitteln. Hätte ich mit 50 Mann weniger (d. h. ganz allein) reisen können oder dürfen, so wäre ich weniger verzagt; so aber ist ein Rückzug fast unmöglich, und ‚schnell voran, mit Gottes Hilfe!' muß unsere Losung sein. Bis hieher hat Er uns geholfen und Er wird auch weiter helfen. Kerzen und Lampenöl haben wir vergessen mitzunehmen und meine Uhr ist, um mit den Eingebornen zu reden, gestorben; so ist also Hochwürden, wie Jones sich ausdrückt, sehr arm. Aber ich denke, es wird so gerade recht sein, und wie alle Dinge uns zum Besten dienen müssen, so auch dieses. Ich wache nun nicht 2—3 Mal in jeder Nacht auf, um zu sehen, wieviel Uhr es ist, und ich sitze abends nicht lange auf, um zu lesen und so mich und mein Zelt in Feuersgefahr zu bringen." Ungefähr 14 Tage vorher hatte er geschrieben: „Ich stecke tief in den Nöten des Reiselebens und ich muß gestehen, daß die Aussichten trüb sind; allerlei Schwierigkeiten türmen sich auf wie nie zuvor: Hungersnot, Fahnenflucht, Verrat und noch etliche weitere Gespenster grinsen mich schauerlich an und doch, bei alle dem, habe ich die beste Laune von der Welt und bin des Erfolgs gewiß, obschon derselbe ja wohl auf eine etwas andere Art kommen mag, als wir erwarten..... Bitte, vergessen Sie nicht: ich bin ausgezogen nicht als ein Held, der die Gefahr sucht, sondern viel eher wie ein Feigling, der die Beschwerden des früheren Reisewegs schon kennt und vor ihnen Reißaus nimmt. O selbstsüchtiger Sterblicher! Doch — verzeihen Sie. Es ist lustig, 7, 8, 9, 10, 15 Stunden so in einem Ruck in Afrika marschieren zu können, sich dann auf den Boden zu werfen ohne Zelt und ohne Bett und — ohne Furcht vor einem Fieber (im gesunden Bergland?). Und nun zum Schluß möchte ich Sie bitten, jedes Scherflein von Fürbitte, das Sie etwa übrig haben, mir zuzuwenden. Sie müssen mir die Hände halten, damit sie nicht sinken. Sollte dies das letzte Kapitel meiner irdischen Lebensgeschichte sein, nun so ist ja das nächste das

erste Blatt der himmlischen — ohne Kleckse und ohne Flecken — alles in schönstem Zusammenhang, in seligem Umgang mit dem Lamm!" Dieser Brief wurde geschrieben nach einem 16 Stunden langen Marsch, und der Ausdruck „in schönstem Zusammenhang" ist eine Anspielung auf den abgerissenen, unzusammenhängenden Charakter eben dieses Schreibens.

Und das ist so ziemlich alles, was bis jetzt über die Reise des Bischofs von seiner eigenen Hand nach Europa gelangt ist. Alles weitere ist in tiefes Dunkel gehüllt, und da, wo — am Schlusse der Reise — wieder einige Lichtstrahlen auf seinen Weg fallen, da beleuchten sie nicht mehr den rastlos voranstürmenden Bahnbrecher, sondern einen Märtyrer, der zur Schlachtbank geführt wird!

Am Neujahrstag 1886 traf in London ein Telegramm aus Sansibar ein, welches meldete: „Bischof Hannington ist auf Befehl des Königs zwei Tagereisen vor Uganda gefangen genommen worden, und nach den letzten Berichten hat der König heimliche Ordre zur Hinrichtung desselben gegeben." Das Missionskomite war auf diese Nachricht nicht unvorbereitet. Am 21. Dezember hatte es Briefe aus Uganda erhalten, die bis zum 30. Oktober reichten und folgendes meldeten: Mitte September hatten die Missionare in Uganda von der Küste her vernommen, daß der Bischof von Mombas aufgebrochen sei, um auf dem geradesten Wege nach Uganda zu gelangen. Sie baten nun sogleich den König um Erlaubnis, in ihrem Boote an das Nordende des Sees gehen, den Bischof dort empfangen und ihn dann nach Uganda geleiten zu dürfen. Aber der König und seine Räte, denen jeder auf dem Landweg und zumal vom Masai-Land her nach Uganda Kommende als ein Feind gilt und die überdies durch die soeben eingetroffene Kunde vom Erscheinen der Deutschen in Sansibar und von ihrem Vorgehen in Ostafrika alarmiert waren, verweigerten die Erlaubnis. Große Aufregung herrschte. Die Missionsfeinde schürten das Feuer. Bisher hatte man alle Verdächtigungen, als wollten die Weißen das Land „aufessen", mit der Bemerkung niederschlagen können: wenn das ihre Absicht wäre, so würden sie doch mit der Küste den Anfang machen! Nun aber hatten ja die Deutschen diesen Anfang gemacht, und was konnte klarer sein, als daß der angebliche Bischof als Eroberer oder doch als Spion auf Uganda losmarschiere!? Lange wurde beraten, was zu thun sei, und endlich beschloß man, einen Offizier abzusenden, der den Bischof in Empfang nehmen, ihn ans Südende des Sees bringen und dann zurückkehren sollte, um dem König zu berichten.

Als nun das Telegramm kam, konnte man meinen, die darin erwähnte Gefangennehmung sei nichts als die Ausführung des obigen Beschlusses. Die Angabe aber, daß dieselbe nur zwei Tagereisen von Uganda stattgefunden, legte die Vermutung nahe, daß der Königsbote den Bischof verfehlt, dieser aber geradeswegs nach Uganda weiter

marschiert und vom erschreckten König mit dem Tode bedroht worden sei. So legte man sich die Sache zurecht und tröstete sich mit der Hoffnung, daß der wankelmütige junge König doch nicht zu dem Aeußersten werde fortgeschritten sein. Aber siehe da! am 7. Februar, als eben viele Tausende in ganz England sich zusammengethan hatten, um eine Art Missionswoche zu feiern, da kam aus Mombas das zweite kurze Telegramm: „Jones zurück. Bischof ohne Zweifel ermordet." Es wurde zurücktelegraphiert: „Wer sind die Augenzeugen? wann? wo?" und nur zu bald, am 12. Februar, kam (aus Sansibar) die Antwort: „Usoga, am 31. Oktober, zwei Augenzeugen hier; der Bischof mit 50 Mann vorrückend gefangen genommen am achten Tag; die Uganda-Boten zurückgekehrt; alle zur Hinrichtung abgeführt; vier entronnen; Jones gewartet in Kawirondo, wartet auf Karawane zwei Monate."

Hienach kann kein Zweifel mehr bleiben: zwei Schwarze aus Hanningtons Gefolge, welchen es später gelang, ihr Leben durch die Flucht zu retten, sind Augenzeugen davon gewesen, daß er am 31. Oktober in Usoga (im Telegramm „Usogua", wohl nur ein Schreibfehler) ist getötet worden. Dazu sind am 15. Februar neue Briefe angekommen, welche ein Bild von den Vorgängen in Uganda bis zum 27. Oktober 1885 entwerfen und es nur allzu wahrscheinlich machen, daß allerdings am 31. das Schreckliche wird geschehen sein. Es sind eben die Briefe, auf Grund von welchen jenes erste Telegramm in Sansibar formuliert und nach England gesandt wurde. Ihr Inhalt ist folgender:

Am 24. Oktober kommt die Kunde nach Uganda (d. h. in die Hauptstadt), Bischof Hannington sei mit noch einem Engländer und etwa 20 Schwarzen in Usoga eingetroffen; dort habe ihn ein Uganda-Häuptling, der sich gerade in jener Gegend aufgehalten, gefangen genommen und dem Herrscher von Usoga, einem Vasallen Muangas, übergeben. Beide seien in den Stock gelegt worden und zwar nicht nur mit den Füßen oder Händen, sondern mit Füßen, Händen und Hals. Der Bischof sei überdies krank und nehme nichts zu sich als Milch. — Die Missionare wissen nicht, wer der andere Weiße sein kann; sie vermuten, es möchte Herr Fitch sein, ein junger Geistlicher, den Hannington für die Mission gewonnen und mit sich nach Afrika genommen. An der Identität des Bischofs aber haben sie keinen Zweifel, da die Boten berichten, ihm fehle der Daumen der linken Hand (siehe S. 148). — Nun hält der König Rat mit seinen Großen und das Resultat ist, daß am 25. Oktober eine Mannschaft nach Usoga abgeht mit dem heimlich gehaltenen, aber ganz bestimmten Befehl, den Bischof und alle seine Begleiter zu töten, ihre Sachen aber in die Hauptstadt zu bringen. Daß dieser Befehl wirklich gegeben worden, wissen die Missionare durch ihre Anhänger bei Hofe, welche sich ein Vergnügen daraus machen, ihnen alles, was

dort sie betreffendes vorgeht, getreulich per Billet zu berichten. Sie eilen zum König, ihm Vorstellungen zu machen; aber er empfängt sie nicht. Die französischen Priester werden zwar vorgelassen; aber ihre Warnungen helfen nichts. Des Bischofs Tod bleibt eine beschlossene Sache; zugleich aber soll der Schein gewahrt werden, als habe ihn Muanga nur nicht in sein Land hineingelassen und als sei der Häuptling von Usoga der eigentliche Mörder! — Die Missionare selbst sind thatsächlich Gefangene des Königs, die keine Tagereise weit von ihrer Wohnung sich entfernen dürfen, ohne einen königlichen Beamten bei sich zu haben; sie sind täglich auf das Schlimmste gefaßt und überzeugt, daß, wenn der Bischof getötet wird, die Reihe sehr bald auch an sie kommen werde; es tröstet sie aber, daß nicht nur in England für sie und den Bischof gebetet wird, sondern daß selbst in Uganda manch brünstiges Gebet von schwarzen Lippen um ihre Rettung aufsteigt; sie warten daher getrost, wie die Dinge sich weiter gestalten werden, und hoffen nur, daß, wenn sie sterben müssen, ihr Tod doch zur Aufschließung Afrikas etwas beitragen werde. Ihre Briefe (an den englischen Konsul in Sansibar und ans Komite in London) senden sie heimlich unter dem Siegel der französischen Priester, die, einstweilen noch beim König in Gnaden, doch auch in größter Lebensgefahr sich befinden.

Die Lage ist also eine überaus kritische, der Fortbestand der ganzen Uganda-Mission mehr als in Frage gestellt. Und wie ist es soweit gekommen? Was sind zunächst die Ursachen und die Motive, welche zu des Bischofs Ermordung geführt haben? Woher insbesondere das Mißtrauen und die Angst des Königs?

1) Jeder, der nicht über den See, sondern von Usoga her nach Uganda kommt, gilt als ein Landesfeind. Es ist eine gewöhnliche Rede in Uganda, daß wer von Usoga her komme, durch eine Hinterthüre (wörtlich „hinter des Königs Haus her") komme. Schon als der Reisende Thomson (1884) in der Nähe von Usoga erschienen war, hatte dies in Uganda die größte Bestürzung zur Folge, und die Ermordung jener drei Waganda-Christen, sowie die gleichzeitige Vergewaltigung der Missionare (1885) ist wesentlich aus dem damals erregten Mißtrauen zu erklären. In ähnlicher Weise hatte ja auch die Missionsexpedition, welche 1878 durch den ägyptischen Sudan ins Land kam, König Mtesas Argwohn erweckt.

2) Im Jahr 1880 reisten, auf Kosten der Missionsgesellschaft und von zwei Missionaren (Wilson und Felkin) geleitet, drei Waganda-Häuptlinge als Gesandte ihres Königs nach England, wo sie von der Regierung freundlich empfangen wurden und sogar eine Audienz bei der Königin hatten. Man versprach sich von dieser Gesandtschaft großen Nutzen für die Mission. Aber seit jener Zeit hat sich in Uganda der Argwohn festgesetzt, daß die Missionare eben doch politische Agenten der englischen Regierung seien! Gegen diese

Meinung mußte zwar der Umstand sprechen, daß die Ermordung jener zwei Missionare (Smith und O'Neill) durch König Lukonge ungestraft geblieben war. In Uganda aber sah man hierin nur einen Beweis dafür, daß es den Engländern eben an Mut oder an der Macht zu einem Rachezug gefehlt habe. So machte man sich denn auch zum Angriff auf Bischof Hanningtons Leben geradezu Mut, indem man sagte: „König Lukonge sitzt ja immer noch auf seinem Thron! Was können uns die Engländer thun?"

3) Und nun die deutsche Machtentfaltung in Ostafrika! In der That ein unglückliches Zusammentreffen, für welches allerdings die Deutschen nicht verantwortlich sind, das aber doch ganz dazu angethan ist, unserer etwaigen Freude an der neuen deutschen Kolonialpolitik einen Dämpfer aufzusetzen. Wenn in einem Lande wie Ostafrika plötzlich eine fremde Macht so schneidig auftritt, wie das von den Deutschen geschehen ist, so geraten eben alle Könige und Häuptlinge in eine begreifliche Aufregung und — nach ihrer heidnischen Art — in eine leidenschaftliche Angst. Es ist, wie wenn in einem tiefen stillen Walde der erste Flintenschuß fällt — da fliegen die Vögel auf und das Wild gerät in Bewegung.

4) Die tiefste Ursache des Geschehenen aber ist freilich im Heidentum selbst zu suchen und zwar in dem heidnischen Mangel an Uneigennützigkeit, an Wahrhaftigkeit, an Liebe und Treue, ja in der heidnischen Unfähigkeit, an solche Tugenden auch nur zu glauben. Missionar Mackay ist jetzt bald 10 Jahre in Uganda; er hat dem König und seinem Volke nichts als Gutes erwiesen, hat ihnen zahllose durchaus uneigennützige Dienste geleistet, hat vor aller Augen ein reines, heiliges Leben geführt; — warum glaubt man ihm nicht, wenn er versichert, daß die Mission keine politischen Zwecke habe? — einfach, weil man selbst einer solchen Uneigennützigkeit nicht fähig ist; weil man selbst vielmehr zu Gewaltthat und Hinterlist, zu Verrat und Grausamkeit geneigt ist. Welch tiefen Blick läßt uns dieser psychologische Zusammenhang in das Elend und die Versunkenheit des Heidentums thun! Aber eben dieser Zustand fordert Märtyrer. Auch Christus ist ja am Unglauben und Mißtrauen, am unmotiviertesten Hasse derer gestorben, welchen er nichts als Gutes gethan hatte. Durch dies Sterben aber hat er den Grund gelegt zu einer neuen Menschheit, welche glaubt — an die Liebe, und welche nun auch selbst wieder lieben kann.

5) Und daß es Erstlinge einer solchen neuen Menschheit nun auch in Uganda giebt, das ist der letzte Grund all dieses Tobens der Heiden. „Je mehr die eigentliche Missionsarbeit des Lehrens Erfolg hat, desto größer wird der Verdacht, daß wir um politischer Zwecke willen hier sind und daß es uns bloß darum zu thun ist, die Herzen der Unterthanen zu stehlen" — so heißt es in den letzten Briefen

der Missionare, und wir können dem Herrn nur danken für diese Ursache der Verfolgung. Ja, es sind in Uganda, selbst am Hofe des Tyrannen, schon Seelen vorhanden, die fester hängen an den Missionaren, als an ihren eigenen Blutsverwandten, die gehorsamer sind den Worten des Herrn Jesu, als den Befehlen eines Muanga. Der Kampf hat begonnen. „Ein anderer" wird König auch in Uganda. Die Mission treibt nicht Politik, sie erzieht ihre Schüler nicht zu Landesverrätern, sie predigt nicht Uebertretung der bestehenden Gesetze. Und doch sind schon ihre ersten Erfolge das Mene mene tekel für die gottlosen Machthaber, welche die Wahrheit in Ungerechtigkeit aufhalten. Ihre Tage sind gezählt. „Der Lenz ist herbeigekommen und die Turteltaube läßt sich hören im Lande." Noch ist es dunkel — am Charfreitag. Aber ohne Charfreitag kein Ostern.

Selig sind, die mit Thränen säen, denn sie werden mit Freuden ernten. Hallelujah!

*

Missions-Zeitung.

Afrika.

Bischof Taylors Unternehmen ist keineswegs gescheitert, wie manche seiner übelwollenden Kritiker schadenfroh in die Welt hinausposaunen. Wir haben stets zu seinen wohlwollenden Gegnern gehört und freuen uns auch jetzt, bestätigen zu können, daß die 6 von ihm gegründeten Stationen Mamba, St. Paul de Loanda, Dondo, Nhanguepepo, Pungo Andongo und Malange zusammen von 21 Männern und Frauen besetzt sind, welche die Landessprache lernen und mit Hilfe des Portugiesischen die Schul- und Predigtarbeit angefangen haben. Für die 10 Kinder der Missionare ist in Nhanguepepo eine Schule eingerichtet worden. Von den 44 Personen, welche mit dem Bischof hinauszogen, sind also noch 31 übrig. Gestorben in Afrika selbst ist nur ein Mann, ein zweiter auf der Rückreise nach Amerika. Der vorausgesehene und unvermeidliche Sichtungsprozeß hat also doch kein allzu ungünstiges Resultat gehabt. Was bis jetzt nicht gelungen ist, ist die Selbsterhaltung. In einer Flugschrift, welche Taylor während seines letzten Aufenthalts in London veröffentlicht hat, erklärt er sich eingehend über diesen Punkt. Seine Ausführungen, die allerdings etwas sophistisch sind, laufen darauf hinaus, daß eben in Innerafrika nicht möglich ist, was in Ostindien und in Südamerika sich ganz gut hat machen lassen, weil für die heidnischen Neger das, was die Missionare bringen, noch keinen Marktwert hat. „Wert gegen Wert" — das sei

das Prinzip aller sich selbst erhaltenden oder sich selbst zahlenden Missionen (1 Kor. 9, 14 und Matth. 10, 10 Schluß). Wo das nicht anwendbar ist, da müsse der Missionar entweder vom eigenen Geld leben, oder von dem, was seine Freunde ihm geben; bezahlen die Schwarzen ihn noch nicht für seine Arbeit, so müssen einstweilen die Weißen es thun u. s. f. — Des Bischofs Freunde in Amerika sammeln eifrig Geld für ihn. In den nächsten 1½ Jahren sollen 200,000 Mk. aufgebracht werden. — Er selbst hofft, nächstens mit einer neuen Schaar von Arbeitern den Kongo- und Kasai-Fluß hinaufzufahren, um im Tuschelange-Land Stationen zu gründen. Was auch seine Gegner dazu sagen mögen, er selbst und seine Leute sind nicht nur voll froher Hoffnung für die Zukunft, sondern auch voll Dank für das, was Gott ihnen bis jetzt hat gelingen lassen. — Auch auf seiner Reise nach Lissabon, Brüssel u. s. w. ist es ihm sehr gut gegangen. Bis Lissabon war De Brazza sein Begleiter, und von ihm hat er „manche wertvolle Lektion in betreff der Aufschließung Afrikas gelernt;“ in Madeira lernte er Lieutenant Wißmann kennen, der ihm die neuesten Aufschlüsse über den Kasai-Fluß und den Weg nach Tuschelange gab. Sowohl der König von Portugal, als der König der Belgier haben ihn sehr gnädig aufgenommen; ebenso die drei höchsten Beamten des Kongo-Staats, welche in Brüssel ihren Sitz haben. Es ist nämlich Taylors Grundsatz und Gewohnheit, in jedem Lande, wo er zu arbeiten anfängt, sich den Autoritäten vorzustellen, ihnen seine Absichten darzulegen und um ihren Schutz zu bitten. So hat er es auch in Brasilien, in Chile u. s. w. gemacht. — Daß Taylor den Mund anfangs so gar voll genommen und auch jetzt noch in Superlativen zu reden liebt, ist eine amerikanische Schwachheit. In Amerika ist ja jedes Gymnasium eine „Akademie“ und jede Kneipe ein „Salon“. So lächerlich ein derartiger Sprachgebrauch ist, so lächerlich wäre es, sich dagegen ereifern zu wollen.

— In der zweiten Hälfte des vorigen Jahres hat der Baptist Grenfell wieder große Reisen gemacht, auf dem „Peace“ den Kongo und dessen Nebenflüsse befahrend. An vielen Orten fand er freundliches Entgegenkommen, an einigen aber auch unüberwindliches Mißtrauen; an manchen konnte mit viel Geduld und Vorsicht das anfängliche Mißtrauen überwunden werden, wozu nicht nur die mitgebrachten Waren, sondern namentlich die Anwesenheit von Frau Grenfell und ihrem Kinde mithalf. „Wer mit Weib und Kind kommt, der kommt doch nicht um Krieg zu führen.“ Aber, wie gesagt, nicht immer gelang es, die Vorurteile und die Angst der Leute zu überwinden. An mehreren Orten wurde mit Pfeilen nach dem Missionsschiff geschossen, an einem sogar mit vergifteten. Einer der letzteren fuhr dicht neben Herrn und Frau Grenfell ins Schiff, das zum Glück durch eine eigene Vorrichtung gegen solche Geschosse ge-

schützt war. Spuren von Menschenfresserei, von Menschenopfern, von schrecklicher Grausamkeit fanden sich zahlreich. An einem Ort (Nebu) wurde ein armes Weiblein mit dem Tode bestraft, weil sie den Europäern ein paar Hühner, Eier u. dgl. billiger verkauft hatte, als es von der Einwohnerschaft war ausgemacht worden, eine Strenge, die um so auffallender ist, als Weiber sonst zur Strafe in die Sklaverei verkauft werden. In diesem Fall hatte man auf einen solchen Profit verzichtet, nur um ein recht abschreckendes Beispiel aufzustellen. — Mehrere Plätze wurden als sehr geeignet zur Anlegung von Stationen ins Auge gefaßt.

— In der Nacht des 8. Dez. wurde die amerikanisch-lutherische Missionskirche in Mühlenberg, Liberia, durch einen Orkan zerstört, und schon Tags darauf machten sich sämtliche Gemeindeglieder auf, um das Holz zu einem größeren und solideren Neubau zu hauen. Die alte Kirche hatte, das Mobiliar eingeschlossen, nur 1980 Mk. gekostet! — Von der gleichen Station schreibt Missionar Day über eine jüngst aufgestellte Dampfmaschine zur Reinigung von Kaffeebohnen und zum Auspressen von Zuckerrohr: „Um eine Dampfmaschine recht zu schätzen, muß man nur 10 Jahre lang in einem Lande gelebt haben, wo es nicht einmal Ochsen giebt und jede Arbeit mit Menschen ausgeführt werden muß, die kaum so geschickt dazu sind, wie bei uns die Pferde. Unsere neue Maschine übt eine größere Anziehungskraft auf die Eingebornen aus, als all mein Predigen, und liefert mir mehr als einen vortrefflichen Text. Ich begreife nicht, wie wirs solange ohne sie haben machen können. Sie durch die Brandung ans Land und dann auf die Missionsstation zu bringen, war freilich keine Kleinigkeit. Die 100 Mann, die sie zogen, ließ ich durch einen eingebornen Trommler in die gehörige Begeisterung hineintrommeln. Kaum war sie aufgestellt und zusammengesetzt, so wurde sie geheizt. Männer, Weiber, Kinder, Gaisen und Hühner — alles stand erwartungsvoll herum, und als nun die Dampfpfeife ihren ersten schrillen Ton gab, da ergriff alles die Flucht. Ich aber hatte das Lachen —" u. s. w.

— Am 21. Oktober 1885 ist das ganze Herero-Land samt den zehn darauf befindlichen Barmer Missionsstationen deutsches Schutzgebiet geworden. Der betreffende Schutz- und Freundschaftsvertrag mit dem Oberhäuptling Kamaharero wurde vermittelt durch die beiden Reichskommissare Dr. Göring und Pastor Dr. Büttner, welch letzterer unseren Lesern ja längst als früherer Herero-Missionar bekannt ist. Es hatte einen langen Streit gekostet zwischen dem deutschen und englischen Einfluß, bis das Ziel erreicht war. Den Ausschlag scheint vor allem das ebenso mutige als leutselige Auftreten der beiden Reichskommissare gegeben zu haben, die z. B. nach einem Gefecht zwischen den streitenden Parteien den Verwundeten bereitwilligst beisprangen. Vor den Augen der Barmer Missionare,

welche die Abneigung der Herero gegen die Deutschen kannten, ist es „wie ein Wunder". Hoffentlich wird jetzt Friede werden im Herero-Land, da ja auch die Namas nun unter deutscher Oberhoheit stehen und sogar die Buren-Republik Upingtonia, welche den Hereros ein gefährlicher Nachbar hätte werden können, um den deutschen Schutz gebeten hat. Die Gründer derselben sind streng reformierte „Doppers", welche von den Rheinischen Missionaren nichts wissen wollen, da diese ja den „reinen Glauben" nicht haben!

— Ueber die Christen am Ngami-See und über den ganzen Stamm der Batauana, welchem sie angehören, hat ein räuberischer Einfall der Matebele schweres Unglück gebracht. Die Hauptstadt mit allen Gärten, Feldern 2c. wurde nicht nur ausgeplündert, sondern auch verbrannt. Viele Einwohner wurden getötet. Noch größere Verluste an Menschenleben erlitten freilich die Angreifer selbst, als sie den auf einige Flußinseln geflüchteten Batauana folgen wollten. Das Christenhäuflein ist nun ziemlich zusammengeschmolzen; die übrig gebliebenen aber zeichnen sich durch Festigkeit und Treue aus. An 7 oder 8 Männern hat der Evangelist Khukwe eine wirkliche Stütze. Auch das Makoba-Gemeindlein macht ihm große Freude. Die Heiden aber schreiben alles Unglück dem Evangelium zu und die Schulen sind eingegangen; manche heidnische Gräuel, die schon verschwunden zu sein schienen, sind wieder aufgelebt. Unter der Beute, welche das übrigens sehr niedergeschlagene Matebelenheer mit nach hause brachte, befand sich auch eine Setschuana Bibel, in welche der Name des Batauana-Häuptlings Moremi eingeschrieben war. Missionar Elliott, dem dieselbe angeboten wurde, kaufte die Bibel und schickte sie nach Schoschong, damit sie von dort aus wieder ihrem Eigentümer zugestellt werde. Die Bibel trug deutliche Spuren davon, daß sie fleißig gelesen worden, namentlich das Evangelium Johannis. Noch aber ist Moremi ein Heide.

Japan.

Am 18. Dezember v. J. hat in Kijoto die sog. Doschischa, d. h. die große amerikanisch-japanische Erziehungsanstalt, ihren zehnten Jahrestag gefeiert, nachdem Tags zuvor ihr Gründer, Joseph Nisima, von einem Besuch in Amerika zurückgekehrt war. Im November 1875 hatten er und Missionar Davis mit 6 Schülern in einem gemieteten Lokal den Anfang gemacht, verhöhnt von den Feinden, bemitleidet von den Freunden. Jetzt zählt die Anstalt 230 Schüler, 10 Professoren und mehrere Hilfslehrer, besitzt mehrere große Häuser und gilt für die beste Privaterziehungsanstalt in ganz Japan. An der Feier nahm diesesmal sogar der Provinzialgouverneur teil, und am 5. Dezember war in der »Japan Weekly Mail« ein brillanter Artikel aus der Feder des Chef-Redaktors über „Missionsmethoden in Japan" erschienen, worin er dieser Anstalt, nachdem er dieselbe genau kennen

gelernt, das höchste Lob spendet. So hat der Herr die Treue und Demut des lieben Nisima gesegnet, der unter Verzichtleistung auf weltliche Ehre und Reichtum nun schon zehn Jahre lang all seine Zeit und Kraft dieser Missionsschule gewidmet hat. Die meisten Zöglinge haben bei ihrem Eintritt keine oder nur eine sehr oberflächliche Vorstellung vom Christentum, dasselbe wird ihnen auch in keiner Weise aufgenötigt; sogar der Besuch der Sonntagsgottesdienste ist in ihr freies Belieben gestellt, und doch werden die meisten von ihnen, noch während sie in der Anstalt sind, Christen. Von den 46 Graduierten, welche bis jetzt aus der höchsten Klasse derselben hervorgegangen sind, waren schließlich nur noch drei — wenigstens dem Namen nach — Heiden. Der Unterricht dauert 5 Jahre und umfaßt alles, was in einem europäischen Gymnasium gelehrt wird, nur daß statt der alten Sprachen Englisch und Chinesisch getrieben wird. Für diejenigen, welche Prediger werden wollen, ist überdies ein theologischer Kursus eingerichtet, welcher für die des Englischen Kundigen drei Jahre, für die andern vier Jahre dauert. Die Geldmittel liefert die amerikanische Missionsgesellschaft, als offizieller Eigentümer und Leiter aber gilt ein japanisches Komite, an dessen Spitze Herr Nisima steht. Die als Lehrer fungierenden Missionare sind nominell nichts als Angestellte dieses Komites. Sonst dürften sie gar nicht in Kijoto wohnen und wirken.

„Die Doschischa", so heißt es in jenem Zeitungsartikel, „ist herrlich gelegen, unmittelbar hinter dem kaiserlichen Schloß, umgeben von pittoresken Bergen, gerade weit genug vom Lärm und Getümmel der Stadt entfernt. Natürlich hätten die Missionare christlicher gehandelt, wenn sie irgend einen öden und langweiligen Fleck Erde ausgewählt hätten, wo schon die Natur selbst gegen sie gewesen wäre. In Kijoto ist es nun aber einmal nicht leicht, solch öde und langweilige Plätze zu finden. Hier muß selbst ein frommer Christ sich's gefallen lassen, in einer reizenden Umgebung zu leben. Die Doschischa ist eigentlich eine kleine Kolonie. Die Schule selbst ist ein solides Gebäude aus Granit- und Backsteinen, das ungefähr 33,000 Mk. gekostet hat. Es enthält 8 große Klassenzimmer, in welchen von 6 Amerikanern und 6 Japanern in Geschichte, Mathemathik, Logik, Physik, Chemie, Astronomie, Geologie, Botanik, Zoologie und Theologie unterrichtet wird. Der theologische Unterricht ist aber nicht obligatorisch. Wer will, kann hier eine rein weltliche Bildung sich aneignen. In der Regel aber sind die Zöglinge, ob sie nun den theologischen Kurs mitgemacht haben oder nicht, bei ihrem Austritt Christen, d. h. von 100 jedenfalls 80. Alle Zöglinge wohnen und essen in der Anstalt. Ihre Wohn- und Schlafräume befinden sich in besonderen, ebenfalls solid gebauten Häusern; für Essen und Trinken haben sie selbst zu sorgen; die Missionare mischen sich nur dann ein, wenn sie glauben, daß die Zöglinge es garzu sparsam machen wollen.

Eine große Kirche, eine Bibliothek und ein Museum sind noch im Bau begriffen. Das ganze Areal, auf welchem auch die überaus einfachen Wohnhäuser der Missionare stehen, umfaßt etwa 6 Morgen Landes. Es gehört den japanischen Herren, welche die gesetzlich anerkannten Gründer des ganzen Unternehmens sind. Die Doschischa kann nämlich angesehen werden als hervorgegangen aus einer Allianz zwischen amerikanischem Geld und amerikanischer Intelligenz auf der einen und japanischem Unternehmungsgeist und japanischem savoir faire auf der andern Seite — eine von den Kombinationen, die im Interesse dieses Landes sich noch zahlreich vermehren sollten. Natürlich fehlt es nicht an Leuten, welche den Missionaren einen Vorwurf daraus machen, daß sie sich in Kijoto niedergelassen haben, die darin mehr Eigennutz, als selbstlosen Missionssinn zu erkennen glauben. Aber soviel ist gewiß, daß die Doschischa durch die Schar wohlunterrichteter Christen, welche alljährlich aus ihr hervorgehen, einen viel bedeutenderen Einfluß auf das ganze Land ausübt, als durch noch so eifrige, aber vereinzelte Anstrengungen der Missionare zu erreichen wäre. Und dabei ist nicht zu vergessen, daß die Doschischa sich zwar durch den Umfang und die Vortrefflichkeit ihrer Einrichtungen vor andern auszeichnet, daß sie aber doch nur eine von vielen ähnlichen Anstalten ist, die alle auf das gleiche Ziel hinarbeiten. Diejenigen, welche über den anscheinend so langsamen Fortschritt der Mission in Japan klagen, übersehen oder unterschätzen wohl die Wirkungen, welche von diesen Erziehungsanstalten ausgehen."

Ein großer Segen für die Schule in Kijoto ist es gewesen, daß gleich von Anfang an mehrere junge Männer in dieselbe eintraten, welche schon vorher in der Ackerbauschule zu Kumamoto durch ihren dortigen Lehrer, Kapitän J a n e s, und dessen Gattin für Christum waren gewonnen worden. Frau Janes, 1847 in Madras geboren, war die Großtochter des berühmten indischen Missionars Dr. John Scudder, die Tochter des Dr. Henry M. Scudder. Am 30. Dezember 1885 ist diese edle Christin im Hause ihres Vaters zu Chicago gestorben, und erst jetzt ist es öffentlich bekannt geworden, daß hauptsächlich i h r e m Einfluß die Bekehrung jener jungen Japaner zuzuschreiben ist, welche den ersten christlichen Grundstock für die Missionsschule in Kijoto abgaben und deren etliche gegenwärtig als Prediger und Erzieher eine hervorragende Stellung in ihrem Vaterland einnehmen. Erst der große Tag wird es klar machen, was diese e i n e Christin durch ihr Wort und ihren Wandel für Japan gewesen ist.

China.

In N j u t s c h w a n g haben die irischen Presbyterianer einen chinesischen Schreiner im Taufunterricht, der schon vor 18 Jahren den † Missionar Burns hatte predigen hören und seither ein aufmerksamer Beobachter der Missionare und ihrer Bekehrten gewesen

war und der äußerlich durch seinen Uebertritt nichts zu gewinnen hat. Als Burns gestorben war, hatte er den Sarg für ihn gemacht und dem Konstablen des britischen Konsulats bei der Einsargung geholfen. Zwar hatte er sich anfangs geweigert, diesen niedrigen Dienst zu thun, und dem Konstabeln gesagt, er solle nur irgend einen Kuli dazu kommen lassen; als aber jener seinen Rock auszog, die Hemdärmel hinaufschob, eigenhändig den Leichnam anfaßte und ihm dann zurief: „Siehe, ich bin ja auch kein Kuli, greif doch zu und hilf mir!" da konnte er nicht widerstehen. Wie merkwürdig, daß dieser Heide, der vor 18 Jahren fast wider Willen dem einsam gestorbenen Missionar den letzten Dienst erweisen mußte, jetzt ein Christ geworden ist!

Auch ein junger 27jähriger Heide, namens Dschaon, ist in Njutschwang getauft worden, nachdem er 9 Monate lang von den chinesischen Aerzten viel ausgestanden hatte und dann durch Vermittlung des Missionar Carson von einem europäischen Doktor operiert und völlig hergestellt worden war. Er selbst schrieb den glücklichen Erfolg ohne weiteres der Gnade Gottes zu und war nun erst recht überzeugt von der Nichtsnutzigkeit all der Priester, Quacksalber und Schwindler, auf welche er vorher so große Summen verschwendet hatte. Er fing nun an, die christlichen Gottesdienste zu besuchen und christliche Bücher zu studieren. Dem Doktor zahlte er ohne Murren die 500 Mk. aus, welche er öffentlich demjenigen versprochen hatte, der ihn heilen würde, und bei seinem Abschied von Njutschwang gab er noch dem ganzen dortigen Missionspersonal ein Festmahl, beschenkte Frau Carson reichlich und kaufte für 4 Mk. Traktate und Evangelien, um sie in seiner Heimat zu verteilen. Denn er war nicht von Njutschwang gebürtig, sondern nur um des europäischen Arztes willen dorthin gekommen. Um die Taufe hatte er schon vorher gebeten und erhielt sie nun auf seinen dringenden Wunsch — obgleich die Missionare lieber damit gewartet hätten — unmittelbar vor seiner Abreise. — Leider ist in diese Heilungsgeschichte auch der Eigennutz eines Gehasi verwickelt. Ein im Dienst der Mission stehender chinesischer Schulmeister nämlich hatte die Dankbarkeit des reichen Mannes mißbraucht, um sich mehrere große Summen Geldes — angeblich für Missionar Carson! — von ihm geben zu lassen. Zum Glück wurde dieser Betrug entdeckt und der Mann sofort entlassen.

— Nach unendlichen Mühen ist es Dr. Mackay gelungen, mit Hilfe des britischen Konsuls und des ihm befreundeten Obermandarinen von Tamsui, 40,000 Mk. Schadenersatz für die während des Krieges vom Pöbel zerstörten Kapellen auf der Westküste von Formosa herauszuschlagen. Leider haben seither die Kapellen auf der Ostküste durch Sturm ebenfalls Schaden gelitten, und hiefür zahlt niemand Ersatz. Mackay macht aber unentwegt weiter. Im September v. J. war er dreimal in Lebensgefahr zu Wasser. Während des Stur-

mes brachte er eine Nacht mit 7 Schweinen in einer kleinen, nur zur Hälfte mit Stroh gedeckten Hütte zu, mußte dann durch weite, mehrere Fuß tief unter Wasser stehende Strecken waten und fand endlich bei einem deutschen Lotsen freundliche Aufnahme. Tags darauf erreichte er das Missionshaus auf »Palm Island«, das vom Sturm abgedeckt war. Sofort machte er sich mit seinen „Studenten", d. h. den ihn auf seinen Reisen stets begleitenden Predigerschülern, an die Reparatur, säuberte den Missionsplatz und umgab ihn mit einer kleinen Mauer von Korallensteinen. „In einem Wort: wir verwandelten die Wildnis in einen Garten." An einem andern Ort, Kelung, baute er eine hübsche, massiv steinerne Kapelle — in 7 Wochen fix und fertig. Es ist, als hätte er Siebenmeilenstiefel an. Möchte er bei diesem Tempo nur nicht schwindelig werden!

Indien.

Ein eingeborner Methodistenprediger, namens Andrias, der vor seiner Bekehrung ein Guru in der Sekte der Kabir Panthis war und auch als christlicher Prediger noch sein altes Mönchsgewand trägt und von den Geschenken seiner Anhänger lebt, hat am 27. Dezember v. J. in Bilaspur, Rohilkhand, 46 Heiden getauft. Für die Kinder derselben soll eine Schule errichtet werden.

— Auf der letzten „Mela" in Ajodhja waren 12 Missionare, 18 Evangelisten und Katechisten, 12 Zenana-Lehrerinnen, 5 Kolporteure und 8 Gehilfen, also zusammen 55 Missionsleute, anwesend. Natürlich wurde viel gepredigt und eine Masse von Schriften verbreitet. Die unmittelbare Frucht hievon waren 9 Taufen, welche von Missionar Knowles, Johnson und Walton vollzogen wurden. Die Zahl der Getauften wäre größer gewesen, wenn es den zahlreich anwesenden heidnischen Bettelmönchen nicht gelungen wäre, mehrere Erweckte noch im letzten Augenblick vom Uebertritt abzuhalten. Die Festbesucher zählten auch diesmal wieder nach Tausenden. Hier nur Eine Szene, wie Missionar Knowles sie beschreibt: „Wir waren umringt von einer Schar von Fakirs aus der Kabir-Panth-Sekte, den eigentlichen Asketen dieser Mela, Gesicht und Brust dick bemalt mit weiß und rot. Christus der Gekreuzigte wurde mit großer Kraft gepredigt. Eine unsichtbare Macht kam über die Versammelten, wie ein gewaltiger Wind, der die Wipfel der Bäume bewegt. Die stolzen Bettelmönche fingen an zu zittern, wie Ein Mann beugten sie sich und schrieen: ‚Das ist der Guru, das ist der Guru, das ist der Guru!' (d. h. der wahre Lehrer). Der Mahant Dhulan Das, dessen Bruder und drei andere stürzten auf uns los und baten uns, sie zu Jüngern zu machen. Da drängte sich ein Volkshaufe auf uns los und vier der Genannten kamen uns aus den Augen; Dhulan Das aber hielt sich fest an uns und er wurde getauft. Mit dem Taufwasser wusch er sich die Farbe aus dem Gesicht

und dann gab er mir seinen Rosenkranz als Zeichen der Unterwerfung unter den Großen Lehrer. Alle anwesenden Brüder fühlten die Kraft, die auf uns und unsere Zuhörer herabkam, während Christus gepredigt wurde. Viele waren ergriffen und wollten sich taufen lassen; aber ihre sog. Freunde entrissen sie uns mit Gewalt. Derer, die von der Wahrheit überzeugt wurden, ohne jedoch um die Taufe gebeten zu haben, waren es gewiß 200. Hätte uns der Herr aber auch nur die Seele dieses Einen Dhulan Das geschenkt, so wäre unsere Mühe und Anstrengung schon reichlich belohnt." Derselbe hat in der Taufe den Beinamen Masih erhalten und wird als ein edler Bekenner geschildert.

— Im vorigen Jahr hat Missionar Bomwetsch in Kalkutta seine auf der Höhe neutestamentlicher Textkritik und Exegese stehende und zugleich allen Feinheiten der Landessprache gerecht werdende Bengali-Uebersetzung des Neuen Testaments herausgegeben und in zahlreichen indischen Zeitschriften, nicht bloß christlichen, sondern auch heidnischen, wird nun für und wider dieselbe gestritten. Der »Hindoo Patriot« z. B., ein orthodox-heidnisches Blatt, sagt in seiner Nummer vom 14. Dezember: „Selten nehmen wir in unsern Spalten Notiz von der christlichen Tageslitteratur, am wenigsten von Bibel-Uebersetzungen. Herrn Bomwetsch's Bengali-Uebersetzung des N. T. aber ist so vortrefflich, so unendlich viel besser als alle früheren Uebersetzungen, daß wir's für unsere Pflicht halten, im Interesse der Bengali-Litteratur darauf aufmerksam zu machen. Oft haben wir die Klage vernommen, die Bengali-Bibel sei wegen ihres unidiomatischen Stiles, wegen ihrer gewaltsamen Wortwahl und wegen der Dunkelheit vieler Stellen — unlesbar. Von diesem Vorwurf hat nun Herr Bomwetsch wenigstens einen Teil der Bibel befreit, indem er uns mit einer lesbaren Uebersetzung des N. T. beschenkt hat." Wir gratulieren Bruder Bomwetsch zu diesem Erfolg.

— Gegen den Angriff Pfarrer Stern's auf die skandinavischen Missionare Skrefsrud und Börresen, welchen wir im Miss.-Mag. 1884 abgedruckt haben, sind verschiedene Proteste bei uns eingelaufen, namentlich von Propst Vahl und Pastor Hertel in Dänemark, sowie von Pfarrer Schmidt in Cannes. Dieselben haben uns den Gedanken nahe gelegt, daß Pfr. Stern's Urteil vielleicht zu hart ausgefallen sein möchte und daß wir unserenteils wohl besser gethan hätten, dasselbe nicht zu drucken. Daß aber alles Nachteilige, was uns von verschiedenen Seiten, nicht bloß von Pfr. Stern, über die genannten Missionare ist mitgeteilt worden, pure Verleumdung oder auch nur Irrtum sein soll, vermögen wir bis jetzt nicht zu glauben. Gern wollen wir dagegen annehmen, daß diese Dinge der Vergangenheit angehören und die Genannten das Vertrauen, das von so vielen Seiten ihnen geschenkt wird, jetzt wirklich verdienen. Es gehört mit zu den Unzuträglichkeiten der sog. Glaubens- und Freimissionen, daß es

oft fast unmöglich ist, über den persönlichen Charakter der einzelnen Missionare wie über den Wert ihrer Arbeit in's Reine zu kommen, weil sie unter keiner Kontrolle stehen und kein Komite oder deß etwas über sich haben, das genügende Auskunft über sie zu erteilen vermag. Wie wir hören, ist Aussicht vorhanden, daß die Santal-Mission der beiden Genannten in Zukunft von Europa aus, wahrscheinlich durch ein skandinavisches Komite, wird geleitet werden. Wir wünschen derselben ferneres Gedeihen und erklären bei dieser Gelegenheit ausdrücklich, daß unsere Kritik lediglich im Interesse der Wahrhaftigkeit, nicht infolge irgendwelcher persönlicher Vorurteile ist geübt worden.

Laut dem letzten Jahresbericht sind von April 1884 bis April 1885 in der Santal-Mission 561 Heiden und 109 Christenkinder, zusammen also 670 Personen, getauft worden; gestorben sind 50; bleiben übrig 4003 Christen. Drei neue Santal-Pastoren haben die Ordination erhalten, drei neue Außenstationen sind gegründet und 5 neue Kirchen gebaut. Ein europäischer Bauaufseher ist angestellt worden. Das Werk dehnt sich immer weiter aus. Die Kolonie in Asam gedeiht.

England.

Vom 8—20. Februar, also in 12 Tagen, haben sich der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft 26 junge Männer zur Verfügung gestellt, darunter 4 Studierte. Dieser unerhörte Zudrang zum Missionsdienst erklärt sich aus der Begeisterung, welche teils durch die Nachricht vom Märtyrertod Bischof Hanningtons, teils durch die Extra-Missionsversammlungen in der zweiten Woche des Februar geweckt worden ist. Diese Versammlungen, etwa 800 an der Zahl, sind vom Herrn reich gesegnet worden, so daß die Veranstalter und Leiter derselben nur sagen können: „Nicht uns, Herr, nicht uns, sondern deinem Namen gieb Ehre, um deine Gnade und Wahrheit."

— Die englisch-kirchliche Gesellschaft hat General Touch und Rev. W. R. Blackett als außerordentliche Visitatoren nach Metlakahtla gesandt, wo der peinliche Streit noch immer nicht beigelegt ist.

— Als vor kurzem der neuernannte Bischof Bickersteth von Japan in Cambridge mit der Würde eines Doktors der Theologie bekleidet wurde, schloß der »Public Orator« seine lateinische Rede mit den schönen Worten: »Videat juventus nostra ne quid militi nostro adjumenti desit.« Am 2. Februar fand in der St. Paulskathedrale zu London die Bischofsweihe statt.

— Eine eigentümliche Predigt. In der independentischen Gemeinde zu Bowdon bei Manchester wird jedes Jahr einmal an einem Sonntag eine Missionskollekte gehalten. Im Jahr 1884 brachte diese Kollekte 11,326 Mk. ein. Das Jahr darauf hielt der Pfarrer A. Mackennal am Kollekten-Sonntag eine Predigt über das Thema:

„Heute findet eine Kollekte für die Londoner Missionsgesellschaft statt, und ich bitte euch um 20,000 Mk.;" erster Teil: „Warum ich soviel bitte;" zweiter Teil: „Warum ich glaube, daß ihr soviel geben werdet." Der Ertrag war 20,720 Mk.!

Allerlei.

Die russischen Bischöfe Sibiriens haben in Irkutsk eine Konferenz gehalten, um über energischere Maßregeln zur Bekehrung der Heiden zu beraten. Sie waren einig darin, daß vor allem eine größere Zahl von besser vorgebildeten Missionaren nötig sei, daß die Neubekehrten sorgfältiger gepflegt werden müßten und daß der Ausbreitung der Raskolniks entgegengearbeitet werden müsse. Auch darin war man einig, daß niemand die Mission so sehr hindere, wie die russischen Beamten, welche sich von den heidnischen Priestern oder Häuptlingen bestechen lassen und die Gelder unterschlagen, welche für die Neubekehrten bestimmt sind. Die Regierung hat nämlich für jeden Neubekehrten, der ein seßhaftes Leben anfängt, eine kleine Unterstützung ausgesetzt und diese Summen werden von den Beamten unterschlagen.

— Nach einer Berechnung in der „Linzer Theologisch-praktischen Quartalschrift" wurden im vorigen Jahr 218 römisch-katholische Missionare in die Heidenländer geschickt: aus dem Jesuitenorden 39, aus den Franziskanern 38, aus der Kongregation des hl. Geistes 3, aus der Gesellschaft Mariä 5, vom deutschen Missionshause Steyl 3. Die größte Zahl lieferte das Seminar der auswärtigen Missionen in Paris, welches 130 junge Männer nach Ostasien schickte, um dort die durch die Verfolgungen hervorgebrachten Lücken auszufüllen.

— Im ehemaligen Benediktinerkloster Reichenbach in Bayern ist vor einiger Zeit ein römisch-katholisches Missionshaus gegründet worden, das in raschem Aufschwung begriffen zu sein scheint. Die Zahl der Zöglinge hat sich von 7 auf 30 vermehrt und der Zudrang ist so groß, daß einstweilen nur solche aufgenommen werden, die ihre Subsistenzmittel selbst mitbringen. Auch für die Ausbildung im Feldbau und in allerlei Handwerken ist gesorgt. Eine Druckerei ist eröffnet und ein neues Missionsblatt gegründet.

— Im Hermannsburger Missionshaus müssen jetzt diejenigen Zöglinge, welche für den Kirchendienst in der deutschen Diaspora ausgebildet werden, ein geringes Kostgeld zahlen, „damit man nicht sagen kann, das Geld, das für die Heidenmission gegeben sei, werde für andere Zwecke verwendet."

— Die durch ihren heldenmütigen Widerstand gegen die amerikanischen Truppen bekannten Modok-Indianer haben sich in großer Zahl den Quäkern angeschlossen und ihr einst so kriegerischer

Häuptling ist jetzt Seelsorger einer Quäkergemeinde und hat kürzlich den Stammesgenossen verboten, zur Befreiung einiger Brüder aus der Gefangenschaft eines feindlichen Stammes den Kriegspfad zu betreten. Es wurde um ihre Befreiung nicht gekämpft, sondern — gebetet. Auch viele Senekas sollen Quäker und ihr Häuptling ein Gemeindeältester geworden sein.

Todesfälle.

Am 12. Oktober 1885 ist der amerikanisch-presbyterianische Missionar John Butler während einer Reise von Nanking nach Ningpo, die er mit seiner Frau und zwei Kindern im offenen Boot auf dem Jangtse machte, in Tschinkiang samt seinem Söhnlein an der Cholera erkrankt und gestorben. Seit 1868 hatte er in Ningpo gearbeitet. Der Tod dieses ebenso praktischen als eifrigen Mannes ist ein großer Verlust für die chinesische Mission.

— Anfang Dezember ist in Viktoria, Westafrika, die Frau des baptistischen Missionars Hay, geb. Comber, im Wochenbett gestorben, und von der Station Bethel in Kamerun hat Fräulein Thomas mit gebrochener Gesundheit nach England zurückkehren müssen — neue Beweise für die Gefährlichkeit des dortigen Klimas.

— Am 7. Dezember starb in Hilo, 80 Jahre alt, die Witwe des amerikanischen Missionars Lyman, seit 1831 ohne Unterbrechung in Hawaii.

— Am 2. Februar starb in Kopenhagen, 82jährig, Dr. Chr. H. Kalkar, der Leiter der Dänischen Missionsgesellschaft und Verfasser einer zweibändigen Missionsgeschichte, einer der angesehensten Theologen Dänemarks. Kalkar war der Sohn eines Rabbiners zu Stockholm, lebte bis 1813 in Kassel, studierte zu Kopenhagen anfangs Jurisprudenz, dann, nachdem er 1823 Christ geworden, Theologie. 1827—1842 war er Lehrer an der Kathedralschule zu Odense und später Landpfarrer auf Seeland. Noch vor 1½ Jahren präsidierte er mit großer Geistesfrische der Allianzversammlung in Kopenhagen.

— Am 15. März 1885 starb in Australien E. Baker, einer der ersten madagassischen Missionare, Verfasser der ersten madagassischen Grammatik und Uebersetzer von Bunyan's Pilgerreise. Am 9. Juni starb auch seine Frau.

Bücherschau.

Inbegriff der christlichen Lehre von H. W. J. Thiersch. Basel. Felix Schneider 1886. Preis Fr. 6.

Hier redet nicht der geistreiche Professor, nicht der gewiegte Historiker, ja nicht einmal der enthusiastische Irvingianer, sondern der demütige Schüler des Worts, der gereifte Christ und der väterliche Ermahner. Wohl werden die Grundfehler unserer Zeit — der Mangel an Respekt vor dem Heiligen und die dummdreiste Zweifelsucht — aufs Schärfste gegeißelt, wohl auch die Schäden der Kirche unnachsichtig aufgedeckt; aber nicht mit Bitterkeit, ja nicht einmal mit jener Düsterheit, die man so oft dem Entschlafenen nachgesagt hat Wir können das Buch getrost allen Predigern und Jugendlehrern, ja allen Christen empfehlen, welche sich wieder einmal in den Zusammenhang der ganzen Christenlehre zu vertiefen das Bedürfnis fühlen. Die katholisierende Sakramentslehre und einige andere Einseitigkeiten brauchen niemand abzuschrecken.

Ein zweites Reisejahr in Südafrika. Von D. Wangemann, Missionsdirektor. Berlin 1886. Verlag des Missionshauses. Preis Mk. 5.

Ein gemütliches, anheimelndes Buch, das nicht für den lauernden Kritiker, sondern für den gleichgestimmten Freund geschrieben ist — stellenweise sehr geeignet zum Vorlesen im Familienkreis und in Missionsvereinen. Wir haben dasselbe nicht lesen können ohne herzliche Mitfreude an all dem Segen, welchen der Herr dem greisen Visitator auf seiner ganzen großen und beschwerlichen Reise beschert hat; aber auch nicht — wir bekennen es offen — ohne einen Anflug von Neid im Blick auf die klimatischen und andern Vorzüge, welche die Arbeit in Südafrika soviel leichter machen, als z. B. die auf der Goldküste. Nun, wir alle wollen unsere Last tragen, ein jeder nachdem der Herr ihm auferlegt! Der Berliner Mission aber wünschen wir ein immer fröhlicheres Gedeihen, daß sie wachsen möge in die tausend und aber tausende, und ihrem ehrwürdigen Direktor, daß es ihm vergönnt sein möge, noch lange als ein gesunder Mann dieser „gesunden Mission“ vorzustehen.

Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft. Organ des allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins. Herausgegeben von Pfarrer Ernst Buß in Glarus, Pred. Dr. Th. Arndt in Berlin und Pfarrer J. Happel in Heubach (Hessen). Berlin 1886. A. Haack.

Mit nichts zu wünschen übrig lassender Deutlichkeit spricht die erste Nummer dieses Blattes sich über den Standpunkt des Vereins aus, dem es zunächst dienen will. In religiöser Beziehung ist es das moderne freisinnige Christentum im Gegensatz zu Pietismus und Orthodoxie; in missionswissenschaftlicher Hinsicht der Standpunkt etwa eines Schleiermacher und Rothe. — Sämtliche Artikel haben uns lebhaft interessiert. Namentlich in Professor Gerlands Vortrag über „die Mission im Leben der Gegenwart“ und Professor Pfleiderers Referat über „die erzieherische Aufgabe der christlichen Kulturvölker an der nichtchristlichen Menschheit“ findet sich gar manches Lehrreiche und Beherzigenswerte, von dem wir nur wünschen, daß es an die richtige Adresse gelangen möge. Von bleibendem Wert sind die geschichtlichen Mitteilungen über „Entstehung, Verfassung und Gliederung des allg. ev.-protest. Missionsvereins“ von E. Buß. Für die Zukunft versprechen wir uns am meisten von derjenigen Rubrik des Blattes, welche die „Vereinsnachrichten“ enthalten soll Wie den Missionaren des neuen Vereins — im Lichte ihrer Theologie —

der gegenwärtige Zustand der Heidenwelt erscheint, welche Aufnahme sie bei den verschiedenen Völkern finden, was ihnen als bedeutendste Schwierigkeit entgegentritt, was die Arbeiten anderer Gesellschaften für einen Eindruck auf sie machen, wie sich überhaupt in der Praxis alles gestaltet — das recht ausführlich und genau zu erfahren, wird uns noch weit mehr interessieren, als alles Theoretisieren über Kultur-Mission u. dgl. — Jährlich sollen 4 Hefte von je 64 Seiten erscheinen Der Preis beträgt nur 3 Mk.

Kleiner Missions-Atlas zur Darstellung des evangelischen Missionswerkes nach seinem gegenwärtigen Bestande. Von D. R. Grundemann. Zweite vervollständigte Auflage. Calw und Stuttgart 1886. Preis Mk. 2.

Dieser Atlas verdient das gleiche Lob, das wir neulich dem Gundert'schen Handbuch über „die evangelische Mission" gespendet haben. Beide gehören zusammen. Auch im Atlas findet sich manches Neue, woran man den Fortschritt der Mission erkennen kann. Mehrere neue Gesellschaften sind hinzugekommen; auch die Stationen der griechisch-russischen Mission sind berücksichtigt worden. Der allg. evang.-prot. Missionsverein fehlt noch, wahrscheinlich weil Missionar Spinner, als der Atlas gedruckt wurde, noch nicht in Tokijo etabliert war.

Zur Statistik der evangelischen Mission. Von D. R. Grundemann. Gütersloh. C. Bertelsmann 1886.

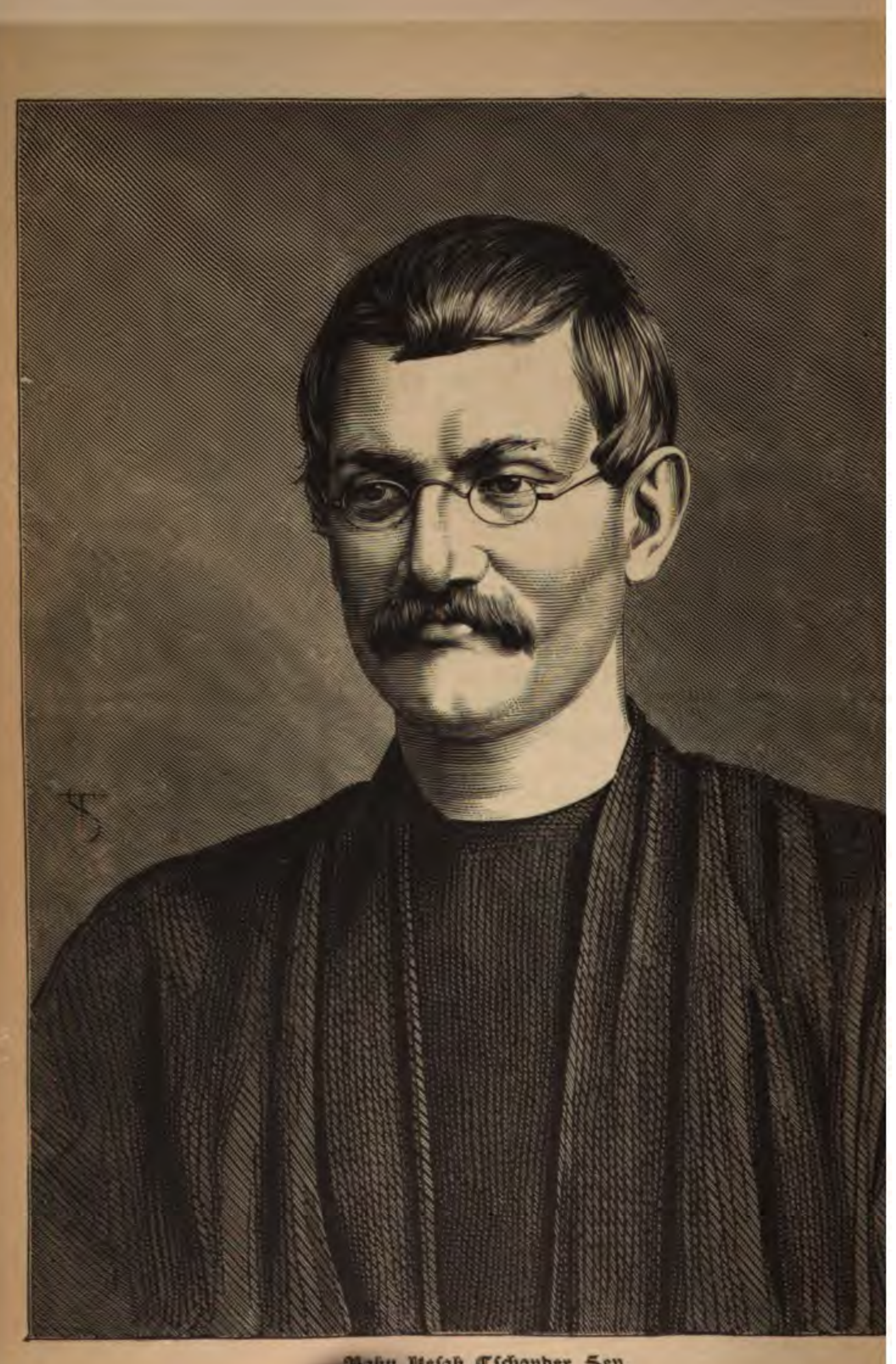
Der Verfasser ist nicht angesteckt von der gegenwärtig herrschenden „statistischen Krankheit"; er will nichts als beitragen und anregen zu einer „ordnungsmäßigen Buchführung über ein weitverzweigtes Werk, deren die missionirende Christenheit sich nicht entschlagen darf, wenn sie als gute Haushalterin das Werk treiben will." Wir danken ihm von ganzem Herzen für die kolossale Mühe, welcher er sich mit dem emsigsten Fleiße unterzogen hat, und für die große Bescheidenheit, mit welcher er seine Resultate darbietet. Die trockenen Zahlen dieser 88 Seiten geben einem viel zu denken, und es wäre schlimm, wenn die Missionsleitungen nichts daraus lernen wollten.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**

Berichtigung.

Auf S. 71 und 72 finden sich einige Aeußerungen über die Berliner Frauenmissionsgesellschaft, welche fast wie ein Vorwurf klingen. Nun sind uns durch Frau Generalin von Döring und Herrn Hofprediger Schrader die dort berührten Verhältnisse so gründlich erklärt und in das rechte Licht gestellt worden, daß wir jene Aeußerungen vollständig zurücknehmen und unser Bedauern darüber aussprechen, durch dieselben den Schein (aber wirklich auch nur den Schein) erweckt zu haben, als sei besagter Verein des Vertrauens und der Unterstützung nicht wert.

Auf S. 90 haben sich drei Irrtümer in Bezug auf die Gründung der deutsch-evangelischen Gemeinde in Tokijo eingeschlichen: 1) Die neugegründete Gemeinde ist nicht dem Weimar'schen, überhaupt keinem europäischen Kirchenregiment unterstellt, sondern steht unabhängig da; — 2) der japanische Gesandte in Berlin hat zwar auf Fragen über die Verhältnisse in Japan dem Allgem. evang. protest. Missionsverein bereitwillig jede gewünschte Auskunft erteilt und insofern Missionar Spinner die Anknüpfung in Japan erleichtert, im übrigen aber keine Schritte gethan, um ihm dort die Wege zu ebnen; — 3) der erste Gottesdienst fand nicht am 25. Oktober, sondern am 1. November 1885 statt.



Babu Kesab Tschander Sen.

„Die Freude am Herrn unsere Stärke.“

Vortrag

am Stiftungsfest des akademischen Missions-Vereins zu Tübingen.

Von J. Frohnmeyer.

Verehrte Herren, liebe Missionsfreunde! Ich gedenke in dieser festlichen Stunde mich nicht näher auf die Frage der Missionsberechtigung einzulassen. Es ist das ja ein sonst vielbetretener Boden. Für den aber, der inmitten der Sache selbst steht, haben dergleichen Erörterungen immer etwas Bemühendes und Ermüdendes, und das um so mehr, als derartige Auseinandersetzungen meist recht unfruchtbar zu sein pflegen. Man bringt in der Regel seine vorgefaßte Ansicht von der Sache mit und nimmt diese auch wieder mit hinweg. Es giebt Vorurteile, von denen wir uns nur ungern trennen, da wir sie bequem finden, und da ist mit Aufklärungen wenig gedient. »A man convinced against his will — is of the same opinion still« (ein Mensch, wider Willen überzeugt, bleibt doch bei seiner Meinung) pflegen die Engländer zu sagen. Vollends wo die Gleichgültigkeit gegen die Mission hervorgeht aus des eigenen Herzens Rohheit und Verwilderung, wie bei solchen, die meinen, man solle die Wilden draußen durch Trunk und Lustseuche nur zu Grunde gehen lassen, da wäre doch jedes Wort über Berechtigung der Mission verloren. Anhänger solcher Theorien können doch nur als Objekte der Missionsthätigkeit in Betracht kommen, nicht aber als solche, mit denen in dieser Angelegenheit Rat gepflogen werden könnte. Sir Richard Temple, der vorletzte

Gouverneur von Bombay, ein Mann, der in der Lage war, die Sache an Ort und Stelle kennen zu lernen, der auch keinerlei persönliches Interesse hatte, so zu reden, wie er geredet, sagte letztes Jahr in einem zu Lincoln gehaltenen Vortrag: „Alle Einwendungen, die gegen die Mission gemacht werden, bröckeln zusammen unter der Wucht der Thatsachen und welken dahin im Licht unparteiischer Kritik.“ Und heute sind es gerade 12 Jahre, daß der Sprachgelehrte Max Müller, dem man nicht eben Pietismus vorwerfen kann, in seiner denkwürdigen Missionsrede in der Westminsterabtei gesagt hat: „Unsere eigene Religion würde aufhören, das zu sein, was sie ist, wenn sie aufhörte zu belehren und zu bekehren.“ Meine Herren! Der Wahrheit als solcher wohnt der Drang zu missionieren inne und wo die Nacht der Ungewißheit, die Angst des Zweifels gewichen ist und die Wahrheit in ihrer sieghaften Macht das Herz erleuchtet hat, da wird es bleiben bei dem Bekenntnis des ersten und größten Missionars: „Ich glaube, darum rede ich.“ Wir wissen, wie es aussah in der Christenheit, nachdem die Kirche aufgehört hatte, eine missionierende zu sein, und wenn es einmal dahin kommt, daß kein Missionar mehr von uns ausgeht, dann wird auch die Todesstunde für unsern Glauben geschlagen haben. Es handelt sich in erster Linie nicht darum, ob die Heiden selig werden können ohne das Evangelium, sondern vielmehr darum, ob wir selig werden können, ohne jenen das Evangelium gebracht zu haben. Und wenn ich nun zu Ihnen rede über

die Mission — unsere Freude,

so bin ich gewiß, Sie hören das nicht an, wie es so oft geschieht, als den Traum eines Träumers, dem geträumt hat, es träume ihm. Der Missionsinspektor par excellence, der selige Josenhans, erzählt in einer seiner unvergeßlichen Missionsreden, er habe nach dem Antritt seines Amtes als Inspektor in Stuttgart einen Vortrag gehalten über das Thema: „Die Mission — meine Freude.“ Später sei er wieder nach Stuttgart gekommen und habe geredet über das Thema: „Die Mission — mein Kreuz.“ In dem Vortrag aber, in dem er dies mitteilt, redet er „von der Herrlichkeit der Heidenmission.“ Somit also doch nicht nur Freude, sondern sogar Herrlichkeit am Schluß! und dabei ist der große Mann geblieben bis an sein Ende.

Meine Herren! es liegt ein naturgemäßer Fortschritt in diesen drei Themata. Drei Entwicklungsstufen, durch die jeder aufrichtige Missionar und Missionsfreund wird hindurchgehen müssen. Man zieht wohl aus als junger Missionar, so eigentlich verliebt in die Mission, das Herz voll Enthusiasmus, den Kopf voll Ideale. Es mag eine aufrichtige Liebe sein; aber es ist jugendliche Liebe, und wenn nun der Kampf draußen beginnt und eine Theorie um die andere und ein Ideal ums andere auf die Probe gestellt werden, da heißt es eben doch bei manchem Predigtgang: „Ich muß das Evangelium predigen und wehe mir, wenn ich es nicht thue;" man bekommt auch sein Teil zu kosten vom Kreuz, von den Enttäuschungen, von dem Kampf in der Mission. Doch es schadet nichts, wenn sich uns die kalte, harte Hand der Wirklichkeit auf die jugendheiße Stirne legt. Es ist das doch der einzige Weg, auf dem aus jugendlicher Freude an der Mission und aus ungestümer Begeisterung für dies Gotteswerk der überwältigende und beseligende Eindruck wird, daß etwas von der Herrlichkeit des Herrn auf diesem Werke ruht. Freude am Herrn ist aber die bewegende und belebende Kraft in unserm Missionswerk. Es ist

1. die Freude am Herrn der Grund unsrer Arbeit in der Mission.

Das ganze Missionswerk entspringt der Liebe zum Heiland. Es ist die Antwort auf die Aufforderung des Apostels: „Lasset uns ihn lieben, denn er hat uns zuerst geliebet." Ich möchte sagen, es ist ein Werk der Dankbarkeit. Man hat die unaussprechliche Liebe des Herrn genossen und möchte ihm danken für so große Liebe, und darum macht man Ernst mit der letzten Willensäußerung des Herrn, daß sein Evangelium solle hinausgetragen werden in alle Welt. Es giebt kein Werk, das auf so festem Fundament stünde, wie das Missionswerk. Der Herr hat uns nicht im Unklaren darüber gelassen, daß es sein Liebeswille ist, daß der heilandlosen Seele Kunde von einem Retter und Erlöser werde. Welches Recht haben wir, die Verheißungen und den Willen unseres Herrn auf Deutschland oder andere christliche Länder zu beschränken? „Der Acker ist die Welt"; der Acker ist nicht nur Württemberg. Nach dem Epheserbrief ist die Scheidewand zwischen Heiden und Juden beseitigt, das Kreuz Christi hat sie vereint, Christus als das Haupt faßt die ganze

Menschheit zusammen, folglich gehören die Heiden ihm und es ist eine einfache Pflicht der Dankbarkeit und der Liebe unsrerseits, mitzuhelfen, daß ihm sein Eigentum werde. Sehen Sie, das giebt uns Missionaren auch immer wieder die nötige Freude und Kraft, den nötigen Ernst und Eifer, daß wir uns sagen: alle diese armen, elenden Menschen, an denen wir zu arbeiten haben, sind das Eigentum desselben Heilands, dem wir angehören, und in unsere schwachen Hände hat er es nun gelegt, dafür zu sorgen, daß sein Liebesrat kund werde aller Welt. Da ist es doch sonderbar, daß man uns so oft sagen muß, daß wir eine Missions*pflicht* haben; sollte es uns nicht als das höchste Privilegium, die größte Ehre erscheinen, daß wir mitwirken dürfen an dem heiligen Werk? Meine Herren! es handelt sich bei der Missionssache nicht um eine Liebhaberei, für die man sich interessieren mag oder auch nicht. Man kann so einen Missionsvortrag recht wohlwollend anhören, findet aber vielleicht am Ende doch, daß es dem Missionar mit seiner mangelhaften Satzbildung nicht gelungen sei, für die Sache zu erwärmen, und dabei läßt man's bewenden. Diese objektive Anschauung der Dinge geht ja ganz wohl an, wenn es sich um Bienenzucht oder Obstbaumzucht handelt; aber nicht bei einer Sache, die unserm Herrn so sehr am Herzen liegt. Ich sehe nicht ein, warum sich Paulus als einen *Schuldner* der Heiden hat fühlen sollen, und wir nicht. Nein, wer seinen Herrn liebt und wem es um die Ehre unseres Erlösers zu thun ist, der kann nicht gleichgültig vorübergehen an denen, die der Herr auch *seine Schafe* nennt; er fühlt es, daß diese Millionen von Elenden ihn in der That etwas angehen. Wer also wirkliche Freude an dem Heiland hat, der fühlt auch seine Verpflichtung gegen die Heiden. Wenn die Sache aber auf diesem Grunde steht, dann wundere man sich doch nicht, daß die Missionssache so unpopulär. Was kümmert sich *die Welt* um die Ehre des Herrn! *)

*) Vgl. z. B. „Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft" I, S. 2 f.: „Es ist uns nicht unbekannt, daß die Mission in periodischen litterarischen Erscheinungen, wie in Dr. Warneck's Allgem. Miss.-Zeitschrift, dem Basler Missionsmagazin und einer großen Zahl von kleineren Blättern bereits über ein numerisch ganz ansehnliches Kontingent von Verfechtern verfügt, die Monat für Monat, Woche für Woche ihre Interessen zu vertreten sich mit lobenswertem Eifer bemühen. Allein daß es dieser ganzen, zum Teil schon seit Jahrzehnten erscheinenden periodischen Litteratur samt all den Büchern, die ihr ergänzend und zusammenfassend an die Seite traten, *doch nicht* ge-

Wenn das Fundament unseres Werkes in der Freude am Herrn besteht, so gehört dazu auch *die Freude über die eigene Errettung*, und diese kann nicht anders als verbunden sein mit herzlichem Erbarmen gegen die, welche noch nichts von Erbarmen wissen. Zu einem wirklichen Erbarmen mit den Heiden und den Verlorenen kommt es doch nur, wo man in Wahrheit sagen kann: „*Mir* ist Erbarmung widerfahren." Um in die Heidenwelt zu gehen oder andere zu senden, muß man etwas erlebt haben, das tausende von Meilen hinauszutragen wirklich der Mühe wert ist. Man kann sich nicht wundern, daß nicht mehr Missionseifer in der Christenheit, wenn man bedenkt, daß im großen Ganzen die Liebe gar sehr erkaltet und von vielen *die* Macht, der der Sieg über die Welt verheißen ist, längst ins Gebiet der Fiktion verwiesen ist. Der Glaube wird in der Mission auf harte Proben gestellt und wer nicht an seinem eigenen Herzen die rettende Macht der Gnade und die Realität des neuen göttlichen Lebens erfahren hat, der mag leicht Schiffbruch leiden an seinem Glauben. Wie groß ist die Not der Heidenwelt, noch in ganz anderer Weise groß, als der Jammer inmitten der Christenheit! Wie ohnmächtig steht da der Einzelne inmitten dieser ungezählten Millionen! Wie rasch will der Mut entsinken! Wie unempfänglich findet man die Heiden! Man hat von Kindheit auf gehört, daß jeder Mensch ein Verlangen nach Gott und Gottesgemeinschaft in sich trage, und nun findet man die Leute so unempfänglich wie Holz und Stein! Die Unwissenheit und geistliche Blindheit wären schon überwältigend genug und könnten einem angst und bange machen; was aber noch überraschender ist, es scheint im Allgemeinen diesen Elenden so *wohl* zu sein in ihrem Elend und von einem Verlangen nach dem Evangelium ist in den meisten Fällen auch gar nichts zu sehen. Wenn da nicht fest und unerschütterlich

lungen ist, der *Mission* in *weitern Kreisen* der protestantischen Bevölkerung Sympathien zu gewinnen, läßt auf einen *Mangel* in *ihr selbst* schließen. Und ein solcher ist denn auch in der That zu konstatieren...... Sie vertreten ausnahmslos.... die konservative Strenggläubigkeit, die Verbindung von Pietismus und Orthodoxie u. s. w." Zu diesem Mangel bekennen wir uns von Herzen, ja wir freuen uns darüber, daß uns nicht „jedermann wohlredet." Es ist das ein Kennzeichen derer, die auf dem schmalen Wege wandeln. Im *übrigen* wollen wir uns ernstlich bemühen, auch vom Gegner zu lernen und allerlei Mängel zu beseitigen. An dem oben genannten *einen* Hauptmangel aber müssen wir festhalten. *Red.*

gewiß eine Gottesthat im eigenen Herzen dasteht und von dieser Thatsache aus uns Mut und Freude zuströmt, wie könnte man sich am Missionswerk beteiligen! Und neben uns werben finstere Mächte um die Seelen der Heiden! Das ist eine Eigentümlichkeit der Missionsarbeit unserer Tage. Da ist der rührige Muhammedanismus in Afrika, in Indien der Unglaube aus dem Abendland. Die Hindus wenden gegen das Christentum dann und wann ein, daß es mit seiner Versöhnungslehre und andrem nicht passe für die orientalische Geistesrichtung des Hindu, gleichzeitig aber vergißt derselbe Hindu die 6 Systeme der Hindu-Weisheit und studiert die abendländische Philosophie eines Mill und Spencer. Für abendländisch und unannehmbar erklärt er die christliche Gottesidee, mit Stolz aber bekennt er sich zu dem nicht nur in metaphysisches, sondern in absolutes Dunkel gehüllten unerkennbaren Gott von Herbert Spencer! Materialismus aber ist dem Hindu von Haus aus fremd. Die Tscharwakas sind die einzige dem indischen Boden entstammte Epikuräer-Sekte, und nach einer Legende hatte der Gründer derselben seine häretischen Lehren mit dem Tode zu büßen; nun aber ist es europäischen Professoren gelungen, Scharen von studierenden Hindus zu abendländischem Materialismus zu bekehren. Und sogar religiöse Schwindeleien, wie der Theosophismus von Oberst Olcott und Madame Blavatsky, wie rasch haben sie Eingang gefunden in Indien! Das sind nun alles Mächte, die sich außer dem Heidentum noch, oder mit diesem verbündet, uns entgegenstellen. All' dem gegenüber den Mut nicht zu verlieren, braucht es eine Kraft, die nur aus der Freude am Herrn, aus der Erfahrung der eigenen Erlösung fließt. Mit einer Theologie über das Meer segeln, die an die Stelle Gottes ein großes Fragezeichen setzt und die nur das eine Dogma enthält, daß wir nichts Gewisses wissen können, ist ein hoffnungsloses Unternehmen. Wenn wir aber die heilende Kraft des Evangeliums am eigenen Herzen erfahren haben, wie sind uns dann doch die Leute draußen ans Herz gewachsen! Dann können wir auch da noch lieben und hoffen, wo die natürliche Liebe und Hoffnung längst ermüdet wären, denn es ist die Liebe Gottes, ausgegossen durch den heiligen Geist in unsere Herzen, die uns dann drängt, dem Herrn und um Seinetwillen auch den Heiden zu dienen.

Die Freude am Herrn als das Fundament des Missionswerks schließt aber auch in sich den G l a u b e n a n e i n e n e n d l i c h e n

Sieg von Gottes Sache. Was uns das Herz weit und den Mut stark macht, ist das Siegesbewußtsein, das wir in uns tragen auf Grund der Verheißungen Gottes. „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat." Auf unsere Fahne ist das Wort „Sieg" geschrieben, denn alle Verheißungen sind Ja und sind Amen in Ihm. In erfolglosem Ringen erlahmt die Kraft auch des Stärksten, aber angesichts der Verheißung: „Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende" und der anderen: „Wenn ich erhöhet sein werde von der Erde, will ich sie alle zu mir ziehen," da kann auch der Schwache zum Held werden und aushalten im heißen Kampf. Wer soll sich freuen und wer Mut haben, wenn nicht wir Christen! Und ich rede nicht nur von Fernem, Zukünftigem. Schon sind Anzeichen vom Sieg allenthalben zu sehen. So liegt besonders Indien vor uns im Frührot, das den nahenden Tag kündet. Allerlei Mächte, auch finstere, ringen mit einander, wie wir schon gesehen haben; aber selbst über die Heiden ist der Eindruck gekommen, daß die Tage des Hinduismus gezählt sind und das Gebäude ihres alten Glaubens in den Grundfesten zu wanken angefangen. Schon hört man auch den Anspruch erheben, daß Jesus, als ein Asiate, dem Osten angehöre, daß seine Sprache, sein menschliches Leben dort besser verstanden werden könne als im Westen. Wir erwarten nicht zu viel von der Rhetorik eines Kesab Tschander Sen;*) aber die an seinen Namen sich knüpfende und manche ähnliche Bewegungen zeigen wenigstens soviel, daß, wo man einen Schritt vorwärts will und religiöses Interesse in der Heidenwelt sich zeigt, die Person Christi nicht umgangen werden kann. Welch zarte Liebe zu Jesus, welch' ein heißes Verlangen nach Ihm kommt zum Ausdruck in den beredten Worten eines Masumdar, des Nachfolgers von Tschander Sen! Und wenn er auch einstweilen nur einen Heiland will ohne das Kreuz, man fühlt es doch seinen glühenden Worten ab, daß es der Mann der Schmerzen ist, der es ihm angethan hat. Wie hat doch jetzt schon der Sauerteig des Evangeliums die ganze Gedankenwelt, das Fühlen und Streben der Heiden beeinflußt! Man kann mit keinem gebildeten Hindu reden, ohne daß eine Verlegenheit über ihn käme bei der

*) Wir benutzen diese Gelegenheit, unsern Lesern ein gelungenes Porträt dieses berühmten, am 8. Januar 1883 in die Ewigkeit hinüber gegangenen Hindu-Reformers mitzuteilen. Es wäre zu wünschen, daß viele seiner Anhänger und Nachtreter etwas von der Männlichkeit hätten, die aus seinen Zügen spricht.

Erinnerung an irgend eine Göttergeschichte, bei einer Anspielung auf die indischen Götterfamilien überhaupt. Flugs erklärt er das nun alles für Mißverständnis; die Millionen von Göttern werden zu Attributen der einen Gottheit und die Göttergeschichten werden symbolisch ausgedeutet. Wohl weiß ich, daß auch der Baum, in dem die Säfte nicht mehr kräftig zirkulieren, noch lange stehen und den Schlägen der Axt noch starken Widerstand leisten kann; aber die Lebenskraft ist eben doch gesunken und wachsen wird er nimmer. Aber das und noch vieles in dieser Richtung zeigt an, daß der Herr mit uns und unserm Werke ist.

Das zeigt auch die Stellung, die sich die Mission in der Heimat errungen. Nicht meine ich die Anerkennung der Welt; ihr gegenüber ist man versucht, zu sagen: „Den Dank, Dame, begehr' ich nicht." Auch steht unser Verlangen nicht nach Reichs- und Staats-Missionen. Woran uns aber immer etwas liegen muß, ist die Gewißheit, daß die Herzen und die Gebete von Gottes Volk, die Sympathien der heimatlichen Kirche mit uns sind. Und wie viel ist da anders geworden, wie wächst im Allgemeinen die Schar derer, die unsere Missionssache auf dem Herzen tragen! Als vor hundert Jahren der große Baptisten-Missionar Carey, ehe er als Heidenbote auszog, in einer Prediger-Konferenz „die Bekehrung der Heiden" als Gegenstand einer Diskussion vorschlug, sagte der vorsitzende Dr. Reyland: „Setzen Sie sich nieder, junger Mann; wenn es Gott gefällt, die Heiden zu bekehren, so wird Er es ohne Ihren oder meinen Beistand thun." Und als im Jahr 1796 zwei Anträge, die Heidenmission betreffend, vor die Generalsynode der schottischen Kirche kamen, wurden sie abgewiesen mit dem Bemerk: „Diese Anträge seien im höchsten Grad gefährlich für einen geordneten Zustand der Gesellschaft und es sei unpassend und absurd, an eine Verkündigung des Evangeliums draußen zu denken, so lang auch nur ein einziges Individuum in der Heimat sei, das nicht die Mittel zu religiöser Erkenntnis besitze." Nun, diese Tage sind vorüber und auch darüber haben sich die Herzen der Gläubigen beruhigt, ob sich die großen Missionsunternehmungen auch rentieren oder nicht. Max Müller hat sich die Mühe gegeben nachzuweisen, daß die Heiden, die in der Christenheit aufwachsen, mindestens ebensoviel kosten, als die kostspielige Bekehrung eines Heiden draußen auf den Missionsgebieten. Es ist das vergebliche Liebesmühe. Die Kostspieligkeit der

Bekehrungen wird uns in der Regel von solchen entgegengehalten, die den Wert einer Bekehrung recht zu schätzen durchaus nicht im stande sind, da sie selbst aus Erfahrung nichts von Bekehrung wissen. Die Urteilsfähigen aber geben das Rechnen auf, wo es sich um Größen von unendlichem Wert und um Individuen handelt, die unzählbare Generationen bedingen. Nein, wer die Geschichte der Mission aufmerksam verfolgt, der wird trotz allen Engen und Kämpfen und trotz aller Enttäuschungen den Eindruck gewinnen, daß die Segensflut unaufhaltsam hinausströmt ins Völkermeer und daß wir den Tagen entgegengehen, da die Erde bedeckt sein wird mit der Erkenntnis des Herrn, wie die Wellen das Meer bedecken. Es ist ein Siegesgang, ein Siegeslauf, weil der Herr mit uns ist, und daraus entspringt uns immer neue Freude am Herrn und an Seinem Werk. Und das führt uns nun darauf,

2. auch von der Freude zu reden, welche die Frucht ist unserer Arbeit in der Mission.

Vielen, die sich für Missionsarbeit unter den Heiden interessieren, die sogar mitarbeiten, will es doch schwer werden, sich von Herzen zu freuen. Sogar unter den Missionaren giebt es Pessimisten, die ihr Werk nur unter viel Seufzen thun. Das Ideal ist so groß: es handelt sich um die Bekehrung der Welt, um die Wiedergeburt der Herzen, und wenn man auch nicht glaubt, daß alle Heiden sich bekehren werden, so erwartet man doch, daß die, welche heraustreten, wirklich bekehrte Leute seien. Wir glauben es und sehen mit Verlangen dem Tag entgegen, da Eine Herde und Ein Hirte sein wird, denn der hat es gesagt, in dem wir Leben und Seligkeit haben. Und nun kommt man hinaus in die Heidenwelt und findet, wie allenthalben, so auch auf dem Gebiet der Mission, einen großen Unterschied zwischen Ideal und Wirklichkeit. Die Aufgabe scheint ins riesengroße gewachsen zu sein. In Indien ist man Einer unter etwa 680 Missionaren, denen eine Masse von nicht weniger als 252 Millionen Menschen gegenübersteht, die hundert verschiedene Sprachen sprechen und eine zahllose Menge von Götzen anbeten oder aber — was noch aussichtsloser ist — dem Islam huldigen. Da sind etwa 500,000 eingeborene Christen, eine stattliche Zahl, aber 252 Millionen gegenüber doch gar wenig. Und

nun beginnt die Arbeit mit den schon erwähnten Enttäuschungen: Die Leute so konservativ, so stumpf, so gleichgültig! Dazu die erschlaffende Wirkung des Klimas und der Druck, den eine kranke Leber, eine gestörte Verdauung — ja, so ist es — auch auf das Gemüt ausübt. Da erscheinen denn freilich die Dinge oft in einem viel trübseligeren Licht, als der Thatbestand rechtfertigen würde. Dazu kommen etwa entmutigende Erfahrungen mit eingeborenen Gehilfen, die — den gehofften Erwartungen nicht entsprechend — mehr eine Last als eine Hilfe sein mögen und, last not least, die lähmende und deprimierende Einwirkung der in fremden Landen sich aufhaltenden Europäer. Unter all' diesen Einflüssen mag nach gar kurzer Zeit über den Missionar, der keine Gegenmittel findet, die so gefährliche Krankheit der Unzufriedenheit kommen. Im besten Fall tröstet er sich damit, daß wir eben in den Tagen „geringer Dinge" stehen mit unserm Arbeiten und Wirken, und thut gemessen seine Pflicht. Immerhin aber wird die Methode stereotyp und die ganze Arbeit etwas fossil werden, die Predigt wird — da man nichts Gutes an Heiden und Christen mehr findet — herzlos, leblos und am Ende — lieblos! Und da infolge von all' dem die Frucht ausbleiben muß, steigert sich jene deprimierte Stimmung nur immer mehr und wir dürfen Gott danken, wenn der arme Mann den moralischen Mut gewinnt, einzupacken, nach hause zu gehen und dort über seine Erfahrungen zu — schweigen. Kein Wunder, wenn da auch in den Kreisen der Heimat und sogar in christlichen Kreisen immer und immer wieder die Klage über die Erfolglosigkeit der Mission auftaucht. Ich kann nicht begreifen, wie man unsere Zustände kennen und sogar Kirchengeschichte studiert haben kann und doch noch reden mag von den geringen Erfolgen der Heidenmission. Und obgleich sonst Schwierigkeiten auf dem Weg kein Beweis zu sein pflegen, daß der Weg verfehlt, — auf dem Gebiet der Mission sollen sie alles beweisen. Nun sollen wir gar warten mit dem Missionieren, bis die innere und äußere Herrlichkeit der Christenheit die Heiden anreizen wird, auch zu Christo zu kommen! Andre sagen uns, wir seien keine Apostel, es müsse eine ganz andere Zeit für die Mission kommen. Der Herr selbst werde die Männer dazu erwecken, Er selbst müsse alles thun! Meine Herren! Gehässigkeiten und ungerechte Kritik seitens der Welt können uns gleichgültig sein. Wir merken uns, was etwa richtig daran ist, im übrigen machen wir

uns nicht viel aus ihrem Schelten. Etwas andres aber ist es, wenn diejenigen, von deren Glauben und Gebet wir Beistand im Kampf erwarten, uns entmutigen und unnötig verkleinern. Da vergleicht man z. B. unsere Mission mit der apostolischen in der Absicht, uns möglichst schlimm wegkommen zu lassen! Solchen Vergleich — wenn die Vergangenheit dabei nicht idealisiert wird — haben wir nicht zu scheuen. Eins sei zum voraus zugegeben: Apostel sind wir nicht, man findet leider keinen Paulus unter uns, so wenig als in der heimatlichen Kirche etwa Männer wie Petrus, Jakobus und Johannes als Säulen hinter uns stehen. Und waren etwa jene Glaubensboten, denen unsere Missionskritiker menschlicherseits ihr Christentum verdanken, apostolischere Gestalten, als die echten Missionare unsrer Tage es sind? Sind jene in direkterer Weise vom Herrn in die Mission berufen worden, als wir uns berufen wissen? Und wie ähnlich ist doch die Situation z. B. in Indien derjenigen im römischen Reich zur Zeit der Apostel und ihrer Nachfolger! Wir sind in Indien in das Stadium eingetreten, wo das Christentum nicht länger ignoriert werden kann. Der Hinduismus sucht sich in seiner Weise mit dem Christentum auseinanderzusetzen: was sich nicht unterdrücken läßt, sucht er zu verschlingen. Wie geneigt der Hinduismus zum Eklektizismus ist, zeigt schon das Bhagawat Gita und seine Stellung zum Buddhismus. Auch dem Christentum gegenüber zeigen sich die ersten Spuren eines solchen Assimilationsprozesses. Tausende und abertausende sehen schon so gut als ein Alexander Severus an Christus als an einem Halbgott hinauf und viele vom gemeinen Volk beziehen die Erwartung der Kalki-Inkarnation des Wischnu, am Ende dieser Weltperiode, auf das Kommen des Herrn, mit welcher zehnten Inkarnation auch die Hindus den Anbruch eines Reiches der Wahrheit und der Gerechtigkeit erwarten. Und wie merkwürdig: dieser Kalki soll erscheinen auf einem weißen Roß, und in seiner Hand glänzt ein gezogenes Schwert gleich einem Kometen! Da soll denn auch den niedrigsten Klassen, den Unterdrückten Freiheit und Recht werden. Wir wissen auch, wie in den ersten Jahrhunderten des Christentums, um der wachsenden Macht desselben zu begegnen, Anstrengungen auf seiten des Heidentums gemacht wurden, wie dasselbe sich bemühte, sozusagen wieder philosophischer und moralischer zu werden. Einem ähnlichen Bestreben verdanken wir in Indien die Betonung der Einheit Gottes unter den Gebildeten und die refor-

merischen Bestrebungen z. B. des Brahma Samadsch. Und wenn wir die neueste Phase von Kesab Tschander Sen's Christologie ins Auge fassen, da muß uns jene Vermischung christlicher Wahrheit mit dem heidnischen Neuplatonismus einfallen, wie sie uns im Gnostizismus eines Kerinth entgegentritt. Und wie viele andere Parallelen ließen sich noch nennen, auf die wir uns jetzt nicht einlassen können!

Wenn wir den thatsächlichen Erfolg mit jenem in den Tagen der Apostel vergleichen, so ziemt uns allerdings die größte Bescheidenheit; aber so viel stellt sich immerhin heraus, daß der Abstand kein so unermeßlich großer ist, daß auch damals die wunderbaren Massenbekehrungen nicht eben an der Tagesordnung gewesen sind und daß andrerseits auch unserer schwachen Arbeit das Siegel des göttlichen Segens deutlich genug aufgeprägt ist. Das ist Grund genug zur Freude. Was wollen uns Menschen thun!? Wie stand es denn um die Christenheit ca. 60—70 Jahre nachdem der Missionsbefehl gegeben war? — 70 Jahre, nachdem Dr. Carey seinen ersten Heiden getauft hatte, war die Zahl der Christen in Britisch Indien und Barma auf 73,000 angewachsen! Noch sind es keine 100 Jahre, daß die Mission in energischerer Weise in Indien angefangen worden, und schon haben wir gegen 500,000 Christen in Vorder- und Hinterindien und etwa 2 Millionen auf dem gesamten Missionsgebiet. Wohl weiß ich, daß der Erfolg nicht einfach so bemessen werden kann, daß man Zahl und Zahl einander gegenüberstellt. Man wird sagen: welche Schar von Missionaren jetzt gegenüber den wenigen der apostolischen Zeit! Welche Hilfsmittel, die jenen nicht zu Gebote standen! Das läßt sich nicht leugnen, daß, die wenigen Kräfte in Anschlag gebracht, der Erfolg apostolischer Missionswirksamkeit bedeutend höher taxiert werden muß, als es den mutmaßlichen Zahlen nach erscheinen könnte. Aber wenn man von Hilfsmitteln und Vorteilen redet, dann vergesse man auch nicht, daß der apostolischen Mission Kräfte noch ganz anderer Art zu Gebote standen, die wir nicht haben; daß wir andererseits mit Hindernissen zu thun haben, die jener Mission nicht im Wege standen. Lassen Sie mich nur weniges andeuten, von den apostolischen Gaben dabei ganz absehend. Jenen war der Boden durch das Judentum in mannigfaltiger Weise geebnet; sie waren nicht aufgehalten mit Bibelübersetzungs- und Schularbeit, wie sie beide jetzt unabweisbares Bedürfnis sind. Es war ein verhältnismäßig kleiner Kreis, auf den sie sich beschränken konnten:

das römische Reich mit der einen hellenischen Sprache; uns — mit unsrer Länder- und Völkerkunde — ist nunmehr die ganze Erde aufs Herz und Gewissen gebunden. Hinter jenen ersten Missionaren stand eine einheitliche Christenheit und so hatten sie auch auf dem Missionsfeld nichts zu thun mit antichristlichem Parteiwesen innerhalb der Kirche. Und nun sehen Sie sich die Musterkarte von Missionsgesellschaften an, den getreuen Reflex unsrer Zersplitterung in der Heimat. Manchen gefällt diese allerdings recht bunte Mannigfaltigkeit, und ich möchte niemand die Freude daran verderben, wenn es nur möglich wäre, die Heiden und Christen auf dem Missionsgebiet unbeirrt zu lassen mit dem unter der Aufschrift „reine Lehre" importierten Menschenfündlein dogmatischer Spitzfindigkeit. Es lernen eben nicht alle Missionare, was Lord Macaulay in Indien gelernt zu haben bekennt, wenn er sagt: „Ich habe zu lange in einem Lande gelebt, wo die Leute Kühe anbeten, um mir viel aus den Verschiedenheiten zu machen, die Christen von Christen trennen." Da mag irgendwo ein evangelischer Missionar, etwa der Kirche Württembergs angehörig, an einer Missionsgemeinde stehen; einige Eingeborene, vielleicht drei oder vier, einer andern deutsch-evangelischen Mission angehörig, sind zugezogen und nehmen regelmäßig an den Gottesdiensten teil. Es ist ihnen wohl in der Gemeinde und man denkt nie daran, etwas anderes aus ihnen zu machen, als was sie von hause aus sind. Aber nichtsdestoweniger muß einigemale im Jahr doch einer ihrer Missionare von weither kommen, um den Leuten das hl. Abendmahl zu reichen, das sie bei Leibe nicht mit „anderen" Christen zusammen genießen dürfen! Nun, solche Missionare mögen ja persönlich liebe, tüchtige Brüder sein, am Ende gar Theologen von Profession; aber solche Reisen könnten sie sich ersparen! So ein eingeborner Hinduchrist muß schon lange bearbeitet werden, bis er versteht, warum er nicht das Abendmahl von einem andern evangelischen Missionar nehmen darf, und wenn er es am Ende kapiert hat, dann denke ich, ist er erst recht zu bedauern! Mit derlei hatten die Apostel nichts (? Red.) zu thun. Da ist ferner die indische Kaste, ein Hindernis, das gar nicht groß genug gedacht werden kann; ferner die Verschrobenheit des Orientalen, dem das Suchen nach absoluter Wahrheit ein leerer Traum ist und der sich durch nichts von der Meinung abbringen läßt, daß, was recht und passend ist für Eine Menschenrasse, nicht notwendig auch recht und

passend für eine andere sein muß! Schließlich, wie fremd und andersartig stehen wir doch im Vergleich mit den ersten Missionaren denen gegenüber da, an denen wir zu arbeiten haben; wie hemmen alle die Vorbereitungen und Ueberbrückungen, die da nötig sind, den Gang des Evangeliums!

Wenn man dann schließlich, um den Erfolg der Mission noch mehr zu schmälern, hervorhebt, daß der religiöse Stand unsrer Gemeinden draußen eben doch ein gar niedriger sei im Vergleich mit den apostolischen Gemeinden, so wollen wir ja gerne zugeben, daß jene Gemeinden äußerlich selbständiger dastanden, als z. B. die Christen in Indien, d. h. die Nachkommen von Heiden, die in 1000jähriger Abhängigkeit und fast beispielloser Erniedrigung gehalten worden sind; aber wie oft wird doch der religiöse und sittliche Stand jener ersten Gemeinden überschätzt und der unserer Gemeinden unterschätzt. Meine Herren! Wir haben Leute in unsren Gemeinden draußen, die Vater und Mutter, Weib und Kind, Geld und Gut um ihres Glaubens willen darangegeben haben. Wir haben nun alte Christen, die ein ganzes Leben lang treu dem Herrn gedient und viele zur Gerechtigkeit gewiesen haben. Vor wenigen Monaten kam die Nachricht aus Uganda, daß junge Bekenner des Namens Jesu, denen man Hände und Füße abgehauen und die man über langsamem Feuer zu Tode marterte, während ihre Peiniger sie wegen ihres Glaubens verhöhnten, Lobgesänge anstimmten und freudig in den Tod gingen. Sprechen solche Thatsachen nicht überzeugender, als alles, was man im Studierzimmer über „Missionszeiten“ sich ausdenkt? Es bekehrt sich doch kein Mensch und giebt sein Leben dahin um des Evangeliums willen, wenn ihn nicht der Herr Jesus bekehrt hat. Ja, es ist Missionszeit und der Herr hat seine Boten legitimiert. Und für solche, die auf besondere Winke zum angreifen warten, ist es nicht Wink genug, wenn Gott einer protestantischen Macht, wie England, Millionen von Seelen, die ihren Heiland nicht kennen, zur Regierung und Leitung anvertraut? Und die nun gewonnenen deutschen Kolonien — lenken sie nicht auch die Aufmerksamkeit unsrer Nation auf die Heidenwelt? Im allgemeinen darf man wohl sagen, daß unsre Zeit ihrer Missionspflicht sich bewußt geworden und daß freiwillig für kein Werk mehr geschieht als für die Heidenmission. Josenhans wagte es einmal zu sagen: „Es giebt nichts Größeres in unsrer Zeit als die Mission und die

Revolution." Was uns in diesem Werk ermutigt und anspornt, ist ja schließlich nicht der Erfolg, der sich hie und da an der Oberfläche zeigt, sondern die Verheißung und die Kraft des Gottes, vor dem Ein Tag wie 1000 Jahre und 1000 Jahre wie Ein Tag.

Aber eins sollte die Frucht unsers Zusammenkommens sein: Wir wollen uns fester zusammenschließen als bisher. Ohne das Interesse und das Gebet der heimatlichen Kirche sind alle unsre Hoffnungen auf Erfolg dahin. Die Kirche Christi als Ganzes soll die Welt für unsern Herrn erobern. Meine Herrn! Wir Missionare halten viel aufs Gebet, auch aufs Bittgebet. Beten Sie um Erleuchtung der Heiden, um die rechte Ausrüstung für die Missionare, besonders um neue Kraft für die, die im Kampf ermatten wollen. Beten Sie um neuen Missionseifer für die christliche Heimat und vergessen Sie dabei auch die Theologie-Studierenden nicht! Und hier lassen Sie mich ein letztes Wort anschließen, für das ich noch um einen Augenblick Geduld bitte.

Es ist eine heikle Sache und ich muß sie etwas sorgsam anfassen. Wir haben vorhin die apostolische Missionsarbeit mit der jetzigen verglichen. Ist es Ihnen nicht auch schon aufgefallen, wie wenig Einfluß die Mission im allgemeinen noch ausgeübt hat auf die heimatlichen Kirchen? Ich weiß, daß Segen zurückfließt auf vereinzelte Kreise, besonders auf die Hauptträger des Missionsinteresses, die sogenannten Gemeinschaften. Was ich meine, ist der Einfluß auf die herrschenden Grundsätze, auf das allgemeine Fühlen in der Kirche. Es wird sich z. B. noch kein großer Einfluß der Mission auf die Theologie nachweisen lassen. Ich glaube, daß dieser Zustand kein normaler ist. Nach Analogien auf anderen Gebieten sollte man erwarten, daß von den Organen der Kirche, welche an ihrer Ausbreitung über die ganze Erde arbeiten, auch neue Impulse für diese Kirche selbst ausgehen sollten. So war es in alter Zeit. Welchen Einfluß hat doch der eine Heidenmissionar Paulus auf die Kirche und Theologie aller Zeiten ausgeübt! Von irgend etwas der Art ist bei der gegenwärtigen Mission kaum auch nur eine Spur zu entdecken. (? Red.) Wir Missionare sind noch so wenige, auch sind wir nicht die Leute, deren Urteil in der Heimat Beachtung findet. Daß ichs kurz sage, — wir brauchen tüchtige Theologen in der Mission, Theologen, welche ein weites Herz und einen offenen Kopf haben, Theologen, die im stande sind, aus dem praktisch

ergriffenen Missionsgedanken auch die wissenschaftlichen Konsequenzen zu ziehen. Wir sollten sie haben nicht nur um der Mission willen, sondern auch um der Kirche willen. Es ist kürzlich im akademischen Missions-Verein mit Recht hervorgehoben worden, daß sich ein Student wohl berufen fühlen könne zum Dienst in der heimatlichen Kirche, ohne deßhalb auch den Beruf in sich zu fühlen, unter die Heiden zu gehen. Und gewiß, der akademische Missions-Verein hat ja zunächst nur den Zweck, Missionsinteresse im allgemeinen zu wecken. Wie unsagbar viel wäre doch schon gewonnen, wenn alle unsere Geistliche warme Missionsfreunde würden! Es fällt mir nicht ein, allen Missionsfreunden zuzumuten, daß sie auch selbst in die Heidenwelt zu gehen sich berufen fühlen sollten! Wenn Sie alle, meine Herren! sich melden würden zum Dienste unter den Heiden, ich kann mir den freudigen Schreck, der da über unsre Gesellschaften käme, kaum vorstellen, und ich weiß nicht, was da vorwiegen würde: Die Freude oder der Schreck. So ist's also nicht gemeint. Aber eine Frage möchte ich Ihnen doch vorlegen, die Beantwortung ganz Ihnen überlassend. Wenn man auf die frühere Lebensstellung z. B. der Basler Missionare sieht, so ist der Bauern- und Handwerkerstand am stärksten vertreten, doch fehlen auch die Kaufleute, die Lehrer und andere Berufsklassen nicht. Zur Zeit aber steht auch nicht ein einziger württembergischer Theologe auf dem ganzen Basler Missionsgebiet in Indien, Afrika und China. Ist das normal?! Wir haben gegenwärtig einen einzigen regulären Theologen, und der ist Schweizer. Die schottische Kirche bezieht ihr ganzes Missionspersonal aus der Reihe der gewöhnlichen Theologen. Es ist das nicht einmal mein Ideal; aber es zeigt, wie sich die Mission in andern Ländern — denn in England fehlt es den Missionsgesellschaften auch nicht an zum Teil vorzüglich begabten Theologen — auf die Theologen verlassen kann, und aus Württemberg, dem Land berühmter Theologen, dem Teil Deutschlands, wo das Missionsinteresse sicher am regsten ist, haben wir keinen! Und welcher Stand stünde dem Missionsstand doch näher als der geistliche! Ich richte diese Frage an Sie in erster Linie im Interesse der heimatlichen Kirche, für die ich mir von trefflichen Theologen in der Mission eine besonders erfrischende, belebende und anregende Einwirkung verspreche. Aber ich leugne nicht, auch die Mission bedarf Ihrer. Selbst Inspektor Josenhans sagte, von Indien zu-

rückgekehrt: „Wie viel mehr von theologischen, historischen, sprachlichen, ich muß selber sagen, kirchen- und staatsrechtlichen Kenntnissen hätte ich in Indien besitzen mögen!“ „Theologen erster Größe sollten wir deswegen haben.“ Ich denke mir, manche von Ihnen fürchten: in die Mission einzutreten heißt die Wissenschaft aufgeben. Weit gefehlt! Sie können gar nicht zu gelehrt sein für die Mission!! die Tage sind ja vorüber, da A. H. Francke dem Missionar Ziegenbalg nach Indien schrieb, an einen Druck seiner Genealogie der malabarischen Götter könne gar nicht gedacht werden; die Missionare seien ausgesandt, das Heidentum in Indien auszurotten, nicht aber den heidnischen Unsinn in Europa zu verbreiten! Ist ein bekehrter Philosoph unter Ihnen, wie gut können wir ihn brauchen für unsere Vedantisten in Indien; ist ein Sprachgelehrter unter Ihnen, der Jesum und die Mission von Herzen lieb hat — er kommt uns wie gerufen. Dogmatiker, Exegeten, Kanzelredner und Volksredner, Historiker und Dichter sie finden alle ihre Verwendung in der Mission. Der Herr mache Sie bereit, daß wenn Er heute oder morgen durch die Reihen geht und Freiwillige aufruft zum Kampf, auch aus der so kampfbereiten und wohlgerüsteten Theologenschar einige freudig Ihm zurufen können: „Siehe Herr, hier bin ich, sende mich!“

Verehrte Versammlung! das Werk des Herrn wird fortgehen, ob wir mitthun oder nicht. Die Fülle der Heiden wird eingehen in das Reich des Herrn und „Er wird seine Lust sehen, darum daß Seine Seele gearbeitet hat.“ Wenn wir die Liebe des Herrn und das Elend, die Nacht, dieser Erde so recht im Herzen bewegen und sein Ruf kommt dann auch an uns, so werden wir nicht so leicht damit fertig werden, und bereut hat es noch keiner, der diesem Ruf gefolgt. Sehen wir diese Dinge an in dem Lichte der Ewigkeit, dann fragen wir ja überhaupt nicht nach Lohn und Erfolg; wir werden uns glücklich schätzen, daß wir eingreifen dürfen, vielleicht gerade in einer Stunde großer Not, vielleicht dann, wenn die Entscheidungsstunde im alten Streit zwischen Licht und Finsternis für ein Volk geschlagen, damit sich erfülle, was geschrieben steht: „Es sind die Reiche der Welt unsres Herrn und Seines Christus geworden, und Er wird regieren von Ewigkeit zu Ewigkeit“. Amen.

Aufruf

an das evangelische deutsche Volk zur Sammlung von außerordentlichen Beiträgen für neue deutsche Missionen in deutschen Schutzgebieten.

Seitdem unser Vaterland überseeische Besitzungen erworben, ist auch das Interesse an der Mission und das Verständnis für sie unter uns gewachsen. In den weitesten Kreisen hat man es erkannt, daß jetzt, wo Millionen Heiden, die noch dazu auch auf einer tiefen Stufe der Gesittung stehen, unter den Schutz des deutschen Reiches und seines erhabenen Kaisers gekommen sind, das Werk der christlichen Glaubensverbreitung auch zu einer Sache vaterländischer Ehre und nationaler Pflicht für uns geworden ist. Ebenso ist die Ueberzeugung eine allgemeine, daß die großen uns gestellten kolonialen Aufgaben ohne die Mithilfe der christlichen Mission nicht zu lösen sind.

Die einzige Macht, welche von innen heraus umwandelt, also ein wurzelhaftes Werk treibt und durch Pflanzung eines neuen Lebens wirklich erzieht, ist die christliche Mission. Sie bringt eine Kultur, welche aus der Tiefe eines neuen Lebens herauswächst; eine Arbeitslust, welche das Ergebnis innerer Befreiung und Willigkeit ist; eine Bildung, die das Bild Gottes ausprägt; eine Ordnung, die auf guter Sitte, eine Sitte, die auf Sittlichkeit, eine Sittlichkeit, die auf Glauben, einen Glauben, der auf dem in Christo erworbenen Heile ruht.

Wohl hat das evangelische Deutschland schon längst vor dem Beginn unsrer kolonialen Ära Mission getrieben. 11 selbständige deutsche Gesellschaften unterhalten heute mit einem durch lauter freiwillige Gaben aufgebrachten Kostenaufwand von ca. 2½ Millionen Mark über 520 ordinierte Missionare, welche wesentlich in Asien und Afrika etwa 200,000 getaufte Heiden in geordnete christliche Gemeinden gesammelt haben. Allein diese Leistungen stehen weder im Verhältnis zur Größe des Missionswerks, noch zur Größe unsres Vaterlandes, des ganz zu geschweigen, daß sie gegen diejenigen unsrer

Glaubensgenossen jenseits des Kanals und des Atlantischen Ozeans bedeutend im Rückstande sich befinden. Wir haben in Deutschland mit dem großen Werke der Weltevangelisierung bisher nur gespielt. Speziell unsere Missionsbeiträge stehen noch auf einer ziemlich niedern Stufe. Aber, will's Gott, giebt unser Kolonialbesitz uns auch ein koloniales Pflichtgefühl und dieses koloniale Pflichtgefühl unserm christlichen Glauben eine energischere und schwunghaftere Missionsrichtung.

Auf den deutschen Schutzgebieten steht bis jetzt nur *eine* evangelische deutsche Missionsgesellschaft, nämlich die rheinische im Herero- und Namalande. In Deutsch-Ostafrika sind bereits mehrere englische, in Mikronesien eine amerikanisch-hawaiische, in Neubritannien eine australische evangelische Missionsgesellschaft seit längerer Zeit thätig. Diese Arbeiter verdrängen zu wollen, wäre eine ebenso große Unklugheit wie Unhöflichkeit, auch liefe das stracks dem Grundsatz des großen Heidenapostels entgegen: „nicht auf einen fremden Grund bauen zu wollen" (Röm. 15, 20). Evangelische Noblesse wie christliche Weisheit und Gesundheit weist uns also *zunächst* auf diejenigen deutschen Kolonien, wo entweder noch gar keine Mission getrieben wird, wie in *Neuguinea*, oder wo die bisherigen Arbeiter wegzugehen wünschen, wie in *Kamerun*. Neuguinea hat bereits die *rheinische* Missionsgesellschaft ins Auge gefaßt und wegen Kamerun bestehen Verhandlungen mit *Basel*.

Es ist nämlich eine Forderung christlicher Klugheit und Nüchternheit, wenn irgend möglich diese neuen Missionen in die Hände *bereits bestehender* Missionsgesellschaften gelegt zu sehen. Schon darum, weil diese Gesellschaften eine mehr als *halbhundertjährige Erfahrung* hinter sich haben und viel teures Lehrgeld gespart werden wird, wenn wir diese Erfahrung uns dienstbar machen.*)

*) In ähnlichem Sinne spricht sich die Allg. evang.-luther. Kirchenzeitung 1886, Nr. 9 über die zwei neuen in Bayern für Neuguinea und für Ostafrika gegründeten Missionsgesellschaften aus. „Wir können," heißt es dort, „die Befürchtung nicht unterdrücken, daß durch die bei uns so schnell hintereinander auftauchenden Missionsprojekte in die Reihe unserer Missionsfreunde eine gewisse Unklarheit und Unsicherheit und in unsere Missionsausgaben eine bedenkliche Zersplitterung kommt; daß einerseits der kolonialpolitische Nimbus, sowie der Reiz der Neuheit überhaupt, der die beiden neuen Missionsunternehmungen und namentlich die letztere vorerst umgiebt, in den Augen vieler die Leipziger Mission zu sehr in Schatten stellt, und was wir gerade in An-

Diese Gesellschaften bedürfen aber der Ermutigung, wenn sie Freudigkeit zu dem verantwortungsvollen Entschluß haben sollen: eine neue Mission in einer tropischen deutschen Kolonie in Angriff zu nehmen. Die Aufbringung des dazu nötigen bedeutenden Geldkapitals ist es ja freilich lange nicht allein, was den Entschluß zur Reife bringt; aber deß sind wir gewiß, wenn das deutsche evangelische Volk im wirklich nobeln und großen Stile eine Gabensammlung zu stande bringt, daß diese Thatsache ein bedeutendes Gewicht in die Wagschale der Entscheidung legen wird.

Wir haben lange gewartet, ob von berufenerer Seite eine Anregung zu solch einer Geldsammlung werde gegeben werden. Und als das nicht geschehen, haben wir auf der diesjährigen Versammlung der sächsischen Prov. Missions-Konferenz in Halle kühnlich den Anfang gemacht. Der Ruf fand ein allgemeines freudiges Echo; auch der Appell an die christliche Generosität. Die ihrem weit größten Teil nach aus Pastoren bestehende Versammlung zeichnete sofort 6700 Mark. Wir sind so kühn, zu hoffen, daß dieses hochherzige Beispiele alle Kreise unsrer evangelischen Volksgenossen, besonders auch die der Wohlhabenden und Reichen unter uns anregen werde, nun auch ihrerseits nach dem Maß ihres Vermögens viel zu geben. Wir brauchen zu den neuen Missionen Mittel, die in die hunderttausende gehen, und um zu dieser Höhe zu gelangen, müssen namhafte Summen aus den Kassen der Reichen fließen. Der begeisterten Worte sind genug gewechselt; jetzt gilt es, Thaten zu thun, welche der Begeisterung würdig sind: zunächst Gaben darzubringen, welche als lebendige Zeugnisse unsrer Hochherzigkeit und Generosität auch dem Auslande gegenüber dastehen.

Beauftragt durch den einmütigen Beschluß der genannten sächsischen Provinzial-Missionskonferenz, wagt es der unterzeichnete Vorstand derselben, den vorstehenden Aufruf ergehen zu lassen. Die

betracht der geplanten Erweiterung des Leipziger Missionswerkes aufrichtig bedauern müßten, ihr manche Gabe entzieht und daß doch andererseits auch bei immer wachsender Gleichgültigkeit gegen das alte Missionsgebiet und sich gleich bleibender Begeisterung für die neuen sich die Mittel zur gedeihlichen Bearbeitung beider auf die Dauer nicht herbeischaffen lassen. Auch ist es ja zur Genüge bekannt, wie zur gesegneten Betreibung eines Missionswerkes noch mehr gehört, als die edelste Begeisterung und wie jede neue Missionsleitung auch von neuem Lehrgeld bezahlen und Erfahrungen machen muß, vor welchen eine bewährte Direktion viel eher bewahrt worden wäre." Red.

erbetenen Gaben, welche auch in viertel- oder halbjährigen Raten entrichtet werden können und über welche in der „Allgemeinen Missionszeitschrift" quittiert werden wird, wolle man freundlichst dem Vorsitzenden der genannten Konferenz, Dr. Warneck in Rothenschirmbach bei Eisleben, anmelden resp. einsenden.

Es ist uns von vielen Seiten versichert worden, man warte auf einen Ruf, wie die Missions-Konferenz ihn jetzt ergehen läßt. Will's Gott, rechtfertigt das Ergebnis diese Behauptung und findet unser Appell in dem weiten deutschen Vaterlande ein so fröhliches Echo, wie er es auf der Versammlung in Halle fand.

D. **Warneck.** Sup. **Rothe.** Dr. **O. Frick.**
Pastor **Stier.** Pastor **Wächtler.** D. **Hoffmann.**
Buchhändler **Fricke.** Pastor **Dietrich.**

La Lomo, der Fetischprophet.

Zweiter Teil.

Owu als Gbalo.

Von H. Bohner.

8. „Väter und Großväter."

„Väter und Großväter" — so lautet der Ehrentitel, welchen der Neger seinen berühmtesten Stammesfetischen, die durch einen öffentlichen Kultus verehrt werden, beizulegen pflegt. Zu solchem Kultus gehört als Minimum: 1) daß in der Stadt ein kleiner Tempel für den betreffenden Fetisch erbaut ist; 2) daß ein Mann oder eine Frau (oder beide zusammen) als Wulomo-Priester oder Tempelwärter bestellt ist, der den Tempelhof kehrt, die Opfer darbringt, Weihwasser verabreicht und für alle diese Dienste ein gewisses Einkommen an Opfern u. dergl. hat; 3) daß er einen stehenden Okomfo oder Wongtschä (Wahrsager) hat, in welchen er fährt und durch welchen er seinen Willen offenbart. Lagunen-, Fluß- und Tierfetische reden gewöhnlich durch Frauen; Berg- und Baumfetische durch Männer, andre Fetische durch beide. 4) Endlich muß jedem Hauptfetisch jährlich ein Fest gefeiert und bei dieser Gelegenheit ein Tieropfer (z. B. ein Schaf- oder Ziegenbock oder Rind) gebracht werden.

Jeder Fetisch wird an seiner Stimme und an seinem Wahlspruch oder Lobgesang erkannt. Wir haben im Lauf unsrer Erzählung hauptsächlich Lakpa und Akotia kennen gelernt. Da aber nun Owu die letzten Vorbereitungen trifft, um als Beherrscher oder Prophet aller dieser „Väter und Großväter" aufzutreten, so wollen wir wenigstens einen Teil auch der übrigen etwas näher kennen lernen.

Eine große Rolle spielen die Lagunenfetische. An ihrer Spitze steht der Sakumo von Täma, dessen Kultus durch Owu auch in La eingeführt worden ist.

Daß auch die große Lagune am Ausfluß des Humo unter dem Namen Sakumo verehrt wird, soll daher kommen, daß einmal ein Fischer beim Fischen plötzlich ein neugebornes Kind in seinem Netz vorfand, welches zu seiner Verwunderung ihn anredete und bat, es mit nach hause zu nehmen und aufzuziehen. Ueber Nacht wurde aber das Kind zum Stein, dem man nun einen Tempel in Akra baute und ihn, bezw. die Lagune, als „kleinen" Sakumo verehrte. Sehr wahrscheinlich ist der Kultus des Täma-Sakumo nur auf diese übertragen worden.

Die in La verehrte unterhalb der Stadt sich befindende Lagune Kpeschi verdankt die ihr gezollte Verehrung ihrem Salzreichtum, aus dem die Laer einmal bei einer Salzteurung ungeheures Geld erlösten und wobei es ihnen in den Sinn kam, daß die Lagune ein Fetisch sein müsse. Da es mehreremal Freitags, wenn man am Salz arbeitete, regnete und deshalb die Arbeit unterbrochen werden mußte, so wurde dieser Tag der Kpeschi geweiht, die Arbeit an demselben verboten, hingegen der Tempelhof gekehrt rc.*)

Außer diesen drei Lagunen werden noch verehrt: 1) Die Krote in Christiansborg; 2) Kole in Akra, deren Wulomo über bedeutende Ländereien zu verfügen hat; 3) Dschemmu in Akra; 4) Sango in Täschi; 5) Makwe in Nungowa; 6) Dschemmu in Täma; 7) Laloi in Kpong und Prampram; 8) Dschange in Ningo; 9) Schongo in Ada. — Bei allen Lagunen spielt auch die Fischerei eine große Rolle. Zu einer gewissen Jahreszeit pflanzt der Wulomo einer solchen (Fetisch-)Lagune eine Art Strohwisch an derselben auf. Durch diesen Akt wird das Fischen darin verboten. Dieses Verbot dauert einige Monate, worauf sich die Stadtältesten zu einem Wongtschä begeben und ihn ersuchen, den Lagunenfetisch zu fragen, ob es erlaubt sei, wieder zu fischen. Der Fetisch erscheint in einem Topf Wasser und giebt nach einem in Geld, Rum und Zeug dargebrachten Opfer die Erlaubnis. Ehe aber nun das Fischen beginnt, beräuchert der Wulomo die Lagune, indem er mit einem großen Feuerbrand darauf herumfährt.

---

*) Die Art und Weise, wie Kpeschi Fetisch wurde, gilt wohl auch für andre Lagunen und Flüsse. Daß die Tradition noch so frisch sich erhalten hat, zeugt dafür, daß es noch nicht so lange her ist.

Die See wird von allen Städten als Fetisch betrachtet, hat aber nur in Akra einen öffentlichen Kultus, wo sie unter dem Namen Naji verehrt wird. Sonst heißt sie Nscho oder Wuo. Der ihr geweihte Tag ist der Dienstag.

Von Flüssen ist im Akra-Land als Fetisch hauptsächlich der Humo berühmt. Andre werden zwar auch verehrt, haben aber keinen öffentlichen Kultus. Von Quellen hat nur die Soro bei Boteano einen Kultus. Obwohl dieser Ort nur ein Dorf ist, so gab es doch eine Zeit, wo Soro ein weit und breit gefürchteter Fetisch war.

Von Tieren werden verehrt der Leopard, die Hyäne, die Riesenschlange und die Ratte; doch ist mir nicht bekannt, ob die letztere irgendwo einen öffentlichen Kultus hat. Wahrscheinlich trieb die Furcht vor diesen Tieren zu ihrer Verehrung, weil man keine Schießwaffen hatte, sich ihrer zu erwehren. Die Laer verehren den Leoparden, der sonst Kotschä heißt, unter dem Namen Dschobu und erzählen folgendes über die Entstehung seiner Verehrung: Als sie in den früheren kriegerischen Zeiten, von ihren Feinden vertrieben, einen neuen Wohnsitz aufsuchten, fanden sie einen passenden Ort [da, wo ihre Stadt jetzt ist], in dessen Nähe ein Leopard hauste. Sie vertrauten sich seinem Schutze an, widersetzten sich nicht, wenn er ein Tier raubte; aber keinem Menschen that er etwas zu leid.

Als Bergfetische sind berühmt: Langma am Ausfluß des Humo, Njanao auf der Grenze zwischen dem Ga- und Akemland, Apra bei Obutu und Gbegbe in der Nähe von Akra.

Von Bäumen gelten große Seidenbaumwollen- und Odumbäume, wenn sie in der Nähe menschlicher Wohnungen stehen, für Fetische; es ist mir aber keiner bekannt, der einen ausgebildeten Kultus hat. Dieselben Bäume werden von den gleichen Leuten an andern Stellen umgehauen und verwertet. Oft ist ein Seidenbaumwollenbaum nur so lange Fetisch, bis er groß genug ist, um einen Kahn daraus zu schnitzen, so daß es auf der Hand liegt, daß man ihn verehrte, bloß um ihn zu schützen!! Von Baumfetischen mit vollem Kultus sind mir nur bekannt: Awiri von La und Bobu von Nungowa. Vor Nadedes Tempel in La steht ein Baum, der bei allen Festlichkeiten seinen Schatten spendete und unter welchem auch sonst die Alten sich gern versammelten, um die kühle Luft zu genießen. Dieses gab Veranlassung, den Baum als den Baum des Awiri, d. h. des Windes zu erklären und ihm einen öffentlichen Kultus einzurichten. Awiri gilt nun als Sohn und Herold des Lakpa.

Njongmotscha kann man als Hainfetisch bezeichnen, denn es sind gewöhnlich mehrere Bäume, die von einem Zaun umgeben sind und zwischen denen ein oder mehrere Töpfe Wasser auf Dreizacken stehen. Die Töpfe sind schön weiß angestrichen. In La sind es drei, nämlich der Topf des Lakpa, derjenige der Chrolo und der Akotias. Man glaubt, daß diese Fetische hier Wasser trinken, wenn

sie von ihren Ausflügen heimkehren. Ein Wulomo ist aufgestellt, der für ihre Reinhaltung und das Wasser darin zu sorgen hat. Njongmotscha verlangt, daß Zwillinge gleichen Geschlechts, sowie Sechsfingerkinder sogleich nach der Geburt ersäuft werden.*)

Der Teremitenhaufen spielt ebenfalls eine Rolle beim Fetischdienst, zwar nicht an und für sich, sondern nur deshalb, weil die Hausfetischin Wasieje ihn sich zur Wohnung erkoren hat. In La gilt Wasieje („dein Haus ist gut") als Kebsweib des Lakpa, über dessen Haushalt sie mit Eifersucht wacht. Die Frau von Lakpas Wulomo, welche ihren Namen trägt, muß sich streng ihren Ordnungen fügen; z. B. darf der Wulomo Salz, Messer und Feuer von seiner Frau nie mit Namen verlangen, sondern nur durch Zeichen. Letztere muß sich die Frau merken. Der Wulomo darf nicht eher essen, als bis die Sonne aufgegangen ist. Wenn man nun der Wolken wegen keine Sonne sieht, dann muß seine Frau thun, als sehe sie dieselbe dennoch, und laut darauf hindeuten. Endlich muß sie so reichlich kochen, daß der Wulomo nach jedem Bissen, den er in den Mund geschoben hat, auch einen für die Fetische auf den Boden legen kann, welche Bissen dann von den dem Fetisch geweihten Katzen gefressen werden. Ueber alle diese Bräuche wacht Wasieje, und die geringste Uebertretung derselben muß des Wulomo Frau mit dem Tode büßen. Wasieje hat schon viel Unheil von der Stadt abgewendet, denn weil neben ihrem Teremitenhaufen vor der Stadt immer ein Topf mit Wasser steht, so wird auch der erzürnteste Fetisch, wenn er der Stadt Verderben bringen will, durch das Trinken dieses Wassers in seinem Zorn besänftigt. Das weiß jeder Laer und ist deshalb gern bereit, wenn er vom Busch heimkommend diese Stelle erreicht hat, der Wasieje Odame, wie ihr voller Titel heißt, seinen Dank zu stammeln. Als ihr und des Lakpa Sohn wird der Fetisch Odamete bezeichnet. Wenn alle Fetische beim Homowo nach La kommen, darf nach Wasieje kein Fetisch mehr eintreffen.

Das Gegenteil von diesem weiblichen Fetisch ist der männliche Okosie, „der Hauszerstörer." Er ist ein wilder und gefürchteter Bursche, der sich für einen Asantefetisch ausgiebt und auf den

*) Die Laer wollen auf folgende Weise zu der Anbetung des Njongmotscha gekommen sein: Ihr Jäger Sowa, der für sie einen neuen Wohnsitz aufsuchen sollte, sah bei seinem Suchen unter diesen Bäumen einen Mann, der sich Nj. nannte, aber dann verschwand. Als er das seinen Mitbürgern erzählte, sagten diese, das könne nur ein Fetisch gewesen sein, und fingen an ihn zu verehren. Die Sache hat aber eine andre Seite. Njongmotscha ist das alte Wort für Platzregen und wird fast in jedem Dorf verehrt. Und da die Ansiedler bei ihren ersten Gründungsarbeiten vor dem Regen unter diesem Hain Schutz suchten, liegt es auf der Hand, daß dieser Umstand die Ursache seiner Verehrung ist, nicht aber die erdichtete Sage vom Jäger Sowa. Man glaubt, durch das Wasseropfer in diesem Haine die Fetische zum Vermitteln des Regens geneigt zu machen.

Kreuzwegen und vor den Thoren der Städte und Dörfer sein Wesen treibt. Wer einem Dieb oder einem Feind fluchen will, läßt ihm gern bei diesem Fetisch fluchen. Seine Strafe ist der Tod. Er ist aber nicht unfehlbar, sondern kann hie und da den Mann statt der Frau töten oder umgekehrt. Wen er tötet, der darf nicht begraben werden, bis die Schuld gesühnet ist. Wenn aber der Dieb aus Furcht das Gestohlene wieder bringt, nachdem ihm vom Wongtschä geflucht worden ist, dann muß er dem letztern ein Schaf, etwas Shirting und Rum als Sühne bringen. Der Wongtschä giebt dann dem Fetisch ein Trankopfer von Wasser oder Branntwein und erklärt, daß die Flüche nichts gelten sollen. Wird Ofosie irgendwo öffentlich verehrt, dann wird in seinen Tempel ein Topf Wasser gestellt, ein Kranz darum geflochten, mit einer Schüssel zugedeckt und das Ganze weiß angemalt. Wer mit Ofosie reden will, muß, da er ein Asanteer ist, das Angesicht nach Norden wenden.

Der Blitz, sonst Srawa genannt, wird unter dem Namen agbō in einer etwa 2 Zoll langen wirklichen oder von Eisen nachgebildeten Steinaxt verehrt, welche in einem kleinen Tempelchen an einem dunkeln Orte aufbewahrt wird. Solche Steinäxte halten die Neger für Donnerkeile. Der Blitzkultus stammt aus dem Jorubaland, hat in der Gegend von Akra nur wenig Anhänger, steht aber in Ada am Wolta in voller Blüte. Dort besitzt er eine Art Frauenkloster, in welchem junge Mädchen in der Geheimsprache, welche diese Blitzanbeter unter sich sprechen, und in andern geheimen Künsten unterrichtet werden, ehe sie nach bestandenem Examen völlig in den Bund aufgenommen werden. Nur wenige Männer gehören zu dem Bund. Die, welche daran Anteil nehmen, wohnen an einem andern Ort. Die Frauen dürfen ehelichen, wen sie wollen, auch ganz nach Gutdünken den Ehemann wechseln, ohne daß ihnen jemand dreinreden darf. Auch dürfen sie das erste beste Mädchen wegfangen und in ihr Kloster stecken. Wer von den Eingeweihten aus der Schule plaudert, wird unbarmherzig aus dem Weg geschafft und die Familie der also Getöteten darf sich nicht unterstehen, Rache zu nehmen. Diese Blitz-Frauen sind zwar wegen ihres ausschweifenden Lebens verachtet, aber bilden doch eine sehr gefürchtete Bande. Beschimpft jemand eine von ihnen, dann fällt sie wie tot auf den Boden, ihre Bundesgenossinnen kommen, tragen sie ins Kloster, und nun muß der Beschimpfer den beleidigten Blitzfetisch so lange beschenken und um Verzeihung bitten, bis er die Tote wieder erweckt, was mitunter bis zu 200 Mk. Unkosten verursacht. Schlägt der Blitz in ein Haus ein, dann wird dasselbe, wo die Macht der Engländer nicht hinreicht, vollständig ausgeraubt, niedergerissen und der Donnerkeil herausgegraben. Wo die Engländer Macht haben, löst der Eigentümer sein Haus durch eine Geldsumme aus. Nach dem Donnerkeil gräbt man dann neben dem Haus, bis man ihn findet oder, besser gesagt, bis

die Steinaxt unvermerkt der Tasche des Wongtschä entschlüpft und in einem der gegrabenen Löcher gefunden wird. So oft der Blitz einschlägt, wie auch beim Eintritt des Neumondes, ziehen die Blitzpriesterinnen mit lautem Gesang oder Geschrei auf.

Die Kriegsfetische werden gewöhnlich in einer Anzahl Kriegs- und Jagdtrophäen, hauptsächlich Unter- und Oberkiefer von Tieren, Antilopenhörner, Unterkiefer und Schädel von erschlagenen Feinden 2c. verehrt. Sie sprechen durch Prophetinnen und haben je 1—2 Männer als Wulomo.

Der berühmteste und wohl auch älteste dieser Kriegsfetische ist der von der ganzen Stadt Täschi verehrte Ajiku (d. h. „ich gehe um zu sterben"). Noite, der Sohn des Gründers der Stadt Täschi, ein gewaltiger Krieger, hat ihn jenseits des Wolta im Anglo-Land von einem Wongtschä gekauft, und da er ihm nicht blos seine Siege, sondern auch sein langes Leben*) zuschrieb, so fand nach seinem Tode und wahrscheinlich auch schon zu seinen Lebzeiten dieser Fetisch allgemeine Verehrung. Die mit geriebener Baumwurzel angefüllten Hörner, Knochen und Amulette, welche Ajiku ausmachen, betragen mehr als eine Manneslast. Sie werden in einem großen, faßähnlichen, irdenen Topf aufbewahrt, am Jahresfest aber hervorgeholt, auf einem breiten Altar ausgebreitet und durch Opfer von Ziegenböcken verehrt. Den Tieren wird mit einem scharfen Stein der Hals abgeschnitten (ein Messer darf nicht gebraucht werden) und ihr Blut auf die Fetischgegenstände gesprengt. Der Opfernde erhält seinen Anteil vom Tier zurück, dann werden diejenigen, welche ein Recht an die Opfer haben, wie die Familien der Wulomo und der Prophetin befriedigt, das übrige Fleisch aber in kleine Stücke zerschnitten und unter's junge Volk geworfen. So bleiben die Fetische liegen bis zum dritten Tag, an welchem alle Reste der Mahlzeiten, wie Knochen, Jamsrinde u. dgl. in Prozession auf'den Misthaufen vor die Stadt getragen werden und die Amulette und Reliquien wieder in den Topf hineinwandern.**)

Ein ebenfalls alter Kriegsfetisch ist der in La und Täschi verehrte Osabu (d. h. der Bahnbrecher). Bei ihm spielt neben den Knochen 2c. hauptsächlich ein aus den Blattrippen der Fächer-

---

*) Römer, Handelsdiener und Oberkaufmann der 1760 aufgehobenen Westindisch-Guianischen Kompagnie, der 1741 ein Buch über die Goldküste schrieb, fand diesen Mann noch lebend unter seinen Fetischen sitzend. Er soll so alt geworden sein, als es vor und nach ihm niemand wurde, weßhalb ihm das Volk den Titel „Ni Tschie" (Großvater, Herr) gab. Welchen Fetisch die Stadt Täschi vor Ajiku, also etwa vor 1700 verehrte, konnte nicht ermittelt werden.

**) Drei weitere Kriegsfetische, die in Täschi sind, nämlich: Adschebua, Sohn des Ajiku, Kuma und Gbugbra-Ajiku, sind nur Nachahmungen des erstern für zwei andre Stadtquartiere, wie der Kälberdienst in Samaria den Gottesdienst zu Jerusalem nachahmen sollte.

palme geflochtener und mit Kuhhaut überzogener Schild eine große Rolle. Osabu hat die Ehre, schon einmal Lakpa verdrängt zu haben. Lakpas Tempel war nämlich früher inmitten der Stadt, und da große Sterblichkeit herrschte, so machten einige Wongtschä im Interesse der Osabuverehrung das Volk glauben, es komme von Lakpa her. Dieser, mitten in der Stadt wohnend, begegne den Bewohnern öfters, wenn es für sie ungeschickt sei, d. h. wenn sie etwas thun oder an sich haben, was Lakpa verabscheut. Diese Eröffnung erfüllte das Volk so mit Wut, daß sie sämtliche Trommeln und Gegenstände des Lakpa in die See warfen und die Osabuverehrung aufs neue in Szene setzten. Die Fetischmänner des Lakpa ermannten sich aber wieder. Ein großer Künstler von Täschi, namens Aschite Akomfla, wurde gedungen und heimlich in den Busch geschickt, um die Trommeln und alles Zubehör aufs neue anzufertigen. Als alles zugerichtet war, wurden die Gegenstände bei Nacht auf Umwegen und querfeldein an's Seeufer getragen und dann eines Morgens der überraschten Menge verkündet, Lakpa sei aus der See wiedergekommen. Jedermann durfte gehen und die Sache in Augenschein nehmen, worauf man ihn mit allen Ehren einholte, aber nun seinen Tempel an das Ende der Stadt hin baute und seine Pflege dem dortigen Stadtquartier anvertraute. Bei Osabus Verehrung ist das eigentümlich, daß nach überstandenem Feldzuge drei Tage hinter einander mit gespanntem Gewehr um den Fetisch herumgetanzt wird.

Der in La verehrte Afrim wurde von eingewanderten Fantenegern eingeführt, hat sich aber nun verschiedene Vorrechte erworben. Da sein Name „der Entronnene" bedeutet, so läßt sich beim Auszug das ganze Kriegsheer von La durch den Wulomo mit Weihwasser besprengen, was sie vor dem Tode schützen soll. Afrim beherrscht auch das Jamsessen. Ehe sein Wulomo an seinem Jahresfest solchen gegessen hat, darf kein Mensch Jams versuchen, ja nicht einmal ihn in die Stadt bringen. Dieses Fest ist ein Freudenfest ohne Gleichen, es geht ihm aber ein bitterer Tag voraus, an welchem alle seine Verehrer, um ihren Heroismus zu bekunden, faul gewordenen Urin trinken müssen! Dieses macht sie aber am Festtage so wild, daß es ratsam ist, ihnen aus dem Weg zu gehen. Unter Afrims Gegenständen befindet sich auch eine in ihr Haus eingeschlossene Termitenkönigin. Wie Ajiku, so hat auch Afrim einige Nachahmungen gefunden.

Der wildeste Kriegsfetisch ist wohl der von den Schaiern und Kroboern verehrte Kotoklo. Ursprünglich war er wohl blos ein Jägerfetisch. Die Jäger pflegen nämlich die Knochen der erlegten Tiere innerhalb eines runden Zaunes aufzubewahren und auch zu verehren, weil sie das Wild herbeizaubern sollen. Es durfte aber früher keiner eine solche Sammlung anlegen, er habe denn zuvor einen Menschen erlegt und dessen Schädel oder Unterkiefer erbeutet.

Nun hauste ein wilder Jäger auf einer schwer zugänglichen Stelle des Schaiberges, der eine solche Knochensammlung besaß. Er war aber auch zugleich Wegelagerer und schnitt manchem Ueberfallenen den Kopf ab und that ihn zu seiner Sammlung. Daß der Mann nun deßhalb weit und breit gefürchtet wurde, ist selbstverständlich. Er wurde aber auch berühmt durch wunderbare Kuren und eingetroffene Prophezeiungen, welche er seinen Trophäen zuschrieb. So fing man an, dieselben göttlich zu verehren. An Kotoklos Jahresfeste trinken sich die Männer von Schai gegenseitig aus den Schädeln erschlagener Feinde Palmwein zu. Wer noch keinem Menschen den Kopf abgeschnitten hat, darf nicht daran teilnehmen. Dieser Brauch machte Kotoklos Anbeter, besonders die Kroboer, zu gefürchteten Leuten bis in die jüngste Zeit. *)

Da wir im Adangme-Land sind, so wollen wir noch einen weitern Adangme-Fetisch kennen lernen, nämlich die N a d u. Sie ist die W ä c h t e r i n ü b e r d i e J u n g f r a u e n, daß sie nicht Mutter werden, ohne vorher die Otufo-Feier gemacht zu haben. Dieser Otufobrauch soll auf folgende Weise entstanden sein. Zu einer Zeit, wo das Waschen noch ein selten Ding im Adangmeland war, wo zwei Palmzweige die Matratze und ein Holzscheit das Kopfkissen vertrat, hatte ein Mann einen Sohn und eine Tochter. Der Vater war reich und konnte es erschwingen, dem Sohn, als er groß geworden, ein Gewehr zu kaufen. Ein solches war natürlich eine Seltenheit im Lande, und Wochen vergingen, bis der Sohn damit alle Verwandten besucht hatte, ihnen das Kuriosum zu zeigen. Ueber diese dem Bruder erwiesene Ehre wurde die Schwester neidisch und fing an bitterlich zu weinen, bis ihr Vater sich entschloß, auch sie auszuzeichnen. So wurde sie sauber gewaschen und gesalbt, der strickähnliche Gürtel um die Lenden durch zwei dicke Perlschnüre ersetzt und an die Stelle des kurzen Streifens Baumbastes kam ein langer, langer Streifen Zeug, der nach hinten und vornen eine mehrfach verschlungene Schleppe bildete. So durfte sie Wochen lang nichts schaffen, sondern nur ihre Verwandten und Freunde besuchen und ihres Leibes pflegen, der bald schön zu glänzen anfing. Den Nachbarn gefiel das, denn so schön hatten sie noch nie eine Jungfrau gesehen. Wer's vermochte, machte es nach und schließlich wurde die Unsitte zum Gesetz erhoben und unter den weiblichen Fetisch Nadu gestellt, deren Priesterin nun über die Mädchen wacht. Die Uebertreter dieses Gesetzes wurden früher über einen hohen Felsen hinabgestürzt, heutiges Tages werden sie des Landes verwiesen.

*) Kotoklos Anbetung wurde nämlich auf folgende Weise von Schai nach Krobo verpflanzt. Eine Frau ging zu dem gefürchteten Jäger, um Medizin zu holen. Das Schauderhafte, was sie dort sah, haftete so tief im Gemüt, daß sie Nachts davon träumte, aus dem Schlafe fuhr, schrie und zitterte. Ein herbeigerufener Wongtschä erklärte, Kotoklo sei in sie gefahren und verlange, daß die Familie ihn verehre, was von da an auch geschah.

Von Steinfetischen werden öffentlich im Akra-Land verehrt der Tumote (Springstein) in Akra und der Tatabo in La. Der erstere ist ein ziemlich hoher Fels an der See. Die Sage erzählt, daß es versteinerte Zwillinge seien. Sie gehörten aber ihrer früheren Existenz nach zwei verschiedenen Völkern an, der eine war ein Akraer, der andere ein Akemer. Nun entstiegen sie mit einander der See, wobei der eine den andern überholte. Der letztere gebrauchte aber eine List und verlangte von dem andern ein Messer, um sich damit einen Dorn aus dem Fuß zu ziehen. Wie dieser ihm das Verlangte reichen will, sucht er ihn zu überschreiten, wobei die Versteinerung eintrat. Tumote ist ein gefürchteter Fetisch. Doch erlaubte sich ein Bauaufseher der englischen Regierung, ihn eines Hauptes kürzer zu machen, indem er ihn zu Bausteinen sprengte, ein Verfahren, welches Herr Fischer nachahmte. Die heidnische Partei sah ruhig zu, bis ein Mann Gouverneur wurde, der im Ruf des Muhammedanismus steht. Da auf einmal erklärten die Wongtschä, der Grund der anhaltenden Dürre liege in der Verunreinigung des Tumote. Die fanatische Menge ließ sich das kein zweites Mal sagen, sondern fiel ohne weiteres über alle vorrätigen Steine her, auch über solche, die nicht von diesem Felsen gebrochen waren, und begrub sie in die See. Herr Fischer konnte nachweisen, daß der Felsen auf seinem Eigentum sich befinde; dessen ungeachtet wurden die Leute doch nicht gestraft, sondern die Regierung gab 200 Mk. und einen Ochsen zum Opfer, um die aufgeregte Menge zu beschwichtigen! — Tatabo ist ein auffallend weißer Sandstein, welchen die Laer bei Gründung ihrer Stadt wollen vorgefunden haben. Er ruht in seinem Tempel, aus welchem er jährlich nur einmal hervorgeholt wird, um dem Lakpa vorgestellt zu werden.

Nun auch ein Wort über die geschnitzten oder künstlerisch geformten Fetische, sofern dieselben einen öffentlichen Kultus haben.

Der in Christiansborg (Osu) verehrte Dade ist ein männliches Götzenbild aus Holz. Es wird an seinem Jahrestag, sorgfältig eingehüllt, von einem Mann in raschem Schritt durch die Stadt getragen und mit Gewehrsalven begleitet. Da der Mann, welcher es trägt, im Lauf des neuen Jahres sterben soll, so thut er diesen Dienst nur gezwungen. Dade („Eisen") gehört unter die Kriegsfetische.

Nadede, die zweite Frau des Lakpa, welche in La verehrt wird, ist eine weibliche Lehmfigur, welche in einem messingenen Becken sitzt. Laer wollen sie gelegentlich eines Krieges im Angloland gefunden haben und von einem Mann daselbst in ihrem Dienst unterrichtet worden sein. Sie brachten die Figur nach La, und als sie hier zum erstenmal durch ihren Propheten sich vernehmen ließ, erklärte sie, Lakpa heiraten zu wollen. Lakpa weigerte sich zuerst, weil die Nadede Menschenfleisch esse und er nur wenig Leute habe.

Nadede erklärte aber, sie verlange zum Opfer nur Frauen, welche während der Schwangerschaft oder im Wochenbett sterben. Diese gab ihr nun Lakpa zur Morgengabe und die Heirat wurde geschlossen. So haben denn Nadedes Wulomo und dessen Gehilfe das Privilegium, in ganz La solche Tote zu beerben. Die Leichname derselben werfen sie in einen nahen Hain, trennen gewisse Teile davon ab und binden sie der Nadede an ihren Topf (!), während alles Eigentum der Toten dem Wulomo anheimfällt. Der Tempel und Tempelhof der Nadede ist zugleich eine Art Burg der weiblichen Okomfo von La. Sie behaupten, dort vergifteten Rum bereit zu haben, den sie ihren Opfern beizubringen wissen, und da sie jährlich einmal die Wulomo zu bewirten haben, so sind sie wegen dieses vergifteten Getränks allgemein gefürchtet. Wer Nadede nicht mehr fürchtet, der fürchtet überhaupt keinen Fetisch mehr. Nadede verabscheut alles, was von Messing gemacht ist, weil sie selber in einem Messingbecken thront.

Chrolo, Owus spezieller Fetisch, erstes Weib des Lakpa, wird zwar auch unter der Gestalt eines Topfes verehrt, doch geschieht ihr als der Trommel in Begleitung des Lakpa vielmehr Verehrung. Sie hat zwei männliche und einen weiblichen Wulomo. Die Pflicht der letztern besteht darin, den Tempelhof rein zu halten; der erste Wulomo aber besorgt die Beschneidung an allen Knaben in La, wenn sie 6—8jährig sind. Dieselbe wird zwar nicht als religiöser Akt betrachtet, denn nur bei Waisen wird darüber gebetet. Chrolo wehret auch dem Töten der Kröten, weil deren Quacksen das Regnen befördern soll.

Eine Art „Thal Benhinnom“ sind der „Fetischbusch“ und der „faule Busch.“ In dem erstern, welcher hart an der Stadt ist, wird der Fluch der ganzen Stadt La „abgewischt“ und in den letztern werden alle unreinen Toten geworfen. Beide Orte gelten daher als dem Fetisch geweiht.

Missions-Zeitung.

Afrika.

Am 28. August ist der schwarze Bischof Ferguson in Cape Palmas angekommen. Der Empfang war ein begeisterter. Auch von den entfernteren Stationen strömten die Christen herbei, ihren neuen Oberhirten zu begrüßen. Seither hat der Bischof mehrere Konfirmationen und Visitationen gehalten und im Oktober den 70jährigen Gedebo-König von Cape Palmas samt seiner Gemahlin getauft.

— Missionar Mc Kinney im Vey-Lande, Westafrika, meldet die Taufe von 42 Heiden. Er steht im Dienst einer Missionsvereinigung baptistischer Neger in N.-Amerika und ist natürlich selbst ein Farbiger.

— Der methodistische Missionar Welford in Fernam do Po ist, nachdem ein englisches Kriegsschiff ihn aus der Gefangenschaft befreit hat, vom spanischen Gouverneur auf die Dauer von 4 Jahren, 4 Monaten und 1 Tag von der Insel verbannt worden und nach England zurückgekehrt!

— Am 20. März sollten 15—20 neue Arbeiter für die Bischof Taylor'sche Mission von Neu-York nach Afrika abreisen. Die Einnahmen des »Taylor Transit and Building Fund« haben von Februar 1885 bis Februar 1886 betragen 180,492 Mk., die Ausgaben 114,784 Mk. Die Finanzen stehen also sehr gut.

— Aus Bakundu in Westafrika, wo seit 6 Jahren die Baptisten eine Station haben, berichtet Missionar Richardson von sechs Erstlingen, deren einer „Prinz Gati" ist, von allerlei Abenteuern, aber auch von netten Fortschritten. Die alte Sitte, bei jedem Sterben eines Kindes einen Erwachsenen zu töten, ist großentheils aufgegeben. Manche andere Menschenopfer konnten im einzelnen Fall verhindert werden. Es ist niemand im Volk, der nicht an Gott glauben und von göttlichen Dingen mit Respekt hören würde.

— Ein Herr Joseph Thomson, der neulich die Westküste Afrikas besucht und die wichtigsten Handelsplätze derselben etwas näher kennen gelernt hat, schreibt in den »Good Words«: „Mit Freuden ging ich an das Studium dieser Gegenden, weil ich hoffte, den guten Einfluß beobachten zu können, den ein hundertjähriger Verkehr mit den zivilisierten Nationen auf die barbarischen Küstenbewohner ausgeübt hat. Aber meine Enttäuschung ist unaussprechlich groß gewesen. Ausgenommen Sierra Leone und Lagos, die ja in der That eine Ausnahmestellung einnehmen, ist es überall eher rückwärts als vorwärts gegangen. Es ist absolut kein einziger Ort zu finden, wo die Eingebornen aus eigenem freiem Antrieb nach bessern Zuständen sich auch nur sehnen würden. Die schlimmsten Laster und Krankheiten Europas haben hier einen empfänglichen Boden gefunden und die Nachfrage nach berauschenden Getränken ist unverhältnismäßig viel größer, als die nach Kleiderstoffen — und das Kleiderbedürfnis gilt ja vielen als Maßstab für das ‚Wachstum in der Gnade'.

„In diesen Dörfern laufen einem Männer, Frauen und Kinder nach, die kaum einen Fetzen am Leib haben, und flehen einen an um ein wenig Schnaps oder ein wenig Tabak! Ewig nichts als Schnaps, Tabak und Schießpulver! Das sind die einzigen Bedürfnisse, welche durch einen hundertjährigen Handelsverkehr mit Europa geweckt worden sind. Wie aber stellt man die Sache bei uns in England dar? Ja, da wird Westafrika geschildert als ein Feld, ‚weiß

zur Ernte'; da soll der Afrikaner zu unserer Regierung aufschauen, um durch sie bessere politische Zustände zu erhalten, zu den christlichen Kirchen seine Stimme aufheben mit dem Rufe: ,Kommt herüber und helft uns!' an unsere Kaufleute sich wenden mit der Einladung: ,wir haben Oel und Gummi und Elfenbein; gebt uns dafür eure Zeuge und eure Eisenwaren — ihr sehet uns nackend und ihr kleidet uns nicht!' an den Menschenfreund aber die Bitte richten: ,wir sind willig, zu arbeiten, man komme nur und zeige uns, wie wir's machen sollen!' Solche Schilderungen sind pure Fabel. Man glaube doch kein Wort von all diesem Unsinn!"

Eben wollte uns diese Schwarzmalerei als doch ein wenig übertrieben erscheinen; da kam uns ein der »Times of India« entnommener Aufsatz über Majumba unter die Augen, durch welchen das obige leider vollkommen bestätigt wird. „Branntwein", heißt es da, „ist der einzige Artikel, durch welchen der Neger überhaupt zum Handeltreiben bewogen wird. Zeug, Glasperlen, wohlriechende Essenzen u. dgl. würden ihn noch nicht zur Arbeit verlocken; hat er aber einmal Schnaps oder Rum gekostet, so werden ihm diese Getränke zu einer Daseinsbedingung, ohne welche das Leben ihm nicht mehr lebenswert erscheint. Alle philantropischen Gesellschaften, alle Mäßigkeits- und Enthaltsamkeitsvereine zusammen werden nicht imstande sein, jetzt noch den Alkohol aus Afrika zu verbannen. Mit Recht oder mit Unrecht — der Branntwein ist nun einmal da; er scheint das einzige Mittel zu sein, durch welches der Schwarze zur Arbeit gereizt werden kann, und solange er ohne Branntwein nicht sein kann, und solange als es eine Handelskonkurrenz giebt, wird der Nachfrage auch das Angebot nicht fehlen..... Der Branntwein (trade gin und trade rum) besteht hauptsächlich aus Vitriol, so daß er tüchtig beißt, und diese Eigenschaft macht ihn dem Herzen oder richtiger dem Magen des Schwarzen so unentbehrlich."

Aus beiden Darstellungen geht hervor, daß nicht der Neger, sondern der Europäer die Hauptschuld an diesem traurigen Thatbestand trägt. Daß der Neger auch ohne Branntwein zum Arbeiten und zum Handel-treiben gebracht werden kann, das hat nicht nur die Mission, das haben auch die grundsätzlich nicht mit Branntwein handelnden Kaufmannsgeschäfte in Westafrika bewiesen. Nicht die Faulheit der Neger ist das größte Unglück, sondern die Verblendung unserer Kaufleute. Und was sie verblendet, ist der Eigennutz. „Die da reich werden wollen, fallen in..... viel thörichte und schädliche Lüste" (1 Tim. 6, 9).

Wie herrlich wäre es, wenn die deutsche Regierung, unterstützt von der öffentlichen Meinung des christlichen Europa, sich die Fernhaltung der Alkoholpest von ihren Schutzgebieten und Kolonien zur Aufgabe machen wollte! Es sind nicht bloß die Missionare, die das wünschen. Da schreibt z. B. ein Dr. A. Fick aus Südafrika:

„Unter dem Vorwand, die Sklaverei aufzuheben, freien Handel zu befördern und blutige Despotien zu vernichten, haben die Engländer manches schöne Stückchen Erde an sich gebracht; der Vorwand war nicht leer; sie hielten ihre Versprechungen und verbreiteten Segen, obgleich ihre Beweggründe mindestens auch selbstsüchtig waren. Warum sollten wir Deutsche nicht einen Schritt weiter gehen als die Engländer? Warum sollten wir nicht ‚Kolonien ohne Schnaps‘ auf unsere Fahne schreiben? Wer mit offenen Augen und fühlendem Herzen das Elend anschaut, das jahraus jahrein durch den Schnaps in Kolonien und Mutterland angerichtet wird — ich spreche als Arzt — der muß zugeben, daß eine schnapslose deutsche Kolonie eine höhere Kulturstufe einnehmen würde, wie die schnapsgetränkten englischen.“

— In der am 24. Februar in Berlin abgehaltenen Versammlung des Vereins für deutsche Kolonisation hielt Pastor Diestelkamp einen Vortrag über die neugebildete „Gesellschaft für ev.-luth. Mission in Ostafrika“, worauf beschlossen wurde, an das schon für die Station dieser Gesellschaft vorhandene Kirchenbaukomite die Aufforderung zu richten, in der ganzen deutschen Presse einen Aufruf zur Sammlung von Missionsgaben für Ostafrika zu erlassen. Auch wurde der Missionsgesellschaft warme Anerkennung ausgesprochen und thunlichste Förderung ihrer Bestrebungen zugesagt.

— An der Ermordung Bischof Hannington's ist jetzt kein Zweifel mehr. Nachdem er glücklich durch das Masai-Land gekommen war, erreichte er am 8. Okt. Kawirondo an der Nordostecke des Viktoria-Njanza. Hier ließ er den schwarzen Missionar Jones zurück und brach am 12. Okt. auf, um allein an der Spitze von 50 Mann weiter nach Uganda zu ziehen. Um den 8. November trafen von diesen letzteren 4 wieder in Kawirondo ein und berichteten, daß am 31. Okt. der Bischof nach 8tägiger Gefangenschaft mit den meisten seiner Begleiter in Ukhori (Unjalla?) getötet worden. Der Bischof selbst und sein Koch wurden zuerst getötet und zwar erschossen, die übrigen gespießt. Nur etwa 10 jüngere Männer ließ man am Leben, um sie zu Sklaven zu machen: ein paar, weil sie englisch lesen konnten, ein paar andere, weil sie geschickte Handwerker waren; einen Diener, weil er allein die verschlossenen Kisten des Bischofs zu öffnen verstand. Nur den vier oben erwähnten gelang es zu fliehen. Einer derselben, ein Christ aus Freretown, brauchte 15 Tage, bis er halbverhungert und mit geschwollenen Beinen wieder in Kawirondo ankam. Die 3 anderen machten den Weg in 13 Tagen. Gern wäre nun Jones dem Bischof nachgereist, um Näheres über sein Ende zu hören; aber die umwohnenden Eingeborenen waren so unfreundlich gegen die nun auf ein Minimum zusammengeschmolzene Karawane, daß an ein solches Wagnis nicht zu denken war. Jones mußte froh sein, als es ihm am 8. Dez. nach allerlei Hindernissen gelang, den Rückweg an die Küste

anzutreten. Dreimal war auf diesem die kleine Schar nahe daran, aufgerieben zu werden. In traurigem Zustand, die meisten nur noch in Tierfelle gekleidet, Jones selber an der Ruhr leidend, trafen sie endlich am 4. Febr. in Rabai, am 5. in Freretown ein. Ihnen voran schritt der Kilongosi, der offizielle Wegweiser der Karawane, ein blaues Fähnchen tragend, auf dem in weißen Lettern das Wort „Ichabod" geschrieben stand. Der Schmerz und das Weinen, namentlich der nun zu Witwen gewordenen Weiber, wollte kein Ende nehmen. Es war eine herzzerreißende Szene.

Am 15. März kam der Bericht von Missionar Jones in London an, und Tags darauf traf aus Sansibar ein Telegramm ein, welches meldete, daß dort Briefe aus Uganda vom 22. Dezember eingetroffen seien, welche die Ermordung Hanningtons bestätigen. Bis zu diesem Datum sind also jedenfalls die drei dortigen Missionare noch am Leben gewesen. Der Herr helfe in Gnaden weiter!

China.

Die bischöflich-methodistischen Missionare in Futschau geben sich große Mühe, ihre Gemeinden zu finanzieller Selbständigkeit zu erziehen, und haben in dieser Richtung auch schon schöne Fortschritte gemacht. Auf einer Konferenz haben sie neulich ihren eingebornen Kollegen mehrere hierauf bezügliche Fragen vorgelegt, und einige der Antworten sind sehr lehrreich. Die Fragen lauteten wie folgt: 1) „Was hätte eine finanziell selbständige Kirche vor einer solchen voraus, die immer noch teilweise von der Missionsgesellschaft unterstützt wird?" 2) „Glauben Sie, daß eingeborne Prediger und Gemeindeglieder verstehen, was die Missionsgesellschaft eigentlich will, wenn sie auf Selbsterhaltung dringt?" 3) „Was machen sich die chinesischen Christen für eine Vorstellung von der Art, wie in Amerika das Missionsgeld aufgebracht wird, und von den Motiven der Geber?" 4) „Lassen sich unsere Bekehrten im Durchschnitt ihr Christentum ebensoviel kosten, als die Heiden der Götzendienst kostet?" 5) „Sollte man an alle eingebornen Prediger in diesem Stück die gleichen Forderungen stellen oder aber von solchen, die mehr als gewöhnliche Tüchtigkeit besitzen, verhältnismäßig mehr erwarten?"

Auf die letzte Frage antwortete Rev. Jok Ing Kwang, es sei thatsächlich schon so, daß die Hauptlast auf die tüchtigsten und einflußreichsten falle, und daher zögen manche es vor, im Verborgenen zu bleiben und nicht höher zu steigen, bloß damit ihnen zu ihrer schon schweren Last nicht noch eine neue hinzugethan werde. — Auf die erste Frage antwortete Rev. Sia Sek Ong: „Die finanzielle Selbständigkeit der Gemeinden kommt vor allem den Predigern selbst zu gut. Ich habe es selbst erfahren, wie mir gleichsam ein Stein vom Herzen fiel und ein neues Freiheitsgefühl über mich kam, als ich aufhörte, von der Missionsgesellschaft einen Gehalt zu beziehen. Schon

lange hatte ich diese finanzielle Abhängigkeit von der Mission als eine Last und als eine Schlinge empfunden. Das Schlimmste ist, daß die Heiden, wenn wir ihnen predigen, der Meinung sind, wir thäten dies bloß um des Geldes willen, das die Mission uns zahlt. Sobald ich meinen Unterhalt von den chinesischen Christen bekam, fühlte ich mich erleichtert, obgleich Fernerstehende natürlich von der Veränderung noch nichts wußten. Dergleichen wird übrigens bald genug bekannt. Andere Prediger reden davon, und gelegentlich sagen auch die Gemeindeglieder: ‚wir bezahlen diesen Mann!‘ Alle einsichtsvolleren Christen sind der Ansicht, daß es gut wäre, diesen Grundsatz möglichst überall durchzuführen. Ein weiterer Punkt ist dieser: Als ich noch von Missionsgeld lebte, kamen gar oft eingeborne Christen zu mir, um Geld zu borgen. Wer ausländische Dollars bezieht, gilt für sehr reich. Allerdings sind manche meiner Kollegen jetzt nicht mit mir zufrieden, wahrscheinlich aus Neid oder Mißgunst. Sie sagen, ich sei zu schnell vorgegangen mit dem Unabhängigwerden. Gemeindeglieder dagegen habe ich nie klagen gehört, einige wenige hier in Futschau ausgenommen.“

Auf die zweite und dritte Frage lauteten die Antworten nicht sehr erfreulich: die Heiden verstünden nichts vom Geldwesen der Mission und selbst vielen Christen sei es ziemlich unfaßlich, daß man aus purer Liebe zu Gott und den Menschen Geld geben könne; mutet man ihnen zu, daß *sie* ihre Prediger selbst bezahlen sollen, so schelten sie die Prediger ‚Erzbettler‘ und werfen der Missionsgesellschaft vor, daß sie zwar mit der Lehre sehr freigebig sei, das Geld aber eben doch für sich behalten möchte, d. h. also, daß sie nur aus Geiz auf Selbsterhaltung dringe.

Auf die vierte Frage antwortete Sia Sek Ong: „Unsere Christen geben für kirchliche Zwecke viel weniger aus, als die Heiden für den Götzendienst. Die Heiden geben teils aus Furcht vor den Götzen, teils weil ihre Umgebung sie dazu nötigt. Ich weiß von einem Manne, der, wenn er für heidnische Zwecke Geld geben sollte, sich für einen Christen ausgab, dann aber, als seine Dorfgenossen sich vergewissert hatten, daß dies nur eine Ausrede war, genötigt wurde, entweder für den Ahnenkultus oder aber für die christliche Kirche etwas beizusteuern. Manche werden geradezu Christen, um weniger zahlen zu müssen!“ — *Jek Ing Kwang*: „Der Götzendienst stellt oft so große Anforderungen an die Heiden, daß Leute ihre Kinder verkaufen, um denselben zu genügen. Jedenfalls haben die Heiden viel mehr Unkosten religiöser Art, als die Christen.“ — *Hu Sing Mi*: „Solche Christen, die stark sind am inwendigen Menschen, geben mehr als die Heiden; die Schwachen aber sind in *allen* Stücken schwach. Die Heiden haben überhaupt mehr Ausgaben der verschiedensten Art als die Christen, und für religiöse Zwecke müssen sie beisteuern, ob sie wollen oder nicht.“

Die schönste Lösung dieser Frage ist jedenfalls die, welche Sia Sek Ong befürwortet. Daß er mit seinem Beispiel nicht allein dasteht, beweist folgende Geschichte aus Njutschwang. Hier wurde vor 1—2 Jahren ein Heide namens Tschang getauft. Sein Geschäft war von der Art, daß er im Winter, wo der Schiffsverkehr eingestellt ist, nichts oder fast nichts zu thun hatte. Da hat er nun seine Freizeit benutzt, unentgeltlich Evangelistendienste zu thun und sogar auf seine eigenen Kosten eine größere Missionsreise zu machen. Ja, als der Missionar ihn fragte, ob er nicht ganz in den Dienst der Mission treten und sein bisheriges Geschäft aufgeben wolle, da erklärte er: „Ja, das will ich freilich; eine Besoldung aus der Missionskasse werde ich aber nie annehmen, denn 1) ich besitze genug, um mit den Meinigen leben zu können, wenn wir nur sparsam sind; 2) wenn ich den Heiden predige, so muß ich zuweilen Bemerkungen hören wie die: ‚wieviel zahlt ihm der Missionar?‘ und wenn ich ihnen dann sage, daß ich diese Lehre einfach darum predige, weil ich selbst an sie glaube, und daß der Missionar mir keinen Heller dafür zahlt, dann hören sie mit Respekt zu; 3) in meinem Buche finde ich, daß Paulus ‚mit seinen eigenen Händen arbeitete‘, und wenn die Missionare nichts dagegen haben, so möchte ich es auch so machen.“ Natürlich hatte kein Mensch etwas dagegen.

— Der baptistische »Missionary Herald« führt folgende Gründe an, warum die englischen Christen verpflichtet seien, in China zu missionieren: 1) „Durch den Opiumhandel haben wir China unberechenbaren Schaden zugefügt, und diesen sollten wir versuchen einigermaßen wieder gut zu machen.“ — 2) „Wir haben die alten Religionen und Lebensanschauungen, welche bis jetzt in China maßgebend waren, geschwächt und in Mißkredit gebracht; es ist daher unsere Pflicht, etwas Besseres an die Stelle zu setzen.“ — 3) „Die hohen natürlichen Vorzüge, welche die Chinesen besitzen, machen sie unserer Beachtung besonders wert. Gewinnen wir sie, so haben wir die energischste und lebensfähigste, die fleißigste, ausdauerndste und unternehmendste Nation des Ostens gewonnen.“ — 4) „Es giebt viele suchende Seelen in China, die in hohem Grade empfänglich für das Evangelium sind. Ueberall finden sich fest geschlossene heimliche Sekten, von denen manche politischen und sozialen, andere aber rein religiösen Aufgaben dienen. Es scheint, daß der Strom von christlichen Gedanken und Gefühlen, welche zuerst durch die Nestorianer nach China gebracht wurden, nie ganz zu fließen aufgehört hat, daß er in den letzten 600 Jahren nur unterirdisch und unsichtbar geblieben ist. Denn es giebt Sekten, deren Mitglieder bestimmt anerkennen, daß sie manches mit den Christen gemein haben. Eine Sekte z. B. bringt immer nur eine Weihrauchkerze dar, um so die Einheit Gottes anzudeuten; eine andere nennt sich die „namenlose“ und glaubt ebenfalls an einen Gott. Ja auch eine gewisse Dreieinigkeitslehre, der

Glaube an eine göttliche Liebe, welche Gebet erhört; das Trachten nach „ewigem Leben", die Ahnung von einer Selbstaufopferung Gottes, eine ans Abendmahl erinnernde Feier und ein Ausspruch, daß, wenn zwei an dieser Feier teilnehmen, noch ein dritter bei ihnen sei — findet sich bei ihnen. Mehrere hunderte von unsern Bekehrten in der Provinz Schantung waren früher Mitglieder dieser Sekten. Wenn unser Missionar Richard in eine Stadt kommt, da erkundigt er sich stets, ‚ob jemand darinnen sei, der es wert ist', und da ist er denn schon oft zu solchen Sektenmitgliedern gewiesen worden und hat unter ihnen empfängliche Seelen gefunden. Sie sind für uns ungefähr das, was die heidnischen Judenproselyten für die apostolische Mission waren."

— In Tschinkiang wurden am 30. Dez. die beiden dort stationierten amerikanisch-methodistischen Missionare mit ihren Frauen von einem Pöbelhaufen überfallen, mißhandelt und gefangen gesetzt, bis es nach einigen Stunden dem amerikanischen Konsul gelang, sie zu befreien. Auch die beiden Missionshäuser und die Wohnung eines amerikanischen Bibelagenten wurden übel zugerichtet. Die chinesischen Behörden aber haben ihre Pflicht prompt gethan. Wenn man daran denkt, wie in Nordamerika die Chinesen behandelt werden, so möchte man vor lauter Scham die viel geringfügigeren Mißhandlungen, welchen die Missionare je und je in China ausgesetzt sind, am liebsten mit Stillschweigen übergehen.

Japan.

Auch für die Mission dürfte es von Bedeutung sein, daß am 23. Dezember v. J. das japanische Kabinet reorganisiert worden ist, so daß jetzt die zwei aufgeklärtesten und Europa-freundlichsten Männer des Landes, Graf Ito als Ministerpräsident und Graf Inuje als Minister des Aeußern, an der Spitze der Regierung stehen.

— Eine wichtige Reform scheint sich anzubahnen durch die im vorigen Jahre gegründete und bereits 5500 Mitglieder zählende Gesellschaft zur Einführung des lateinischen Alphabets statt der herrschenden Zeichenschrift. An der Spitze der Bewegung scheint ein Dr. Harrell zu stehen. Es fehlt aber nicht an Eingebornen, die ihn eifrig unterstützen, und schon befinden sich mehrere Regierungsschulbücher in der Presse, die nach dem neuen System gedruckt werden.

— Immer häufiger werden jetzt die Fälle, in welchen Regierungsbeamte sich dem Christentum gewogen zeigen. So hat neulich der Direktor einer Strafanstalt sich an einen eingebornen Pastor gewandt mit der Erklärung und Bitte: „Wenn der buddhistische Priester den Gefangenen predigt, so lachen sie; wenn der Schinto-Priester predigt, so schlafen sie ein; es wäre uns daher lieb, wenn ihr Christen einen Versuch mit ihnen machen wolltet!"

— Die zwei ersten Missionare der südstaatlich-amerikanischen Presbyterianer, Grinnan und Mc Alpine, sind in Jokohama angekommen, haben sich der vereinigten Presbyterianerkirche Japans angeschlossen und werden demnächst in Kotschi ihre Arbeit anfangen, wo Hr. Kataoka, einer der liberalen Parteiführer, Christ geworden ist und die Regierungsschule um einen Missionar als Lehrer des Englischen gebeten hat.

Indien.

Auf der Sonepur Mela sah neulich Missionar Ewen einen Fakir, der auf einem sogen. „Dornenbett" lag, einem Holzgestell, das etwa wie eine Egge aussieht. Die Holznägel oder Pflöcke standen aber sehr dicht neben einander und waren überdies mit kleinen Polstern versehen, so daß die Qualen dieses Selbstpeinigers jedenfalls sehr gering waren. Später sahen die Missionare dieses Dornenbett als „Passagiergut" auf dem Bahnhof wieder. Welch wunderliche Karrikatur, dieses Gemisch von Einst und Jetzt! welch deutlicher Beweis vom Verfall des Hinduismus! — Auf der gleichen Mela wurden die Heiden durch die Geschichte vom verlorenen Sohn zu Thränen gerührt. Einer warf sich vor dem eingebornen Prediger auf den Boden und rief aus: „Du hast mein Herz getröstet." Ein alter Brahmane trat vor und erzählte, wie er von den Goßnerischen Missionaren das Evangelium gehört und trotz Verfolgung weiter ausgebreitet habe. Er besaß eine klare und vollständige Kenntnis des Evangeliums, war aber noch ungetauft. Viele glauben an Jesus ohne den Mut zum Bekennen.

— „Zwei junge Parsi-Damen, welche das freikirchlich-schottische Missionskolleg in Bombay besuchen, zeichnen sich durch ihre Regelmäßigkeit und ihren Fleiß aus. Wir glauben, ihre Gegenwart übt einen wohlthätigen Einfluß auf die 160 Jünglinge aus, welche neben ihnen in dieser Anstalt studieren. In Amerika hat seit Jahren das Zusammensein der beiden Geschlechter in ein und derselben Anstalt schöne Früchte getragen." (Bombay Guardian.)

— Anfang März hat nach 47jährigem Dienst General Sir Robert Phayre sich von Indien verabschiedet. Er gehört in die Reihe jener christlichen Offiziere und Beamten wie Lord Lawrence, Sir Herbert Edwardes, Sir Robert Montgomery und viele andere, denen Indien wohl ebensoviel verdankt, als irgend welchen Missionaren. Am Sonntag vor seiner Abreise hielt General Phayre noch eine Predigt in einer methodistischen Kirche Bombays.

— Der »Watchman«, ein methodistisches Blatt, spricht sein Entsetzen darüber aus, daß die eingebornen Christen Indiens insgesamt mehr für Tabak und berauschende Getränke ausgeben, als „für

den Herrn." Die eingebornen Mitglieder der „Nordindischen Konferenz" z. B., 4500 an der Zahl, hätten im Jahr 1884 nur 3600 Mk. „für den Herrn" geopfert, und kein Sachkundiger werde behaupten wollen, daß sie nicht eine viel größere Summe allein für Tabak hinausgeworfen.

— Auf einer Konferenz in Nazareth, Tinneweli, wurden neulich „die religiösen Eigentümlichkeiten der Hindus und die geeignetsten Mittel, das Christentum unter ihnen zu verbreiten," ausführlich besprochen. Dabei bedauerte ein eingeborner Redner, S. Gnanamuthu, daß die Gründer der Mission in Südindien als deutsche Lutheraner alle, auch die unschuldigsten, Hindu-Sitten verdammt und so viele vom Christwerden abgeschreckt hätten. Mehrere andere Redner, ebenfalls Eingeborne, stimmten ihm darin bei, daß man in der christlichen Kirche viel mehr Rücksicht auf indische Sitte und indischen Geschmack nehmen sollte, daß mehr Zeremonien, mehr Bilder, mehr symbolische Handlungen, mehr Feste, mehr äußerer Pomp in der Kirche wünschenswert sei; die nackten vier Wände einer Kirche seien doch nicht genug, um einen andächtig zu stimmen und zur Anbetung Gottes zu begeistern. Auch christliche Schauspiele, Prozessionen u. dergl. seien sehr zu empfehlen!! — Es hat uns doch überrascht, aus diesen Aeußerungen zu sehen, wie große Fortschritte der Ritualismus bereits in Tinneweli gemacht hat und wie völlig diese Redner das zu vergessen scheinen, was der eine Stern und Kern der „christlichen Religion" ist. Auf wen Christus keine Anziehungskraft ausübt, wie und warum soll der zur „christlichen Religion" oder Kirche gezogen werden?! Einer der Redner, Herr Masillamani, verstieg sich sogar zu dem Satze: der Lockvogel, dessen man sich bediene, andere Vögel zu fangen, müsse doch zur gleichen Spezies gehören, wie diese! Also ein äußerliches Zeremoniell, damit die äußerlich gerichteten Hindus gewonnen werden! Gott bewahre uns vor solchen „Mitteln" und „Methoden"!

— In Amutra bei Sialkot im Pandschab hat der schottische Missionar Youngson im Dezember 24 Seelen getauft, so daß dies Dörflein mit 9 früher Getauften und 3 in der Nähe wohnenden Christen jetzt eine Gemeinde von 36 Seelen hat. Die Männer und Knaben wurden unter freiem Himmel getauft, damit jedermann sehen könne, daß man ihnen kein Schweineblut zu trinken gebe oder sonst schauerliche Dinge mit ihnen vornehme. Die Frauen wurden in einem Zimmer getauft, und auch hier wäre es kaum möglich gewesen, ihnen zum Vortreten Mut zu machen, wenn nicht die Frau des Missionars zu diesem Zweck nach Amutra gekommen wäre.

— In Dardschiling, im oberen Bengalen, hat der schottische Missionar Turnbull v. J. 86 Personen getauft.

Ozeanien.

Der „Glaubensbote" teilt aus dem „Missionsblatt der Wesleyaner" (?) folgendes mit über die im Miss. Mag. 1885, S. 503 ff. erwähnte kirchliche Revolution auf den Tonga-Inseln:

„Eine Zeit ernster, wichtiger Entscheidungen ist über unsere Missionskirche auf den Tonga-Inseln hereingebrochen, herbeigeführt durch die Untreue eines früheren Predigers, Baker. Derselbe hatte sich wegen seines weltlichen Sinnes von der Wesleyanischen Kirche zurückziehen müssen, hatte dann das Vertrauen des greisen Königs Georg zu erschmeicheln gewußt und hatte in diesem durch fortgesetzte Bearbeitung den Gedanken einer Nationalkirche erweckt, an deren Spitze der König als oberster Bischof stände. Der König, bisher Glied und Lokalprediger der Wesleyanischen Kirche, war durch Baker's Darstellungen endlich gewonnen worden. Er fing an, die Gemeinde, durch die er selbst bekehrt worden, als eine ausländische Kirche anzusehen, die nicht mehr nach Tonga gehöre, und endlich erließ er eine Proklamation, worin er die Gründung einer Nationalkirche verkündigt und alle Unterthanen auffordert, die Wesleyanische Kirche zu verlassen und sich der Nationalkirche anzuschließen. Baker war des Königs Minister geworden und brachte es in seinen Rachegelüsten sogar dahin, daß König Georg alle die mit dem Tode bedrohte, welche den Uebertritt in die neue Kirche verweigern würden.

„Von Tag zu Tag stieg die Wut der Gegner, fortwährend geschürt durch Proklamationen Baker's. Man drohte, man werde einige Wesleyaner verbrennen, andere erschießen, andere kochen u. s. w. Schon sollte ihr Eigentum ihnen genommen und verteilt werden, und wirklich fing man bereits an, einigen Familien zu verbieten, in ihre Pflanzungen zu gehen. Endlich wurde das ganze Volk nach Nukalofa gerufen, um dort König Georg zu erwarten. Das benützten die Wesleyaner, vorher ihre vierteljährliche Versammlung zu halten. Die Kirche war gedrängt voll schon am frühen Morgen. Die Prediger wollten dieses Mal die vierteljährlichen Beiträge von denen nicht erheben, welche schon so hart bedrängt worden waren; aber die Leute wollten sie bezahlen und gaben beträchtliche Beiträge. Ja, in dieser Versammlung wählte man eine Anzahl neue Prediger an Stelle derer, welche man verloren hatte, und dabei vergaß man ganz die drohende Gewitterwolke. Diese Versammlung überzeugte die Missionare, daß, was auch der König thun werde, ein guter Teil ihrer Leute nicht schwanken würde, und die strahlenden Gesichter der Treuen stachen wirklich ab gegen die ihrer Feinde.

„Am Samstag, den 4. Juli, brach der gefürchtete Tag an. 60 kleine Boote und andere Fahrzeuge brachten gegen 1800 Krieger, denen man ansah, daß sie nicht in guter Absicht kamen. Ein furchtbarer Aufruhr erhob sich, und das Gerücht ward verbreitet, daß man schon angefangen habe, die Wesleyaner zu hängen. Aber trotzdem

schwankte kein Glied, keine Frau, nicht einmal ein Kind. Einige Wesleyaner wurden niedergeschlagen, als sie zum Morgengottesdienst kamen. Das erste, was König Georg that, war, daß er allen Häuptlingen, die treu blieben, ihre Titel und Aemter nahm. Dann befahl er, jeder Wesleyaner solle in die Stadt gebracht werden. Keinen solle man lassen; krank oder gesund, sie sollten alle kommen; „sogar einen Leichnam soll man bringen, es sei denn, daß er schon in Verwesung übergegangen ist." Einige Herzen wurden wankend, als sie ihre kranken Freunde auf Karren geladen und in die Stadt geführt sahen. Aber die meisten wurden nur fester. Eine Frau, die eben einem Kinde das Leben geschenkt hatte, sagte zu ihrem Manne: „Versprich mir, daß du mich sogleich holen willst, wenn das Hängen anfängt, damit wir mit einander sterben." Ein kranker Mann, der auf dem Lande wohnte, als er das Gerücht hörte, daß man angefangen hätte, die Wesleyaner zu hängen, schleppte sich in die Stadt aus Furcht, wie er sagte, er möchte zu spät zum Hängen kommen.

„Endlich bestimmte der König einen Tag zur Entscheidung. Am Abend vorher brachte ein Häuptling die Nachricht, daß der König ausgesprochen habe, daß, wenn die Leute morgen nicht übertreten würden, so würde es ihnen schlecht gehen. Missionar Multon machte bekannt, daß man sehr früh morgens eine Gebetsversammlung halten werde, und bat die Leute, beim ersten Glockenzeichen schnell zu kommen, damit sie nicht verhindert werden möchten. Wenige schliefen; überall ringsumher hörte man Weinen und Wehklagen, aber nicht von den Methodisten, sondern von den Freunden derselben, die sie baten, sich dem König zu fügen. Einige solcher Freunde wollten mit Gewalt ihre Verwandten zurückhalten; aber Weiber und Kinder rissen sich los und kamen den Berg hinauf in die Zionskirche. Als es noch finster war, läutete die Glocke. Sogleich füllte sich die Kirche, bis kein Stehplatz mehr zu haben war und ganze Massen draußen bleiben mußten. Das war eine unvergeßliche Gebetsversammlung. Alle diese Leute schauten dem Tode in's Angesicht; das war keine Frage. Unten am Fuß des Berges waren die Krieger mit ihren Streitäxten, die schon unterwegs einigen, die zur Versammlung gehen wollten, zugerufen hatten: „Wartet nur, wir wollen euch schon die Köpfe abschlagen!" Einige Leute sahen natürlich bleich aus; an andern sah man, wie es in ihnen kämpfte; aber als der Gottesdienst anfing, da ward es in allen still. Was waren das für Gebete! Nicht viele, aber alle gerade zweckentsprechend. Und als David Tonga ein Lied ausgab, da wurden die Gefühle geradezu überwältigend. Plötzlich schlug die große Trommel zum „Fono" (öffentlichen Sammeln) und ohne Zögern eilten alle den Berg hinab, bereit zu tragen, was auch kommen möge. Die Missionare segneten sie im Namen des Herrn und ließen sie gehen. Die Klassenführer liefen fast um die Wette, um die ersten zu sein, und eine ganze

Anzahl hatte sich vereinigt, wenn das Hängen anfinge, wollten sie sogleich vortreten und sich zuerst darbieten, um den andern Mut zu machen. Wie staunte König Georg, als er gegen 2500 Leute kommen sah, die bereit waren, lieber zu sterben, als ihrer Gemeinschaft untreu zu werden! Und wie beteten unterdeß die Missionare oben auf dem Berge! Nach einer halben Stunde entstand eine Bewegung, und eine ganze Anzahl sprang zu den Missionaren, um ihnen zu berichten, daß König Georg beschlossen habe, bei den alten Gesetzen zu bleiben. Da erfüllte sich das Wort: „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, da werden wir sein wie die Träumenden: da wird unser Mund voll Lachens und unsere Zunge voll Rühmens sein. Da werden sie sagen: Der Herr hat Großes an uns gethan.“ Ein großer Sieg war uns vom Herrn gegeben, aber der Kampf ist noch nicht aus. Die Wellen gingen zu hoch, als daß sie sogleich wieder sollten eine glatte See geben. Aber doch ist zu hoffen, daß durch Gottes Hilfe auch durch diese Verfolgungen und Wirren nur Segen geboren wird.“

Zu dieser ganzen Geschichte können wir einstweilen nichts als ein großes Ausrufungszeichen machen! Möchte es doch unseren wesleyanischen Freunden gefallen, statt der verworrenen, ganz undurchsichtigen und doch wohl übertriebenen Berichte eine klare und vollständige Darstellung des *ganzen* Sachverhalts zu veröffentlichen. Früher war König Georg „der beste Mann der Südsee“; wie ist er denn auf einmal ein solcher Wüterich geworden?! Und warum wollen die „Wesleyaner“ sich lieber hängen lassen, als seiner Staatskirche sich anschließen? Steht diese neue Kirche denn nicht auch auf dem Grunde des evangelischen Bekenntnisses?!

— Am 8. Nov. v. J. wurde der deutsch-australische Missionar *Flierl* mit einem Gehilfen, namens Biar, in der Kirche von Langmiel feierlich verabschiedet, um dann über Adelaide, Melbourne, Sydney und Brisbane nach Cooktown zu reisen. Das letzte Stück war recht unangenehm wegen der schlechten Verpflegung auf dem Schiff und wegen der meist aus Buschleuten, Goldgräbern und Chinesen bestehenden Reisegesellschaft. Auch die Deutschen in Cooktown waren widerwärtig. Nicht nur wollten sie von einem Gottesdienste nichts wissen, den Flierl ihnen am Sonntag zu halten wünschte, sie erklärten ihn sogar für einen Verrückten, weil er zu den Heiden nach Neuguinea gehen wolle: die beste Mission unter den Papuas sei die, welche sie alle miteinander totschlage! Ende Dezember sollte der kleine Dampfer „Papua“ in Cooktown ankommen und dann Flierl nach Neuguinea mitnehmen. Das Schiff scheiterte aber, ehe es nach Cooktown kam, und Flierl mußte länger als einen Monat warten. Indessen hatte sich die deutsche „Neu Guinea-Compagnie“ der Mission sehr gewogen gezeigt, ihre Agenten in Neuguinea angewiesen, das Vorhaben des Missionars zu unterstützen, und dem Kapitän ihres

Dampfers „Samoa" telegraphiert, ihn von Cooktown nach Neuguinea unentgeltlich mitzunehmen, und zwar erster Klasse. Am 8. Febr. sollte das Schiff abgehen.

— Der Pariser Missionar Vernier hat im Sept. v. J. die Gambier-Inseln besucht, wo unter französischem Protektorat die Jesuiten seit 1834 einen Gottesstaat nach ihrem Herzen aufzurichten bemüht gewesen sind. Was ist das Resultat? Von 2000 Einwohnern sind nur noch 400 übrig! Die kolossale Kirche auf Mangarewa, welche gegen 1500 Menschen fassen kann, steht leer. Viele Häuser sind Ruinen. Die Kinder sind alle skrofulös, rachitisch und verkümmert. Die Erwachsenen sterben elendiglich dahin, und in 10—20 Jahren wird die französische Flagge nur noch über einem großen Kirchhof wehen! Was sind die Ursachen dieses physischen, ökonomischen und moralischen Ruins? „Erbliche Krankheiten, Erschöpfung durch Mangel an genügender Nahrung und Zwangsarbeit, übermäßiger Gebrauch berauschender Getränke ꝛc.! Während 3—4 Monaten jährlich widmet sich die männliche Bevölkerung der Perlfischerei, einer anstrengenden Arbeit, die aber einem geübten Taucher 20—25 Fr. im Tag einbringt. Statt nun mit diesem Erwerb hauszuhalten und etwas für die magere Zeit auf die Seite zu legen, kauft sich der Taucher ein Fäßchen Wein oder eine Kiste Schnaps, läßt sich damit unter einem Schattenbaum am Meeresgestade nieder und verharrt, so lange das Getränk fließt, in einem Zustand tierischer Bewußtlosigkeit, der nur zu bald in den des letzten Schlafes übergeht. Acht Monate lang lebt er miserabel und führt das elendeste Dasein. Diejenigen, welche mir diese Angaben gemacht haben, scheinen zu glauben, daß kein einziger Mangarewe von dieser schrecklichen Regel eine Ausnahme macht, und anderseits versichern sie, daß die Gottesdienste fast gar nie mehr von den Eingebornen besucht werden. In jeder Beziehung ist die Lage dieser armen Leute eine wahrhaft beklagenswerte, die einen zu den traurigsten Reflexionen auffordert. Hätten sie das Evangelium Christi — wie anders stünde alles! Welches Unglück für sie, daß ihre Vorfahren die Versuche unserer Missionare ihnen die Segnungen desselben zu bringen, vereitelt haben!"

— Bekanntlich sind im Oktober 1885 auch die Marschalls-Inseln in Mikronesien unter deutsche Schutzherrschaft gekommen. Leider ist einer der ersten Akte, durch welche die deutsche Regierung sich hier bemerklich gemacht hat, ein für die Mission mindestens peinlicher gewesen. Der »Shanghai Mercury« berichtet darüber: „Nach Ergänzung des Kohlenvorrats und nachdem man einen Häuptling und einige eingeborne Missionare an Bord genommen hatte, wurde die unterbrochene Rundfahrt fortgesetzt und Ebon, eine der bedeutendsten Inseln der Gruppe, am 31. Oktober erreicht. Hier befindet sich der Hauptsitz der Mission. Früher war es eine Bostoner

Miss.-Ges., welche daselbst eine Niederlassung hatte, jetzt sind sämtliche Missionare Eingeborne. Diese letzteren hatten sich, sehr zum Nachteil der deutschen Kaufleute, eine Art von Kontrolle und Autorität über den Handel zwischen den Eingebornen und den Europäern angemaßt und gerade in der letzten Zeit waren daraus erhebliche Differenzen entstanden. Es war die erste Sorge des Kommandanten des „Nautilus", diese beizulegen. Die dunkelfarbigen Missionare mußten sich schriftlich verpflichten, sich künftig nicht mehr in die weltlichen Angelegenheiten ihrer Gemeindeglieder einzumischen (!), und wurde ihnen überdies eine Buße von 500 Dollar auferlegt, welche zur Hälfte sofort zusammengebracht wurde, zur Hälfte im April zu zahlen sein wird." Es ist nur allzu wahrscheinlich, daß die Anmaßung der „dunkelfarbigen Gottesmänner", wie sie in einer deutschen Zeitung genannt werden, darin bestand, daß sie ihre Pflegbefohlenen vor Schnaps und dergleichen warnten. Kaufmann Hernsheim, der seit Jahren auf diesen Inseln Handel treibt, ist der Hauptvertreter der deutschen Interessen und nun auch der deutschen Macht, also ungefähr das koloniale Ideal Bismarcks — „der regierende Kaufmann."

Allerlei.

Die Indianer Nordamerikas sind nicht am Aussterben. In den Jahren 1879—1884 wurden 17,587 Geburten und 14,782 Todesfälle unter ihnen gezählt, was also einen Zuwachs von 2805 Seelen in 5 Jahren bedeutet. Teils hat die Zahl der Geburten zugenommen, teils hat infolge der besseren Lebensweise, ärztlicher Behandlung der Kranken und dergl. die Sterblichkeit sich verringert. Die Freunde der Indianer-Mission triumphieren und schicken sich an, mit neuem Eifer ihre schwierige Aufgabe zu lösen.

— Bei der letzten Jahresfeier der großen amerikanischen Missionsgesellschaft sagte Dr. Taylor: „Die Erweckungen von 1857, 1858 und 1859 waren ausgezeichnet durch den Geist des Gebets; diejenigen, welche sich an den Namen Moody knüpfen, durch Eifer im Bibelstudium; ich sehne mich nach einer Erweckung, deren Charakteristikum das Geben ist."

Todesfälle.

Nachträglich verzeichnen wir den schon am 23. Oktober 1883 erfolgten Tod des edlen Lord Congleton, der in seinen jüngeren Jahren als Herr John Parnell dem bekannten Freimissionar Norris Groves unter unsäglichen Mühen und Darangabe seines Vermögens nach Bagdad und dann nach Indien gefolgt war (1830—1837), die Heidenmission aber wieder aufgegeben hatte, weil ihm schien, daß für diese eine vollere Ausgießung des hl. Geistes und die Verleihung von Wunderkräften unentbehrlich sei. Von 1837—1883 hat er als einfacher Prediger und Stundenhälter in England und namentlich in

London den sog. (Plymouth-) „Brüdern“ gedient, einer Gemeinschaft, bei deren Entstehung er neben Darby, Groves und anderen eine hervorragende Rolle gespielt hatte (ca. 1828). Uebrigens war es nie seine Sache „eine Rolle zu spielen.“ Kindliche Einfalt, tiefe Demut, völlige Abgeschiedenheit von der Welt, ungeteilte Hingabe der eigenen Person und des eigenen Vermögens an den Herrn — das sind die Hauptzüge im Charakter dieses merkwürdigen Mannes, der, wie wenige, zu den Verborgenen und zu den Stillen im Lande gehört hat (obgleich er — aus purem Pflichtgefühl und nach anfänglichem Widerstreben — seinen Sitz als Mitglied des Oberhauses viele Jahre lang ausgefüllt und einmal auch eine Rede im Parlament gehalten hat) und dessen Name doch auch in der Missionsgeschichte nicht vergessen werden darf.

— Am 16. Nov. 1885 starb in Rangun, Barma, der amerik.-baptist. Missionar C. Bennett, der 1829 als Leiter der Missionsdruckerei ausgesandt war und an der Herstellung von drei Bibelübersetzungen mitgeholfen hat.

— Am 29. Dez. 1885 starb in Hankau, China, die Frau des Londoner Missionars Griffith John, eine begabte und gebildete Amerikanerin, die im Jahre 1854 als Braut des Missionars Dr. Jenkins nach Schanghai kam, später Witwe und im Jahre 1874 Frau John wurde. Sowohl unter Europäern, namentlich Matrosen, als auch unter Chinesen, hat sie mit fast männlicher Energie und in großem Segen gewirkt.

— Am 1. Januar 1886 starb in Jokohama, Japan, der amerik.-baptist. Missionar Dr. Nathan Brown, 1833—1855 in Barma und Asam thätig, dann 17 Jahre lang in Amerika, bis zu seiner Aussendung nach Japan, wo er am 7. Febr. 1873 ankam und bis an sein Ende einer der bedeutendsten Arbeiter gewesen ist. Er hat das N. T. in zwei ganz verschiedene Sprachen, ins Asamesische und ins Japanische (1879) übersetzt. Er war geboren am 22. Juni 1807 und wurde schon als 9jähriger Knabe getauft.

— Am 3. Jan. 1886 starb in Honolulu Dr. Dwight Baldwin, seit 1831 Missionar in Hawaii, geboren am 29. Sept. 1798, ein eifriger Verfechter im Kampf gegen Branntwein und Tabak.

— In Utakamand auf den blauen Bergen ist zu Anfang d. J. Hr. John Hodges, ein warmer Missionsfreund und einstiger Jünger Hebichs, nach 60jährigem Aufenthalt in Indien und 43jährigem Aufenthalt in Utakamand, gestorben. Viele Missionare, welche seine Gastfreundschaft genossen haben, werden mit uns ihm ein dankbares Andenken bewahren.

— Am 21. Januar starb in Amerika die Witwe des Missionars Asher Wright, der 44 Jahre lang unter den Seneka-Indianern gearbeit hat. Dies würdige Missionspaar stand im größten Ansehen bei den Indianern und bei allen, denen die Indianer lieb sind.

— Am 28. Januar starb in Underhill am Kongo der junge Baptisten-Missionar John Maynard nach 6tägiger Fieberkrankheit, seit Juni v. J. der erste Todesfall in dieser Mission. Infolge Regenmangels sind die letzten Monate wieder ungesunder gewesen. Maynard hatte früher schon in Südafrika gelebt und war die ersten Monate am Kongo vollkommen gesund gewesen. Er erwartete eben seine Braut, Frl. Pitt, als der Tod ihn hinwegnahm. Jetzt wird sie in Afrika angekommen sein. Bis zuletzt hat er es nie bereut, an den Kongo gegangen zu sein; sterbend noch hat er Gott für diese Führung gedankt. Seiner Braut ließ er noch sagen, es sei alles recht so, sie werde bald mit ihm vereinigt werden. Seinen Freunden in England, namentlich Herrn Spurgeon und dessen Predigerschülern, seinen früheren Kameraden, sowie den Waisenkindern und seinen Geschwistern, sandte er rührende Grüße. „Es giebt noch viele unter unsern Leuten, die bald (nach Afrika?) kommen werden — um Jesu willen — Ich werde bald daheim sein — Arbeitet weiter, Brüder, laßt euch durch die Verluste nicht anfechten. Nur nicht aufgeben — immer hoffen. — O Jesu! bald heim! — Das ist das Thal — ich fürchte kein Unglück, denn du bist bei mir — Bald wird es vorüber sein — Sagt all unseren Jungen, daß sie den Heiland suchen — Lebt wohl! — Ich werde nach euch ausschauen — auf euch warten. Glaube kann Ihm festiglich trauen, komme was will — Brüder, Brüder, seid gutes Muts! — Rock of Ages cleft for me!" — Das waren einige seiner letzten Worte.

— Am 31. Januar starb in England die Witwe des berühmten Baptisten-Missionars Alfred Saker. Im Februar 1840 machten sie Hochzeit, im Spätjahr 1843 zogen sie nach Westafrika und zwar via Jamaika, um von dort einige eingeborene Gehilfen mitzunehmen — eine schreckliche Reise. Am 16. Januar 1844 war Fernam do Po erreicht, im Juni wurde die Mission am Kamerun-Fluß angefangen. Und hier hat das seltene Ehepaar über 30 Jahre lang im Segen gearbeitet. 1877 traten sie in den Ruhestand.

— Am 1. Februar ist zu Benkulen auf Sumatra der schwindsüchtige Missionar Festersen gestorben, ein Zögling des Breklumer Missionshauses, der von der holländisch-lutherischen Missionsgesellschaft nach Sumatra war gesandt worden.

— Ein früherer Missionar der schottischen Freikirche in Lovedale, Robert Templeton, ist auf seiner Hochzeitsreise im Zuurberg Busch, wo er sich verirrt hatte, infolge eines Sonnenstichs und an Durst gestorben.

— Ein junger Schotte, Rollo, der erst im August v. J. als Lehrer und Gärtner an den Njassa-See geschickt wurde und von dem man glaubte sagen zu dürfen, daß nie ein Missionar mit einer besseren geistlichen und leiblichen Ausstattung nach Afrika gegangen sei, ist bereits am Fieber gestorben. Wieviel Menschenleben

hat doch auch diese Mission schon in den 10 Jahren ihres Bestehens gekostet! Sieht man aber die aufblühenden Stationen und hört man, wie die 9 Erstlinge, 7 junge Männer und 2 junge Frauen, ihrem Heiland Ehre machen, so wagt man nicht zu denken, das Opfer sei zu groß gewesen! „Afrika kostet viele Leute; es wird sie auch wert sein."

— Am 16. Februar starb in Kopenhagen der durch die von ihm begründete Gesellschaft zur Pflege und Ausbildung verkrüppelter Kinder berühmt gewordene dänische Pastor Hans Knudsen. Aber auch in der Missionsgeschichte wird sein Name unvergessen bleiben. Er war von 1838—1843 als Pastor der Zionsgemeinde in Trankebar sozusagen der letzte geistliche Stammhalter der durch den Rationalismus schier verwüsteten lutherischen Tamil-Mission. Unter ihm wuchs die Gemeinde um etwa 120 Seelen. „Er warb als treuer, stiller Stellvertreter, bis ein Berufener ihn ablöste, Missionar Cordes, der erste der späteren Leipziger Mission. Die mittlerweile zur Selbstbesinnung gekommene dänische Gesellschaft hatte sich den Unterhandlungen der neuen lutherischen Missionsgesellschaft in Dresden gegenüber sehr geneigt geäußert. Von letzterer war Cordes nach Indien gesandt, der dann hier bei Knudsen brüderliche Aufnahme und durch ihn die Erlaubnis des Gouvernements empfing, in der Mission Hilfe zu leisten. Nach Knudsen's Abgang wurde Cordes vom Gouvernement mit der interimistischen Verwaltung sämtlicher geistlicher Funktionen in Trankebar betraut, eine Stellung, die dann zum Ausgangspunkte für die Neubelebung der Tamil-Mission in Indien wurde." (Allg. ev. luth. K. Z.)

— Es ist merkwürdig wie viele Verluste gerade in der letzten Zeit die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft zu beklagen gehabt hat. Am 25. Febr. starb nach beinahe 40jährigem afrikanischem Dienst Missionar Henry Townsend, der Gründer der Joruba-Mission, am 1. März General Reynell Taylor, der Gründer der Mission im Deradschat, und am 18. März Oberst Martin, der Gründer der Peschawar-Mission, zwei der ritterlichsten Christen, die je im anglo-indischen Kriegsheer geglänzt haben, und am 15. März starb 82jährig der ehrwürdige Lord Chichester, der 51 Jahre lang als Präsident der Gesellschaft in hervorragender und aufopfernder Weise an ihren Arbeiten teilgenommen. So lichten sich die Reihen. Aber sie füllen sich auch wieder. Vom 8. Februar bis zum 8. März d. J. haben sich 53 junge Männer der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft zur Verfügung gestellt; und auch die Lücken im Komite sind wieder ausgefüllt; unter den neu erwählten Mitgliedern befinden sich auch der berühmte Sanskritgelehrte Sir Monier Williams und Sir R. Fowler, früher Lord Mayor von London, und andere große Männer.

*

Bücherschau.

The Lives of *Robert and Mary Moffat.* By their son *John S. Moffat.* London. F. Fisher Unwin. 1885.

Ueber Robert Moffat (geb. 21. Dez. 1795, Missionar in Südafrika von 1817—1870, gest. 9. Aug. 1883) ist schon bei seinen Lebzeiten soviel Legendenhaftes in die Oeffentlichkeit gedrungen, daß man froh sein muß, in diesem stattlichen Bande von 484 Seiten endlich eine vollständige und nüchterne Darstellung seines ganzen Lebens zu erhalten. Manche englische Kritiker haben dem Verfasser allzu große Trockenheit und litterarische Ungeschicklichkeit vorgeworfen. Wir unserenteils sind dankbar für die schlichte, anspruchslose Art, wie der Sohn die Geschichte seines berühmten Vaters und seiner nicht minder ausgezeichneten Mutter erzählt. Mehrere Bilder, ein Register und zwei Karten von Südafrika, welche den Fortschritt der geographischen Entdeckungen von 1820—1884 veranschaulichen, sind wertvolle Beigaben. Der Druck ist groß und schön.

Alphabetisches Namen- und Sachregister zum Handbuch der theologischen Wissenschaften von Dr. O. Zöckler. Nördlingen. C. H. Beck'sche Buchhandlung. 1886. Preis Mk. 2.

Dies Register läßt sehr deutlich erkennen, welche Bereicherung die zweite Auflage dieses Werkes gegenüber der ersten erfahren hat. Die Nachweise über die auf die Mission bezüglichen Stellen nehmen im Register mehr als eine volle Spalte in Anspruch. Dasselbe scheint uns in hervorragendem Maße geeignet, den praktischen Wert des „Handbuchs der theologischen Wissenschaften" zu erhöhen.

Bethanien im Namaland bei Angra-Pequena. Von Missionsinspektor Wendland.

Tagebuch über die **Reise von Berlin bis Kanton.** Von Missionar Joh. Voskamp.

Zwei im Berliner Missionshaus erschienene Traktate à 20 Pfg., gut und nützlich zu lesen und noch nützlicher vorzulesen in Missionsvereinen.

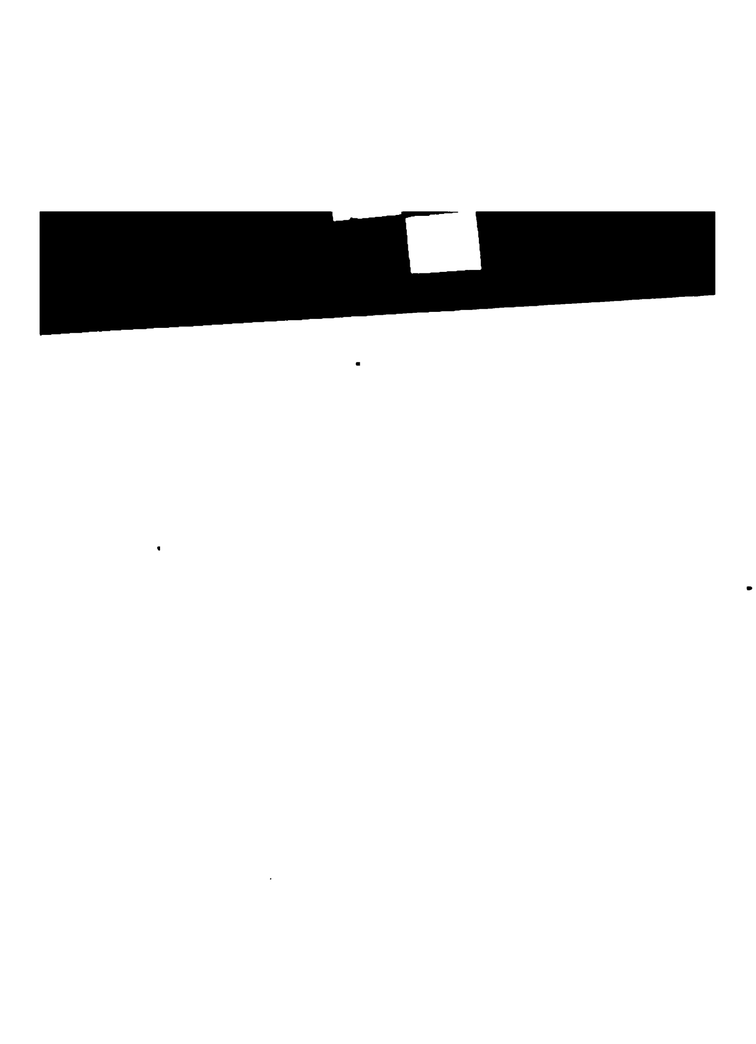
Adam Godoë. **Lebensbild eines Larka-Kolh,** gezeichnet von L. Nottrott. Berlin. Buchhandlung der Goßnerschen Mission 1883.

Ein Traktat im höheren Stile. Die Biographie eines in seinem Alter noch zum Christentum bekehrten Kolh ist geschickt als Folie benutzt für die Schilderung des heidnischen Lebens und Treibens, sowie des Einflusses der Mission in Tschota-Nagpur.

Der **westafrikanische Branntweinhandel.** Erwiderung auf die offene Antwort des Herrn Reichstagsabgeordneten A. Wörmann von F. M. Zahn, Missionsinspektor. Gütersloh. C. Bertelsmann 1886. Preis 60 Pfg.

Wir haben nur noch Raum, diese uns soeben zugekommene Streitschrift dringend der Aufmerksamkeit des gesamten christlichen Deutschland, ja des ganzen christlichen Europa zu empfehlen. Jes. 58, 1!

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**





Auf der Reise durch ein Neger-Dorf.

Was kann aus Irland Gutes kommen?

Daß in alten Zeiten viel Gutes aus Irland gekommen ist, weiß jeder Kenner der Missionsgeschichte, sind doch im 6. u. 7. Jahrhundert ganze Scharen von eifrigen Glaubensboten — auch für Deutschland und die Schweiz — aus den irischen Klöstern hervorgegangen. Daß aber auch heute noch von dieser jetzt so verrufenen und in der That fast zu einer Hölle auf Erden gewordenen Insel aus ein liebliches Missionswerk auf heidnischem Boden getrieben wird, das dürfte nur wenigen bekannt sein. Wir meinen die nun bald 50jährige Missionsthätigkeit der irischen Presbyterianer in Ostindien. Jetzt, wo die ganze evangelische Kirche Irlands in so großer Bedrängnis ist, sollten wir mit doppelter Teilnahme und um so ernstlicherer Fürbitte auch dieser iro-presbyterianischen Mission gedenken. Darum hier wenigstens ein kurzes Wort über dieselbe.

Am 10. Juli 1885 waren es 45 Jahre, daß in Belfast durch die Vereinigung der »Secession Synod« und der „Synode von Ulster" unter der Führung des ehrwürdigen Predigers Dr. Hanna die »General Assembly« der presbyterianischen Kirche in Irland gegründet wurde. Und was war der erste offizielle Akt dieser neuen freien Kirche? Die Abordnung von zwei Missionaren nach Indien! Schon am 29. August desselben Jahres (1840) traten dieselben ihre Reise an, getragen von einer Hochflut der Begeisterung und des Gebetes. Noch im Jahr 1812 war in der Synode von Ulster die Mission als etwas Unfrommes und Absurdes

verworfen worden und Dr. Waugh, der zu Gunsten der Londoner Missionsgesellschaft reden wollte, hatte kaum zu Wort kommen können. Im September 1833 hatte dieselbe Synode eine besondere Versammlung zur Förderung des Missionssinnes veranstaltet: vier Predigten wurden gehalten und mit Begeisterung aufgenommen. Zunächst freilich dachte man nur an Mission in Irland selbst; aber doch wurde schon damals feierlich erklärt, „die Kirche habe Vollmacht, auch in anderen Ländern zu missionieren", d. h. überschreite ihre Befugnisse nicht, wenn sie das thue, ja das Dubliner Presbyterium erhielt den Auftrag, einen Entwurf zur Gründung einer Gesellschaft für äußere Mission auszuarbeiten. Bis 1839 aber geschah nichts für die Heiden. Erst im genannten Jahr wurden die Direktoren der »Home Mission« (Innere Mission) angewiesen, sich nach passenden Heidenboten umzusehen. Zwanzig Geistliche wurden brieflich gefragt, ob sie bereit seien, in den Missionsdienst zu treten; und als sechs von diesen sich zur Verfügung gestellt hatten, wurden zwei ausgewählt und berufen. Die Synode aber hob die Berufung des einen derselben wieder auf, weil man den Betreffenden zu Hause nicht entbehren könne. Man ging dabei bewußtermaßen von dem Grundsatz aus, daß alle Diener der Kirche als solche verpflichtet seien, auch in die Mission zu gehen, sobald die Kirche sie hiezu berufe und aussende. Hier sind also Kirche und Mission, innere Mission und äußere Mission Eins, beide für gleich wichtig und für gleich ehrenvoll gehalten. In diesem Sinne zogen denn auch 1840 die beiden ersten Missionare Glasgow und Kerr hinaus nach Indien. Jetzt hat diese Kirche in Indien und China zusammen 15 europäische Missionare, 20 eingeborne Evangelisten, 90 eingeborne Lehrer, 2300 Gemeindeglieder und 3000 Kinder in den Schulen.

Ihre Hauptthätigkeit hat die irische Mission in Gudscharat entfaltet, und wie Tüchtiges sie hier geleistet, dafür hat vor etwa einem Jahr ein berühmter indischer Schriftsteller, Herr Malabari, in seinem Buch über „Land und Leute von Gudscharat" Zeugnis abgelegt. Da schreibt dieser Heide u. a.: „Meine besten Freunde in Surat waren die irischen Missionare. William Dixon, mein verehrter und geliebter Lehrer, starb jung. Auf den ersten Blick konnte man in ihm den Gelehrten und den Märtyrer erkennen. Er hat viel Gutes in Surat gestiftet, und obgleich der Tod vor der Zeit

seinem vielversprechenden Leben ein Ziel setzte, wirkt doch sein Einfluß bis heute noch nach. Unser eigentlicher Religionslehrer war William Wallace, ein Mann von ausgebreitetem Wissen und großem Wohlwollen. Ich kenne keinen zweiten, der Beleidigungen und Widerwärtigkeiten mit solcher Sanftmut zu ertragen pflegte. Sein Leben war ein gesegnetes Beispiel für uns alle. Ganz anderer Art, aber vom nämlichen Geiste beseelt war Robert Montgomery, meines Wissens der älteste presbyterianische Missionar in Gudscharat, der, nachdem er hier die besten Jahre seines Lebens zugebracht, 90jährig in der Heimat gestorben ist, von drei Generationen geehrt und geliebt. Seine Sache war die direkte Predigt des Evangeliums. Darin leistete er Großes. Alle Schleich- und Umwege waren ihm verhaßt. Auch suchte er seine Zuhörer nicht durch falsche Vorspiegelungen und unerfüllbare Versprechungen zu ködern, sondern vielmehr auf ihr Gewissen einzuwirken, indem er das Christentum als das einzige wahre Heilmittel für die gefallene Menschennatur darstellte. Sein Christentum trug, wie er selbst, einen eigentümlich gewinnenden, praktischen und versöhnlichen Charakter. Wo immer es ihm möglich war, gab er seinem Opponenten Recht, und wo er das nicht konnte, da scheute er sich nicht, den Satan selbst an den Hörnern zu fassen, ohne jedoch die gute Laune darüber zu verlieren oder seine Gegner irgendwie zu kränken. Man erzählt sich noch in Gudscharat, wie der gute alte Mann etwa an einem Sonntag Morgen auszuziehen pflegte, um irgend ein unbekanntes Dorf mit seiner Predigt heimzusuchen, wie er die steinernen Götter angriff, wie der erzürnte Pöbel über ihn herfiel und ihn in das Dorfgefängnis einsperrte, wie er auch hier zu predigen fortfuhr, bald in kräftigem Hindustani den Dorfbewohnern die Ungesetzlichkeit ihres Thuns und die möglichen schlimmen Folgen desselben vorhaltend, bald in gefälligem Gudscharati sie wegen ihrer feigen Kriegführung verhöhnend, wie er dann plötzlich um einen Trunk Wasser gebeten, dann ein Schläfchen gemacht, dann — sofort nach dem Erwachen — ein wunderliches aber rührendes Gebet gesprochen, bis er endlich die Herzen gewonnen und unter eitel Lachen und Grüßen zum Aerger des schmollenden Götzenpriesters sein Gefängnis verlassen und nach hause zurückkehren konnte, nachdem die nämlichen Leute, die soeben noch seine Verfolger gewesen, ihn mit warmer Milch und Brod bewirtet und mit Ehren zum Dorf hinaus geleitet! Ja, so trieb es Montgomery, der Missionar!

„Aber noch einen anderen muß ich erwähnen, der zwar nie mein Lehrer gewesen, der mir aber einen Dienst erwiesen, wie nur selten ein Lehrer seinem Schüler. Ich meine Herrn Van Someren Taylor. Ihm verdanke ich meinen Ruf als Schriftsteller. Er ist mein erster litterarischer Berater und Freund gewesen. Er war der erste, der meine von vielen anderen gering geschätzten Versuche anerkannte und mir Mut machte. Herr Taylor war ein ganzer Missionar, ein unermüdlicher und aufopfernder Arbeiter, ein echter Gelehrter und ein liebenswürdiger Freund. Ich glaube, die kleine Christenkolonie in Borsad hat ihren Erfolg wesentlich ihm zu verdanken. Die Landessprache kannte er durch und durch. Seine Gudscharati-Grammatik ist ein mustergiltiges Werk und für alle, die die Sprache lernen wollen, überaus brauchbar. Auch hat er vortreffliche Gudscharati-Gedichte gemacht und dieselben in zwei Bänden veröffentlicht. Sie sind nicht nur durch den feinen christlichen Sinn, der sich in ihnen ausspricht, sondern auch durch ihre schlichte Natürlichkeit und Wärme ausgezeichnet. Eine Anzahl derselben habe ich singen hören und zwar mit bester Wirkung. Als Mensch und als Missionar wußte sich Herr Taylor das Vertrauen und die Liebe aller zu gewinnen, mit denen er zusammenkam. Obgleich seiner Natur nach eher scheu und zurückgezogen, war er doch stets bereit, mit Wort oder That für die Sache des Fortschritts und der Aufklärung einzutreten. Durch rechtzeitige Aufmunterung und Teilnahme hat er manchem ringenden Jüngling dazu verholfen, daß er etwas Tüchtiges hat werden können."

Zum Schluß wird noch ein Missionar Wells als Verfasser einiger vortrefflicher Schulbücher und wegen seines „unzeremoniellen, thatkräftigen Wohlwollens" gerühmt. Dann folgt eine Schilderung des Missionars im allgemeinen, wie Herr Malabari ihn beobachtet haben will: „Er beginnt den Tag mit einer kurzen Andacht in der kleinen Kirche, an der alle ‚seine Leute' teilnehmen. Nach der Andacht erkundigt sich der Padri noch freundlich nach diesem oder jenem; dann verschwindet er in seine Zelle und kommt erst nach dem Frühstück wieder zum Vorschein. Jetzt macht er Besuche bei den Armen; dann folgen 2—3 Stunden am Studiertisch; dann geht's in die Schulen bis zum Nachmittagsthee. Es folgt eine Mußestunde, in welcher manch ehrlicher Wahrheitssucher sich bei ihm einstellt, um ‚das Buch' mit ihm zu lesen oder ihm die neuesten Erfahrungen

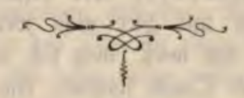
seines innern Lebens mitzuteilen. Um 5 Uhr wird ein Predigtgang angetreten, der oft mehrere Stunden dauert, so daß der gute Mann bei seiner Rückkehr nicht selten recht erschöpft ist. Aber er klagt nie. Auf seinem Antlitz liegt immer noch dasselbe freundliche Lächeln wie am Morgen. Indien ist seine zweite Heimat geworden. Nach Europa zurückzukehren — außer zu einer kurzen Erholung — fällt ihm nicht ein. Er hat tiefere Wurzeln geschlagen in unsern Herzen, als mancher, der vor ihm im Lande gewesen. Der Kollektor (Steuerbeamte) mag sich zurückziehen, der Ingenieur seinen Posten verlieren, der Gouverneur abgerufen werden, ja die ganze Regierung mag eine andere werden; der Missionar bleibt immer. Er hält aus bis ans Ende, ein Zeuge seines in der Stille wirkenden und doch alles umgestaltenden Glaubens, ein Freund des Volkes, ein Berater der Regierenden, ein Führer und Lehrer der Jugend, ein Prediger großer Ideen, ein Erzieher der öffentlichen Meinung — so steht der christliche Missionar in Indien da!

„Aber es wäre eine Sünde, nicht auch seiner ‚bessern Hälfte‘ zu gedenken. Sie ist seine rechte Hand, seine wirkliche Gehilfin, ein schlichtes, selbstloses, hingebendes Weib, noch zartfühlender, noch teilnehmender als er. Den Kranken und Hungernden ist sie ein wahrer Engel. Für Seele und Leib weiß sie zu sorgen, und wenn sie giebt, thut sie noch, als empfange sie nur. Ihre echte Weiblichkeit ist das beste Vorbild für die Töchter des Landes, und das wissen die Eltern auch zu schätzen. Bei Geburten, Taufen, Hochzeiten ist sie unentbehrlich; und was sie im Schulehalten und Unterrichten leistet, davon müssen wir schweigen. Wir würden kein Ende finden.“

Soweit Herr Malabari, über dessen Charakter und litterarische Bedeutung wir uns hier nicht weiter verbreiten wollen. Wer noch nichts von ihm weiß, mag sich aus folgender Anekdote, die aus glaubwürdigster Quelle stammt, eine Vorstellung von ihm bilden. Einmal hatte er sich eine Audienz beim Generalgouverneur von Indien, Lord Ripon, erbeten, um ihm das Elend der indischen Witwen, den Unfug der Kinderheiraten u. dergl. vorzustellen. Der edle Lord bekannte seine Unbekanntschaft mit diesen Dingen, und als Malabari ihm nun eine herzzerreißende Schilderung von all den Leiden der indischen Frauenwelt machte und mit aller Macht auf ihn eindrang, er möchte doch zur Beseitigung derselben beitragen, was in seiner Macht

stehe, da erklärte endlich der hohe Herr lachend: „Mein Freund! Sie führen mich in einen Wald hinein, wo mich am Ende die Löwen auffressen werden“, womit er wohl sagen wollte, daß er durch energische Bekämpfung der genannten Uebelstände sich ohne Zweifel viele Hindus zu Feinden machen würde. Malabari aber ließ sich nicht irre machen; er erwiderte: „Mylord, Löwen giebt es auf diesem Wege nicht. Das Haupthindernis würde wohl eine viel gemeinere Gattung von Tieren bilden (die zweibeinigen „Esel“?). Aber selbst wenn ein Löwe sich erheben sollte, so bin ich bereit, vor Ihnen herzugehen und mich zuerst auffressen zu lassen.“ So ernstlich ist es diesem Heiden um die Hebung des weiblichen Geschlechtes in Indien zu thun. Und woher ist ihm solcher Sinn gekommen? — Er selbst bezeugt es ja laut genug: aus dem Wort und dem Beispiel der — irischen Missionare.

Das Wappen der „Presbyterianischen Kirche in Irland“ ist der brennende Busch mit der Umschrift: »Ardens sed virens«, d. h. „brennend, aber grünend.“ Möge dieses Wort auch in Zukunft an ihr und an ihrer ganzen Mission, daheim unter den Ungläubigen und Abergläubischen, wie auch draußen unter den Heiden, sich bestätigen! Möge sie stets mit Paulus sprechen können: „Wir werden unterdrückt, aber wir kommen nicht um,“ und „Gott sei gedankt, der uns allezeit Sieg giebt in Christo und offenbaret den Geruch seiner Erkenntnis durch uns an allen Orten!“ (2 Kor. 4, 9 u. 2, 14). Wer weiteres über diese Kirche und ihre Mission zu erfahren wünscht, findet Auskunft im »Missionary Herald of the Presbyterian Church in Ireland«, herausgegeben von Dr. Fleming Stevenson in Belfast.



La Lomo, der Fetischprophet.

Zweiter Teil.

Owu als Gbalo.

Von H. Bohner.

9. Owu hört im Ga-Busch einen Missionar predigen.

Sehen wir uns nun wieder nach Owu um. Wie wir Kap. 7 angedeutet haben, lag er, nachdem er die Familienangelegenheiten seines Bruders geordnet hatte, hauptsächlich der Landwirtschaft ob, und benützte nur die arbeitsfreien Zeiten, um seinen Beruf als Wongtschä auszuüben. Bei einer solchen Gelegenheit machte er auch einen Besuch im Ga-Busch, wo er viel Geld und noch mehr Ruhm erntete.

Unter dem Namen Ga-Busch begreift man das gesamte Gebiet der Plantagendörfer von Ga, oder Akra, wie die Europäer diese Stadt nennen. Diese Plantagendörfer, wohl hundert an der Zahl, liegen in der Nähe des Flusses Humo und der Bäche Nsaki und Doburo. Es ist eine Gegend, wo noch sehr viel Aberglauben herrscht, da die Missionsarbeit dort gewissermaßen erst noch in den Anfängen ist. Owu hatte von diesem Umstand gehört und richtig kalkuliert, daß sich dort ein Geschäftchen machen ließe. Kaum hatte er sich in der Gegend von Maiera niedergelassen, als ein Dorfbesitzer, namens Odonko, ihm seine Not zu klagen kam: „Lange hatte ich mich abgemüht," so begann er, „um ein wenig zu ersparen, und nun mir Gott das gelingen ließ, dachte ich, ich wolle damit Ziegen kaufen, damit, wenn sie Junge werfen, ich etwas Fleisch zu essen hätte. Ich gehe ins Nachbardorf Ajeso, erhandle eine Ziege und bringe sie in mein Dorf. Aber, wie die Ziegen sind, sie achten niemandes Angesicht: so oft man das Tier abends einfangen wollte, es war immer wieder nach Ajeso gelaufen, und ich mußte einen Knaben schicken, es wieder heimzutragen. So ging es oft, bis endlich einmal mein Knabe unverrichteter Dinge zurückkommt: er könne das Tier nirgends finden! Es schmerzte mich wohl, doch sagte ich: ‚es hat nichts zu bedeuten.' Aber siehe, wie ich so dasitze und mich tröste, da kommen des roten

Okai zwei Buben mit noch einigen andern daher, haben Gewehre und sagen, die Ziege sei vom Leoparden geholt worden, meine Leute möchten ihnen helfen, ihm nachzuspüren. Ich sagte: ‚Ob ein Leopard die Ziege geholt hat, weiß ich nicht. Es sind aber viele Leoparden im Busch und ich weiß nicht, welchem ich nachspüren soll; meine Leute haben keine Zeit dazu.' So nur sagte ich, und was thun diese Bengel? Sie gehen nach Akra und verklagen mich beim englischen Gericht, ich hätte sie Diebe geschimpft! 180 bare Mark soll ich zahlen, um so ihren Namen wieder rein zu waschen! Mein Kummer war groß, weil ich vom Englischen nichts verstehe; aber Gott hat mich erhört: der weiße Herr sprach mir Recht und jagte meine Verkläger von seinem Angesicht. Jetzt fehlt mir nur noch meine Ziege. Weißt du da keinen Rat?"

Owu kannte die Familie des roten Okai nur zu gut. Er wußte, daß der Fetischglaube eine große Rolle darin spielte, obwohl Okai früher einmal, auf Vergiftung angeklagt und in große Not geraten, sich mit einer Anzahl seiner Söhne und Sklaven dem Christentum zugewandt hatte. Es war ihm ferner bekannt, daß seine Buben Afutu und Akrong, wie oft die Kinder von Sklavenhaltern, sehr verwöhnt und, von Begierde nach einem Leckerbissen getrieben, schon eines Ziegendiebstahls fähig waren. So erklärte er denn dem Odonko, er solle nur am nächsten Freitag mit seinen Verwandten wieder zu ihm kommen, aber ja nicht versäumen, ein Huhn und zwei Flaschen Rum mitzubringen; er werde dann den Ziegendieb dem Fetisch Ofofie übergeben, der werde ihn sicher für seinen Diebstahl bestrafen. Gesagt gethan! Mit großem Pomp stellt sich Odonko ein, und so, daß alle Welt es hören kann, flucht nun Owu in Ofofie's Namen dem Ziegendieb. Das Blut der Henne und etwas Rum mit andern Zuthaten wird auf den Weg vor die Stadt geworfen und weit und breit bekannt gemacht, der Fetisch Ofofie sei auf der Suche nach dem Dieb.

Wochen vergehen, der in den Wind geschleuderte Fluch scheint wirklich nur in den Wind geredet zu sein, und doch hat Owu sich nicht verrechnet; eines schönen Tages erscheinen wirklich die beiden Uebelthäter bei ihrem Onkel Mensa, um ihm zu bekennen, sie fühlten sich „von Herrn Odonkos Ziege verfolgt"; sie seien an jenem Tage allein zu haus gewesen, als die Ziege wieder ins Dorf gekommen sei, und da habe der eine zum andern gesagt: „Laß uns sie fangen

und töten, kein Mensch sieht es!“ So hätten sie denn die Ziege gestohlen; aber die übrigen Bewohner ihres Dorfes hätten alle auch mitgegessen. Onkel Mensa schüttelte den Kopf und sagte: „Daß ihr es doch gleich gesagt hättet! dann wäre die Sache nicht so schwierig gewesen; aber nun wird's ein großes Palawer geben. Da, Afutu, nimm diese zwei Mark und hole eine Flasche Rum, ich will damit morgen zu Herrn Odonko gehen und sehen, was sich machen läßt.“

Odonko's Freude kann man sich vorstellen. Er fing an zu tanzen und laut das Lob des Fetischs und seines Propheten zu singen. Gegen das Annehmen einer Flasche Rum dagegen zum Zeichen, daß er gnädig mit den Uebertretern verfahren wolle, sträubte er sich standhaft; zuerst müsse der Fetisch als Dankgebühr eine Ziege, ein Stück Shirting und vier Flaschen Rum haben; dann verlange er selbst eine zweite Ziege und wer weiß, was sonst noch alles. Erst nach langem, langem Bitten nahm er die Flasche Rum an und gab sich, nachdem zuerst der Fetisch befriedigt war, mit einer Ziege und 180 Mk. Sühngeld zufrieden.

Aber war das eine Schande für Ajeso, als seine Bewohner die geforderten Sachen an den Fetisch ausliefern mußten! Zum Schaden hin hatten sie auch noch den Spott, und wenn der alte Obimpe sagte, er hätte für ein handgroßes Stück Fleisch (von der gestohlenen Ziege) 18 Mark zahlen müssen, so schmerzte ihn dieses Geld gewiß weniger, als die gekränkte Ehre. Daß Owu öffentlich einige Schalen Wasser und etwas Rum an die Stelle schüttete, wo er geflucht hatte, und dem Fetisch zurief, alle Flüche sollten umsonst geredet worden sein, war für die Bewohner kein Trost; sie vermochten es an dem gebannten Ort nicht länger auszuhalten, sondern stäubten nun nach allen Richtungen auseinander, nachdem schon vor dem Diebstahl einige bessere Elemente auf die Missionsstation Maiera übergesiedelt waren; und so war denn, ehe man sich's versah, das ganze Dorf Ajeso — „versunken und vergessen.“ Das war des Wongtschä Fluch. — Und nun noch eine zweite Geschichte!

Eine der fruchtbarsten Strecken des Ga-Busches ist das Flußgebiet des Doburo. An den Ufern desselben hatte sich Herr Sai mit seinem Sklaven Täte niedergelassen und ein Dörflein gegründet, dem er seinen eigenen Namen gab. Er fing an, Welschkorn, Jams und Palmen zu pflanzen und hatte so viel Gewinn dabei, daß er

bald den zweiten, dritten und immer mehr Sklaven kaufen konnte, welche ihn alle in der Landwirtschaft unterstützten, so daß Saimang bald Mampong, d. h. „Großstadt" genannt wurde.

Zu diesem Aufschwung hatte wohl sein erster Sklave Täte das meiste beigetragen. Mit persönlichem Fleiß verband derselbe eine Umsicht und Treue, wie sie bei einem Negersklaven gewiß selten ist. War er bei einer Arbeit dabei, so konnte sein Meister sicher sein, daß dieselbe recht ausgeführt und nichts veruntreut wurde. Er schenkte ihm daher solches Zutrauen, daß er ihn einst mit einer beträchtlichen Summe Geldes ins Ajigbeland schickte, weitere Sklaven einzukaufen, ein Auftrag, den Täte zur größten Zufriedenheit seines Meisters ausführte. Dieser letztere ließ es aber auch an Dankbarkeit nicht fehlen. Alle seine Sklaven hatten je 4 Tage in der Woche auf seiner Pflanzung zu arbeiten; der fünfte Tag war dem Fetisch geweiht und die beiden übrigen durften sie für sich selbst arbeiten. Von dieser Regel machte nun Herr Sai zu Gunsten seines treuen Obersklaven eine Ausnahme, indem er ihm gleichsam einen von seinen eigenen 4 Tagen abtrat, so daß jeden Samstag sämtliche Sklaven statt auf seiner, nun auf Tätes Pflanzung arbeiten mußten.

So wäre es in Frieden weiter gegangen, wenn nicht Neid und Mißgunst, von den Wongtschä genährt, all dem Glück ein jähes Ende bereitet hätten. Der erste Schlag sollte gegen Täte geführt werden, dessen bevorzugte Stellung bei den andern Sklaven Mißgunst erregt hatte und der sich leider hatte bereden lassen, zum Schutz gegen dieses Uebelwollen eine Anzahl Amulette zu kaufen, darunter auch solche, mit denen man einen Feind heimlich töten kann. Das sollte sein Unglück werden. Um jene Zeit nämlich war ein Kindlein von Herrn Sais Leibsklaven, namens Okraketuwa (d. h. „Kleiner Schutzgeist") schwer krank, nachdem ihm bereits alle seine andern Kinder an einer vom Vater ererbten Krankheit gestorben waren. Aber natürlich mußte auch hier wieder Zauberei dahinter stecken, und diesmal wurde der Verdacht geschickt auf den unschuldigen Täte gelenkt und zwar unter Owus Mitwirkung. Zuerst rief man diesen zum kranken Kind; er doktorte eine Zeitlang an demselben herum, erklärte dann aber, daß er in diesem Falle nicht helfen könne, da jemand im Dorfe sei, der das Kind absichtlich durch einen Zauber zu töten suche; und als nun der Fetisch gefragt wurde, da ergab es sich, daß niemand anders als Täte der Uebelthäter sei.

Das war es ja, was seine Feinde hatten hören wollen. Und sie ließen sich's nicht zweimal sagen: kaum war das Kindlein gestorben, so machte sich der Vater auf den Weg nach Akra und klagte dort beim König Taki seinen Mitsklaven als Mörder an. Der König, in die Sache schon längst eingeweiht, ließ sich nun die Amulette des Täte vorlegen, und da eine Anzahl derselben als Mordamulette erkannt wurden, so verurteilte er Täte, in die See versenkt zu werden. Das ist die Art, wie bei den Akraern die Todesstrafe vollzogen zu werden pflegt. Zuvor aber sollte der Kläger noch eine bedeutende Zahlung an den König machen; sonst konnte das Todesurteil nicht vollstreckt werden. Okraketuwa aber zog es vor, ohne weiteres nach hause zurückzukehren und den Verurteilten einfach der Gnade oder Ungnade des Königs zu überlassen. Dieser hatte inzwischen den Aermsten, an einen Holzklotz gefesselt, in seinem Hofe liegen lassen, und als nun die erwartete Zahlung ausblieb, da wurde Holzklotz und Mensch einfach auf den Misthaufen vor die Stadt geworfen! Ein Sohn des Aermsten, der in dieser schrecklichen Lage seinem Vater zuhilfe kommen wollte, wurde unter irgend einem Vorwand daran verhindert und konnte nur mit genauer Not noch verhindern, daß der Leichnam den Hyänen zur Beute ward.

Damit war es um das Wohl Mampongs geschehen. Sai selber starb bald darauf; eigentliche Erben hatte er nicht und die nun herrenlosen Sklaven brachten durch Prozessieren und allerlei Untreue das Gut so in Schulden, daß es schließlich mußte verpfändet werden.

In dieser Trübsal aber ging einem Teil der Sklaven und Sklavenkinder von der Missionsstation Agbowodo aus ein neues Licht auf und die Folge davon war, daß der „kleine Schutzgeist“, Tätes Sohn, Sai und dessen Frau, sowie noch sechs andre Erwachsene zum Christentum übertraten.

In jener Zeit konnte auch Owu sich dem Anhören einer Straßenpredigt, die der Missionar hielt, nicht entziehen. Hören wir einmal, wie es dabei zuging. Zuerst las der Prediger einen kurzen Abschnitt aus dem N. Testament (Lukas 13, 6—9) und sprach dann ungefähr folgendermaßen zu den Versammelten: „Das, was ich soeben gelesen habe, ist ein Sprichwort, welches unser Herr Jesus, der Sohn Gottes, gesprochen hat, als er auf Erden wandelte. Er sagte, ein Mensch pflanzte einen Baum in seinem Garten, wie du etwa einen Orangen- oder einen Mangobaum pflanzest. Er pflegte

den Baum lange, bis er groß war. Dann aber kam er und suchte Früchte auf demselben; aber siehe, es waren keine zu finden. Der Mann wartete ein Jahr, bis es wieder Erntezeit war, aber auch dieses mal suchte er umsonst nach einer Frucht. Noch hatte er Geduld; als er aber auch im dritten Jahr keine Früchte fand, da wurde er unwillig und befahl seinem Gärtner, den Baum umzuhauen und zu verbrennen. Der Gärtner aber bat für den Baum und sagte: „Herr, laß ihn doch noch dieses Jahr stehen, ich will ihn noch einmal düngen; wenn er aber dann keine Frucht bringt, dann haue ihn ab.“ Dieses ist das Gleichnis, das der Herr Jesus gesprochen, und wenn wir nun gut acht geben, so sehen wir auch, wem es gilt und was es bedeutet. Es galt zunächst den Leuten, welche zu jener Zeit lebten; aber es gilt auch uns allen, den Weißen wie den Schwarzen. Und was sagt es uns? Es sagt uns, daß wie der Mann seinen Baum in seinen Garten gepflanzt hat, so hat Gott uns alle in diese Welt gepflanzt, denn Er ist es, der uns allen das Leben gegeben hat. Oder ist Er's nicht? (Zustimmung.) Ich habe wenigstens noch niemand sagen hören, daß ihn der Lakpa oder ein andrer Fetisch erschaffen habe, sondern wir alle sagen, „Gott hat mich erschaffen,“ denn Er hat uns durch die Vermittlung unsrer Eltern das Leben gegeben! Würde man einen von euch Onjeibi oder Odumbi*) heißen, dann würde man ihn gröblich beleidigen, obwohl wir**) diese Bäume als Fetische verehren, aber Njongmobi (Gotteskind) will ein jeder genannt sein. Wie also jener Mann seinen Baum pflanzte, so hat Gott uns alle in diese Welt gepflanzt! Und nicht allein das, sondern wie du dein gepflanztes Bäumlein bewässerst und pflegst, so hat uns auch Gott bis zu dieser Stunde gewässert und gepflegt, denn Er hat unser Leben erhalten. Oder ist's nicht so? (Zustimmung.) Ist er es nicht, der dir die Kraft giebt, eine Pflanzung anzulegen und dieselbe im Stand zu halten? (Zustimmung.) Ist er es nicht, der regnet und die Sonne scheinen läßt? (Zustimmung.) Ich habe wenigstens noch nie jemand sagen hören, daß Lakpa oder Sakumo das thue, sondern jedermann sagt, daß Gott es thue. So sehen wir denn klar, daß wir Gottes Bäume sind, wie unser Gleichnis sagt. Aber es sagt uns auch, daß

*) Kind des Seidenwoll- oder Odumbaumes.

**) Der Neger hat es am liebsten, wenn man in der zweiten Person des Singular oder in der ersten Person des Plural zu ihm redet.

wie jener Mann von seinem Baum eine Frucht verlangt, gerade so Gott von uns auch eine Frucht verlangt, d. h. daß wir ihn anbeten sollen! Oder meinst du nicht, daß Er's verlangt? meinst du nicht, daß Er Früchte sucht? (Stille.) Sieh einmal! wer hat dir den Verstand gegeben, daß du nicht bloß den Busch hauen und verbrennen und dein Korn pflanzen kannst, sondern auch weißt, wann es Zeit zur Ernte ist, so daß du dann kommst, um dasselbe einzuheimsen? („Gott!") So, und du glaubst, dieser Gott frage nichts nach dem Ergebnis seiner Arbeit, Er verlange von uns Menschen, die wir doch seine Bäume sind, nicht, daß wir für ihn Frucht bringen sollen? (Zustimmung.) Aber Er verlangt nicht deine Schafe, Böcke, junge Hühner, Katzen, faule Eier (Heiterkeit), welche ihr tagtäglich den Fetischen opfert, sondern Er verlangt, daß du Ihn anbeten sollst. Oder ich will dich etwas anderes fragen: wer hat es angeordnet, daß dein Sohn auf deiner Plantage für dich arbeiten soll? („So war's von jeher.") Ja, aber wer hat diese Ordnung getroffen? Man könnte ja auch sagen, es sei deine Sache, für den zu arbeiten, den du erzeugt hast; warum muß er denn für dich arbeiten? („Weil es Gott so geordnet hat.") Ja, so ist's; Gott hat es so geordnet und geboten: „Dein Angesicht sterbe*) vor Vater und Mutter, und arbeite für sie." Nicht wahr, das ist deinem Munde süß, wenn dein Junge dir den Korb auf die Plantage nachträgt oder dir Feuer holt für die Pfeife oder dir Trinkwasser bringt (Zustimmung) oder schwere Lasten für dich trägt? (Zustimmung.) Wer hat dir aber diesen Sohn gegeben? („Gott".) So, und doch willst du bestreiten, daß Gott ein Recht hat, Früchte von dir zu fordern! Du Ungezogener; weißt du nicht, daß die Alten gesagt haben: „Wer sagt, daß die Schafzunge süß sei (und dir deßhalb ein Schaf schenkt), den soll man beim Verzehren desselben nicht vergessen"?**) (Mehrere Zuhörer flüstern einander zu, der Missionar kenne doch alle ihre Verhältnisse.) Den Gott, der euch alle diese Wohlthaten erwiesen

*) Die Form, in welcher die Neger das vierte Gebot bewahrt haben. Wen der Neger ehrt, von dem wendet er sein Angesicht ab; ein Umstand, welcher den Europäern gegenüber schon oft die Ursache von Mißverständnissen war.

**) Ein alter, weitverbreiteter Brauch, nach welchem dem Spender einer Gabe ein Teil derselben oder etwas anderes als Gegengeschenk gemacht werden muß. Bei einem Tier muß ein Vorderfuß dazu verwendet werden; „mit den Rippen danken" ist soviel als kein Dank. Die Vernachlässigung dieses Brauchs soll ja schon einmal einer Erforschungsgesellschaft den Untergang bereitet haben.

hat, habt ihr schändlicher Weise vergessen und Ihm bis zur Stunde nicht gedankt, Ihn nicht angebetet; ist das recht? Richtet selbst! (Ein alter Mann: „Es ist wohl so, aber von Alters her haben wir nichts davon gewußt. Unsre Väter haben uns die Fetische zurückgelassen; diese beten wir an und befinden uns wohl dabei.") Gut, höre einmal: Du sagst, von Alters her hättet ihr nichts von dieser Sache gewußt; das kommt daher, weil Gott seine Zeit hat, wie auch jener Bauer erst zur Zeit der Ernte Früchte an seinem Baum gesucht hat. Was eure Väter gethan haben, darüber wollen wir sie nicht richten; ihre Sache liegt in Gottes Hand. Aber wenn ihr jetzt hört und es einsehet, daß es eure Pflicht und Schuldigkeit ist, Gott anzubeten, dann ist das, was „unser Vater" da gesagt hat, eine lose Ausrede; denn „die Art der Schuld ist nicht, daß sie verfault, sondern daß sie eintrocknet" (und deßhalb schwerer zu zahlen ist). Ein Thor ist, wer sich einbildet, Gott ziehe seine Forderung zurück und sei stille, weil man so lange schon ihm ungehorsam gewesen ist. Nein, jetzt eben gerade verlangt Er, daß ihr umkehret und die alte Schuld zahlet. Oder meinst du wirklich, du seiest gerechtfertigt, wenn du sagst, du bleibest bei dem, was du von deinem Vater überkommen hast? Hat sich dein Vater nicht in Bofu (Baumbast) gekleidet? („Doch!") Warum thust du es denn nicht mehr? („Weil das europäische Zeug besser ist.") Recht so; aber ist die Anbetung Gottes nicht zehnmal besser als der Fetischdienst? „Unser Vater" der hat zwar gesagt, ihr befindet euch beim Anbeten der Fetische wohl; aber ihr dürft nicht böse werden, wenn ich sage, daß dem nicht so ist. Wer das behauptet, der lügt. Denn, — ataflatschæ*) — sind nicht die meisten von euch verschuldet oder gar verpfändet? („Mag sein; keiner weiß, wie es im Beutel des andern aussieht.") Und wo kommen diese Schulden her? Doch wohl zum größten Teil von Dingen, die mit dem Fetischdienst zusammenhängen? Sind's nicht eure Totenfeiern und (Sühn-)Opfer, sowie euer schlechtes Leben, das euch in Schulden bringt? („Allerdings!") Oder seht eure Fetischmänner an! Sind sie es nicht, die eure Weiber verführen, Familie gegen Familie hetzen, eure Eier essen und euch um euer Geld betrügen! Habt ihr noch nicht ihre Betrügereien entdeckt? Ist dir es noch nie begegnet, daß von einem

*) So viel als: „nicht gerade ihr seid gemeint!"

und demselben Kranken der eine Fetischmann sagte, er sei verhext; der andre, seine abgeschiedene Mutter plage ihn; der dritte, das böse Maul verursache die Krankheit u. s. w. Wenn es wirklich einen Fetisch gäbe oder seine Propheten aus der Wahrheit wären, müßten dann nicht ihre Aussagen übereinstimmen? („Doch!") Und bei diesen Betrügereien sagst du, es sei euch wohl? Meinst du, solche Lügen gefallen Gott? Mit nichten! Es hat deßhalb auch Gottes Hand von jeher schwer auf euch gelegen! Der Weiße weiß zwar auch, was Elend ist; hingegen sage mir: wann hast du je gesehen, daß man einen Weißen verkauft hat wie ein Stück Vieh? („Das ist noch nie dagewesen!") Aber warum verkauft man euch Schwarze so? („Wir wissen es nicht.") Ich will's euch sagen: Es ist der Fluch eures Götzendienstes. Frage nur „die Alten", wie es zu ihren Zeiten aussah! Sie werden dir sagen, daß keiner sich vor das Thor seiner Stadt wagen konnte, ohne daß er Gefahr lief, weggefangen zu werden. Warum ist es aber jetzt anders? („Der Weiße hat das Land beruhigt.") Gut, aber womit hat er's beruhigt? Am wenigsten mit Feuer und Schwert, sondern durch das Bekanntmachen der Sache Gottes. Oder lüge ich? („Nein, du lügst nicht!")

Bis hieher hatte Owu still zugehört. Nun aber konnte er das Reden nicht länger lassen. Er meinte, durch eine Frage den Missionar, wenn auch nicht zum Schweigen, so doch in Verlegenheit bringen zu können. So fragte er denn: „Wie kommt es, daß wir den Fluch, von dem du da gesprochen hast, noch nie gefühlt haben?" Der Missionar: Wirklich, ihr habt ihn noch nicht gefühlt? Hast du noch nie jemand jammern hören: „Ich fühle mich so unrein!" oder: „Ich weiß nicht, wo es mit mir hinaus will!" oder: „Ich sitze in meinem Haus, als säße ich mitten im Feuer!" („Doch, das hören wir täglich.") Sind diese Leute denn vielleicht krank, daß sie so reden? („Nicht doch!") Warum reden sie denn so? Weil sie fühlen, daß etwas mit ihnen nicht im Reinen ist! Oder sagt mir, was ist der Musu (Fluch), den ihr täglich zu heben sucht? Was nennt ihr Musu? („Eine böse Sache.") Ja, aber worin besteht diese böse Sache? Wo kommt sie her und was ist sie? („Das wissen wir nicht.") Und doch verschwendet ihr so viel Geld darauf! Seid ihr nicht Thoren, wenn ihr Medizin gegen eine Krankheit nehmet, ohne zu wissen, worin diese Krankheit besteht? Ich will

euch sagen, was der Musu ist. Es ist der Zorn Gottes, der auf euch ruht wegen eures ganzen gottlosen Lebens. Den fühlt ihr. Wie ein Jüngling, welcher seinen Vater erzürnt hat und von diesem zum Hause hinaus gewiesen ist, sich immer „unrein fühlt," wenn er seines Vaters Haus erblickt, so fühlet auch ihr euch unrein, wenn ihr an Gott oder an den Tod oder an die unsichtbare Welt denkt. Sagt ihr nicht selber von einem solchen von seinen Eltern verstoßenen Jüngling, wenn es ihm nirgends glücken will, man wisse nicht, wo es mit ihm hinauswolle, weil seines Vaters und seiner Mutter Mund (Wort, Fluch) auf ihm liegt? („Doch, so sagen wir.") Nun seht, so ruht der Mund Gottes auf euch, und deßhalb fühlt ihr euch unrein, deßhalb fürchtet ihr den Tod, deßhalb wißt ihr nicht, wo es mit euch hinauswill. Und wißt ihr, wie dieses Wort Gottes über euch heißt? Da steht es: „Haue ihn ab!" So hat der Baumbesitzer zu seinem Gärtner gesprochen, als sein Baum keine Frucht brachte, und so befiehlt Gott über euch, wenn ihr Ihn nicht anbetet. Und dieser Befehl oder diese Gesinnung Gottes über euch haftet euch an Tag und Nacht als der Musu, den ihr fühlt, und wird euch so lange anhaften, bis ihr euch bekehrt. Bekehrt ihr euch aber nicht, dann werdet ihr endlich abgehauen und ins ewige Feuer geworfen. Wollt ihr das? („Nein".) Nun, wir wollen's auch nicht; am wenigsten will es Gott. Deßhalb hat er uns zu euch gesandt, damit wir euch zeigen, wie ihr von diesem Musu frei werden könnt. Höret nun gut zu! Wir alle wissen, daß man hie und da einem Jüngling, der mit seinen Eltern zerfallen ist, rät, er solle in ein fernes Land ziehen, wo er seine Eltern nicht mehr sieht und sie nichts mehr von ihm hören, dann werde es ihm wieder gut gehen. Vielleicht; aber wäre es nicht besser, er söhnte sich mit seinen Eltern aus? Dann erst würde er sich ja ganz rein fühlen! („Allerdings!") Gesetzt aber auch, wir könnten dem Mund (Fluch) der Menschen entfliehen, so wissen wir doch von Gott, daß Ihm niemand entfliehen kann. Oder lüge ich? („Nein, kein Mensch ist je Gott entflohen.") Deßhalb weiß jeder, daß wenn ein Musu vorhanden ist, man ihn „wegwischen" muß, und deßhalb sieht man so viele Musukpamonii*) unter euch. Aber sagt mir, ist der Musu je einmal

*) Dinge, mit denen der Fluch gehoben oder abgewischt werden soll, bezw. Opfergegenstände.

geschwunden, daß man sicher hat sein können: jetzt sei keiner mehr da? Ist einer von euch im stand zu sagen: Mir haftet kein Musu mehr an? („Nein, das können wir nicht sagen.") So ists! Denn wenn auch heute ein Fetischmann allen Musu im Dorf gehoben hat, und es wird morgen jemand krank oder es kommt ein andrer Fetischmann, dann hört man schon wieder von Musu reden. Woher kommt das? („Wir wissen es nicht.") Es kommt daher, weil ihr blind seid und nicht wisset, was ihr thut. (Verwunderung.) Wie nämlich jener Jüngling erst dann sich rein fühlt, wenn er mit seinen Eltern ausgesöhnt ist, so müsset ihr auch Gott versöhnen, wenn ihr euch rein fühlen wollt und der Musu schwinden soll. So lange noch Gottes Zorn auf euch ruht, fühlt ihr euch nicht wohl, ihr mögt machen, was ihr wollt. Dieser Zorn Gottes kommt aber von euerm Götzendienst, von euerm Hassen, Huren, Stehlen, Lügen 2c. her. Mit diesem habt ihr Gott sehr erzürnt, und wenn ich nun gesagt habe, daß ihr Blinde seid, so gilt das in Bezug auf die Dinge und Personen, durch welche ihr Gott versöhnen wollt. Deinen Vater magst du ja wohl mit einer Flasche Rum aussöhnen, Gott aber nimmermehr. Ihm nützen deine Tiere und andre Nichtigkeiten nichts. Ja, nicht einmal mit deinem eignen Blut könntest du ihn aussöhnen! Und wer soll den Musu für dich heben? („Die Fetischmänner!") So —?! Ganz davon abgesehen, daß dieselben auch nicht mehr Augen haben als ihr und deßhalb ebensowenig wissen können, ob ein Musu vorhanden ist oder nicht, möchte ich doch zunächst wissen, ob sie besser sind als ihr? Sind die Fetischmänner keine Sünder wie ihr seid? (Nach einer Pause sagen einige: „Sie sind uns gleich.") Ich gehe aber noch weiter und sage, sie sind größere Sünder als ihr: Sie betrügen und lügen mehr wie andre Leute, sie treiben mehr Unzucht 2c.; besonders sind die Fetischweiber die schlechtesten, welche es giebt. Oder lüge ich? Ist es nicht so? (Einer sagt lachend und auf Own deutend: „da sitzt ja einer, frage ihn selbst," worüber jedoch die andern murren.) Ataflatschæ — den kenne ich nicht; ich rede nur von den Fetischmännern im allgemeinen. Sagt mir, ob ich nicht recht geredet habe? („Doch, du hast recht.") Also, wir sind wohl alle Diebe*) vor Gottes Angesicht; aber wenn

*) Diebstahl betrachtet der Neger als die größte Sünde, aber natürlich nur den an Stammesgenossen begangenen.

man genau zusieht, dann merkt man, daß die Fetischmänner uns dabei vorangehen. Wenn ihr nun alle, die ihr dasitzet, mich bestohlen hättet und euer Diebstahl wäre mir bekannt, ihr aber wolltet bei mir um Gnade bitten, wen würdet ihr dann wohl als Vermittler senden? Euern Rädelsführer, der euch zum Stehlen verleitet hat? (Alle: „Nein, den könnten wir nicht senden.") Gewiß nicht, sondern ihr würdet durch unschuldige, mir bekannte Freunde Vermittlung suchen! Aber Gott gegenüber seid ihr solche blinde Thoren! (Alle horchen gespannt auf.) Ihr alle habt Gott tausendfach durch euren Fetischdienst und andre Sünden beleidigt; Gott ist erzürnt über euch und enthält euch den Regen vor. Was thut ihr? Ihr beauftragt diejenigen, welche euch zu diesen Sünden verleiteten und Gott am ärgsten erzürnten, Gott für euch um Regen zu bitten. Macht ihr da nicht den Diebsvater zum Versöhner der Diebe? (Alle lächeln Beifall.) Schämt ihr euch nicht, daß ihr solche blinde Thoren seid? Ich will euch den wahren Weg zeigen, wie dieser Musu von uns genommen wird. Dieses geschieht, wenn wir an den Sohn Gottes, Jesum Christum, glauben. Durch die Sünde waren nämlich alle Menschen, nicht allein die schwarzen, sondern auch die weißen, fluchwürdige Verbrecher geworden. Keiner unter ihnen war imstand, Gott um Gnade zu bitten oder für die Sünden Genugthuung zu leisten, denn alle hatten gesündigt und Gott hätte uns vertilgen müssen, wenn nicht sein einziger Sohn, der ihm gleich ist von Ewigkeit her, sich unsrer erbarmet und sich selber zum Musukpamono gemacht hätte. Dieser Sohn Gottes wurde Mensch, aber ohne Sünde; er lebte unter uns dreiunddreißig Jahre, hat in dieser Zeit viel gelehrt und gepredigt, viel Gutes gethan und Wunder verrichtet; dann aber hat er sich für uns martern, geißeln, kreuzigen lassen, um so den Musu von uns hinwegzunehmen. Durch dieses Leiden und seinen Tod ist Gott vollständig ausgesöhnet worden; darum hat er ihn auch am dritten Tag aus dem Grabe erweckt und dann ist er sichtbar vor seinen Freunden gen Himmel gefahren. Ehe er aber von ihnen schied, hat er ihnen aufgetragen, die Botschaft von seiner Versöhnung allen Menschen zu verkündigen; „denn", hat er gesagt, „wer glaubt und getauft wird, der wird selig; wer aber nicht glaubet, wird verdammet werden." Seht, deshalb sind wir zu euch gekommen, um euch den Weg zu zeigen, wie ihr all eures Unheils los und ledig werden könnt. Das ist der Weg: daß ihr euch diesem Jesus hin-

gebt, an ihn glaubt und ihm nachfolgt. Seht, sobald ein Mensch an diesen Jesus glaubt, so fühlt er keinen Musu mehr, Frieden kehrt in sein Herz ein; und wenn er auch noch viele Jahre lebt, so hat er doch kein Musukpamo mehr nötig, so lange er nämlich bei Jesu bleibt; sobald er aber diesen verläßt und der Sünde nachläuft, fällt sein früherer Musu auf ihn zurück. Seht einmal den an, welcher da vor mir sitzt! Sieht er aus wie ein Musu-Mensch? („Nein.") Und doch hat er, obgleich von Geburt an dem Fetisch geweiht, nun schon mehr als 20 Jahre keinen Musu mehr abwischen lassen. So könnt ihr's auch haben! Aber nicht allein das, sondern vor allen Dingen nach deinem Tode wird dieser Jesus im Gottes-Gerichte dir beistehen; um seinetwillen wird dich Gott von aller Schuld freisprechen und dich als Kind annehmen, so daß du dich ewig mit ihm in seiner Stadt freuen kannst. Glaubst du aber nicht, verharrst du im Heidentum, dann wird dein Musu sich von Tag zu Tag anhäufen bis zum Gerichtstag und dann wirst du niemand haben, der dir beisteht; du wirst verdammet werden, mit dem Teufel ewige Pein zu leiden. Oder giebt es kein abonsamiadsenla (Feuer der Teufelswelt)? Woher hättet ihr dann diesen Namen, wenn es keines gäbe? Ihr habt also davon gehört, ehe die Missionare zu euch kamen. Es wäre deshalb Thorheit, wenn ihr ihm nicht zu entgehen suchtet!" — Soweit die Predigt.

Nachdem der Missionar geendigt hatte, wurde er von einem jüngern Mann gefragt: „Du hast zwar gesagt, es gebe keinen Fetisch; aber das kann ja nicht wahr sein, denn wie wüßte man sonst etwas von der Medizin? Der Fetisch hat doch die Medizin offenbart. Wie es um euch Weiße bestellt ist, weiß ich nicht; aber jeder Schwarze, welcher mediziniert, hat auch einen Fetisch; wenn er ihn auch nicht öffentlich zeigt, so hat er ihn heimlich." Der Missionar antwortete: „Da bist du im Irrtum. Die Medizin kommt vom lieben Gott. Der hat einigen Menschen diese Kunst angeschaffen, wie er uns ja verschiedene Künste in den Kopf gegeben hat. Woher wissen wir, wie man Korn und andere Dinge pflanzt? Woher wissen wir, daß man von Korn Brod backen kann? Das hat uns alles der liebe Gott gelehrt, und so hat er es auch einigen gezeigt, daß, wenn man Bauchweh hat, man diese oder jene Baumwurzel abkochen und trinken muß. Daß eure Doktoren alle Fetische haben, kommt daher, weil man ihnen so eher glaubt und sie mehr Geld verlangen können.

Der Fetischmann würde sich schämen, für sich von einem Kranken ein Schaf 2c. zu verlangen, ehe er ihm Medizin reicht; wenn er aber solches im Namen seines Fetisches verlangt, dann fällt auf ihn weder Schuld noch Schande, da vor euren Augen er ja nicht für die Handlungen seines Fetisches verantwortlich ist." Nun fragten noch alle, was das letzte Erdbeben zu bedeuten habe; woher es komme und ob es wahr sei, daß der Landvorsprung, auf welchem Akra liegt, einmal in die See versinken werde. „Das Erdbeben kommt jedenfalls von Gott. Europäische Gelehrte halten dafür, daß es seine Ursache teils in unterirdischem Feuer, teils in unterirdischem Wasser habe. Jedenfalls aber ist es Gott, der dieses Feuer oder Wasser leitet und durch diese Elemente die Erde erschüttert wann und wie er will. Erdbeben sind seine Zuchtruthen, mit denen er die Menschen hie und da heimsucht, und schon manche Städte und Dörfer sind infolge dessen zerstört worden und viele Tausend Menschen dabei umgekommen. Ob Akra auch ein solches Schicksal bevorsteht, weiß ich nicht; jedenfalls ist es gut, wenn ihr euch das letzte Erdbeben zur Warnung dienen laßt und Buße thut."

„Wenn aber Akra untergehen sollte, würden die Christen, welche darin wohnen, auch mit untergehen?" Antwort: „Wahrscheinlich; hingegen kann sie Gott auch retten, wie er thatsächlich schon manche errettet hat. Hingegen, wenn wir auch mit euch Heiden untergehen sollten, so wäre doch zwischen dem Untergang eines wahren Christen und dem eines Heiden immer noch der gleiche große Unterschied zwischen dem seligen Sterben eines Gotteskindes und dem verzweifelten Tod eines Fluchbeladenen. Wir Christen sterben ja auch wie ihr Heiden. Wenn dein Vater dich und deinen Bruder mit Handelswaaren ins Ausland geschickt hat und du einen schönen Gewinn gemacht, dein Bruder aber seine Güter umgebracht hat, kehret ihr da nicht beide am Homowo (Jahresfest) in die Heimat zurück? („Doch.") Aber nicht wahr, im Heimkehren ist ein Unterschied? („Gewiß.") Du wirst mit einem neuen Kleid und anderm ausgezeichnet, dein Bruder aber in Fußeisen gelegt. So kehren Christen und Heiden zu ihrem Schöpfer und Gott zurück; aber die Art und Weise, wie sie von diesem empfangen werden, das ist der Unterschied. Der Tod ist der Gerichtsbote Gottes, der Polizist. Wie nun schon jetzt der vom Gouverneur gesandte Polizist, sobald er sichtbar wird, den, der kein gutes Gewissen hat, mit Zittern erfüllt, während ein andrer

sich freut, wenn er ihn sieht, weil er weiß, daß er vom Amralo zum Essen eingeladen werden soll, so ist es auch mit wahren Christen auf der einen und den Heiden auf der andern Seite. Zwar wir Christen wünschen auch keine solchen schrecklichen Heimsuchungen wie Erdbeben u. dergl. herbei; aber wenn sie einmal der liebe Gott für nötig findet, dann sind wir getrost dabei und verzweifeln nicht, wie ihr Heiden thut."

Nun wandte sich der Missionar noch besonders an den ihm bezeichneten Owu: „Also du bist der, welcher die Leute hier betrügt! Du weißt es am besten, daß meine Worte, die ich über den Fetisch geredet habe, Wahrheit sind. Siehe, ich bitte dich um deiner selbst, um deiner Seligkeit und auch um deiner Freunde willen: laß ab von deinen Betrügereien, sonst wirst du ein schweres Gericht auf dich laden, denn Gott ist ein Feind aller Lüge und allen Betrugs; und vor diesem Gott mußt du einst Rechnung ablegen." Der Fetischmann erwiderte: »Minu«, d. h. „ich hab's verstanden", bezw. „ich bin damit einig." Der den Owu genannt hatte, meinte nun: „Ja, kann sich einer auch noch bekehren, wenn sein ganzer Bauch nach dem Fetisch eingerichtet ist?" — Der Missionar: „Warum nicht? Gott vermag alles. Wenn „unser Vater" da (Owu) sein Böses, das er gethan hat, einsieht, und Gott bittet, daß er ihm dasselbe um Jesu Christi willen vergiebt, so werden ihm nicht bloß seine Sünden vergeben, sondern Gott giebt ihm auch seinen Geist ins Herz, der eine neue Gesinnung in ihm schafft und einen neuen Menschen aus ihm macht. Siehe, so hat sich dieser und jener schon bekehrt, obgleich sie alte Leute und große Fetischdiener waren."

Hierauf verabschiedete sich der Missionar. Owu aber begab sich in seine Heimat an die Küste, nicht etwa um Christ zu werden, sondern um dort als Prophet aufzutreten. Sein dem Missionar gegebenes Versprechen machte ihm wenig Kummer.

Missions-Zeitung.

Afrika.

Der amerikanisch-baptistische Missionar Eubank in Lagos fragt bei seinen Vorgesetzten in Amerika an, wie man's mit der Taufe von Polygamisten halten solle, die Ansichten darüber seien unter den Missionaren ganz verschieden; nicht daß gestritten werde; aber man fühle das Bedürfnis nach Einführung einer einheitlichen Ordnung. Es handle sich dabei um folgende Punkte: 1) Soll man von Neubekehrten, die als Heiden mehrere Frauen geheiratet haben, verlangen, daß sie all ihre Frauen bis auf Eine entlassen, wenn sie getauft werden wollen? Und, wenn hierauf mit Ja geantwortet wird: 2) Welche von seinen Frauen soll der betreffende behalten? Nach der Landessitte gehen beim Tode eines Mannes dessen Frauen als ein Stück des Erbes an den Sohn oder Bruder über; diese sind dann meist die ersten Frauen, die er hat, und älter als er selber. Sagen wir nun, der betreffende müsse allemal seine erste Frau behalten, alle später hinzugekommenen aber entlassen, soll die „erste" dann eine von diesen angeerbten sein? oder aber die erste, welche er aus eigenem Antrieb geheiratet hat? In manchen Missionen darf der Mann wählen, welche von allen seinen Frauen er behalten will, und gewöhnlich wählt er die jüngste, oder die, von welcher er am meisten Nachkommenschaft zu erhalten hofft. 3) Sollen die entlassenen Frauen angehalten werden, unverheiratet zu bleiben oder nicht? Wenn nicht, so wird die unwürdige Art des sich der Reihe nach an eine ganze Anzahl von Männern verheiratens noch befördert; nötigt man sie dagegen, unverheiratet zu bleiben, so giebt man sie dem Laster preis. 4) Soll die Frau eines Polygamisten, ehe man ihr die Taufe erteilt, von ihrem Manne sich scheiden? 5) Und wenn so, darf sie dann nach ihrer Taufe einen andern Mann heiraten? — Auch anglikanische Missionare fragen wieder und wieder an, was denn mit all den entlassenen Frauen früherer Polygamisten anzufangen sei, wenn man nach streng kirchlicher Regel darauf bestehe, daß alle polygamistischen Verbindungen vor der Taufe gelöst werden müssen.

— In Madagaskar haben die Norweger während des letzten Jahres aller Kriegsunruhe ungeachtet ruhig im Segen fortarbeiten dürfen. In Betafo allein haben 959 Taufen stattgefunden, ein Wunder vor unsern Augen.

— Aus Uganda ist ein 112 Seiten langer Brief von Missionar Mackay angekommen, dessen Mitteilungen bis zum 20. Dezember reichen. König Mwanga hatte ihnen die Ermordung des Bischofs durchaus verheimlichen wollen, und als sie durch ihre Bekehrten doch alles erfuhren, da wollte er sie nötigen, die Namen der „Verräter" zu nennen. Als sie sich des weigerten, wurde er so wütend, daß sie fest überzeugt waren, jetzt gehe es ihnen selbst an's Leben. Später beruhigte sich der König; doch wurde einer der Bekehrten, ein Lieblingspage Sr. Majestät, weil er seinem Herrn wegen der Ermordung des Bischofs Vorwürfe machte, lebendig verbrannt. „Der Mut und die Selbstaufopferung der jungen Christen setzen uns in Erstaunen". Mehrere Neuerweckte sind auf ihren dringenden Wunsch getauft worden.

Ueber Bischof Hannington's letzte Tage erfährt man, daß er von seinen Begleitern getrennt gehalten wurde und nur der Gebrauch seines Bettes, seiner Bibel und weniger andrer Bücher ihm gestattet war. Er brachte die Zeit meist mit Schreiben zu. Als das Todesurteil vollstreckt werden sollte, bat er noch, man möchte dem König sagen, er habe den Zugang zu Uganda mit seinem Blut erkauft, er sterbe für das Volk der Waganda. Auf sein inständiges Bitten wurde er nicht mit dem Spieß getötet, wie die meisten seiner Begleiter, sondern mit seiner eigenen Flinte erschossen, ebenso sein Koch. Das Reisetagbuch des Bischofs ist nach Uganda gekommen und von einem der Missionsschüler käuflich erworben worden — eine wertvolle Reliquie.

Wichtig ist, daß Missionar O'Flaherty vom König Erlaubnis erhalten hat, Uganda zu verlassen, und bereits auf dem Weg nach England ist. — Missionar Watt und seine Gattin sind bereit, von ihrer Station Mamboia nach Uganda überzusiedeln. Durch die Ermordung des Bischofs sind sie in ihrem Vorhaben nur noch bestärkt worden und sie glauben, daß ein christliches Eheleben, wie sie es dem polygamistischen König und Volk vorleben wollen, von großer Bedeutung für die Mission sein werde; aber noch dürfte es wohl nicht an der Zeit für eine Missionsfrau sein, in Uganda einzuziehen.

— Aus Tschagga kommen gute Nachrichten von den Missionaren Fitch und Wray. Der letztere schreibt über Bischof Hannington: „Je mehr ich ihn kennen lernte, desto mehr mußte ich ihn lieben. Er war ein Mann, der viel betete und in Gottes Wort las. Auf dem Weg nach Tschagga — als die Karawane einen Halt machte — saß er einmal auf einem Ameisenhaufen und las uns den 121. Psalm vor. Nie that er einen Schritt ohne Gebet. O, dies zarte, gütige, innig liebende Herz! Und wie kann ich die Füße vergessen, die 40 Stunden weit für mich gingen, während ich in der Hängematte liegen durfte. Durch diesen Liebesdienst hat er mir das Leben gerettet."

China.

In Hongkong wurde neulich ein chinesischer Matrose, namens Wong Ai, 32 Jahre alt, vor's Polizeigericht geführt, weil er einem Hausierer zwei Päckchen Seide gestohlen hatte. Hier erklärte er, diesen Diebstahl nur deshalb begangen zu haben, weil er ins Gefängnis habe kommen wollen, um sich hier das Laster des Opiumrauchens abzugewöhnen; er habe gehört, daß man im Gefängnis freundlich behandelt werde und Arznei erhalte; ins Spital habe man ihn nicht aufgenommen, so habe er's denn mit der Strafanstalt versuchen wollen. Der wohlwollende englische Richter ordnete nun an, daß der Patient zuerst 14 Tage Einzelhaft, dann 4 Monate Zwangsarbeit und zum Schluß der Kur wieder 14 Tage Einzelhaft erhalten sollte. Hoffentlich hat ihm dieselbe gut gethan.

Japan.

In Utsunomija, einer großen Stadt, 20—25 Stunden nördlich von Tokijo, besteht seit 5 Jahren eine russisch-griechische Gemeinde, deren Mitglieder aber seit geraumer Zeit von den Ordnungen und Gebräuchen ihrer Kirche nicht mehr recht befriedigt waren; und als nun eine gedruckte „Kirchenordnung" in ihre Hände kam, aus welcher sie mit Schrecken sahen, welch kolossale Vollmachten der Erzbischof hat und wie eng der Zusammenhang mit der russischen Regierung ist, da wandten sie sich an einen evangelischen Geistlichen in Tokijo mit der Bitte, ob sie nicht in den Verband der „Vereinigten Kirche Christi von Japan" könnten aufgenommen werden. Dieser Geistliche machte nun einen Besuch in Utsunomija und erhielt einen so günstigen Eindruck, daß er die Sache vor den Ausschuß jener Kirche brachte, der nun seinerseits eine Deputation hinsandte. Es fand sich, daß die Petenten seit einiger Zeit den Bilderdienst aufgegeben, daß sie sogar ein Heiligenbild, das der russische Bischof ihnen geschenkt, mit dem Gesicht gegen die Wand gestellt hatten, daß sie den Sonntag streng beobachteten, sehr gut beschlagen in der Bibel waren und nach dem Zeugnis ihrer Mitbürger einen exemplarischen Wandel führten. So werden sie denn wahrscheinlich in den Verband der presbyterianischen Kirchen Japans aufgenommen werden; doch nicht eher, als bis sie durch einen hiezu bestimmten Evangelisten des näheren mit den Lehren und der Disziplin der presbyterianischen Kirche bekannt gemacht worden sind.

— Eine fortschrittliche Zeitung in Japan meint, der Mikado und einige der Großen des Landes sollten sich taufen lassen, damit Japan in den Augen des Auslandes für christlich gelten könne. „Das christliche Blau ist jetzt die Modefarbe, nicht mehr das buddhistische Braun; so laßt uns denn einen braunen Rock anlegen!" In hohen Kreisen soll als die annehmbarste Form des Christentums der Katholizismus angesehen werden. Zwischen

dem Papst und dem Mikado scheinen die besten Beziehungen zu bestehen. Die amerikanischen Missionare bezeichnen daher als größte Gefahr für Japan nächst dem europäischen Unglauben den Katholizismus und überhaupt ein oberflächliches, dem Fleische Raum lassendes, am Ende gar staatlich befohlenes Scheinchristentum. Sie bitten dringend um Verstärkungen aus Amerika und Europa. Jetzt oder nie — werde Japan für das Evangelium gewonnen werden.

Korea.

Am 5. Februar hat der König von Korea durch ein Edikt die Sklaverei in seinem Lande für abgeschafft erklärt. In Zukunft wird es nur noch solche Sklaven in Korea geben, die aus Armut oder anderen Gründen sich selbst einem Herrn verkaufen; aber die Kinder auch von solchen werden für freigeboren gelten. Bisher waren die Hälfte aller Koreaner Sklaven.

— Vor etwa 2 Jahren wurde Son Bun Ku, Professor der koreanischen Sprache in Tokijo, Christ. Seit einem Jahr ist er wieder in seiner Heimat und zwar als Aufseher im königlichen Krankenhaus zu Seoul, wo er einen guten Einfluß übt, obschon er sich noch nicht öffentlich als Christ bekannt hat.

Indien.

Im J. 1885 haben die amerikanisch-bischöflichen Methodisten in Nordindien 1016 Personen getauft, darunter 585 Erwachsene. Die Zahl ihrer Gemeindeglieder (Kinder nicht gezählt) beträgt jetzt 5278, die der Schulkinder 13,787, der Sonntagsschüler 19,973, der Laienprediger 108. In Südindien haben sie 1296 volle und 592 Probemitglieder, 56 Laienprediger, 28 Missionare.

— Aus dem Pandschab erzählt Bischof French eine Reihe von Fällen, in denen junge Männer von Stand und Bildung sich für Christum erklärt und dafür schwere Verfolgung erlitten haben. In Bunnu an der afghanischen Grenze machten die Muhammedaner, nachdem einer der Ihren sich hatte taufen lassen, einen solchen Krawall, daß es fast zu bewaffnetem Einschreiten der Regierung gekommen wäre. In der Nähe von Narowal sind sogar zwei englische Zenana-Lehrerinnen infolge einer aus gleicher Ursache entstandenen Aufregung wiederholt mit Steinen geworfen worden. „Man kann es nicht anders erwarten: was nach oben Frucht tragen soll, muß nach unten wurzeln.“

Hinterindien.

Auf der Station Thongzai im Karenenland ist am 11. Oktober 1885 ein buddhistischer Priester getauft worden, der bereits angefangen hat, als christlicher Prediger aufzutreten und ein sehr nützlicher Mitarbeiter der Missionare zu werden verspricht. Die Mittel, welche es Gott gefallen hat, zu seiner Bekehrung zu ge-

brauchen, waren: 1) ein Traktat; 2) ein paar Worte aus dem Munde eines eingebornen Christen in Prome; 3) ein Gespräch mit einem blinden Prediger in Rangun, und endlich 4) der Umgang mit den Christen in Tongzai. Lange vor seiner Bekehrung hatte er mit einem andern Priester, der ebenfalls nicht mehr an den Buddhismus gläubig war, ausgemacht, daß, wenn einer von ihnen eine bessere Religion finde, er dem andern sofort davon Mitteilung machen solle. In dieser Absicht hat sich nun der Neubekehrte aufgemacht, seinen Freund zu suchen.

— In Bassein haben die eingebornen Christen, Sgau-Karenen, der Mission die gesamte Leitung, sowie den Unterhalt der dortigen Industrie- und Normal-Schule abgenommen. Vorsteher derselben ist nun ein in Amerika gebildeter Karene, namens Thanbja.

P. S. Diese Neuerung hat, wie wir nachträglich zu unserem Leidwesen hören, keinen Bestand gehabt: es hat wieder ein Missionar die Leitung übernehmen müssen, d. h. die Karenen selbst haben ihn zuhilfe gerufen, weil sie merkten, daß es sonst nicht gehe, — ein neuer Beweis dafür, daß in der Selbständigmachung der eingebornen Christen „gut Ding Weile braucht"!

— Der amerikanisch-baptistische Missionar Morrow, der unter den Karenen in Barma arbeitet, schreibt in einem Brief vom Juli 1885 aus Tavoy: „Neben der religiösen Erziehung der Eingebornen, welche unsere Hauptaufgabe ausmacht, sind wir genötigt, auch etwas dafür zu thun, daß sie den Ackerbau, auf den sie auch in Zukunft fast ausschließlich für ihren Lebensunterhalt angewiesen sein werden, rationeller betreiben lernen. Sie haben fruchtbaren Boden im Ueberfluß und keinen Mangel an Dünger, verstehen aber rein nichts davon, wie man den Boden verbessert oder auffrischt. Wir thun ein klein wenig in dieser Richtung und hoffen, mit der Zeit mehr zu thun. Wir haben keine andre Wahl. Entweder müssen wir die Karenen dazu anhalten, daß sie ihre unzivilisierten Gewohnheiten aufgeben, oder unsre Bemühungen, sie zu Christen zu machen, werden durch ihre unstete, rohe Lebensweise vereitelt. Die Alten sind zu verknöchert und dumm dazu; aber die Jungen müssen zu einer neuen Lebensweise förmlich erzogen werden. Wir danken Gott, daß man selbst inmitten einer barbarischen und zum Teil noch von alten heidnischen Vorstellungen beherrschten Lebensweise so viel Glauben haben kann, als zum Seligwerden nötig ist; aber das heranwachsende Geschlecht darf doch nicht auf dieser Stufe stehen bleiben. Schon sind die heidnischen Barmanen und andere Landesbewohner mit hineingezogen in die Flutwelle des Fortschritts, welche jetzt auch an diese konservative Küste schlägt. Und es widerstrebt uns, daß nur die in Schmutz und Rohheit bleiben sollen, welche Jünger Jesu geworden sind. Das Wenige, was geschehen ist, hat schon bewiesen, daß es sich lohnt."

Die Karenen haben bekanntlich eine nomadisierende Art des Ackerbaus. Jedes Jahr machen sie ein neues Stück Land urbar, um ihren Reis darauf zu säen. Infolge dieser Sitte sind sie immerfort auf der Wanderung, indem sie ihre Hütten da aufschlagen, wo ihnen der Boden gerade am passendsten erscheint zur Anlegung eines neuen Feldes. Diejenigen, welche Büffel besitzen, schlagen ihre Wohnungen in solcher Entfernung von einander auf, daß das Vieh des einen keine Gelegenheit hat, in das Feld des andern einzubrechen; Zäune zu errichten, fällt ihnen nicht ein. Nicht selten bauen die Christen geräumige Kapellen, zerstreuen sich dann aber soweit über das Land hin, daß an ein Zusammenkommen am Sonntag nicht mehr zu denken ist! Ueber kurz oder lang werden sie wohl von Regierungswegen gezwungen werden, diese Art aufzugeben; aber das kann noch lange dauern. Sie sind so wild und so gewöhnt an diese Lebensweise, daß die Regierung nur sehr vorsichtig zu Werke gehen kann. Sonst wandern sie nach Siam aus.

„So, wie die Sachen jetzt stehen, bleibt uns nichts übrig, als gewissermaßen ein ganz neues Geschlecht heranzuziehen, und das kann bei den nomadisierenden Gewohnheiten der Leute nachhaltig nur in der Stadtschule geschehen. Die Christen sind jetzt auch gar nicht mehr so bereit wie anfangs, ihre Kinder lesen und schreiben lernen zu lassen. So sehr wir wünschen und hoffen, daß recht viele, die nie ihr Waldleben aufgeben, das Evangelium annehmen und selig werden möchten, können wir vernünftigerweise doch nicht darauf rechnen, daß viele einflußreiche Leute, die auch andern als geistige Führer dienen können, aus solchen hervorgehen werden, die nicht eine Anzahl von Jahren in unserer Stadtschule zugebracht haben. Die Scharen getaufter Heiden, die wir jetzt hier haben, sind die Frucht davon, daß ungebildete, d. h. ununterrichtete Leute zu Predigern gemacht wurden. Es ist nicht zuviel gesagt, daß unsere Schule das Hauptstück unserer Arbeit ist. Von ihrem Gedeihen hängt der Fortschritt des Missionswerks unter den Karenen des Tavoy- und Mergui-Gebiets in erster Linie ab. Wir haben jetzt 88 Zöglinge in der Schule."

In andern Gebieten der Karenen-Mission giebt es übrigens auch „Waldschulen", welche auch von Heidenkindern besucht werden und von der Missionskasse unabhängig sind.

Türkei.

Aus Harput in Kleinasien schreibt unter'm 16. März ein Missionar:

Vor einigen Monaten kam eine Abessinierin in diese Stadt mit ihrem Manne, welcher Christ war. Sie hatten sich vor 2—3 Jahren in Tarsus verheiratet. Als die Türken hier sahen, daß eine Schwarze die Frau eines Christen sei, argwöhnten sie, es möchte eine abgefallene

Muhammedanerin sein, denn alle Farbigen, die man hier sieht, sind Muhammedaner. Die Frau und deren Mutter wurden festgenommen und in dem Hause eines türkischen Priesters in Mezeret gefangen gehalten. Das Weib war sehr krank. Ihre Schwiegermutter, eine Christin, besuchte sie und gab ihr Arznei; dafür wurde sie sogleich festgenommen, als ob sie die Gefangene habe vergiften wollen, und gleichfalls eingesperrt. Ebenso der Mann der Schwarzen, welchem man Proselytenmacherei vorwarf.

Der Abessinierin sagte man: Wenn sie dem Christentum entsagen und eine Muhammedanerin werden wolle, würde man ihr die Freiheit, Geld, einen neuen Mann und ein Haus geben; wenn sie sich aber weigere, so habe sie ihr Leben verwirkt. Da nahm sie ein Kreuz, welches sie um den Hals trug, in die Hand, küßte es und sprach: „Tötet mich, wenn ihr wollt! An diesem Kreuze aber will ich hängen, so lange ich lebe. Dies ist mein Glaube. Ein anderes mal forderte ein Beamter sie auf, das Christentum abzuschwören, und, durch ihre Festigkeit gereizt, drohte er, sie mit dem Schwert zu töten. Sofort kniete sie nieder und bot ihren Hals dem tötlichen Streiche dar. Der Streich aber wurde nicht geführt. Inzwischen thaten ihre Freunde was sie nur konnten, um zu beweisen, daß sie nie eine Muhammedanerin gewesen sei. Aber es half nichts, bis endlich eines schönen Tages die Gefangenen für frei erklärt wurden. Die Aufregung im Volke aber war so groß, daß man die arme Frau noch einige Tage versteckt halten mußte aus Furcht, sie möchte unterwegs getötet werden.

In jüngster Zeit haben die Regierungsbeamten auch eine protestantische Schule und eine Kapelle geschlossen. Den amerikanischen Missionaren hier würde es ebenso gehen wie den einheimischen Protestanten, wenn die Türken nicht wüßten, daß hinter jenen eine starke Regierung steht, welche bereit ist, sie zu schützen. Und durch die Verbindung mit der amerikanischen Mission genießen auch die armen, unter der Steuerlast fast erliegenden Armenier manche Vorteile. Im übrigen ist es, wie die angeführten Beispiele zeigen, allen Verträgen zum Trotz, mit der Religionsfreiheit in der Türkei nicht weit her.

— Ein Dorf in Kleinasien, das einen furchtbar schlechten Schultheißen (oder wie sonst der Oberbeamte zu nennen sein mag) besitzt, wünscht doch sehnlich, daß derselbe im Amt bleibe, weil er sonst gewiß Räuberhauptmann werden und als solcher noch mehr Schaden anrichten würde! Welche Zustände!!

Allerlei.

In Gascoyne, Westaustralien, hat eine Anzahl respektabler Kolonisten in öffentlicher Versammlung gegen eine Mission unter

den dortigen Heiden protestiert und in diesem Sinne eine Bittschrift an die Regierung gesandt. Warum? Weil sie etwas gegen den vorzüglichen Missionar, Herrn Gribble, haben? — Durchaus nicht! — Weil sie die Eingebornen mit Feuer und Schwert ausrotten wollen? — Durchaus nicht! — Warum denn? — Weil sie fürchten, durch die Mission könnte es ihnen erschwert werden, eingeborne Arbeiter zu bekommen!

— An ihrem 87. Geburtstag hat die englisch-kirchliche Missions-Gesellschaft (d. h. das Komite derselben) an Stelle des † Lord Chichester den 87jährigen Kapitän Maude, der seit 1835 Mitglied des Komite und seit 1861 Kassier der Gesellschaft ist, auf ein Jahr zu ihrem Präsidenten gewählt. „Unter lauten Beifallrufen wurde er zum Präsidentensitz geführt". — Die Gesellschaft schließt ihre Jahresrechnung mit einem Defizit von beinahe 200,000 Mark, obgleich die Einnahmen sich nicht verringert haben. Außerordentliche Beiträge sind unentbehrlich, wenn die vielen neuen Arbeiter, die sich zur Verfügung gestellt haben, wirklich sollen ausgesandt werden, und wenn nicht ernstliche Reduktionen vorgenommen werden sollen. — 30 Cambridger Studenten haben sich der Gesellschaft als „gleich bereit zur Arbeit in der Heidenwelt wie in der Christenheit" gemeldet und darum gebeten, daß man im Bedürfnisfall an sie denke, darunter 6, die „ganz entschieden in die Mission zu kommen hoffen."

— Die von den evangel. Nestorianern in Urumia gehaltene Gebetswoche ist in diesem Jahre von einer mächtigen Ausgießung des hl. Geistes begleitet gewesen. Etwa 12—15 Dörfer durften eine Erweckung von seltener Tiefe und Ausdehnung erfahren. Die Erbauungslokale konnten die Versammlungen nicht fassen. Es geschahen wunderbare Bekehrungen und nicht wenig Abgefallene kehrten zurück. Diese Erweckung hatte zwei charakteristische Eigentümlichkeiten: das eine ist der Eifer und die Thätigkeit der Kirchenglieder, welche Hausbesuche machten, ihre Nachbarn zum Besuche der Gottesdienste aufforderten und sie zur Uebergabe an den Herrn ermahnten. In dieser Weise haben Männer- und Frauen-Versammlungen in ihren eigenen und fremden Dörfern das Werk des Herrn fördern helfen. Selbst Kinderversammlungen fanden statt. Das zweite ist die Stellung zur Mäßigkeitsfrage: Viele eingefleischte Trinker haben reumütige Bekenntnisse abgelegt und geben Hoffnung auf völlige Bekehrung. Alle, welche jetzt der Kirche beitreten, wollen in den Mäßigkeitsverein aufgenommen sein. Das Verständnis für diese Sache ist merkwürdig gewachsen. Die Zahl der evangelischen Gemeindeglieder betrug am letzten Neujahr 1730, darunter 156 neu aufgenommene, die der Gottesdienstbesucher 4654, der Schulkinder 1891; die Beiträge der Eingeborenen für Missionszwecke beliefen sich auf 7200 Mk.

Todesfälle.

Am 1. November 1885 starb auf der Norfolk-Insel Karl Sapibuana, der treue Pastor und gesegnete Missionar der Neuhebriden-Insel Gaëta. Im Jahre 1866 hatte Bischof Patteson ihn, etwa 12 Jahre alt, nach Neuseeland mitgenommen. In der Schule zu Kohimarama, später in Norfolk, wurde er zum Lehrer und Evangelisten ausgebildet. In diese Zeit fiel die Ermordung des Bischofs (20. Sept. 1871), welche Karl miterlebte. 1877 hatte er ausstudiert und kehrte nun als Lehrer auf seine Heimat-Insel zurück. Wiederholt wurde er hier mit dem Tode bedroht, weil er als treuer Zeuge Gottes fest gegen alle Greuel des Heidentums auftrat. Schon 1878 wurden die Erstlinge getauft: Karls Bruder, dessen Frau und zwei Kinder; das Jahr darauf kam eine ganze Bewegung über die Insel: mehr als 30 Personen wurden getauft. 1880 machte Karl einen Besuch auf Norfolk. Seine Gesundheit war schwer erschüttert. 1881 mußte er, immer noch leidend, nach Gaëta zurück. Der heidnische Häuptling Kalekona hatte die Mannschaft eines englischen Bootes, das zum Kriegsschiff „Sandfly" gehörte, ermorden lassen und dadurch seine Unterthanen in die größte Not gebracht. Es gelang unserm Karl Sapibuana, ihn zu besänftigen und dadurch weiteres Unglück zu verhüten. In der Pfingstwoche 1882 wurde er inmitten der kleinen, von ihm selbst gegründeten Gemeinde durch Bischof Selwyn ordiniert. Von da an wurde sein Einfluß immer größer, seine Wirksamkeit immer fruchtbarer, bis er im Sommer v. J. wieder einmal nach Norfolk ging, um sich leiblich und geistlich neu zu stärken und dann auch die zweite Weihe (zum „Priester") zu erhalten. In Norfolk ist er gestorben. (Hier lernen jetzt auch 14 Knaben und Jünglinge von der verrufenen Santa-Cruz-Gruppe; 5 derselben sind bereits getauft).

— In Schanghai ist am 17. Nov. 1885 Dr. Sung Kwei Fong, Assistenzarzt am dortigen St. Lukas-Missionshospital, gestorben, ein stiller, ernster Christ, die rechte Hand Dr. Boone's, des Missionsarztes.

— Am 16. Januar starb in England Dr. theol. William Kay, 1849—1865 Vorsteher des »Bishop's College« in Kalkutta, ein gelehrter Hebräer, einer der Revisoren der englischen Uebersetzung des A. T.

— Am 22. Januar starb in Grahamstown, Südafrika, die Witwe des Londoner Missionars Rogers Edwards. Vor 6 Jahren erlitt sie eines Samstag Nachmittags beim Putzen ihres Hauses einen schweren Fall, brach ein Bein und mußte ins Spital gebracht werden, wo sie die letzten 6 Jahre ihres Lebens geblieben und trotz ihrer Leiden für alle Insaßen der Anstalt „wie ein Sonnenstral" gewesen ist. Einer, der es weiß, versichert, sie habe in diesen langen Jahren ihrer Krankheit mindestens ebensoviel Segen gestiftet und Licht um sich verbreitet, als je in der Zeit ihrer eigentlichen Missionswirksamkeit.

— Anfang Februar starb auf der Reise von Sansibar nach Umba der anglikanische Missionsgehilfe Winckley, wie es scheint an einem Hitzschlage.

— In Sansibar ist ein erweckter Araber, Abdallah bin Mahomed, der einst bei Bischof Steere englisch lernte und vor 3—4 Jahren gefangen gesetzt wurde, im Gefängnis gestorben, wie man annehmen darf, „treu bis in den Tod". Aber wer setzt denn, muß man fragen, in Sansibar erweckte Muhammedaner ins Gefängnis?

— Am 10. Februar, dem 46. Jahrestag seiner Aussendung nach Guiana, ist der anglikanische Missionar William Henry Brett — clarum et venerabile nomen — nach sechsmonatlichem schwerem Leiden zu seiner Ruhe eingegangen.

— Am 29. April starb in Basel Missionar Adam Bührer, ein Veteran der Basler ostindischen Mission. Er war am 29. Januar 1815 zu Lohn, Kanton Schaffhausen geboren, trat 1838 noch unter dem ersten Basler Missionsinspektor Blumhardt in's Missionshaus ein und wurde 1842 nach Indien ausgesandt. Er wirkte dort fast 40 Jahre lang teils im kanaresischen Küstenland von Mangalur und Mulki aus, teils auf den Blauen Bergen von Keti und Katagiri aus. Sein Lieblingsberuf war die eigentliche Heidenpredigt und er war in Predigtreisen von unermüdlicher Ausdauer. Im Unterland, wo er hauptsächlich unter dem Tuluvolk arbeitete, durfte er reiche Frucht sehen; in den ersten 4 Jahren seiner Thätigkeit in Mulki (1851—1855) taufte er dort 130 Heiden. Während der eine Zeit lang vielversprechenden Bewegung unter dem Tuluvolk (1869) wurde er von den Blauen Bergen nach dem Unterland gerufen und es war ihm eine große Erquickung, bei der fröhlichen Ernte unter seinen lieben Tulu mitzuhelfen. In seiner langjährigen Arbeit auf den Bergen durfte er zwar auch sehen, daß er nicht umsonst arbeitete, aber die Taufen blieben auf diesem wenig fruchtbaren Arbeitsfeld doch vereinzelte. Im Februar 1881 kehrte er aus Indien zurück und lebte seither in Basel, fast bis zu seinem Ende thätig in Hausbesuchen bei Kranken und Alten und stets bereit, den vielen Aufforderungen zu aushilfsweisen Predigten, die an ihn kamen, zu folgen. Durch seine ungeheuchelte Demut, Anspruchslosigkeit und sein freundliches Wesen ist er auch hier noch vielen lieb und teuer geworden.

Bücherschau.

Outline Missionary Series. By J. T. *Gracey*, D. D. Rochester, N. Y.

Unter obigem Gesamttitel hat der Verfasser, der sieben Jahre lang selbst als Missionar in Ostindien gewesen ist, eine Reihe von Büchlein über verschiedene Missionsländer herausgegeben, die viel Gutes enthalten und den großen Vorteil der Kürze, der Klarheit und der Uebersichtlichkeit haben. Das Büchlein über Indien (India, Country, People, Missions) giebt auf 200 Seiten einen Begriff von den geographischen, ethnographischen und religiösen Verhältnissen Hindostans und eine kurze Geschichte der wichtigsten indischen Missionen, natürlich nicht vollständig, aber anregend; dazu kommen mehrere Karten, Tabellen und Diagramme. Preis 2 Mk. Ein Abschnitt ist überschrieben: „Hinduismus ist Fetischismus" — ein keineswegs sinnloses Paradoxon! Das Büchlein über China ist ganz ähnlich eingerichtet; es enthält 64 S. und kostet 60 Pfg. Ebenso ein drittes: „Offene Thüren" (Open Doors), das kurze Notizen über mehrere, meist erst in den letzten Jahrzehnten für die Mission erschlossene Länder giebt und darauf hinweist, wieviel überall noch zu thun ist.

Medical Work of the Woman's Foreign Missionary Society, Methodist Episcopal Church. By Mrs. J. T. Gracey. Preis (wahrscheinlich) Mk. 2.

Dies Büchlein (190 S.) enthält zuerst eine Einleitung über „Medizin und Mission", dann allerlei Zeugenaussagen über den Zustand der heidnischen Frauenwelt, dann etwas allgemeines über weibliche Missionsärzte und endlich eine Geschichte der amerikanisch-methodistischen Unternehmungen dieser Art. So findet sich z. B. Seite 135 ff. Näheres über die von uns schon oft erwähnte Frl. Dr. Howard in Tientsin.

Von Mara nach Elim. Dichtungen zum Katechismus. Ein eleganter Band in Duodez. Preis Mk. 3. Schriftenniederlage des Evang. Vereins in Frankfurt a. M.

Man stelle sich nicht etwa eine langweilig-systematische Bearbeitung des Katechismus in gereimter Prosa vor. Es handelt sich hier vielmehr um eine Reihe einzelner, offenbar zu verschiedenen Zeiten entstandenen Dichtungen, welche erst hintennach zu einem Ganzen zusammengestellt wurden. — Am besten hat uns fast die epische Einleitung zu den zehn Geboten, eine Schilderung des Auszugs aus Aegypten und der Gesetzgebung gefallen.

Die Frauen des Neuen Testaments. Von R. Wenger, Pfarrer in Heinrichsbad. St. Gallen, Buchhandlung der Evang. Gesellschaft; Calw und Stuttgart, Vereinsbuchhandlung. Preis geb. Fr. 5.

Gar liebliche, bald mehr ernste, bald mehr freundliche, zu weiterem Nachsinnen anregende Miniaturbilder — zunächst für Frauen und Jungfrauen bestimmt, aber wahrlich auch für die Männerwelt gut und nützlich zu betrachten. Der psychologische und pädagogische Reichtum der hl. Schrift tritt einem in solcher Einzelbearbeitung oft überraschend entgegen. Wohl dem, der aus dieser Fülle lernen und — leben mag!

Meine Lesefrüchte. Eine Sammlung lehrreicher Aussprüche, den Nachdenkenden gewidmet von Wilhelm Behrendt. Zanesville, Ohio. Zu haben beim Herausgeber. 1884. Preis schön geb. Mk. 1.20.

Fünfhundert Aussprüche von 180 Autoren über 90 Themata! Ein Geschenkbüchlein, das für solche, welche es nicht vorziehen, sich dergleichen selbst anzulegen, wirklich sehr empfehlenswert ist und auch von den bedeutendsten deutschen Kirchenblättern bereits warm empfohlen worden ist. Der Bibel sind anderthalb Seiten gewidmet.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**





Chinesische Pagode in Tungtschau.

Allerlei Gedanken über Mission und Missionsberuf.

Ansprache im akadem. Missionsverein zu Tübingen am 9. Nov. 1885
von Professor E. Kautzsch.*)

Liebe Kommilitonen! Verehrte Gäste!

Das heutige Thema hat möglicherweise Erwartungen in Ihnen erregt, die ich weder befriedigen wollte, noch auch befriedigen könnte. Wenn ich versprochen habe, heute „allerlei Gedanken über Mission und Missionsberuf“ vor Ihnen zu äußern, so war meine Absicht dabei die, gleich am Eingang des Semesters eine Reihe prinzipieller Fragen zur Sprache zu bringen und zwar zu dem Behuf, eine möglichst lebhafte Debatte über dieselben hervorzurufen und so eventuell zu einer Revision der bisher im akademischen Missionsverein herrschenden Methode der Behandlung anzuregen. Dieser Zweck scheint mir jedoch nur erreichbar auf Grund einer prinzipiellen Verständigung darüber, was die Mission überhaupt wolle und vor allem, welche Stellung der künftige Diener der Kirche zu ihr einzunehmen habe. Denn das darf wohl als etwas unter uns Feststehendes gelten, daß ein studentischer Missionsverein vor allem den Zweck hat, eines der Mittel zur Vorbereitung auf das geistliche Amt zu sein.

Alle prinzipielle Verständigung nun hat auszugehen vom Missionsbefehl Matth. 28, 19ff. Wie haben wir diesen zu

*) Diese auf Grund einer stenographischen Nachschrift mitgeteilte Ansprache erhebt weder den Anspruch, eine erschöpfende, noch auch den, eine streng wissenschaftliche Erörterung der berührten Fragen zu sein. Ohne einen Gedanken an nachfolgende Veröffentlichung und lediglich im Hinblick auf lokale Bedürfnisse und Interessen gehalten, darf sie höchstens in den Kreisen einige Beachtung zu finden hoffen, wo ähnliche Bedürfnisse vorliegen, d. h. in den akademischen Missionsvereinen.

deuten? Er würde selbstverständlich außer Betracht fallen, wenn diejenigen Recht hätten, welche den Missionsbefehl ausschließlich den damals anwesenden Aposteln des Herrn gegeben sein lassen. Damit wäre jede Art der sogen. apostolischen Succession aufgehoben. Man müßte sich dann denken, daß es Gott seinem weiteren Ratschluß und unmittelbaren Eingreifen (wie z. B. bei Paulus) vorbehalten habe, wen er auch nachträglich durch unsichtbare Geisteswirkung zu dem Amte der Ausbreitung des Evangeliums unter den Heiden berufen wolle. — Mit einer Widerlegung dieser Ansicht werden wir uns jedoch kaum aufzuhalten brauchen. Diejenigen, welche einem Missionsverein beitreten, geben schon dadurch zu erkennen, daß sie eine allgemeine christliche Missionspflicht auf Grund des Missionsbefehls anerkennen.

Das entgegengesetzte Extrem in der Deutung des Missionsbefehls vertreten diejenigen, welche ihn nicht nur den berufenen Nachfolgern der Apostel, sondern kraft der Lehre vom allgemeinen Priestertum jedem Christen gegeben sein lassen in dem Sinne, daß die Nichtbeteiligung an der direkten Missionsarbeit strenggenommen als eine (wenn auch vielfach durch den Zwang der Umstände entschuldigte) Verletzung einer Christenpflicht zu betrachten sei. Daß diese Ansicht einen starken Schein der Berechtigung haben muß, läßt sich immer auf's neue an jüdischen Proselyten und überhaupt an den Neophyten der christlichen Kirche (resp. der Sonderkirchen) beobachten. Der für das Evangelium gewonnene Jude, dem es wahrhafter Ernst mit dem Uebertritt gewesen ist, zeigt fast regelmäßig einen starken Drang, nunmehr selbst als Missionar zu wirken. Auch innerhalb der Kirche hegen Neubekehrte in der Regel die Ansicht, man könne die Liebe zum Herrn, den Eifer für das Reich Gottes, auf keinem Wege besser bezeugen, als dadurch, daß man sich fortan die Verkündigung des Evangeliums zum ausschließlichen Beruf macht. Im Zusammenhang damit steht die in weiten Kreisen verbreitete Ansicht, als ob der Stand und Beruf eines Missionars eine Art Extra-Verdienst in sich schließe, um eine Stufe höher stehe in der Bethätigung der Christlichkeit, etwa wie die sogenannten religiosi in der mittelalterlichen Anschauung gegenüber den reinen Laien.

Von wahrhaft evangelischem Standpunkt aus werden wir selbstverständlich eine solche Auffassung, die sich deutlich als ein Ueberbleibsel katholischer Ethik zu erkennen giebt, zurückweisen. Die

evangelische Ethik hat streng daran festzuhalten, daß jeder wirkliche Beruf, vorausgesetzt, daß er auf einem Rufe Gottes eben an diese Stelle beruht, ebensoviel oder — richtiger — ebenso wenig Verdienstliches hat, als der Beruf eines Predigers des Evangeliums. Die Frage, wer Missionsberuf habe, muß somit ganz unabhängig behandelt werden von der anderen, ob die Ausrichtung des Missionsbefehls eine höhere Stufe christlichen Wesens oder gar Verdienstes in sich schließe.

Fragen wir nun nochmals: Wem also gilt heute der Missionsbefehl? so werden wir zu antworten haben: Er gilt in erster Linie der Kirche, oder, da die una sancta apostolica zur Zeit nur in Gestalt der unsichtbaren Kirche existiert, den einzelnen christlichen Kirchen auf Erden. Daraus, daß die Apostel doch eben die Häupter, Leiter und Vertreter der Kirche gewesen sind, ergiebt sich einfach, daß auch ihre Nachfolger in der Leitung der Kirche den Missionsbefehl auf sich zu nehmen haben. Und wenn dies nicht in dem buchstäblichen Sinne geschehen kann, daß alle an der Spitze christlicher Kirchengemeinschaften stehenden Männer zugleich als Missionare unter den Heiden arbeiten, so doch in der Weise, daß sie durch Berufung und Aussendung von Missionaren für die Erfüllung des Missionsbefehls zu sorgen beflissen sind. In der That ist unzweifelhaft, daß solches in der Theorie als das Nächstliegende, ja geradezu Selbstverständliche, als das nicht blos Berechtigte und Wünschenswerte, sondern als das Pflichtgemäße zu betrachten ist. Man wird sogar den Satz wagen dürfen, daß eine Kirche, die in gar keiner Weise (und es sind viele Weisen denkbar) an der Ausrichtung des Missionsbefehls mitgearbeitet hat, dem Urteile verfällt, daß das Salz in ihr dumm geworden ist. Umgekehrt bestätigt uns die Kirchengeschichte immer wieder die Thatsache, daß die Kirchen, welche zweifellos von Lebenskraft erfüllt sind, sich in demselben Maße auch irgendwie die Erfüllung des Missionsbefehls angelegen sein lassen. Dabei können wir sogar die Frage auf sich beruhen lassen, ob sich der Missionstrieb einer Kirche notwendig so äußern müsse, daß sie nicht etwaige Angebote von Arbeitern abwartet, sondern selbst aus den ihr zur Verfügung stehenden Kräften auswählt, ausrüstet und entsendet, oder ob sie — wie dies in der freien Missionsthätigkeit die Regel ist — das Angebot abwartet, sei es, um alsdann selbst die physische und geistige Ausrüstung, die ordnungsmäßige Vokation und offizielle Aussendung der

sich anbietenden zu übernehmen, oder sei es, um sie einer anderwärts bestehenden Anstalt zuzuweisen und die Zwecke der letzteren lediglich durch Subventionen zu fördern.

So die Theorie. In der Praxis freilich stoßen wir bald auf eigentümliche Thatsachen. Ziehen wir zuerst die Staatskirchen in Betracht, so ist die Zahl derjenigen, welche „staatskirchliche“ Heidenmission treiben, eine verschwindend geringe. Außer der schottischen, der schwedischen und der englischen Staatskirche (letztere in einer Form, die schon auf der Grenze zwischen freier und offizieller Missionsthätigkeit steht), dürfte kaum ein weiteres Beispiel zu nennen sein.

Größer ist die Zahl der sogen. freien Kirchen, bezw. Sekten, welche auf dem Gebiete der Heidenmission anerkennenswertes, ja zum Teil (zumal in Anbetracht ihrer geringen Mittel) Staunenswertes geleistet haben. Wer denkt da nicht an die Herrnhuter Mission, die seit mehr denn 150 Jahren auf den verschiedensten Stationen, zum Teil unter unsäglichen Schwierigkeiten, gearbeitet und mit Mitteln, die ohne Berücksichtigung der Expansivkraft des christlichen Geistes geringfügig heißen müßten, höchst achtungswerte Erfolge erzielt hat. Eine wie großartige Missionsthätigkeit wird ferner auch von den verschiedenen Denominationen der Methodisten, obenan den nordamerikanischen, geübt. Ja, es fehlt nicht an Beispielen kleiner Freikirchen, die mitten im Kampf um die Existenz im Heimatlande dennoch Mut und Kraft zu selbständigem Missionsbetrieb im Heidenlande gezeigt haben, wie z. B. seit 1874 die freie Kirche des Waadtlandes. Schließlich ist uns in der Hermannsburger Mission ein Beispiel vor Augen gestellt, daß dank dem Impuls einer mächtigen christlichen Persönlichkeit sogar von einer einzelnen Gemeinde eine fruchtbare Missionsthätigkeit geübt werden kann.

Nun bildet allerdings die freikirchliche Missionsthätigkeit bereits den Uebergang zu der rein freiwilligen, zumal die sogen. freien Kirchen selbst im Gegensatz zu den geschichtlich gegebenen und daher offiziell bestehenden Landeskirchen erst durch Akte der Freiwilligkeit entstanden sind. Mit ihnen haben wir daher bereits das Gebiet betreten, auf welchem die eifrigste Thätigkeit entfaltet und die namhaftesten Erfolge erzielt worden sind, das der freien Vereinsthätigkeit. Daß die letztere in der modernen Missionsarbeit die wichtigste Rolle spielt, dürfte schon aus der Thatsache hervorgehen, daß man bei dem Wort „Mission“ immer, wenigstens bei uns zu Lande, in erster Linie an

die freigestifteten und lediglich durch freiwillige Beiträge erhaltenen Missionsanstalten denkt.

In dieser Thatsache ist aber zugleich ein wichtiger Fingerzeig für die richtige Entscheidung der Frage gegeben, welche Stellung der künftige Diener auch der offiziellen Kirche zur Mission einzunehmen habe. Hat sich auch die freie Missionsthätigkeit als eine geschichtlich gewordene und bewährte ausgewiesen, so darf sie zum mindesten den Anspruch erheben, daß die Vertreter der offiziellen Kirche ihr Existenzrecht nicht wiederum durch rein theoretische, doktrinäre Erörterungen in Frage stellen, sondern daß sie vielmehr mit dieser geschichtlich bewährten Form der Mission zu rechnen, ja nach Kräften an ihrer Förderung zu arbeiten, jedenfalls sie nicht irgendwie zu schädigen haben.

Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, wie es gekommen ist, daß sich die offizielle evangelische Kirche, ohne jemals die Missionspflicht in Abrede zu stellen, doch fast 300 Jahre lang so gut wie gar nicht auf ihren Missionsberuf besonnen hat. Ja, selbst das ist nicht zu viel behauptet, daß sie sich vielfach nicht blos recht gleichgiltig, sondern geradezu feindselig oder doch mißtrauisch zu den freien Bestrebungen auf diesem Gebiet gestellt hat. Die Hauptursache dieser Erscheinung ist wohl darin zu erblicken, daß die Wirren, in welche sich die evangelische Kirche von Anfang an versetzt sah, die Notwendigkeit, einen erbitterten Kampf um die äußere Existenz zu führen, wie nicht minder die Notwendigkeit, den Streitigkeiten im Innern durch den möglichst umfassenden Ausbau der Bekenntnisse zu begegnen, zur Inangriffnahme anderweitiger Aufgaben nicht kommen ließ. Was die offizielle Kirche versäumte, das hat dann freiwillige Thätigkeit nachzuholen versucht, und wir sahen bereits, nicht ohne sichtlichen, gottgeschenkten Erfolg. Um so mehr waren wir berechtigt, die moderne Mission als etwas vermöge geschichtlicher Notwendigkeit Gewordenes zu bezeichnen, dessen Schädigung dem Gericht des Wortes verfallen müßte: „Verdirb es nicht, es ist ein Segen darin!“

Wie aber, wenn wir dieser Mahnung in der Weise nachkommen wollten, daß wir fortan der freien Missionsthätigkeit das Feld für alle Zeit ganz allein überlassen? Wird nicht die Arbeit dort mit allem erdenklichen Fleiß und mit größter Gewissenhaftigkeit betrieben? Sind dort nicht alle Bedingungen zu gesegneten Erfolgen ausreichend

vorhanden? — große, wohleingerichtete Anstalten, treffliche Vorarbeiten auf sprachlichem Gebiet, eine Summe wertvoller Erfahrungen, die den jeweilig neu eintretenden Zöglingen wieder zu Gute kommt, freie Bewegung und anderes mehr? Haben somit die Diener der Kirche ihre Schuldigkeit nicht vollständig gethan, wenn sie den in ihrer Nähe bestehenden Missionsanstalten ihre moralische Unterstützung angedeihen lassen, und vor allem, wenn sie in ihren Kreisen fleißig zum Geben für die Mission ermahnen?

Das mag alles sehr scheinbar klingen; dennoch aber können wir uns mit dieser Auskunft nicht befriedigt erklären. Wenn der Missionsbefehl vor allem der Kirche gegeben ist, wie wir dies im Prinzip anerkennen müssen, so darf sich diese auf die Dauer nicht daran genügen lassen, die freiwillige Thätigkeit moralisch zu unterstützen, sondern sie hat früher oder später zur Nachholung des früher Versäumten selbständig und direkt die Missionsthätigkeit an die Hand zu nehmen. Das also wird die rechte Stellung des Dieners der Kirche zur Mission sein, daß er *einerseits die bereits bestehende freie Thätigkeit an seinem Teile zu fördern, andererseits aber der eigenen Missionsthätigkeit der Kirche als solcher den Weg zu bahnen sucht.*

Erst jetzt können wir der Frage näher treten, die uns vor allem angeht: *was kann schon in der Zeit der Vorbereitung auf das geistliche Amt geschehen, um die künftigen Diener der Kirche zur Ausübung ihres Missionsberufes zu befähigen?* Eine Antwort auf diese Frage werden wir am besten gewinnen, wenn wir zuvor die andere Frage stellen: Was kann der *Pfarrer* thun, um den oben geschilderten Aufgaben gerecht zu werden?

Wir sehen hier ab von dem Selbstverständlichen, von der Sorge dafür, daß die Opferwilligkeit für die Mission in den Gemeinden nicht erlahme. Die Mission bedarf trotz aller persönlichen Aufopferung der Missionare großer Mittel und diese müssen Jahr für Jahr von der Missionsgemeinde geschenkt werden. Dies geschieht vor allem in Gestalt kleiner Beiträge von vielen Gebern. Es ist daher eine Lebensfrage für die Mission, daß in recht vielen Gemeinden Pfarrer stehen, die ein Herz für die Sache haben und durch Wort und Beispiel möglichst viele zur Mitwirkung heranziehen.

Nicht minder wichtig ist aber die Gewinnung der persönlichen Kräfte für die Mission, d. h. vor allem der künftigen Missionare.

So wie die Dinge jetzt stehen, dürfte das Abwarten des freiwilligen Angebots noch auf lange Zeit hinaus die Regel bleiben. Denn es wäre doch schwer denkbar, daß eine Kirchenbehörde oder auch eine Missionsanstalt etwa 50 junge Leute einstweilen studieren ließe, um dereinst eine Auswahl der wirklich auszusendenden zu treffen. Zum rechten Missionar gehört neben den unerläßlichen physischen Vorbedingungen in erster Linie der innere Trieb, der heilige Eifer für die Sache des Reiches Gottes. Dieser Trieb ist bei manchen anfangs nur unklar vorhanden, er bedarf der Aufweckung und Klärung. Diese kann vom Pfarrer ausgehen, wenn er das Bewußtsein von Pflicht und Notwendigkeit der Mission in der Gemeinde überhaupt lebendig erhält. Hat solche Anregung irgendwo eingeschlagen und zu einem vorläufigen Entschluß geführt, so wird es die weitere Aufgabe des Pfarrers sein, bei der Durchführung des Entschlusses als zuverlässiger Ratgeber mitzuwirken.

Fragen wir nun nochmals, was schon in der Zeit der Vorbereitung auf das geistliche Amt nach der oben geschilderten Richtung geschehen könne, so können wir uns nicht der Auffassung anschließen, welche allen jungen Theologen die vollgültige Vorbereitung auf den Missionsberuf zumuten will, weil ja möglicherweise dem einzelnen noch der klare Ruf Gottes kommen könne, in die Heidenmission überzugehen. Noch weniger halte ich die Forderung für zweckmäßig und ausführbar, daß möglichst viele Diener der Landeskirche zuvor einige Zeit im praktischen Missionsdienst gestanden haben sollten, um dann in der Landeskirche den Zwecken der Mission desto besser dienen zu können. Endlich erscheint mir auch die Forderung von besonderen Professuren für das Missionswesen an allen evangelischen Fakultäten als eine zu weit gehende. Jedenfalls dürfte der praktische Erfolg dieser Maßregel ein weit geringerer sein, als man heutzutage in manchen Kreisen anzunehmen geneigt scheint.

Die Richtigkeit der soeben vorgetragenen Behauptungen glaube ich durch folgende Sätze erhärten zu können. Der künftige Diener der Landeskirche bedarf so gut eines inneren Rufes zu seinem hohen Amt, wie der Missionar. Aber diese beiden Arten eines inneren Rufs sind durchaus nicht identisch. Ein junger Mann kann mit voller jugendlicher Begeisterung und aufrichtigem Herzensdrang auf den Beruf eines rechten Pfarrers losgehen, ohne jemals einen inneren Ruf zur Missionsthätigkeit im Heidenland zu

verspüren. Ebenso kann natürlich auch das Umgekehrte der Fall sein. Mit der Thatsache aber, daß der innere Ruf zu der einen Thätigkeit nicht notwendig identisch ist mit dem zur anderen, hängt die weitere Thatsache zusammen, daß beide Thätigkeiten bei aller inneren Verwandtschaft doch ihrem innersten Wesen nach auch recht verschieden sind, und eben daraus ergiebt sich die Notwendigkeit, die Vorbereitung- und Ausrüstung für beide Berufsarten ziemlich verschieden zu gestalten.

Wenn die Vorbildung für einen höheren geistigen Beruf nicht blos in einer mechanischen Anhäufung von Ballast im Gedächtnis bestehen soll, in einem Wissenskram, der für das Examen eingepaukt wird, um dann in der Hauptsache entbehrlich zu sein, so muß sie einen ganz bestimmten, klar bewußten Zweck verfolgen. Dieser besteht darin, daß in dem betreffenden Bildungsgang alle die Kultur- und Lebensmächte erfaßt und gleichsam durchlebt werden, welche die gesamte Sphäre erzeugt haben, in der der Beruf ausgeübt werden soll. Das ist die Rechtfertigung des Bildungsganges, wie ihn noch heute die Landesuniversität von den jungen Theologen fordert. Wir können es wohl begreifen, wenn sich immer wieder wohlmeinende Laien gerade aus den christlichen Kreisen finden, die sich nicht darein schicken können, wozu alle diese „Spreu“ dienen solle. Stehet nicht geschrieben: Das Wissen bläset auf, aber die Liebe bessert? Wäre es darum nicht angemessener, die philosophischen Schrullen und vor allem die glaubensfeindliche Kritik draußen zu lassen und statt dessen die Vorbildung um so eifriger auf das zu lenken, was für den geistlichen Beruf not thut?

Wir können uns hier mit der Widerlegung dieser Meinungen nicht aufhalten; das aber müssen wir sagen: eine rücksichtslose Durchführung derartiger Grundsätze, wie sie manchem als das Ideal einer Reformation des Theologiestudiums erscheint, wäre der Tod unserer Landeskirchen. Denn es steht eben doch so: die Zustände, inmitten deren wir leben, die Köpfe, auf die wir zu wirken, die Seelen, an denen wir zu arbeiten haben, sind in gewissem Sinne das Produkt aller der Faktoren, denen das theologische Studium seine Aufmerksamkeit zuwendet. Und mögen wir noch so sehr von dem Stückwerkartigen alles menschlichen Wissens überzeugt sein, so kann doch die Kirche eines klaren Bewußtseins, d. h. mit anderen Worten, einer wissenschaftlichen Durchdringung jenes Entwickelungs-

ganges unmöglich entraten. Davon kann sich jeder überzeugen, der seine Blicke auf solche Kirchen richtet (ich denke hierbei namentlich an die griechisch-katholische), in denen das Band zwischen Religion und Wissenschaft fast gänzlich zerschnitten ist. Lethargie, Unfähigkeit zur Erhaltung und Erzeugung geistigen und geistlichen Lebens ist die unausbleibliche Folge. Daran vermag auch die durch Polizeigewalt bewerkstelligte Gewinnung neuer Glieder für eine solche Kirche nichts zu ändern.

Ganz anderen Aufgaben steht vielfach der Missionar gegenüber und eben darum muß seine Vorbildung und Ausrüstung eine andere sein, allerdings je nach dem Kreise, in dem er zu arbeiten hat, eine ziemlich verschiedene. Wird er auf den Schauplatz einer uralten Kultur gestellt, wie sie sich als das Produkt manigfacher Faktoren gebildet hat, so wird er sich nach Kräften eben in die vorangegangenen Entwickelungsphasen einzuarbeiten, sie der Reihe nach in sein Bewußtsein aufzunehmen haben, um zu einem vollen Verständnis des letzten Entwickelungsstadiums und damit zu den besten Mitteln der Einwirkung zu gelangen. Das ist eine schwere Kunst, vielleicht nicht minder schwer, als die Sprachen, die zu überwinden sind, eine Kunst, die viel Fleiß und Nachdenken erfordert. Aber der rechte Missionar weiß, daß es hier das Wort des Apostels zu verwirklichen gilt, den Juden ein Jude, den Griechen ein Grieche, aber auch dem Chinesen ein Chinese zu sein, um etwa ihrer etliche zu gewinnen!

Aber auch da, wo es sich nicht um das Einleben in eine alte Kultur handelt, sind doch eindringende ethnologische völkerpsychologische Studien unerläßlich. Nirgends, auch bei den rohesten Naturmenschen, steht der Missionar einer tabula rasa gegenüber. Vielmehr hat die Missionstheorie längst erkannt, daß auch da Schwierigkeiten, ja zum Teil sehr komplizierte Bedingungen einer Einwirkung vorliegen, daß eine Vorbildung zur Lösung dieser Aufgaben gegeben werden muß, die weit schwerer zu erlangen ist, als es dem fernerstehenden scheinen will. Irgend welcher Anknüpfungspunkte bedarf die Predigt des Evangeliums auch bei dem rohesten Fetischanbeter; diese Punkte muß der Missionar zu entdecken wissen und dies vermag er nur durch ein klares Bewußtsein davon, welche Formen von Sittlichkeit und Weltanschauung eben durch diese Form des Götzendienstes und Aberglaubens erzeugt zu werden pflegen.

Das alles sind Aufgaben von so ganz anderer Natur, als das landesübliche theologische Studium, daß ich mir von einer intensiven Pflege der Missionstheorie auf den Universitäten nicht allzu großen Erfolg versprechen könnte, es müßten denn die Anforderungen an unsere Theologen und damit die Zahl der Semester noch beträchtlich erhöht werden. Denn, in ihrer ganzen Tiefe und Tragweite erfaßt, bilden diese Studien eine Welt für sich, in die ebenso möglichst gründlich und allseitig hineingeführt werden muß, wie bei uns in die klassischen Studien.

Das Resultat von alledem ist: die Anforderungen, welche zur vollen Ausrüstung für den Missionsdienst zu stellen sind, könnte die Universität nur in oberflächlicher Weise erfüllen, wenn sie ihrem Hauptberuf, der Heranbildung von Geistlichen der Landeskirche, nachkommen will. Gesetzt, die gesamte Mission ginge aus der freiwilligen in die landeskirchliche Thätigkeit über, so müßte es doch dabei bleiben, daß die Missionare in der Hauptsache auf besonderen Missionsanstalten vorgebildet würden.

Wenn ich damit abgelehnt habe, was man billigerweise und im Interesse der Sache von den theologischen Fakultäten und somit auch von den Studierenden derselben nicht verlangen kann, so ist dadurch nicht ausgeschlossen, daß für das, was der Pfarrer für die Mission zu leisten hat, doch einiges von Fakultäts wegen geschehen sollte. Hierher rechne ich erstlich die Forderung, daß die Stellung der Missionswissenschaft als vollberechtigte theologische Disziplin in der sogenannten formalen Enzyklopädie die gebührende Berücksichtigung finde; ferner, daß in den geschichtlichen Kollegien der Missionsarbeit und ihren Erfolgen eine relativ umfassende Würdigung zu teil werde. Es hat Zeiten gegeben, wo die Mission, wenn sie auch nicht in den Vordergrund der Geschichte getreten ist, doch eine maßgebende Bedeutung in derselben gehabt hat. Die Kirchengeschichte hat die Pflicht, diese Bedeutung in das rechte Licht zu stellen, so daß nicht blos das historische Interesse befriedigt, sondern indirekt auch Hochachtung, ja Begeisterung für die Missionsarbeit erweckt wird. Auch die Grundzüge der Missionstheorie sollten zum Behuf allgemeiner Orientierung in Kollegien über praktische Theologie mitgeteilt werden. Natürlich wäre durch alles dieses nicht ausgeschlossen, daß an einer oder einigen der größten Universitäten besondere Lehrstühle für die Missionswissenschaft errichtet würden.

So bleibt uns schließlich nur noch die Frage: was soll — abgesehen von dem durch die Vorlesungen Gebotenen — der Student selbst und weiter, was soll der studentische Missionsverein im Interesse der Mission zu leisten suchen?

Als Selbstthätigkeit des Einzelnen scheint in erster Linie das fleißige Lesen von Missionszeitschriften in Betracht zu kommen. Ich muß indeß gestehen, daß ich mir von einer allzueifrigen Betreibung dieser Thätigkeit nicht viel verspreche. Denn sie steht doch wesentlich auf einer Stufe mit dem Lesen fachwissenschaftlicher Zeitschriften und dieses ist (natürlich abgesehen von dem Studium einzelner Abhandlungen für bestimmte Zwecke) dem Studierenden im Großen und Ganzen durchaus zu widerraten. Denn eine wirklich wissenschaftlich gehaltene Zeitschrift setzt eine Bekanntschaft mit dem gegenwärtigen Stand der betreffenden Wissenschaft voraus, die wenigstens der jüngere Student noch nicht besitzen kann. Die Folge ist, daß er durch die Vorführung entgegengesetzter Meinungen, die er noch nicht selbständig zu beurteilen vermag, in Verwirrung gesetzt wird. Solche Zeitschriften aber, die nichts voraussetzen, sondern in populärer Form auch dem Laien dienen wollen, können dem Studierenden natürlich keine Förderung bringen. Nun ist von dem Lesen verschiedener Missionszeitschriften zwar nicht eine Verwirrung der Geister zu befürchten. Denn ihr Standpunkt und Geist ist ein ziemlich einheitlicher und die Blätter, in denen sich hie und da ein ungesundes Wesen breit macht, bilden die Ausnahme. Immerhin wird durch das eifrige Lesen von Missionszeitschriften schwerlich der Zweck erreicht, der für den Studierenden in erster Linie in Betracht kommt, das ist eine bündige Orientierung über den jeweiligen Stand der Missionsthätigkeit und der Missionswissenschaft. Der anderweitige Zweck aber, zu welchem namentlich Laien Missionsblätter zu lesen pflegen, nämlich die erbauliche Unterhaltung, dürfte für einen jungen Theologen doch nur nebenher in Betracht kommen, da er diesen Zweck mit mehr Nutzen durch das Lesen guter Biographien erreichen wird. Das Beste, was für den künftigen Pfarrer und seine Vorbereitung auf die hier in Rede stehenden Aufgaben geschehen kann, wird meines Erachtens auf dem Wege der Vereinsthätigkeit zu bewerkstelligen sein. Wir fragen also: Wie erfüllt der studentische Missionsverein am besten die Aufgabe, den künftigen Pfarrer zu ersprießlichem Wirken für die Mission befähigen zu helfen?

Da unterliegt es nun keinem Zweifel, daß vor allem auch dem erbaulichen Moment eine wichtige Stelle anzuweisen sein wird, das will sagen einer solchen Erbauung, aus der aufrichtige Begeisterung für die Sache der Mission hervorgeht, die zu dem Entschluß dereinstiger kräftiger Mitwirkung für diese Sache anregt. Eine Vereinsthätigkeit, die sich in Gestalt von Theorie und Statistik immer nur an den Intellekt wenden wollte, würde den Eifer für die Missionssache bald erkalten lassen. Für die erbauliche Anregung aber wirkt am besten das auch in unserem Vereine jährlich abgehaltene Missionsfest. Es ist durchaus in der Ordnung, daß bei dieser Gelegenheit eben das erbauliche Moment im Mittelpunkt stehe und nicht etwa durch Detailmitteilungen von seiten der Missionare allzusehr überwuchert werde. Solche Mitteilungen sind notwendig zur Erregung und Erhaltung des Interesses an der Mission und geben in der Regel ein anschaulicheres und packenderes Bild von den Leiden und Freuden der Missionsarbeit, als es schriftliche Schilderungen vermögen. Nur soll daneben die ernste Erbauung, die Aufklärung über Pflicht und Notwendigkeit der Mission nicht zu kurz kommen. In jedem Falle sollte daher eine Predigt oder ein predigtartiger Vortrag, der sich mit den prinzipiellen Fragen, der hohen Aufgabe der Mission für die Kirche und ihre Glieder, beschäftigt, den Mittelpunkt des Missionsfestes bilden. Durch gute Vorbilder in dieser Beziehung würden nicht wenige Teilnehmer zu ersprießlicher Nachahmung in ihrer amtlichen Wirksamkeit angeregt werden, sei es an Missionsfesten, oder da, wo der Predigttext Anlaß dazu giebt, oder doch jedenfalls am Epiphaniasfest.

Das Zweite, was der studentische Missionsverein zu leisten hat, ist Orientierung über den dermaligen Stand und die Methode der Missionsarbeit. Ohne eine solche würde auch der redlichste Eifer, die lebhafteste Ueberzeugung von der Notwendigkeit der Mission nur wenig helfen können. Wenn ich mir nun den bisherigen Thatbestand in unserem Verein an der Hand der sechs letzten Semesterberichte vergegenwärtige, so muß ich ebenso der Opferwilligkeit der Vorstände, wie dem Interesse der Mitglieder das günstigste Zeugnis ausstellen. Es ist viel Eifer gezeigt und damit der Beweis geliefert worden, daß ein Bewußtsein von der Notwendigkeit dieser Arbeit in unserer theologischen Jugend vorhanden ist. Und wenn man die Reihe der Themata an sich vorüberziehen läßt, so

freut es einen zu sehen, wie viele berufene Redner, ganz besonders auch Missionare, die bereits im Segen gewirkt haben, aufgetreten sind. Freilich der Inhalt der Vorträge ergiebt mehr ein kaleidoskopisches Bild, als eine systematische Orientierung. Manchem wird dies als ein geringes Uebel erscheinen. Man wird sagen: wer Interesse für ein manigfaltiges, weitverzweigtes Arbeitsfeld erregen will, der muß bald hier, bald da hineinfahren, um so ein Bewußtsein eben von der Manigfaltigkeit der Arbeit zu erzeugen. Ich kann dem nicht beistimmen. Halte ich mich an die angeführten Semesterberichte, so finde ich z. B. der Reihe nach: Mission unter den Schwarzen, Mission in Amerika, das Wesen des Fetischismus, wie ein Christ mit Juden umzugehen habe u. s. w. Das sind gewiß alles Themata, bei denen vieles zur Erbauung und Förderung der Zuhörer gesagt worden ist. Aber eine wirkliche Orientierung über den Stand der Missionsarbeit vermag diese Art der Behandlung unmöglich zu geben. Somit bedarf es meines Erachtens dringend einer Reform der bisherigen Methode, und wie ich mir eine solche denke, will ich Ihnen zum Schluß ebenso kurz und bündig, wie freimütig darlegen.

Die beste Lösung des Problems scheint mir darin zu liegen, daß Sie sich fortan nicht immer nur anpredigen lassen, sondern zur Erreichung des Vereinszwecks selbstthätig mit Hand anlegen. Darin ist bisher offenbar zu wenig geschehen. Ich mache deshalb niemandem einen Vorwurf. Die Vorstände des Vereins erachteten sich verantwortlich dafür, daß den Mitgliedern etwas ordentliches geboten werde, und griffen daher am liebsten nach bewährten auswärtigen Kräften. Sollte sich aber nicht unter so vielen Mitgliedern des Vereins eine hinreichende Anzahl solcher finden, die sich zu gemeinsamer Arbeit verbänden, das Arbeitsfeld in eine entsprechende Zahl von Bezirken einteilten und die von den einzelnen Mitarbeitern gelieferten Berichte schließlich durch eine Superredaktion zu einem einheitlichen Ganzen verschmelzen ließen? Die Sache ist keineswegs so schwierig oder so zeitraubend, wie es auf den ersten Blick erscheinen könnte. Das Material findet sich in verschiedenen Zeitschriften so wohl zurecht gemacht vor, daß die Exzerpierung und Zusammenstellung des für einen bestimmten Bezirk in Betracht kommenden keine allzugroße Aufgabe heißen kann. Jedenfalls wird sie von Studierenden in jüngeren Semestern, die zuvor über die besten Hilfsmittel zu orientieren wären, mit Nutzen für sie selbst geleistet werden. Dem

Superredaktor würde dann noch die Aufgabe zufallen, durch eine Quintessenz aus den Sonderberichten eine möglichst klare Uebersicht über das gesamte Arbeitsfeld zu erzielen.

Eine weitere Aufgabe wäre für jedes Semester die Ausarbeitung eines Vortrags von seiten eines der Vereinsmitglieder, der sich die Orientierung über den jeweiligen Stand der Missionstheorie, über jüngst verhandelte Streitfragen u. s. w., zur Aufgabe setzte.

Höchst wünschenswert wäre endlich, daß mindestens alle zwei Semester ein geschichtlicher Ueberblick über die Entstehung und die ersten Leistungen der modernen Mission geboten würde. Zum vollen Verständnis des Gegenwärtigen hilft nichts so sehr, wie der Einblick in die Art seines Entstehens. Da das bezügliche Material zu einem großen Teile längst kritisch gesichtet und endgiltig festgestellt ist, so könnte der Grundstock eines solchen Vortrages recht wohl wiederholt verwendet werden. *)

La Lome, der Fetischprophet.

Zweiter Teil.

Owu als Gbalo.

Von H. Bohner.

10. Die Königswahl.

Kaum war Owu in seiner Vaterstadt angekommen, so machte er sich auch schon mit seinem alten Freund Odonko auf den Weg nach Täschi, um sich seinem einstigen Lehrmeister, dem Gbalo Adschei, vorzustellen und ihm zu sagen, daß er zum Auftreten bereit sei. Adschei nahm ihn freundlich auf und versprach, demnächst eine Versammlung sämtlicher Wongtschä zu veranstalten, in welcher das Nähere festgestellt werden sollte. Als unsre

*) Der Schluß der Ansprache, der sich mit Vorschlägen zu einer ähnlichen Behandlung der inneren Mission befaßt, ist als nicht an diesen Ort gehörig weggelassen. — Erwähnung verdient noch, daß auf obige Anregung hin etwa ein Drittel des Tübinger akadem. Missionsvereins zu je einer Sektion für innere und äußere Mission zusammentrat und daß in denselben in der Regel alle 14 Tage zwei Referate vorgetragen wurden.

beiden Freunde von diesem Gange zurückkamen, erfuhren sie zu ihrer Ueberraschung, der König habe nach ihnen geschickt, da ihn in der letzten Nacht „sein Kopf furchtbar ergriffen habe." Es war ein heftiges Kopfweh mit bedenklichen Fiebersymptomen, und die beiden Fetischmänner sahen alsbald, daß nur sehr wenig Hoffnung auf Genesung vorhanden sei. Der Patient war schon ziemlich alt und das Sumpffieber, das ihn gepackt hatte, war eins von den bösartigsten, die nicht mit sich spassen lassen. Doch thaten die beiden natürlich, was sie nur konnten; allerlei Wurzeln wurden geklopft, dann gekocht und dem Kranken die heiße Brühe zu trinken gegeben; ferner wurden die zarten Sprößlinge einer Heilpflanze auf einem Stein zu einer weichen Masse zerrieben und der ganze Körper des Kranken damit überschmiert, und als trotzdem einige Glieder steif zu werden anfingen, wurde die Haut an denselben mit einem Messer zerhackt und allerhand scharfe Säfte in die Schnitte eingerieben u. s. f. Aber das Fieber ließ nicht nach; der Kranke brannte wie Feuer. Schien den einen Tag die Temperatur ein wenig gesunken zu sein, so stieg sie am nächsten Tag um so höher, bis endlich das Fieber alle Kräfte des Kranken aufgezehrt hatte und in tiefer Mitternachtstunde unsere beiden Freunde mit den nächsten Verwandten und den ersten Männern der Stadt still und schweigend den Leichnam des Königs umstanden. Niemand durfte weinen oder schreien, wie es bei sonstigen Todesfällen Sitte ist, weil es ja sonst ruchbar geworden wäre, daß der König tot sei; die Etikette aber erfordert, daß vor Verfluß einiger Wochen von einem solchen Ereignis niemand etwas erfahre, geschweige denn jemand öffentlich davon rede. Das wäre die größte Schande für die ganze Stadt. Das Begräbnis wurde daher in aller Stille vorgenommen. Als es vorüber war, sagte Vater Odonko zu Owu: „So, jetzt ist es um dein Auftreten für dieses Jahr geschehen! Du mußt warten, bis wir wieder einen König haben. Du weißt aber, daß ehe von einem solchen geredet werden kann, die Familie des Verstorbenen zuerst die Totenfeier machen muß. Bis sie aber das Geld bekommen hat, um zwei Vierohmfaß Rum, einen Ochsen und ein Tönnchen Pulver zu kaufen, wird es lang gehen." — „Ja, natürlich!" erwiderte etwas kleinlaut der Angeredete: „Das weiß ich wohl; sie müssen eben, wie andere Leute auch, Kind und Kegel verpfänden, wenn sie ihrem Verstorbenen die nötige Ehre erweisen wollen."

Ein Jahr ist vergangen, die Totenfeier für den verstorbenen König ist auf die nächste Woche angesetzt, und in des alten Labi Haus finden wir eine Anzahl Fetischmänner in trautem Gespräch beieinander. Sie behandeln zunächst die wichtigste Frage des Tages, wer nun wohl König*) werden werde. Diese Würde ist zwar erblich, doch hat bei dem herrschenden Neffenerbrecht die Wahl immerhin noch weiten Spielraum. Dasselbe besteht darin, daß die Söhne sämtlicher Schwestern eines Königs Anspruch auf die Thronfolge haben, sofern nämlich diese Schwestern nicht rechtmäßig verheiratet sind. In letzterm Fall hätte ja der Ehemann bezw. dessen Familie ein Recht an die Söhne und somit auch an den Königsthron. In Asante darf sich deshalb jede Königstochter ihren Mann, bezw. ihren Liebhaber wählen; im Ga-Land aber läßt man nur eine „laufen" d. h. sich den Mann wählen, den sie auch wieder nach Gutdünken verlassen kann, während man für die andern eine dargebotene Morgengabe annimmt. Da aber auch hier die Königstöchter wissen, daß ihre in der ordentlichen Ehe geborenen Söhne nicht thronfähig sind, so gehen auch sie viel lieber eine „freie" Ehe ein, so daß, wie gesagt, an Thronerben kein Mangel ist. Auch werden von der königlichen Familie gewöhnlich zwei oder drei Kandidaten der Volksvertretung präsentiert.

Die versammelten Wongtschä unterwarfen nun die nächsten Erben des Königs einer eingehenden Kritik: den einen hielten sie darum

---

*) Die Behörde auch der kleinsten west-afrikanischen Stadt bilden: 1) der Mangtschä (wörtlich: Stadtvater, besser Stadtbesitzer), von den Europäern König, Kabusier oder Häuptling (chief) genannt, 2) der Mangralo (Stadtbereiter) so viel als Vize- oder Unterkönig, 3) der Oschikiteli, Vertreter der Stadt oder des Volks dem König gegenüber. Diese drei Würden sind erblich, gewissermaßen Eigentum dreier verschiedener Quartiere oder Familien. Ihnen steht zur Seite 4) der Stadtrat oder die Stadtältesten, Mangonukpai genannt, mit ihrem Vorsitzenden, dem Akwaschongtschä. Diese Mangonukpai sind die Häupter der verschiedenen Familien oder Stämme. — Unterämter sind: 1) Der Sprecher des Königs, so viel als Kämmerer; alles hat durch ihn an den König zu gelangen und durch ihn giebt dieser auch seine Meinung kund. 2) Sein Hornbläser, 3) Schirm- und Schemelträger u. s. f. Alle Aemter sind Ehrenämter. Da hingegen jeder das Recht hat, Klagsachen anzunehmen, beziehungsweise zu strafen, so giebt es natürlich manche Sporteln, und das sind die einzigen Einnahmen der Stadt, da man von Steuern nichts weiß. Die höchste Gerichtsinstanz ist der König, sofern er nicht noch unter einem gemeinsamen Stammeshäuptling steht.

für untauglich, weil er zu große Ohren hatte; der Gesinnung nach wäre er ihnen ganz recht gewesen; aber sie fürchteten, die Bewohner der Nachbarstädte würden ihnen dann bei jedem Streit die langen Ohren ihres Königs vorwerfen, und das wäre in ihren Augen eine viel größere Schande, als irgend ein sittlicher Makel; der König müsse körperlich makellos sein; darin waren alle einig. Ein zweiter Kandidat stand im Rufe, ein gewaltiger „Kolo," d. h. wörtlich ein Tier- oder Buschmensch (ein „Esel") zu sein; war also auch nicht wählbar. Ein dritter galt deßwegen für untauglich, weil er gerade das Gegenteil, d. h. zu altklug und selbständig war. Man fürchtete, er werde sich von den Stadtältesten nicht raten lassen, und munkelte sogar, er sei wohl eingeweiht in das Afrohu, d. h. in das Geheimnis, daß es keinen Fetisch giebt; also sei nichts Gutes von ihm zu erwarten für den Dienst des Lakpa. Ein vierter Thronkandidat hatte sich dem Trunke ergeben, war wegen Sauf-Schulden verpfändet und konnte daher gar nicht in Frage kommen. Erst ein fünfter sollte Gnade finden in den Augen unsrer Abendgesellschaft. Zwar äußerten auch hier einige der jüngern ihre Bedenken, weil der und jener schon wegen Weibergeschichten ihn habe verklagen müssen; die älteren aber wiesen diese Bedenken damit zurück, daß sie sagten, die Frauen der „Alten" habe er noch immer respektiert und was er mit seinen Altersgenossen zu thun gehabt, das gehe *sie* nichts an. Dabei blieb es.

Es ist feierliche Volksversammlung in La; Groß und Klein, Bauern, Fischer und Händler sind auf dem Marktplatz versammelt. Fünfsechstel der ganzen Bevölkerung sitzt auf *einem* Haufen beisammen und ihnen gegenüber hat das sechste Sechstel, das Stadtquartier der Königsfamilie, Platz genommen. Nachdem die Ordnung hergestellt ist, erhebt sich der Dschikiteli, wendet sich an den Sprecher des Königsquartiers und sagt: „Vater Ankama, hörst? (Der Angeredete: „Ja, ich höre auf dich.") Es ist zwar durchaus gar nichts, warum wir heute hier versammelt sind und ein kleines Wort mit euch reden wollen. Aber die Stadtkinder da sagen, sie hätten ihrem „alten Mann," der nimmer da sei, nun die Wegzehrung gegeben, und ihr möchtet ihnen nun einen andern Vater geben. Sie wollen nicht länger ohne König sein und verlangen deßhalb im Ernst, daß ihr diese ihre Bitte gewähret. (Sich umwendend:) Oder habt ihr nicht so gesagt?" „Doch, so haben wir gesagt!"

Vater Ankama wiederholt nun das Gesagte für die Umsitzenden und es entsteht ein kleines Gemurmel unter ihnen, worauf sich Herr Ankama erhebt und dem Oschikiteli bedeutet, sie müßten zuerst gehen und „das alte Weib fragen.“ Nun erheben sich alle Männer der Königsfamilie und begeben sich an das Seeufer, wo sie vor dem Belauschtwerden sicher sind, um dort Rat zu halten. Hier am flachen Meeresstrand konnte man ja jeden, der sich etwa herzuschleichen wollte, schon von ferne erblicken und dazu übertönte das Getöse der Brandung die mit anscheinend großer Aufregung geführten Verhandlungen. Jetzt kehren die Männer der Königsfamilie zurück, begrüßen die Volksversammlung und werden von dieser wie Fremdlinge begrüßt. Dann erhebt sich Herr Ankama und erklärt dem Oschikiteli wie folgt: „Die Königskinder lassen euch wissen, daß sie wahr und gewißlich den König geben werden; aber sie können das nicht für nichts und wider nichts thun, sondern müssen zuerst etwas zu trinken haben.“ Im Nu sind einige Kisten Rhum zu ihren Füßen gestellt; eine davon wird geöffnet und ihr Inhalt gemeinsam vertilgt, worauf der Sprecher sich abermals vernehmen läßt: „Die Königskinder sagen, sie hätten zwar versprochen einen König zu geben; aber sie könnten keinen König setzen, den die Stadtkinder nicht lieb haben. Ihre Brüder Male und Akono seien beide von reinem königlichen Geblüt und beide hätten ein Anrecht an den Thron. Die Stadtkinder sollten nun zwischen diesen beiden wählen.“ Der Oschikiteli teilt diese Erklärung den Stadtkindern mit, welche dann ihrerseits auch, um das alte Weib zu fragen, an die See sich begeben. Obwohl nun jedermann schon im Voraus wußte, daß die Wahl auf den etwas ausgelassenen, im ganzen aber ordentlichen Akono fallen werde, so war dieselbe doch sobald nicht getroffen. Die Wichtigkeit der Sache erforderte es, daß man längere Zeit beriet und stritt, bis man das Richtige gefunden zu haben glaubte. Auf den Marktplatz zurückgekehrt, erklärte dann der Oschikiteli, nach vorangegangener Begrüßung, daß sich die „siebenmal sieben“ Städte für Akono entschieden hätten. Herr Ankama dankte für die getroffene Wahl: „wir werden uns nun für die Thronbesteigung vorbereiten, und wenn wir mit dieser Vorbereitung fertig sind, es die Stadtkinder wissen lassen.“

Ein afrikanischer Königsthron ist ein sonderbares Ding — nicht deshalb, weil er ein ganz gewöhnlicher Neger-Stuhl oder Schemel ist, sondern weil er als heilig gilt, ihm jährlich Opfer gebracht

werden und er nie zum Sitzen benutzt wird. Er hat alles gemein mit einem Fetisch, nur das nicht, daß er als Geist Besitz von einem Menschen (Wahrsager) nimmt. Das jährliche Opfer bestand in alter Zeit aus einem Menschen, in neuerer Zeit muß ein Bock oder auch, wenn die Mittel da sind, ein Ochse dafür herhalten. Der Thron liegt das ganze Jahr über, in ein weißes Tuch eingehüllt, an einem wohlverwahrten Ort. Am Opfertag aber holt ihn der Priester, d. h. ein für diesen Dienst bestimmter Mann aus der Königsfamilie, vor die versammelte Familie, entkleidet und badet ihn. Dann wird das Opfer geschlachtet und mit seinem Blut der Schemel neu angestrichen. Hierauf wird gekochter Jams mit Palmöl geknetet und mit dieser gelben Speise die dunkle Blutkruste punktiert, das weiße Tuch erneuert und der Thron an seinen Ort getragen. Das Opfermahl mit Tanz und Spiel beschließt die Feier. Dieses jährliche Opfer muß auch dann gebracht werden, wenn der Thron ledig ist; eine auch nur einmalige Unterlassung würde die Entweihung und damit den Verlust des Thrones nach sich ziehen.

Zu den obenerwähnten Vorbereitungen für die Thronbesteigung gehörte auch das Vollbringen dieses Opfers. Einige Tage vorher aber versammelte der Priester des Thrones die ganze Familie, ließ dann den neugewählten König rufen und redete ihn vor allen in Gegenwart des Thrones also an: „Das ist der Königsstuhl; er ist dein und gehört dir von deinen Vätern und Großvätern her. Ich frage dich: bist du im stand, denselben einzunehmen?“ Der Angeredete: „Ja, ich bin im stand.“ — „Bist du's im stand?“ „Ja, ich bin es.“ — „Bist du's wirklich?“ „Ja, ich bin's.“ — „Wenn dem Königsthron einmal sollte eine Schuld erwachsen, bist du bereit, dieselbe zu zahlen?“ „Ja, ich bin bereit.“ — „Bist du bereit?“ „Ja, ich bin.“ — „Bist du wirklich bereit?“ „Ja, ich bin es.“ — „Wenn der Königsthron einmal sollte im Krieg in Gefahr kommen, bist du bereit, deinen Kopf an seine Verteidigung zu wagen?“ „Ja, ich bin es.“ — „Bist du bereit?“ „Ja, ich bin bereit.“ — „Bist du?“ „Ja, ich bin.“ — „So übergebe ich dir hiemit den Thron!“ „Ich nehme ihn an.“ — „Ich übergebe dir den Thron.“ „Ich nehme ihn an.“ — „Ich übergebe dir den Thron.“ „Ich nehme ihn an.“ — Dies der erste Akt der Thronbesteigung. Der zweite — der Hauptakt — folgt etwa acht Tage nach der Opferfeier und geht in tiefer Mitternachtstunde vor sich. Daß die Nacht dazu gewählt wird, verleiht der Sache eine

gewisse Feierlichkeit. Für den König aber soll die Ruhe und Stille der Nacht zugleich eine Vorbedeutung für seine friedliche Regierung sein. Es sind deßhalb nur der Kandidat, der Priester und sein Assistent, bezw. sein zukünftiger Nachfolger vor dem Thron versammelt. Der Priester läßt noch einmal den jungen König obengenannte drei Schwüre wiederholen, dann faßt er ihn und schwingt ihn dreimal über dem Thron hin und her, ohne jedoch den letzteren zu berühren. Damit ist der zweite Akt zu Ende. Am nächsten Morgen aber erfolgt die öffentliche „Krönung,“ wozu die Bewohner der Nachbarstädte eingeladen und mit den Abgesandten ihrer Könige erschienen sind. Eine ungeheure Menschenmenge hat sich auf dem Marktplatz versammelt, schwatzt und lärmt durcheinander, bis endlich der Neuerwählte, begleitet von dem Thronpriester und den ersten Männern der Stadt, seine Erscheinung macht. Der Priesterassistent trägt den verhüllten Thron voran. Nachdem alle auf den ihnen nachgetragenen Schemeln Platz genommen haben, erhebt sich der Oschikiteli, macht einige einleitende Bemerkungen und richtet an den König die uns schon bekannten Fragen, welche derselbe jetzt, nach allen Richtungen der Volksmenge hin sich verneigend, unter kräftigen Schwüren beantwortet: wenn es nötig sei, werde er sich mit Kind und Kegel verkaufen, um die Schulden des Thrones zu zahlen! Sein Kopf müsse zuerst fallen, ehe ein Feind seine Hand an den Thron lege ꝛc. Nachdem das geschehen, ergreifen der Mangkralo, der Oschikiteli, der Okwaschongtschä und der Thronpriester den Erkorenen an Händen und Füßen, schwingen ihn drei mal über den Thron, ohne jedoch denselben zu berühren. Geschieht letzteres dennoch, etwa aus Unvorsichtigkeit, so gilt das als ein böses Omen. Zum Schluß erschallen die Königstrommeln; Gratulationen und Geschenke werden nicht allein von allen angesehenen Familien der Stadt, sondern auch von den auswärtigen Königen durch ihre Gesandten dargebracht. Die Gäste werden mit Speise und Trank bewirtet, jedermann ist guter Dinge. So geht es einige Tage fort; dann stellt sich der neue König, begleitet von seinen „Großen,“ allen auswärtigen Höfen vor und dankt für die erwiesene Gunst.

Nicht lange, nachdem in La die soeben beschriebenen Feierlichkeiten vorüber waren, sprach Owu bei dem neuen König vor, angeblich nur um zu grüßen und zu sehen, ob sich der König wohl befinde, in Wahrheit jedoch blos, um sich einzuschmeicheln. Schon beim

Geschenkgeben hatte er sich durch einen schönen Teppich und ein Stück Shirting hervorgethan, was dem König nicht entgangen war. So wurde ihm denn jetzt eine geheime Audienz zu teil, und in dieser lenkte der Schlaukopf geschickt das Gespräch auf eine bevorstehende Gerichtssitzung und zeigte dem König, wie er bei dieser Gelegenheit ein schönes Stück Geld verdienen könne.

Bald darauf erklärte Owus Lehrmeister, Gbalo Adschei von Täschi, daß Owu etwa in zwei Monaten als La Lomo auftreten werde. — Unser Held versteckte sich bei seinem Lehrmeister und nach langer Wartezeit — während welcher es hieß: „den Owu hat die See aufgenommen" — veranstaltete er auf die in Kap. 1 beschriebene Weise seine Erscheinung und den Einzug als Prophet.

11. Owu auf der Höhe des Glücks.

Nachdem der Held unserer Geschichte sich 6 Wochen lang verborgen hatte, kam er aus der See, der Stadt der „Wuowoi" (der Seefetische) wieder hervor — als La Lomo oder großer Prophet. Owu war somit ins Gbatschu*) eingezogen. Vergegenwärtigen wir uns dasselbe ein wenig. Es sieht einem großen, hohen, spitzen Heuschober auf's Haar gleich, da sein Grasdach bis auf den Boden reicht und die ca. 4 Fuß hohe runde Mauer, welche es trägt, gänzlich bedeckt. Das 1 Quadratmeter große Loch, das die einzige Oeffnung des Gebäudes bildet, ist die Thür. Der etwa 16 Quadratmeter große innere Raum ist in der Mitte durch eine aus gewöhnlichem Gras geflochtene Wand vollständig in zwei Räume geteilt. Nur eine schmale Thüre führt hinten an der Wand in den abgetrennten dunkeln Raum, welcher als das Allerheiligste betrachtet wird und nur vom Gbalo betreten werden darf. Auch ist noch in der Mitte der Graswand eine kleine Oeffnung, einem Postschalter ähnlich. Der vordere Raum der runden Hütte dient dem Gbalo als Wohn- und Schlafzimmer, darf aber auch von andern Personen betreten werden. Vor dem Eingang befindet sich ein kleines Vordach, unter welchem man stets den Gbalo oder Kwaku, seinen Thürhüter, oder seine Frau treffen kann, da der

*) Gba = weissagen, Tschu = Haus, also Weissagungshaus, d. h. Orakel; der Name wird sowohl für die Wohnung des Fetisches, als auch für die des Gbalo oder Propheten gebraucht.

Eingang unverschlossen ist und die Heiligkeit des Ortes es verlangt, daß kein Unberufener ihn betrete. In dies Gebäude war Owu als Lomo (eigentlich Limo oder Lumo) d. h. Fürst eingezogen, denn ein solcher war er nun in den Augen seiner Landsleute geworden. Hatte er doch von den Fetischen die Macht erhalten, nicht nur sie selber, sondern auch irgend einen abgeschiedenen Geist (Sisa) oder den Schutzgeist (Okra) eines Menschen in sein heimliches Gemach zu bescheiden, um auf irgend eine Frage sich Antwort zu verschaffen. Der Obergötterbote Ahulu*) mit seinen beiden Söhnen oder Gehilfen Kwaku Obli und Aschabai standen ihm zu beliebiger Verfügung. Er brauchte nun nicht mehr nach Kundschaft zu fahnden oder auf dem Markt sich aufzustellen, wie ein Wongtschä, sondern wer etwas von ihm wollte, der mußte zu ihm in's Haus kommen. Und da keine Frage unter dem Himmel war, auf welche die Fetische nicht zu antworten vermochten, so wurde er auch bald von Hoch und Nieder in Anspruch genommen.

Der erste Besuch, den Owu erhielt, war eine Anzahl Männer von Ningo, welche bei ihm für einen Kranken Rat holen wollten. Sie waren Owu gänzlich fremd, nur durch ihren Gruß schloß er auf ihre Heimat. Er war deßhalb froh, daß nicht sogleich sein Thürhüter und langjähriger Gehilfe bei der Hand war, denn bis derselbe gerufen war, hatte Owu Zeit von den Boten in der unschuldigsten Weise die näheren Umstände des fernen Kranken zu erforschen. Er war aber über eine Antwort noch nicht im Reinen, als sein Gehilfe erschien. Doch begab er sich sogleich ins heilige Gemach und Kwaku nahm seinen Platz auf einem Schemel neben der Thüre ein. Die Fragenden befanden sich im Vorzimmer der Hütte. Die größte Stille herrschte. Man hörte einige Paukenschläge, die sich innerhalb 15 Minuten viermal wiederholten. Dazwischen die Stimme des Prophten: „Wo schweifst denn wieder herum, Kwaku Obli? Du bist doch ein rechter Landstreicher, bist nie da, wenn man dich haben will“ rc. rc. Da Kwaku Obli aufs Pauken hin nicht erscheinen wollte, fing der Gbalo endlich an auf einem der zwei spitzen Antilopenhörnchen, die an seiner Halsschnur hingen, ihm zu

*) Ahulu und seine Gehilfen heißen auch Wong, wie alle andern Fetische, unterscheiden sich aber von ihnen dadurch, daß sie, obgleich berühmt, doch keinen Kultus haben.

pfeifen und dazwischen hinein immer wieder ähnliche Bemerkungen, wie die obigen, fallen zu lassen. Kwaku Obli aber wollte noch immer nicht kommen, und wir erraten, warum nicht: so lange der Prophet noch nicht wußte, was er antworten wollte, konnte er ja auch den Fetisch nicht sprechen lassen. Jetzt hatte er's gefunden! und alsbald hörte man in der Spitze des Gemaches, wohin sich Owu nach dem letzten schrillen Pfiff auf einer Leiter begeben hatte, ein Geklingel und bald darauf eine näselnde Stimme: »Ago! Lomo, mereba« „Achtung, Lomo, ich komme." Richtig, es war Kwaku Obli, den man jetzt unter Geklingel herabsteigen hörte. Sogleich hatte sich auch die Laune des Propheten verwandelt, denn Kwaku wurde nun mit Lobeserhebungen und Schmeicheleien geradezu überhäuft und, unten angekommen, in bester Form begrüßt. Kwaku spricht den Inland-Dialekt der Tschi-Sprache, während sein Kollege Aschaboi den Küstendialekt (Fante) und der Oberbote Ahulu ein etwas altertümliches Ga spricht. Kwaku wird außer an seinem Dialekt auch an seiner näselnden Stimme erkannt. Der Anstand verlangt, daß man mit jedem Boten in seiner Sprache verkehrt, und so redete denn auch Owu mit Kwaku jetzt Tschi. Er teilte ihm nämlich nach der Begrüßung mit, daß einige Unterthanen der Dschange, des Hauptfetisches von Ningo, ihn zu sprechen wünschen. Der Götterbote mußte aber eine weite Reise gemacht haben, wenigstens war er sehr durstig. Denn kaum hatte Owu geendet, als jener schon fragte: Nsa wo he? Wo ist der Schnaps? Sogleich erhob sich sein Namensvetter vor der Thüre draußen und reichte eine der Doppelflaschen Rum, welche die Fremden gebracht hatten, zum Schalter hinein. Nun hörte man ein Geplätscher: jedermann hätte merken können, daß der Rum aus der Flasche in ein anderes Gefäß gegoßen wurde, die außen Harrenden aber glaubten sicher, das sei die Art, wie der Fetischbote den Schnaps die Gurgel hinunterjage. Endlich hatte er genug. Man hörte ihn tief aufatmen und etwas Schnaps von sich blasen mit den Worten: «Hu, nsa ye de» (Hu, wie ist der Schnaps so gut!) „Da gieb ihnen auch ein wenig." Die fast leere Doppelflasche erschien wieder am Schalter, wo sie Kwaku in Empfang nahm, um sich mit den Fremden in den Rest zu teilen. „Nun laß die Leute ihre Sache vorbringen," ließ sich dann der Götterbote vernehmen. „Er sagt, er horche, die Fremden sollen ihn wissen lassen, was sie wollen," rief Owu dem vor der Thüre sitzenden Gehilfen zu, und als dieser nun das Gleiche

ihnen wiederholt hatte, fing der Sprecher derselben an: „Gar nichts ist's, aber unser Bruder, der da Koi heißt, hat ein wenig Kopfweh.*) Wir sind gegangen und haben nach der Ursache gefragt: und da hat man uns gesagt, er sei verhext. Machte man nicht lange, lange die Hexenmedizin und war doch alles umsonst. Man dachte, der, den man gefragt, habe wohl nichts Rechtes gewußt, aber es giebt auch noch andre Leute, die etwas wissen! Als man einen solchen fragte, da sagte er, es sei nicht Verhexung, sondern ein Gespenst plage den Kranken; jener erste Wongtschä müsse betrunken gewesen sein,**) als er von Verhexung sprach. So machte man denn lange Gespenstermedizin, aber auch das half nichts. Man fragte nocheinmal den gleichen und er sagte, es sei nicht ein Gespenst, sondern das böse Maul: er habe an jenem Tag etwas gegessen, was sein Fetisch verabscheue, deßhalb habe derselbe ihm eine falsche Antwort gegeben, um ihn (den Wongtschä) als Lügner zu brandmarken. Man solle nun ohne weiteres die Medizin gegen das böse Maul anwenden und alles werde gut werden. Auch das thaten wir lange, aber alles, alles war vergebens; da dachten wir, der Lügner†) Sache ist nichts; es geht aber nichts über den Gbalo, und so sind wir zu dir gekommen. Wenn du etwas weißt, so laß es uns wissen."

Owu wußte nun genau, woran er war, welche Mittel man schon bei dem Kranken angewandt hatte und welche noch nicht. Er war froh, daß noch niemand an Vergiftung gedacht, da er wußte, daß diese angebliche Ursache bei den Bewohnern von Ringo am meisten Glauben finden werde und ihm die dortigen Wongtschä sehr dankbar sein würden, wenn er ihnen zu einem Vergiftungsprozeß verhälfe. Als er deßhalb die Rede des Fremden dem Fetischboten ins Tschi übersetzt hatte, erklärte derselbe: «Asem no ye duru» (Die Sache ist schwierig) ich muß gehen Dschange††) fragen und den Kranken sehen, ich werde sogleich wieder dasein." Man hörte nun, wie der Fetisch durch den Giebel des Hauses verschwand. Eine Viertelstunde lang herrschte jetzt tiefe Stille, dann klingelte es wieder und die näselnde Stimme des Kwaku Obli ließ sich hören; die üb-

*) Wird häufig als Bezeichnung irgend welcher Krankheit gebraucht.
**) Ist durchaus keine Schande für einen Wongtschä.
†) d.h. der Wongtschä; diese werden oft so geschimpft.
††) Erster Fetisch von Ringo, eigentlich eine Lagune.

liche Begrüßung wurde wiederholt und der Götterbote begann: „Dschange läßt dich bestens grüßen, die Sache sei gar schlimm. Ihre Untergebenen seien nämlich böse Kinder und wollen nicht ablassen sich untereinander zu vergiften,*) so viel sie ihnen auch wehre. Gerade so sei es auch mit ihrem Diener Koi. Derselbe habe sie durchaus nicht beleidigt oder etwas begangen, aber es vergifte ihn jemand. Seine Brüder sollen aber gehen und getrost sein. Der welcher jetzt den Kranken behandle, solle Vergiftungsmedizin anwenden; wenn die nicht helfe, werde es ihm gewiß gelingen den Thäter zu entdecken.“ Als Owu diese Botschaft den außen Sitzenden übermittelt und Kwaku Obli als Dank eine zweite Doppelflasche Rum empfangen hatte, verabschiedete er sich, worauf auch Owu bald aus dem finstern Gemach hervorkam, um auch seinerseits einige Geschenke in Empfang zu nehmen.

Als die Boten heimkamen und dem Wongtschä, welcher den Kranken behandelte, mitteilten, was ihnen der Gbalo gesagt hatte, erklärte dieser, er allein könne diese Sache nicht essen. Er wolle aber noch diesen Abend den König und seine Freunde darüber unterrichten, diese wüßten sicher, was man für Medizin anwenden müsse. Die Wongtschä hielten darauf in der Nacht noch eine geheime Sitzung, in welcher bestimmt wurde, wer ihren Ränken zum Opfer fallen und auf welche Weise sie ihn erhaschen sollten. Am Morgen versammelten sich einige derselben beim Kranken um die Medizin zu machen. Sie erforderte, daß eine Katze geopfert d. h. lebendig unter eine Schüssel vor den Eingang des Hauses begraben werde. Zu dieser Arbeit rief man einen der Nachbarn, namens Afumtschä, indem man ihm erklärte, der Fetisch verlange, daß er den Bann, der auf dem Kranken liege, hebe. Afumtschä that willig den Dienst, ohne viel über die Sache nachzudenken und ohne zu ahnen, daß sich ein Gewitter über seinem Haupte zusammenziehe.

Tage waren vergangen. Trotz der angewandten Mittel war der Kranke gestorben, der öffentlichen Meinung nach an Vergiftung durch eine böse Fetischschnur. Einige Tage nach dem Tode finden wir eine Anzahl Männer vor dem Trauerhause in gemütlicher Unterhaltung versammelt, wie dies öfters bei solchen Gelegenheiten geschieht. Einige Frauen kommen vom Brunnen mit Wasser, und eine

*) Ningo ist berüchtigt wegen seiner Vergiftungsprozesse.

derselben wird vom Fetisch ergriffen, worauf einer der Männer dem Akumtschä bedeutet, er solle ihr den Topf vom Kopfe heben. Er will es gutmütig thun, aber da fährt das Weib zurück und der Fetisch in ihr erklärt den armen Akumtschä für — unrein! — er habe ja damals die Katze geopfert, er sei wohl der Mörder des Verstorbenen. Und das war genug, ihm den Prozeß zu machen.

Akumtschä war ein gewöhnlicher Heide, nicht besser und nicht schlimmer wie tausend andre. Wie diese hatte auch er von vielen tödlichen Giften und geheimen Nachstellungen gehört, gegen die man sich durch Medizinen und Fetischschnüre schützen müsse, und wie jeder andere so hatte auch er solche Schnüre gekauft, die man nur seinem Gegner ins Feld oder in den Hof zu legen brauchte, um ihn unschädlich zu machen. Auch hatte er geheimnisvolles Pulver, das, dem Gegner auf den Weg gestreut, seinen Tod herbeiführt. Aber es war ihm noch nie eingefallen, irgend welchen Gebrauch von dem allem zu machen; er hatte die Sachen nur zu seiner Verteidigung für den Notfall sich erworben. Doch sollten ihm dieselben in der öffentlichen Volksversammlung den Hals brechen. Er beteuerte seine Unschuld, aber es half nichts. Ein etwa zwei Schuh hohes hölzernes Gerüste wurde gemacht und Akumtschä sitzend darauf festgebunden. Dann zündete man unter demselben ein kleines Feuer an und redete dem Gebundenen beständig zu: „Bekenne nur, dann lassen wir dich los!“ Der vom Feuer bereits übel zugerichtete wollte doch wenigstens sein Leben retten und „bekannte.“ Nun hieß es aber: „Aha, du bist der Uebelthäter, jetzt beichte nur gleich, daß du auch den N. N. u. s. w. vergiftet hast!“ Der Gequälte sagte einfach ja zu allem, um nur vom Feuer loszukommen. Aber da hatte er die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Mit geheuchelter Entrüstung fuhren jetzt seine Henker ihn an, überschütteten ihn mit Schimpfworten, schürten das Feuer, übergossen ihn selbst mit Palmöl und ruhten nicht, bis der Aermste den Geist aufgab.

Eines Abends, nicht lange nach dieser traurigen Geschichte teilte Kwaku unserem La Lomo mit, daß er am nächsten Morgen einen wichtigen Besuch erhalten werde. Er, Kwaku, sei nämlich in Akra gewesen und habe da von seinem Freunde Aschong erfahren, daß am nächsten Morgen König Taki, der Häuptling des ganzen Ländchens, eine Gesandtschaft zu ihm schicken werde, um sich beim Fetisch Sakumo über den gegenwärtigen Fischmangel zu befragen; auch habe ihm

Aschong mitgeteilt, daß sie von ihren Freunden im Fanteland aufs Bestimmteste erfahren hätten, Asante rüste sich zu einem Einfall ins englische Protektorat. Owu dankte Kwaku für diese Nachrichten, besann sich dann einen Augenblick und sagte: „Hörst, Kwaku, morgen wollen wir des Königs Gesandtschaft zeigen, daß Lakpa etwas weiß. Sobald wir merken, daß die Gesandten in der Nähe sind, werde ich das Haus verlassen, du aber versteckst dich hier und, sobald du hörst, daß die Fremden sich gesetzt haben, klingelst du oben mit einiger Unterbrechung so lange fort, bis ich komme, dann aber verhältst du dich mäuschenstill. Alles andre überlasse mir."

Wie Kwaku gesagt, so geschah's. Am nächsten Vormittag kamen richtig die Boten des Königs mit großem Pompe daher, so daß der auf der Warte stehende Kwaku sie schon in der Ferne erkennen und Owu rechtzeitig benachrichtigen konnte. Vor dem Thor begegnete ihm sein kleiner Junge, dem er auftrug, seiner Mutter zu sagen, sie solle auf das Haus acht geben, da er (Owu) ein wenig zu Vater Odonko gehe. Kwaku aber war sogleich nach seiner Ankunft im heiligen Gemach verschwunden. Bald darauf rückte die Gesandtschaft ein. Owus Frau bediente sie mit Schemeln. Sie hatten Owu überraschen wollen und es deßhalb unterlassen sich vorher anzumelden, was bei jedem gewöhnlichen Besuch der Anstand erfordert hätte. Sie waren daher recht enttäuscht, den Gesuchten jetzt nicht zu hause zu finden, bis Owus Frau ihnen erklärte, ihr Mann sei nicht ferne, der Junge sei bereits unterwegs, ihn zu rufen. Aber horch! was ist denn das für ein Geklingel da oben in der Zinne des Gbatschu!? Den Gesandten läuft es kalt über den Rücken; Frau Owu aber erklärt ruhig, es sei der Fetisch, der seinen Gbalo rufe. Und richtig, das Geklingel geht fort, bis der Gerufene erscheint, seine Gäste flüchtig begrüßt, nur in der Eile ein Wort darüber fallen läßt, daß wohl eine sehr wichtige Sache vorliege, und dann in sein Gemach verschwindet. Vater Odonko, der mit ihm gekommen ist, bleibt an der Thür sitzen. Jetzt ertönen auch schon aus dem Inneren wiederholte Paukenschläge und als Antwort darauf wieder das Geklingel des Ahulu, der unter den Lobpreisungen seines Propheten herabsteigt und im Ton eines alten Mannes sich hören läßt: »Ago Lomo miba he« „Achtung, Lomo, ich komme!" Es folgt die übliche Begrüßung, die unvermeidliche Schnapsspende, und dann fährt Ahulu fort: „Man sagt, man habe mich lange gerufen; bist du es vielleicht

gewesen, Vater?“ „Ja, ich war's.“ „Und was ist es denn, Väterchen, daß du dich zu mir bemühst?“ „Ja, das ist's. Als alle Welt gestern Abend stille lag, da hat mich Nuhantang*) der Mächtige (Lakpa) zu sich gerufen und mich beauftragt, ich solle dir folgende Botschaft bringen, damit du es seinen Pflegbefohlenen kannst wissen lassen. Er, Täte Kpabi**), (seines Gleichen giebt es nicht), hat gestern morgen Akotia***) beauftragt die Welt auszukundschaften, um zu sehen, ob seinen Kindern kein Unglück drohe. Akotia dachte, wenn bei uns Schwarzen Aufregung ist, dann ist's in Kumase. Ist dort Friede, dann ist überall Friede. In der Ferne war er, Kumase lag vor ihm! Was sieht er aber? Nichts als Kriegsrüstung und wieder Kriegsrüstung, es ist fürchterlich. Und wohin wollen sie? Mit den Weißen wollen sie kriegen, denn Osei (so nennen die Gä-er gewöhnlich den Asantekönig) sage, weil sein Wappen der Walfisch sei, so ruhe er nicht, bis er in der See schwimme. †)“ „Um alles in der Welt“, sagte Owu, „welchen Weg wollen sie denn einschlagen?“ „Das konnte er noch nicht erforschen, Lomo“, sagte Ahulu, „aber Akotia müßte nicht der sein, welcher er ist, wenn er das nicht auch noch auskundschaftet.“ Owu war natürlich über den ehrenvollen Auftrag, der ihm zu teil wurde, hocherfreut. Er dankte Herrn Ahulu vielmals für heute und morgen††) und trug ihm Grüße auf an „den Mächtigen“, welchem er ebenfalls danken ließ. „Trinkst noch ein wenig Schnaps?“ — „O, ja wenn noch welcher da ist.“ Es war natürlich noch genug da, und das Getränk schien den Fetisch erst recht redselig zu machen, denn nachdem er getrunken, fuhr er fort: „Was sind denn das für Fremde, welche da draußen sitzen?“ Owu: „Wie kann ich's wissen, da ich ihnen noch nicht recht ins Gesicht geschaut habe?“ Ahulu: „Sind es nicht einige Schutzbefohlene des Sakumo, die ihr König geschickt hat, um sich bei ihm zu

---

*) Nuhantang ist ein stehender Titel, den Lakpa unter den Fetischen führt.

**) Soviel als „Kpabi der Erstgeborne“, auch ein Titel Lakpas.

***) Sohn und Bote von Lakpa.

†) d. h. bis er eine Besitzung an der Küste habe. Die afrikanischen Könige geben sich bei ihrer Thronbesteigung einen Uebernamen, gewöhnlich den eines berühmten Tieres, welcher Name dann für ihre Regierung typisch sein soll.

††) die Sitte der Neger verlangt, daß man am nächsten Tag noch einmal dankt.

erkundigen, warum er sie so sehr mit dem Fischhunger*) plage. Wenn du mir nicht glauben willst, so frage sie nur selbst.“ Owu sagte: „So, ich will sehen“, wandte sich der Thüre zu und rief: „Vater (Odonko), bist du dort?“ „Ja, hier bin ich.“ „Du hast doch gehört, was dieser unser Herr so eben mir gesagt hat? Sage den Fremden, wenn dem so sei, dann könnten sie ja ihre Sache gleich vorbringen.“ Gesagt gethan! Die Gesandtschaft brachte ihre Sache vor, schilderte den Fischmangel sowie die vergeblich dagegen ergriffenen Maßregeln und schloß dann mit den Worten: „Es ist unserem Herrn (dem Fetisch) wohl bekannt, daß man vor Zeiten, wenn es so stand, einen Mann und eine Frau in Stücke hieb und in die Sakumo-Lagune warf, worauf die Fische sich dann wieder einzustellen pflegten. Allein jetzt sitzt der Weiße da und will nichts von diesen unsern Bräuchen; deßwegen stehen wir ratlos da und sind gekommen, dich um Aufschluß zu bitten.“ Ahulu war nun sofort bereit, den Vermittler zu machen und Sakumo, diesen größten aller Landesfetische, herbeizurufen, damit er selbst Antwort erteile. „Es ist Sakumos Sache, ich will gehen und ihn rufen, wo ist der Schnaps für ihn?“ Der Schnaps wird geopfert und eine Viertelstunde darauf ist unter dem bekannten Geklingel Sakumo richtig erschienen, Ahulu dagegen verschwunden.

Die Fremden wiederholen noch einmal ihr Anliegen. Darauf Herr Sakumo: „Lomo, du hörst doch?“ „Ja ich horche.“ „Wegen meiner Untergebenen da, die mich rufen ließen, habe ich gesagt »miboa foi« d. h. ich komme um keinen Preis. Daß ich nun aber dennoch gekommen bin, hat seinen einzigen Grund darin, daß ich dein Angesicht, Lomo, nicht habe beschämen wollen. Deinetwegen bin ich gekommen, aber das sage ich dir, Lomo, was mich diese Gâer da auch immerhin fragen mögen, antworten werde ich ihnen nichts.“ „Haben sie dich etwa beleidigt, o Herzog?“ fragte Owu. „Gerade wie du sagst, sie fragen nichts mehr nach mir. Habe ich doch früher auch einen Gbalo in Akra gehabt, aber jetzt ist sein Haus verschwunden. Die Fischer verkaufen ihre Fische zu unerhörten Preisen und die Bauern mit ihrem Korn thun es ihnen nach, mein Wulomo aber, der in Akra sitzt, muß Hunger leiden. Meine Kinder fragen nichts mehr

*) „Aje Lohomo“ (man ißt Fischhunger, d. h. man hat keine Fische oder Fleisch) kann man zu vielen Zeiten die Neger klagen hören.

nach mir, und hätte sie nicht der Fischhunger hieher getrieben, sie hätten auch heute noch nicht nach mir gefragt.“ Owu teilte dieses den Boten mit, die noch ganz starr waren vor Staunen über all die Fetischstimmen, welche sie da mit eigenen Ohren zu hören bekommen. Owu hatte im Verstellen und Wechseln der Stimme auch wirklich Erstaunliches geleistet.

Endlich sagte der Führer: „Wir wollen gehen das alte Weib zu fragen“ d. h. uns beraten. Damit entfernten sie sich für kurze Zeit. Zurückgekommen, wandte sich der Sprecher an Odonko wie folgt: „Deine Kinder sind gegangen, und was sie gefunden haben, ist das: ohne Antwort können sie nicht zu ihrem Herrn, dem König, zurückgehen. Diese Schande wäre zu groß. Wir sind schuldig, wir haben kein Angesicht mehr, daß wir mit unserm Vater reden könnten. Aber wir bitten dich (Odonko) und Herrn Lomo, daß ihr bei unserm Herrn Fürsprache für uns einlegt, damit er sich (durch Opfergaben) versöhnen lasse. Sei es Shirting oder Schnaps oder ein Schaf, oder was es wolle, wir sind zu allem bereit.“ Odonko übermittelte das Gesagte Owu, und nun begann dieser: „Odaano, verzeihe, laß mich ein wenig reden; deine Sache ist immer gerade, du hast noch nie eine krumme Sache gegessen, auch dieser dein Zorn ist gerecht. Deine Kinder sagen das auch, sie wissen, daß ihre Sache nichts ist. Fai le, ono (d. h. dein ist die Vergebung); sie demütigen sich, sie bücken sich vor dir und bitten dich: dein Brustknochen möge sich erweitern*) und du fröhlichen Herzens sie anschauen. Deßhalb habe ich gesagt, du Mächtiger, ich will dich für sie bitten. Habe deßhalb Erbarmen mit ihnen, laß deine Eingeweide sich umdrehen und vergieb ihnen; sie sollen dich mit sechs Doppelflaschen Rum und einem Stück Shirting aussöhnen. Sakumo redete noch ein wenig hin und her, erklärte aber schließlich nach wiederholtem Bitten, daß er Herrn Lomo zu gefallen die Geschenke annehmen wolle. Hierauf wanderten Schnaps und Shirting zum Schalter hinein; der letztere in der Weise, daß das eine Ende des Stückes hinein gereicht wurde, worauf das ganze Stück sich blitzschnell entrollte und verschwand. Nun erst durften die Gesandten ihre Bitte vorbringen und erhielten von Sakumo folgenden Bescheid: der Mangel an Fischen komme daher, daß

*) „Sein Brustknochen ist völlig“ d. h. er ist froh. „Sein Inneres ist geschwollen“ d. h. er ist erzürnt.

man seinen Dienst vollständig versäumt habe. Zwar keine Menschen verlange er, da er mit dem Europäer nicht Krieg führen könne, denn der sei sein Bruder. Aber es sei schon lange her, daß er Ochsenfleisch gegessen habe. Er verlange deßhalb, daß man ihm einen Ochsen opfere mit den dazu gehörenden Geschenken an Schnaps, Korn und Shirting ꝛc. ꝛc. Würden sie das zeitig thun, dann würden sie auch bald wieder Fische zu essen bekommen. — Die Gesandten dankten für die gnädige Antwort, versprachen alles nach Vorschrift zu thun, gaben dem nun zum Vorschein kommenden Owu Geschenke und gingen dann heim. Noch wichtiger als die Geschenke war unserem Helden das Lob, das ihm infolge dieser Geschichte von allen Beteiligten gespendet wurde, sowie das nun immer schneller steigende Ansehen seines Fetisches. Kaum verging ein Tag, an welchem nicht Ratsuchende zu ihm gekommen wären. Er mußte abgeschiedene Geister zitieren, heimliche Verbrecher ausfindig machen, Kranke heilen, Unglück abwenden und alle möglichen Geheimnisse offenbaren. Mit der Uebung wuchs auch sein Geschick, seine Menschenkenntnis und sein Einfluß im allgemeinen, was dann wieder seinem Geschäfte zu gut kam. Sein geschädigter Wohlstand hatte sich bald über Erwarten gehoben. Sein Ziel war erreicht. Er stand auf der Höhe seines Glückes.

Die öffentlichen Examina und die Mission in China.

Von Ch. Piton.

1. Das Doktor-Examen.

Es ist bekannt, eine wie große Rolle die Staatsexamina in China spielen. Wenn allemal nach Ablauf von drei Jahren wieder das Lizenziaten-Examen stattfindet, so strömen in jede der 18 Provinzialhauptstädte des Reiches ca. 10,000 Kandidaten — ganz junge, die eben erst die unterste Stufe der gelehrten Würden, das Bakkalaureat, erstiegen haben und nun zum erstenmal die Schwelle des provinzialen Examinationsgebäudes überschreiten, aber auch ganz

alte, ehrwürdige Gestalten mit dünnem, silberweißem Zopf und Bart, Männer, die sich wohl schon 10- oder 20mal um den heißersehnten Doktorhut, oder richtiger Doktorknopf, beworben haben, aber immer durchgefallen sind. Denn jedes Jahr werden immer nur ein paar hundert Doktordiplome ausgeteilt, so daß es noch keine Schande oder ein Beweis von Untüchtigkeit ist, wenn man nicht unter diesen wenigen Bevorzugten seinen Platz findet.

Sind alle beisammen, so thun sich die Thore des Examinationsgebäudes auf und wie ein mächtiger Strom, aber ohne eine Spur von übertriebener Hast oder unanständigem Drängen, ergießt sich nun die ganze Schar der Gelehrten, die in ihren langen seidenen Gewändern sich recht stattlich ausnehmen, in das Innere der für sie heiligen Hallen. Jedem wird eine eigene, ganz kleine Zelle angewiesen, die er nun drei Tage und drei Nächte lang nicht verlassen darf. Hier hat er die vorgeschriebenen Aufsätze zu schreiben, hier die ihm durch eine kleine Oeffnung gereichten Mahlzeiten einzunehmen, hier auch seine vom langen Sitzen im engen Raum meist krämpfig gewordenen Glieder zum Schlafe auszustrecken, letzteres auf eben den harten Brettern, die ihm den Tag über als Tisch gedient haben. Nicht selten kommt es vor, daß ein armer Gelehrter, der sich überanstrengt hat und vor lauter Aufregung, Luftmangel u. s. w. krank wird, hier in der Zelle seinen Verstand oder gar sein Leben verliert. Auch von Selbstmorden hat man schon gehört. Kurz, diese Examina sind kein Spaß!

Sind die drei Tage vorüber, so tritt eine mehrtägige Erholungspause ein; dann folgen wieder drei Arbeitstage und nach abermaliger Pause noch einmal drei Arbeitstage. Dann erst findet die definitive Entlassung und die öffentliche Bekanntmachung des Examenresultates statt. Und nun eilt ein jeder wieder seiner Heimat zu, der eine niedergeschlagen und enttäuscht, der andere fast berauscht von Freude und Stolz. Den Glücklichen ist meist die Kunde vom wohlbestandenen Examen schon vorausgeeilt und ihre Stadt- oder Dorfgenossen bereiten ihnen einen glänzenden Empfang, denn nicht nur für die Familie des betreffenden, sondern auch für alle seine Mitbürger ist dieser glückliche Ausgang eine große Ehre.

---

2. Heidnische Traktatverteilung.

Kaum wird heutzutage in der Christenheit eine Industrie-ausstellung, ein Turn-, Sänger- oder Schützenfest gehalten, an welchem nicht auch die Bibel- und Traktatgesellschaften ihre Thätigkeit entfalten. Man weiß ja, daß bei solchen Gelegenheiten Tausende erreicht werden können, welche sonst nur schwer zugänglich sind. In China ist das eine längst bekannte Sache. Seit undenklichen Zeiten, jedenfalls lange, lange ehe es auch nur eine christliche Bibel- und Traktatgesellschaft gegeben hat, sind von chinesischen Frommen diese periodischen Zusammenkünfte der „blühenden Talente" dazu benutzt worden, allerlei Schriften religiösen und moralischen Inhalts unter die Examinanden zu verteilen. Da kann man fast regelmäßig bei Entlassung der Geprüften eine Anzahl von Männern an den geöffneten Portalen des Examinationsgebäudes stehen sehn, welche den heraustretenden Gelehrten ein mit gelber oder roter Decke versehenes Buch zum Geschenk anbieten. Ich sage Buch, denn der Umfang dieser Schriften geht gewöhnlich weit über das Maß unserer Traktate hinaus und die Ausstattung ist manchmal eine geradezu luxuriöse. Was den Inhalt und die Tendenz dieser sog. „Abhandlungen zur Ermahnung der Welt" betrifft, so enthalten sie entweder Anweisungen zur Verehrung irgend einer bestimmten Gottheit und Gebete oder Warnungen vor einem bestimmten Laster, wie z. B. Opiumrauchen, Mädchenmord, Verschwendung u. dergl. oder allgemeine Tugendregeln und Ermahnungen zum Guten. Manche dieser Schriften sind sehr alt, viele sind aber auch neueren und allerneuesten Ursprungs. Hier nur die Titel von einigen derselben: „Das Buch vom Thue es nicht"; „das Buch der schnellen Erfüllungen" d. h. der nicht ausbleibenden Strafen und Belohnungen; „Edelsteinbrücke, um über das Examen glücklich hinüberzukommen und einen gelehrten Grad zu erlangen" — eine Ermahnung zu allerlei guten Werken, z. B. auch zur Verteilung frommer Traktate, wodurch die unsichtbaren Mächte günstig gestimmt und so das Examen glückbringend gemacht werden soll; „das Buch der Verehrung und des Glaubens", „das Buch von den Handlungen und ihrem Lohn"; „eine Abhandlung über das geheime Gesetz" u. s. f.

Angenommen werden solche Bücher stets mit dem größten Respekt. Schon die abergläubische Ehrerbietung, welche in China jedem bedruckten oder beschriebenen Stück Papier gezollt wird, ist ein Schutz gegen etwaige Geringschätzung. So kommen denn diese heidnischen

Traktate ohne viel Mühe bis in die entlegensten Ecken und Enden des großen Reiches und tragen ohne Zweifel das Ihre dazu bei, daß buddhistischer Aberglaube und konfuzianische Tugendlehre in China nicht aussterben.

3. Verteilung christlicher Schriften.

Die Missionare hätten blind sein müssen, wenn sie nicht erkannt hätten, was für ein vorzügliches Mittel zur Verbreitung christlicher Gedanken ihnen durch dieses Beispiel an die Hand gegeben war. Schon seit geraumer Zeit werden daher in allen von der Mission besetzten Provinzial-Hauptstädten, bei Gelegenheit dieser dreijährigen Examina, Verteilungen christlicher Schriften an die Kandidaten vorgenommen. Doch haben sich von jeher die Missionare in Hankau durch die ebenso systematische als großartige Weise, in welcher sie diese Thätigkeit betrieben, hervorgethan. Es liegt diese Stadt am nördlichen Ufer des Jangtsekiang, ist aber nicht selbst die Provinzial-Hauptstadt, sondern nur ein sehr bedeutender Handelsplatz. Die Provinzial-Hauptstadt liegt gerade gegenüber auf dem Süd-Ufer des Stromes und heißt Wutschang. Hier wurde im letzten September wieder das große Lizenziaten-Examen abgehalten, und waren von den Hankauer Missionaren die gewöhnlichen Vorbereitungen zur möglichsten Ausnützung dieser Gelegenheit getroffen worden. Die Schottische Bibelgesellschaft hatte 10,000 Ex. der verschiedenen Evangelien und ein Freund ebensoviele Exemplare von Dr. Martin's „Beweis des Christentums", zur Verfügung gestellt. Diese Bücher wurden je 2 und 2 zusammen in 10,000 niedliche Päckchen gebunden, auf deren sauberer Hülle die Worte gedruckt standen: „Geschenk von der evangelischen Kirche." Die Verteilung selbst fand bei der dritten und letzten Entlassung der gelehrten Herren aus dem Examinations-Gebäude statt. Als Operationsbasis diente dabei die Kapelle der Londoner Mission. Hier vereinigte sich am 23. September eine Freiwilligen-Schar aus den eingebornen Christen, den Angehörigen der verschiedenen Missionskirchen Hankaus und Wutschangs. Jeder empfing eine entsprechende Anzahl besagter Päckchen und stellte sich damit an einem vorher bestimmten Platz auf. Abends 4 Uhr öffnete sich endlich das bis dahin versiegelte Thor und die mehr als 10,000 zählenden Kandidaten begannen allmählich ins Freie herauszutreten. Das Defilé dauerte bis an den andern Morgen um 9 Uhr und

nahm die Verteilung somit die ganze Nacht hindurch ihren ununterbrochenen Fortgang, und das bei stürmischem Regenwetter, das die ganze Nacht anhielt. Die Bücher wurden im Ganzen gern in Empfang genommen. Nur sehr wenige wurden zurückgewiesen. Ein großer Teil der Kandidaten besuchte sogar noch die verschiedenen Predigtlokale der Stadt. Das verächtliche Gebahren und die gereizten Aeußerungen früherer Jahre schienen verschwunden. Die allgemeine Stimmung war eine überraschend günstige. Selbst von den wachehabenden Gerichtsdienern wurden die mit der Verteilung Betrauten aufs Zuvorkommendste behandelt und mehrfach bei ihrem durch den Regen bedeutend erschwerten Geschäft unterstützt. Auch die Bereitwilligkeit, mit welcher die chinesischen Christen trotz aller Hindernisse sich dieser Arbeit unterzogen, und die Beharrlichkeit, mit welcher sie dieselbe zu Ende führten, gereichte den Missionaren zu großer Befriedigung.

In Nankin, wo nur wenig Missionare stationiert sind, konnte das Werk so umfassend nicht ausgeführt werden. Doch hat ein Agent der amerikanischen Bibelgesellschaft die Gelegenheit benützt, um Bibelteile zu verkaufen, und dabei ebenfalls sehr erfreuliche Erfahrungen gemacht. „In frühern Jahren hatte ich jeweilen einige Schwierigkeit, auch nur dem Examinationsgebäude nahe zu kommen: Rippenstöße und Steinwürfe wurden mir zu teil. Dank aber der nun eingetretenen mildern Stimmung konnte ich diesmal ungehindert umhergehen und erfuhr allerwärts die höflichste Behandlung. Oefters wurde ich eingeladen, in die Häuser einzutreten, da die einen eine vollständige Sammlung der Evangelien verlangten, andere, die schon ein oder zwei Evangelien besaßen, nun auch die übrigen noch dazu kaufen wollten. So setzte ich denn in den drei Wochen 3446 Exemplare der Evangelien ab; verschenkt wurden nur 9. Daß es auch am aufmerksamen Lesen nicht fehlte, konnte ich aus gelegentlichen Aeußerungen schließen, die mir zu Ohren kamen. Einer erklärte, das Geschlechtsregister Matth. 1 nicht verstehen zu können; ein anderer sprach von dieser oder jener Wunderthat Christi, die ihm aufgefallen war u. s. w."

Möchte bald die Zeit kommen, wo die heidnischen Traktate China's mit ihren Schilderungen der verschiedenen buddhistischen Höllen und ihren pharisäischen Tugendsprüchen nur noch in den Rumpelkammern und Bibliotheken zu finden sind und überall das Evangelium vom Sünderheiland seinen siegreichen Einzug gehalten hat!

Missions-Zeitung.

Afrika.

Die bisher so dürre Mission der Amerikaner in Ostinnerafrika hat auf zwei Stationen, Makodweni und Mongwe, eine Erweckung erlebt. In Mongwe allein haben 48 Knaben und Jünglinge, welche die Schule besuchen, dem Heidentum entsagt und sind Christen geworden. „Sie alle haben das Tabakrauchen aufgegeben, nicht weil man das von ihnen verlangt, sondern weil ihre Lehrer es für schädlich halten und selbst auch nicht rauchen. Sie haben gelobt, nichts berauschendes und auch keine Zaubertränke mehr zu trinken; sie haben ihre Ohrringe und Messingdrahtschmuck abgerissen — ein großes Opfer. Wir können kaum glauben, was doch unsere Augen sehen. Die Neubekehrten haben kaum eine Ahnung von der ungeheuren Verantwortlichkeit, die sie auf sich genommen, wir wissen aber, daß, wenn es ihnen nur ernst ist, nichts sie fällen kann."

— Bei der Gründung seiner Stationen macht Bischof Taylor mit den betreffenden eingebornen Häuptlingen (nach Brief von Ende Februar) einen Vertrag, in welchem er sich verpflichtet, 1) ihnen aus Amerika tüchtige Prediger und Lehrer zu besorgen, 2) die Reisekosten derselben zu bestreiten, 3) die Werkzeuge, Maschinen u. s. w. zu liefern, welche zur Gründung einer Industrieschule nötig sind. Dagegen muß der betreffende Häuptling sich verpflichten, 1) ein schönes Stück Land, ungefähr 1000 Morgen, zur Anlegung einer Musterwirtschaft zu liefern, 2) sofort ein paar Morgen Landes urbar zu machen und anzupflanzen, damit die Lehrer der Industrieschule gleich etwas für ihren Unterhalt vorfinden, 3) Häuser für die Lehrer und Prediger zu bauen, 4) ein gutes Haus oder einen Schuppen zu bauen für die Schule und für „Gottes-Palawer," 5) das alles thun zu wollen ohne Bezahlung, um sein selbst und um seines Volkes willen, 6) ein kleines Schulgeld für die Tagschüler zu zahlen, 7) zu gestatten, daß diejenigen, welche eine vollständige Erziehung erhalten sollen, wenigstens 5 Jahre in der Missionsanstalt bleiben dürfen, wo sie, wenn sie fleißig sind, vom Ertrag ihrer Handarbeit leben können ohne Kostgeld zu zahlen.

Amerikanisch-lutherische Kirchenzeitungen erklären Taylor für einen „neuen Münzer" und zwar weil er von sich gesagt habe: „Vierundzwanzig Jahre habe ich ohne Unterbrechung einen Wandel mit Gott geführt. Während dieser Zeit habe ich je und je besondere Offenbarungen von Gott, dem hl. Geist, empfangen. Aber seit ich die Mission in Afrika unternommen habe, wandle ich alle diese Monate hindurch unter der besonderen Offenbarung der persönlichen

Gegenwart des Vaters mit so erweiterten Begriffen von seiner Weisheit, Liebe, Geduld und Langmut, daß, wenn ich sein unendliches Verlangen sehe, alle menschlichen Zustände so zu beherrschen, daß sie die Erfüllung seines Bundes mit dem Sohne herbeiführen müssen: ‚Ich will dir die Heiden zum Erbe geben und der Welt Ende zum Eigentum‘, — ich in der Stille vor ihm sitzen und vor Liebe und Anbetung mich ausweinen muß.“ — So ist denn kein Zweifel mehr übrig: der Bischof ist ein Schwärmer; er hat es uns ja selbst gesagt!! — Uns wundert nur, daß die betreffenden Kirchenzeitungen die Phraseologie des amerikanischen Methodismus nicht besser kennen; sonst müßten sie wissen, daß Taylor so reden und doch dabei ein recht nüchterner Christ und ein praktischer Geschäftsmann sein kann.

Anfang Februar präsidierte Taylor der methodistischen Jahres-Konferenz in Liberia. Im April hoffte er die 23 neuen Missionsarbeiter, die sich am 20 März in New-York eingeschifft haben, in Majumba zu treffen und sie von da ins Innere zu bringen. „Ich bin durchaus nicht entmutigt,“ schreibt er, „meine Gesundheit läßt nichts zu wünschen übrig. Ich wandle stets mit Gott. Es ist ja ganz nur Sein Werk, das ich treibe; warum sollte ich entmutigt sein? Auf Enttäuschungen und Todesfälle, sowie auf eine Flut von verleumderischen Lügenberichten über unser Unternehmen müssen wir ja gefaßt sein; aber wir sind Streiter Jesu Christi und bereit auch Schweres zu tragen, wenn es uns auferlegt wird. Das ist der Sieg, der die Welt überwindet — unser Glaube, der Glaube, der auf Gehorsam ruht und eins ist mit dem Willen Gottes.“

Einer seiner Missionare entwirft ein anschauliches Bild von den Strapatzen, denen der Bischof sich bei der Arbeit unterzieht, wie er stundenlang Gras schneidet oder an einem Brunnen gräbt, wie er tagelang zu Fuß geht und dann wieder eine ganze Nacht durchwacht, um zu beten und den Plan für eine neue Station bis in die kleinsten Details zu entwerfen. Für nächsten Herbst hat er 15 neue Arbeiter und Arbeiterinnen aus Amerika bestellt, und für das Jahr 1887 sogar 100!

— Die „Vereinigten Brüder in Christo“, eine amerikanisch-methodistische Sekte, die in Deutschland und in Westafrika missioniert, hat auf letzterem Missionsfeld im letzten Jahr einen Zuwachs von 1000 eingebornen Gemeindegliedern gehabt. Als besonders gedeihlich wird ihre vor 29 Jahren gegründete Station Shaingay, 20 Stunden südlich von Sierra Leone, geschildert. Bischof Flickinger, der Gründer dieser Station und jetzige Leiter der ganzen „Brüder-Mission“, ist schon 8 mal in Afrika gewesen und eben wieder dort. Er schreibt entzückt von einer Industrieschule, Missionsfarm und anderen Anstalten, welche ein Segen für die ganze Umgegend seien. „Was für ein herrliches Land, wenn einmal Religion, Ackerbau und Handel ihre Aufgabe ganz erfüllen werden!“

— Der amerikanisch-protestantische Bischof Bebell und seine Frau haben 8000 M. zur Gründung einer neuen Station in Liberia gestiftet.

— Aus Monrovia berichtet der eingeborne Diakon Keda die Bekehrung eines heidnischen Oberpriesters aus dem Gedebo-Stamm, dessen Vater als ein Opfer des Aberglaubens und der Verleumdung an einem Gifttrank (Gottesurteil) gestorben war und der selbst durch die Zügellosigkeit und Grausamkeit seiner Landsleute sich genötigt gesehen hatte auf die Missionsstation Kavalla zu fliehen. Er ist mit Frau und Kind getauft worden.

— Der amerikanisch-lutherische Missionar Day beschreibt einen Predigtausflug, den er von Mühlenburg aus bei einem Negerhäuptling gemacht, und bemerkt da: „Wie doch alle Regeln der Homiletik einen im Stich lassen, wenn man's mit einer afrikanischen Zuhörerschaft zu thun hat! Ich fing an von Gott zu reden, las ihnen die Schöpfungsgeschichte vor und meinte, es sei mir gelungen ihre Aufmerksamkeit zu fesseln und von ihnen verstanden zu werden; als ich aber fragte, wer also alle Dinge geschaffen habe, da rief die ganze Gesellschaft, wie aus einem Munde: „Das haben die Amerikaner gethan!" Mit Predigen im gewöhnlichen Sinn kommt man nicht weit. Die Finsternis ist zu groß und kann nur durch lange geduldige Belehrung aufgehellt werden. Oft ist's recht entmutigend: unsere Versuche mißlingen, die Arbeiter machen Fehler u. s. f. Aber die Morgenröte wird schon anbrechen für Afrika. Neulich fragte mich jemand, ob ich wirklich glaube, daß mit diesen Schwarzen etwas anzufangen sei? Natürlich glaube ich das, sonst bliebe ich keinen Tag länger hier."

Madagaskar.

Die norwegische Missionsgesellschaft hatte im letzten Rechnungsjahr eine Einnahme von 376100 M. und eine dem entsprechende Ausgabe. Während des Krieges in Madagaskar war die Missionsarbeit vielfach gehemmt: nicht nur französische Aufhetzungen, sondern auch betrunkene madagassische Soldaten, Mordbrennereien und Räubereien machten den Missionsstationen viel zu schaffen. Dennoch gewann Gottes Wort manche Seele. Auch blieb das Verhältnis der Landesregierung zur norwegischen Mission ein durchaus gutes und freundschaftliches. Zum Katechumenenunterricht kamen sehr viele, und über 1500 Personen wurden der Kirche im letzten Jahre beigefügt, doch war die Durchschnittszahl der Kirchbesucher kleiner als in früheren Jahren (35000 gegen 38,400). Besonders war dies in Süd-Betsileo der Fall. Auch in der Schülerzahl war ein kleiner Rückgang, doch betrug ihre Zahl noch 30,000; im Seminar machten 12 Zöglinge ihr Examen, der 13. wurde zurückgewiesen. Die schriftlichen Prüfungsarbeiten bestanden in alt- und neu-testamentlicher Exegese und in Dogmatik, außerdem in einer

Katechese. Die Anzahl der Asylzöglinge betrug 43; die der Mädchen im Asyl zu Fisakana ungefähr 30. Die Missions-Buchdruckerei arbeitete mit ihrer neuen Maschine sehr fleißig und konnte samt den Buchbindern 15 Mann beschäftigen. Ueberblicken wir nun ganz kurz die Stationen im Inland:

1. In Betafo (Nord-Betsileo) sank die Schülerzahl von 4500 auf 4000. Die Zahl der Gemeindeglieder stieg aber sichtlich: 1883: 1474: 1884: 1904. Neben Missionar Engh arbeitet hier der eingeborne Prediger Joel. Trotz der politischen Unruhen konnte mit dem Bau einer Haupt- und Stationskirche 1885 begonnen werden und selbst unter den ältern Eingebornen zeigt sich ein Umschlag zum Besseren.

2. In dem etwas südöstlich hievon gelegenen Masinandraina arbeitet Missionar Vig. Leider wirkten die Jesuiten bis zum Ausbruch des Krieges ihm entgegen; dazu kamen Räuberbanden; 1883 wurde ein Schulhaus von Christenfeinden verbrannt und 1885 ein schrecklicher Mord an einem der Lehrer verübt; getauft wurden 1884 zehn Erwachsene und ein Kind.

3. Oestlich hievon liegt Sirabe unter Missionar Rosaas, welchem ein eingeborner Missionar zur Seite steht; 1883 wurden 71 und 1884 58 Personen getauft.

4. Auch in dem nordwestlich gelegenen Ambohimasina hatte Miss. Egenaes durch die Jesuiten zu leiden, bis sie durch den Krieg zum Abzug genötigt wurden. Die Gemeinde war 1883 524 und im folgenden Jahr sogar 654 Seelen stark. Die Macht des Evangelium scheint sich in weite Kreise zu erstrecken.

5. In Soavina, westlich von Betafo, arbeitet Miss. Wilhelmsen; 1884 wurden 176 Personen von fast allen Altersstufen getauft! Leider arbeiteten hier ebenfalls die Jesuiten.

6. Die Missionsstation Manandona unter Nygaard litt 1884 sehr durch Räuberunwesen; doch vermehrte sich die Gemeinde um 55 Seelen.

7. Loharano, südlich von Soavina, ist ein hartes Arbeitsfeld; es wurde aber über Erwarten ungestört weitergearbeitet und 35 erhielten das Taufsakrament.

8. In dem weit östlich dem Urwald nah gelegenen Fandriana konnte Miss. Streland und der eingeborne Pastor Ranaivo ruhig weiter arbeiten; die Gemeinde stieg von 57 auf 366.

9. Missionar Nilsen-Lund steht dem südlich gelegenen Ambato vor, unter Mithilfe eines Eingebornen; 1882 waren 3300 Kinder in 10 Schulen; die Taufzahl betrug für 1884: 92.

10. Fihasinana, südlich davon, unter Miss. Minsaas litt durch Kriegsunruhen und Mißtrauen, sah aber 1884 einen Gemeindezuwachs von 39 Personen.

11. In Fenoarivo war Miss. Hemsen längere Zeit krank, doch ging die Arbeit gut fort.

12. Tsaraindrana, wo Miss. Haslund arbeitet, hat eine Gemeindezahl von 346 und 2100 Kirchbesuchern.

13. Missionar Meeg in Soatanana konnte 1884 im ganzen 53 Glieder der Gemeinde hinzufügen.

14. Walen und Svendsen arbeiten in Fianarantsoa (Süd-Betsileo); da dieser Bezirk zu groß war, wurde er in einen nördlichen und einen südlichen geteilt.

15. In der Hauptstadt Antananarivo selbst ist die Gemeinde der Norweger nur 288 Seelen groß und bildet nicht den Mittelpunkt des Missionsfeldes.

Auf der Westküste Madagaskars hatte Miss. Röstvig vor seiner Abreise von Tullear (über Tullear vgl. Miss. Mag. 1880, 103 f. 83,188) die große Freude, die ersten Früchte seiner langen schweren Arbeit zu sehen. Im Frühling 1884 taufte er zwei Personen. Auf der nördlicher gelegenen Station Morondawa setzten der junge Miss. Aas (sprich Os) und Frau ihre schwierigen Arbeiten trotz Krankheit und Lebensgefahr fort und hielten tapfer aus, bis die edle Ingeborg Aas in Bethel bei Morondawa am 25. Novbr. 1884 starb. Kurz vorher hatten sie ein fröhliches Tauffest gefeiert und 15 Seelen der Gemeinde hinzufügen dürfen. Zu der älteren Station Morondawa und der neueren nah gelegenen Bethel ist noch Andakabe, 1½ Wegstunden von letzterer, hinzugekommen. In der Nähe Bethels sind etwa 4 bis 5 Predigtplätze, so daß die Kirchglocken Bethels für ungefähr 1500 wilde Menschen ertönen, nämlich Mahabo und südlich Mahariro, Belo und nördlich Bosy. Leider erlitt der Howalehrer Rainivony den Märtyrertod; von seinen Feinden wurde ihm eine Kugel in den Unterleib geschossen. (Näheres brachte Calwer Miss. Blatt 1886, 10ff.). Miss. Aas, der einsame, wurde kürzlich aus ernster Lebensgefahr errettet. Es wäre für diese Mission sehr zu wünschen, daß die Howaregierung sich zum Herrn der wilden unabhängigen Sakalavastämme machte und so Ruhe und Sicherheit ins Land brächte. Gott behüte den treuen Aas! —

China.

Der kanadisch-presbyterianische Missionar Dr. Mackay in Formosa hat für die während des chinesisch-französischen Krieges zerstörten Kapellen durch Vermittlung eines ihm befreundeten alten Mandarinen 40,000 M. Schadenersatz erhalten und mit dieser Summe in Zeit von kaum drei Monaten drei splendide Kapellen von solidem Stein erbaut und je mit einer Steinmauer umgeben. „Sie befinden sich in Bangka, Sekkhan und Sintiam und stellen wirklich etwas vor; die

Türme überragen Tempel und alle anderen Gebäude der Umgegend, durchbohren den Aberglauben des Fengschui und weisen himmelwärts; dazu ist die Britische Flagge und der brennende Busch an jedem Turm — in Stein gehauen — zu sehen. Die Folge ist, daß die Heiden sagen, sie seien rechte Esel gewesen, die Kapellen zu zerstören, denn jetzt müßten sie sich ja angesichts der neuen Kapellen ihrer Tempel schämen, gegen den Missionar helfe überhaupt nichts, er mache doch immer weiter, niemand könne ihn aufhalten. u. s. w. In den erwähnten drei Monaten habe ich nicht nur die 200 Arbeiter beim Bauen beaufsichtigt, sondern auch viel gepredigt, Arznei ausgeteilt, des Abends meine Predigerschüler unterrichtet und ungefähr 5—600 Wegstunden zurückgelegt. Ich habe keinen Glauben an die abgedroschene Phrase: „traue auf Gott und alles wird recht werden!" Ich sage: „ja traue auf Gott; aber pflüge auch das Land, bedünge es auch, säe den Samen u. s. f.!" Wenn wir unser liebes Formosa, ja die ganze Welt — das ist ja unser Ziel — für Christum gewinnen wollen, so müssen wir denken, beten und arbeiten, wie wenn alles von uns abhinge, ja — man verzeihe den Ausdruck — wie wenn es keinen Gott gäbe. Doch halt! — eingedenk bei alle dem, daß wir auch keine Feder in der Hand halten können, ohne die Kraft unseres großen und anbetungswürdigen Erlösers. Ich habe mein Möglichstes gethan und bin bereit vor dem Allmächtigen Rechnung von meinem Haushalt zu thun, ja, ich sehne mich nach dem Augenblicke, da ich vor ihm erscheinen darf. Was ich aber in den drei letzten Monaten durchgemacht, das würde ich nie für irgend welche menschliche Gesellschaft, ja nicht einmal im Dienste unserer geliebten Königin haben durchmachen können. Meinem Heiland und Erlöser zu lieb aber ertrage ich willig alle Mühe; auch die schlaflosen Nächte versüßt er. Wie herrlich, daß dort „keine Nacht" mehr sein wird. Ja, das wird schön sein!" — Wir wünschen dem überanstrengten Mann besseren Schlaf und eine gründliche Nervenberuhigung.

— Der «Shanghai Mercury» erzählt, daß am 9. März Dr. Mackay den 14. Jahrestag seiner Ankunft in Tamsui gefeiert habe. 1273 Eingeborne, die der eifrige Mann bekehrt hat, aus allen Teilen Nord-Formosas hatten sich eingestellt. Sie schenkten ihm einen geschnitzten Stock mit goldenem Griff im Wert von 400 Mk. Am Abend wurde von den noch heidnischen Freunden des allverehrten Missionars, Mandarinen und anderen Beamten, ein großartiges Feuerwerk veranstaltet. Gleich nach dem Fest brach dann Dr. Mackay mit Ahoa und anderen Gehilfen an die Ostküste auf, wo er die Freude hatte, in zehn Tagen 30 Aelteste einzusetzen, über 40 Diakone zu ernennen und 1200 Heiden, die seit Jahren im Unterricht gestanden, zu taufen. Wiederholt predigte er vier Stunden lang in einem fort, nach Ahoa's Bericht, „mit mehr Gewalt als je zuvor." Viele mußten weinen und nicht wenige thaten Buße.

— Dr. Macphun, ein Missionsarzt im Hakka-Land, erzählt von den traurigen heidnischen Familienverhältnissen, mit denen seine Praxis ihn bekannt macht. „Einmal kam eine Frau, deren Vorfinger verrenkt waren und kaum noch an der Hand hingen. In einer Prügelei, welche durch Streitigkeiten beim Geldspiel entstanden war und bei der sie die Vermittlerin hatte machen wollen, war sie von ihrem eigenen Sohne so übel zugerichtet worden! Ein andermal wurde ich zu einem Manne gerufen, dem sein Bruder eine 6 Zoll lange Wunde in der linken Seite beigebracht hatte, durch welche schon die Luft aus der Lunge strömte. Ich nähte die Wunde zu und ließ nur eine kleine Oeffnung für ein Abzugsröhrchen. Nach 7 Tagen starb der Patient, und jetzt erfuhr ich, daß er ein Opiumraucher gewesen, daß er seine Eltern und seinen Bruder wiederholt bestohlen, um sich Opium kaufen zu können. Das empörte schließlich den letzteren dermaßen, daß er beschloß seinen Bruder zu töten. Daher jene Wunde, die er ihm übrigens nicht in einem Anfall von Zorn, sondern in kaltem Blute, nachdem sie eben noch eine gemeinschaftliche Mahlzeit gehalten, beibrachte. Als dann die Wunde verbunden war und der Patient sich zu erholen schien, fürchteten seine Angehörigen, er könnte mit dem Leben davon kommen, rissen ihm den Verband ab und schalten ihn, warum er denn nicht sterbe! Auf unsere Frage, welche Strafe nach chinesischem Rechte dem Mörder gebühre, erhielten wir die Antwort: ‚Garkeine! der eigene (ältere) Bruder hat's ja gethan!‘ Das ist Heidentum, und zu solchen Verbrechen führt das Opiumrauchen!“

Japan.

In Sendai ist ein japanischer Richter, Herr Tamijo Miadschima, dessen Frau vor 2 Jahren durch den eingebornen Prediger Oschikawa (siehe S. 117) bekehrt worden und der vor einem Jahre ihrem Beispiel gefolgt war, jetzt zu den Baptisten übergetreten. Die letzteren beschuldigen die nicht-baptistischen Missionare, daß sie bei der Uebersetzung des N. T. die auf die Taufe (Untertauchung) bezüglichen Stellen gefälscht haben!

— Nach dem letzten Jahresbericht der kanadischen Methodisten zählt ihre Mission in Japan jetzt 448 Bekehrte weniger als im vorigen Jahr. Sollte das von massenhaften Rückfällen herrühren und eine Folge davon sein, daß man voreilig getauft hatte?

— In Kotschi, der Provinzialhauptstadt von Tosa, wo das Evangelium erst seit einem Jahr gepredigt wird und wo die Wahrheitssucher, durch welche vor 1½ Jahren die Missionare eingeladen wurden, selbst bekannten, daß sie vom lebendigen Gott nichts wüßten und keinen Glauben an die Unsterblichkeit der Seele und eine unsichtbare Welt hätten, zählt jetzt die Gemeinde der Gläubigen bereits

100 Mitglieder, und diese haben beschlossen den Unterhalt für ihren Pastor und alle Gottesdienstbedürfnisse unabhängig von der Mission zu bestreiten.

Indien.

Missionar H. C. Schmidt schreibt aus dem Teluguland: „In den letzten Wochen habe ich über 30 Gesuche an die Regierung gerichtet wegen Schulen, Begräbnisplätzen, Wohnplätzen und dergl. für die stets wachsende Zahl der Christen. Heidenpredigt läßt sich ja in den Straßen und Gassen wohl halten; für Gemeindegottesdienste und Schulen wünscht man aber doch Schutz gegen Sonne und Regen zu haben. Es ist mir immer unangenehm, wenn ich vor einer Christengemeinde predigen und beten soll mit dem großen Sonnenhut auf dem Kopf. Ebenso wünscht man eine ordentliche letzte Ruhestätte für die Christen. Merkwürdig! während viele in der Christenheit von den Hindus lernen wollen, Begräbnisplätze auf das größte Minimum einzuschränken (durch „Feuerbestattung"), trachten die eingebornen Christen darnach für ihre Toten anständige und geräumige Ruhestätten zu bekommen. Mir ist es bis jetzt noch nie vorgekommen, daß Hinduchristen ihre Toten zu verbrennen wünschen." Ferner: „Unter den Studenten, die zu Neujahr das Maturitätsexamen an der Universität zu Madras bestanden haben, befand sich auch einer unserer Christenknaben, V. Jakob. Er ist der erste von den Madigas (d. h. Lederarbeiter: Gerber und Schuhmacher) im Teluguland und vielleicht in ganz Indien, der soweit studiert hat. Im Jahr 1871 wurde er mit seiner Mutter getauft. Er kam so fröhlich und sagte: ‚ich und drei andere Brahmanen haben das Examen bestanden!' — als ob er auch ein Brahmane wäre."

— Im ungesunden, aber fruchtbaren Tarai, am Fuß des Himalaja-Gebirges, wohnt ein fleißiges und kräftiges Völkchen, an welchem seit 10—20 Jahren amerikanisch-methodistische Missionare von Gonda aus etliche Evangelisationsversuche gemacht haben, doch ohne nennenswerten Erfolg. Im April d. J. aber ist es dem eifrigen Missionar Knowles gelungen, mehrere Dörfer zum Aufgeben des Götzendienstes zu bewegen und 581 Personen zu taufen, darunter den „Guru" (Lehrer oder Priester) des ganzen Taru-Stammes. Einer seiner Gehilfen bei diesem Werk ist Dschandala Masih, der vor einigen Jahren — ebenfalls gleich nach seiner Erweckung — getauft wurde. Knowles ist überzeugt, daß diese Methode des „augenblicklichen Taufens" die allein richtige ist. Doch ist er verständig genug, in den neugewonnenen Dörfern Schulen zu gründen und eingeborne Prediger zu stationieren.

In einem Dorf Tschulu Bhan wurde so der angesehene Gutsbesitzer Prijing Datt getauft, der — nachdem er kaum die Botschaft von Christo gehört hatte — vor allen Anwesenden laut ausrief:

„Beweiset mir, daß dieser Jesus wirklich die wahre Inkarnation ist, so will ich sofort sein Jünger werden!“ und dann, nachdem er durch die Geschichte und durch den persönlichen Erfahrungsbeweis des Predigers und seiner Gehilfen überzeugt worden, unbedenklich erklärte: „So machet mich denn jetzt gleich zu seinem Jünger!“ Einige, die auch erweckt, aber durch feindselige Brahmanen vom sofortigen Uebertritt abgehalten wurden, sind seither nach Gonda gekommen und vom eingebornen Pastor S. Paul getauft worden.

— Andreas, ein alter eingeborner Methodistenprediger in Rohilkand, der von keiner Missionsgesellschaft unterstützt wird, hat neulich 35 Personen getauft.

— Nasarali, ein eingeborner Prediger der uniert-presbyterianischen Mission im Pandschab, hat in 2 Monaten 41 Erwachsene und 35 Kinder getauft.

— In Sialkot und Umgegend (Pandschab) haben die Missionare der schottischen Staatskirche seit November v. J. 100 Personen getauft.

Ozeanien.

Von der Neuhebriden-Insel Futuna schreibt der Missionsarzt Dr. Gunn: „Der Aberglaube der Leute macht uns gelegentlich noch viel Not. Als neulich der reife Jams ausgegraben wurde, opferten zwei Männer, deren einer ein Kirchenbesucher ist, den bösen Geistern eine Erstlingsgabe von ihrer Ernte, und gestern widersetzten sich mir mehrere unserer Anhänger, als ich einen gewissen Baum auf meinem eigenen Boden umhauen wollte, da ein Geist in demselben wohnen soll, von dessen Gunst der Ertrag des Fischfanges abhängig ist. Endlich gelang es mir, dem Häuptling seine Bedenken auszureden, und so habe ich denn heute mit Hilfe etlicher Eingebornen den Baum umgehauen. Dabei sind sie aber schlau genug, ihren Aberglauben möglichst zu verstecken. So behaupteten sie von diesem Baum, er habe als Schutz gegen den Wind und gegen die Sonne gedient, bloß um ihre Geisterfurcht nicht zu zeigen. — Als Arzt habe ich hier eigentlich wenig zu thun, denn Krankheitsfälle sind selten und zuweilen höre ich von einer Erkrankung erst nach dem Tode des betreffenden. Selbst im ganz christlichen Aneitjum hört der Missionar vom Tode eines seiner Gemeindeglieder zuweilen erst nach der Beerdigung, namentlich wenn's ein Kind ist. So leicht nehmen sie es mit Sterbefällen! — Zähne habe ich hier noch nie ausgezogen, wohl aber hat mich einmal ein alter Mann gebeten ihm einen losen Zahn wieder festzumachen! — Wenn ein Futunese einen Anfall von Zorn oder Aerger hat, so kann es leicht geschehen, daß er sich von einem Felsen herabstürzt; namentlich bei den Frauen ist diese Art von Selbstmord sehr beliebt. Von hundert Frauen ist wenigstens immer eine, die einen solchen Sprung gethan hat. Manchesmal

kommen sie mit dem Leben davon, und weil die Männer fürchten, in solchem Fall ausgelacht zu werden, lassen sie es meist bleiben. Ich halte es nicht für richtig, daß mit der Zivilisation auch die Zahl der Selbstmorde zunimmt. Es wird kaum ein Land Europas geben, wo dieselben so zahlreich sind, wie auf dieser halbheidnischen Insel, und seit der Einführung des Christentums, bezw. der Zivilisation hat die Zahl nicht zu- sondern abgenommen. Eine Frau, die sich vor Jahren so von einem Felsen herabstürzte und mit einer Hüftenverrenkung davonkam, welche nie eingerichtet worden, humpelt heute noch auf den schauderhaft schlechten Wegen dieser Insel herum. Eine andere, welche einen Hüftenbruch und einen Kinnladenbruch davontrug, lebt ebenfalls heute noch, kann ihren Mund aber nur 1/2 Zoll weit öffnen. Der Hüftenbruch ist unter Behandlung eingeborner Aerzte ziemlich gut geheilt.

„Leider ist die Bevölkerung hier und auf den anderen Inseln immer noch im Abnehmen. Die Hauptursache neben einigen anderen ist ‚jene Krankheit, welche im Gefolge des weißen Mannes kommt.‘ Dazu kommt ihre Gleichgültigkeit gegenüber allen Gesundheitsregeln und der unvernünftige Gebrauch, den sie von ihrer Kleidung machen. Bald werden ohne Zweifel mehrere Stämme ganz ausgestorben sein. Um so mehr Grund mit ihrer Christianisierung zu eilen!“

— Auf den Tonga-Inseln triumphieren die römischen Missionare über die Spaltung unter den Wesleyanern und über mehrere hundert Konvertiten, welche sie infolge derselben gewonnen haben. Doch bemerkt Bischof Lamaze: „Die unter sich so sehr gespaltenen Sekten der Protestanten stimmen immer miteinander überein, wenn es sich darum handelt der wahren Kirche zu schaden“; aber die gegenwärtige Stimmung ist nur günstig, und das muß man benutzen. Von König Georg heißt es in dem gleichen Brief: „Dieser ozeanische Häuptling, der jetzt 90 Jahre zählt, ist mit einem eisernen Willen begabt, welchem gegenüber es aller Geduld und aller Klugheit eines Apostels, des hochw. P. Cherron, bedurfte, um die katholische Mission zu gründen und zu erhalten.“ Nach der Darstellung des Bischofs rührt die Spaltung von einem Streit zwischen dem wesleyanischen Missionssuperintendenten Moulton auf der einen Seite und dem König und dessen Staatssekretär, dem früheren Missionar „Beicker“ (soll heißen Baker!) her. Der König habe Moulton beschuldigt, er reize das Volk zum Ungehorsam und arbeite auf die Einverleibung Tongas in den britischen Kolonialbesitz hin, die wesleyanische Konferenz habe den Angeklagten aber in Schutz genommen und trotz der Abneigung des Königs gegen ihn, ihn immer wieder in seinem Amt bestätigt. Da habe denn der König sich von dieser Fremdherrschaft befreit und seine »Siasi tanataina« d. h. Freikirche gegründet im Gegensatz gegen die »Siasi fakaogo« d. h. die Kirche, welche anderswoher Befehle erhält.

Allerlei.

Ein 93 jähriger Missionsfreund, Hr. Moses Miller in Medford, Nordamerika, der soeben 200 M. für die Kongo-Mission gegeben hat, wurde geboren in demselben Jahr, da William Carey sich nach Indien einschiffte, und war 7 Jahre alt, als der Erstling in Bengalen getauft wurde, 17 Jahre alt, als die erste amerikanische Missionsgesellschaft entstand. Jetzt giebt es 5835 Missionare und 29,091 eingeborne Prediger mit 698,363 Kommunikanten aus den Heiden. Wieviel ist doch während eines einzigen Menschenlebens zustande gekommen!

— Der neulich gestorbene Temperenz-Apostel John Gough hat mehreren christlichen Gesellschaften, darunter auch der Bostoner Missions-Gesellschaft je 4000 M. vermacht.

— Eine moderne Maria. Ende März hat in Braunschweig Prof. Pfleiderer aus Berlin einen Vortrag über den Missionsberuf des deutschen evangelischen Volkes gehalten. „Von besonderer Wirkung war der Schluß des Vortrages, in dem die freisinnigen Protestanten, die bis jetzt wenig Mission getrieben hätten, der Maria verglichen wurden, welche, zu Jesu Füßen sitzend, nur auf die Gewinnung der religiösen Wahrheit bedacht, ihre Schwester allein am Werke der Mission habe dienen lassen. Es wurde die Mahnung daran geknüpft, nicht einseitig der Maria zu gleichen, sondern das Gleichnis von den anvertrauten Pfunden zu beachten." Also — während Pietisten und Orthodoxe sich in allerlei Werken der äußeren und der inneren Mission umtrieben, sind die freisinnigen Protestanten mit Maria zu Jesu Füßen gesessen, — eine wertvolle Enthüllung, die wohl manche Kirchenhistoriker ein wenig überraschen dürfte.

— Durch private Bemühungen des greisen Dr. Gustav Monod ist eine Summe von 115,000 Fr. zur Errichtung eines eigenen Missionshauses für die evangelische Missionsgesellschaft in Paris zusammengebracht und der Bauplatz bereits gekauft worden. Es wird damit einem längst gefühlten Mangel in freundlichster Weise abgeholfen werden. Die Losung des Tages, an welchem der Bauplatz gekauft wurde, lautet also: „Bauet das Haus; das soll mir angenehm sein und ich will meine Ehre erzeigen, spricht der Herr" (Hagg. 1,8)!

— Die Schottische Bibelgesellschaft, nächst der Britischen die größte in der Welt, hat gerade das 25. Jahr ihres Bestehens hinter sich. Ihre Einnahme betrug im Jahre 1885 nicht weniger als 640,000 Mk. und die Zahl der verbreiteten hl. Schriften war 645,662, die der ganz oder teilweise von ihr besoldeten Bibelboten 300, die der bearbeiteten Länder 20. Das Neuste ist die Vollendung des N. T. in der Tschinjandscha-Sprache (am Njassa-See) durch Dr. Laws, die Herausgabe eines chinesischen N. T. in der Sprache des gemeinen Volks und die der Vollendung entgegengehende Uebersetzung des A. T. ins Japanische.

Todesfälle.

Anfang April wollte sich der amerikanische Missionar Dr. Davis, nachdem er mehrere Jahre in Kijoto gearbeitet, mit seiner Familie in Jokohama einschiffen, um zur Erholung nach Amerika zu reisen. Seine Frau litt an Schlaflosigkeit und Schwermut. Plötzlich vermißte man sie auf dem Schiff zwischen Kobe und Jokohama. Alles Suchen blieb vergeblich. Man fand nur ihren Hut auf dem Verdeck liegen. Wahrscheinlich hatte sie sich ins Meer gestürzt. In ihren gesunden Tagen war Frau Davis (geb. 1843, in Japan seit 1871) eine sehr tüchtige Missionsfrau.

Bücherschau.

Fünfzig Jahre Goßnerscher Mission. Eine Festschrift. Berlin, 1886. Buchhandlung der Goßnerschen Mission, Potsdamer-Str. 31. (86 S.)

Festschrift zur fünfzigjährigen Jubelfeier der Norddeutschen Missionsgesellschaft. Herausgegeben von der Committee. Bremen, 1886. (92 S.)

Es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß fast gleichzeitig mit der Entstehung von drei neuen deutschen Missionsgesellschaften, den zwei bayrischen und der Berliner für Ostafrika und Neuguinea, drei andere ihr fünfzigjähriges Jubiläum feiern: am 17. Juni die Norddeutsche, am 18. die Leipziger, am 23. die Goßnersche. Mit großem Interesse haben wir die oben genannten Festschriften gelesen und empfehlen sie hiemit dem aufmerksamen Studium aller Missionsfreunde. Die Goßnersche ist von Inspektor Plath geschrieben, der sich zwar nicht genannt hat, dessen unverkennbare Sprache ihn aber verrät. Er schildert zuerst: 1) Die Wurzeln der Mission Goßners, dann 2) Den Anfang einer neuen Mission, 3) Einundzwanzig Jahre unter des Stifters Hand, 4) Goßners Mission wird fortgesetzt, 5) Die Krisis in der Kolsmission, 6) Die neuere Zeit, und schließt dann mit einem 7) Ausblick. Beigegeben ist ein wertvoller statistischer Anhang.

Die Bremer Festschrift zerfällt in drei Teile: 1) „Von dem Grund, dem Recht und dem rechten Grundton unserer Jubelfeier“ von O. Funcke, 2) „Fünfzig Jahre Arbeit, 1836—1886“ von F. M. Zahn, und 3) „Unsere Aufgabe für die Zukunft“ von C. Leipoldt.

Hoffentlich kommt uns auch von Leipzig bald eine ähnliche Festschrift zu.

Observations and Reflections on matters connected with Missionary Societies and Missionaries of all denominations and all countries. By *R. N. Cust*, Servus Servorum. London.

Dieses Schriftchen (43 S.), das der gelehrte Verfasser zunächst der großen amerikanischen Missionsgesellschaft in Boston zu ihrem 75. Geburtstag gewidmet hat, verdient von allen Missionsleitern und Missionaren beachtet und beherzigt zu werden. Es enthält Warnungen und Ratschläge, wie man sie von einem so erfahrenen und wohlwollenden Kritiker gern annimmt; und wenn auch nicht alles, was er sagt, stichhaltig ist, so ist doch alles anregend und lehrreich. Herr Cust ist gegen isolierte Missionsunternehmungen und gegen kleine Gesellschaften, aber auch gegen allzu große; er ist gegen hastige Neugründungen und gegen ungeduldiges Aufgeben des kaum Begonnenen, gegen allzu frühes Heiraten der Missionare, gegen die Schulmissionen, welche nicht

direkt auf Bekehrung abzielen, gegen Ueberbildung der Neubekehrten, gegen die Errichtung kostspieliger Kirchen und anderer Gebäude auf Rechnung der Missionsgesellschaft, gegen die Konkurrenzmacherei und das gegenseitige Sich richten und sich verachten, gegen übertriebenen Temperenzeifer, gegen heimliche Taufen, gegen Gründung von Staatskirchen, gegen das beständige Appellieren an Verträge, Konsuln und Kanonenboote, gegen jede Einmischung in Politisches, gegen das Predigen durch Dolmetscher und gegen die Einführung des Englischen als Kirchen- und Schulsprache, gegen das Aufkaufen von Sklavenkindern zum Zweck ihrer christlichen Erziehung, gegen unbezahlte Missionare, welche als echte Freischärler bloß das thun, was ihnen selber beliebt, und, weil sie auf eigene Kosten leben, auch nach eigener Methode Krieg führen zu dürfen oder, wenn es ihnen einfällt, die Kriegführung aufgeben zu dürfen meinen. Er ist für feste Ordnungen und strammes Regiment, für konstante Komites, die nicht nur dem Namen nach, sondern in Wirklichkeit regieren, aber nicht herrschen, für gründliches Sprachstudium, für schonende Behandlung der Heiden, für weise und bescheidene Rücksichtnahme auf ihre Vorurteile und vor allem auf ihre (politischen und allgemein menschlichen) Rechte, für Schonung der Gesundheit und des Lebens, aber auch für ernsteste Selbstverleugnung und treues Ausharren auf einem gefährlichen Posten, für ausführliche und gewissenhafte Berichterstattung, für ärztliche und weibliche Missionsarbeit u. s. f.

Den Schluß macht ein energischer Angriff auf die „sündhafte Arbeitslosigkeit, die sündhafte Unwissenheit und den sündhaften Geiz" derer, die noch nicht Missionsarbeiter oder Missionsfreunde sind.

Missionary Tracts for the Times. Nr. 1—3. By Rev. *C. H. Carpenter*. Boston: Percival T. Bartlett, 43 Lincoln Street.

Ebenfalls ein Beitrag zur Missionswissenschaft, zunächst zur Kritik der gegenwärtig herrschenden Missionsmethode, durch welche nach des Verfassers Meinung die eingebornen Christen — statt zur Selbständigkeit erzogen zu werden — bloß pauperisiert und demoralisiert werden. Der heftige Ton, in welchem Herr Carpenter namentlich gegen die baptistische Missionsgesellschaft in Amerika, in deren Dienst er selbst unter den Karenen gearbeitet hat, gegen ihre hochbesoldeten Sekretäre u. s. w. loszieht, erinnert an die Art des Herrn Wilder in seiner „Missionary Review". Es ist viel Uebertriebenes und Ungerechtes dabei, aber auch viel Wahres und Beherzigenswertes. Dadurch, daß die heimatlichen Missionsarbeiter und zum teil auch die Missionare selbst sich so lange gegen die ungerechten Angriffe glaubens- und verständnisloser Gegner haben verteidigen müssen, sind sie vielfach dazu gekommen, sich als eine Art Märtyrer zu betrachten, von ihrer Sache immer nur im Tone eines gewissen apologetischen Pathos zu reden und gegen berechtigte Kritik nicht nur mißtrauisch, sondern auch harthörig zu sein. Es ist an der Zeit, daß das anders werde. Wir müssen uns selbst richten und vom Gerechten uns freundlich — oder auch unfreundlich — schlagen lassen, wenn wir nicht verwerflich werden wollen.

Die Titel der vorliegenden drei Traktate lauten:

Nr. 1: **Self-Support.** How far attained in our Missions.

Nr. 2: **The American Baptist Missionary Union.** Its present standing as an economical agency for propagating the gospel.

Nr. 3: **The Subsidy System in Missions.** Shall it be extirpated?

Der Preis ist je 1 Fr. und für Missionare, welche sich direkt an den Verfasser in Newton Centre, Mass. U. S. A. wenden, 50 Cts.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**



Hängemattreise auf der Sklavenküste.

La Loma, der Fetischprophet.

Zweiter Teil.

Own als Gbaso.

Von H. Bohner.

12. Verfassung der Negerstädte; Kriegsvereine; Vorbereitung und Führung eines Krieges.

Ein schöner Frühlingsmorgen war über unsere Grasebene aufgegangen. Fruchtbare Regen hatten sie mit frischem Grün geschmückt, nachdem ihr die Grasbrände des Harmattan*) ein gar trauriges schwarzes Aussehen gegeben hatten. Lilablaue, gelbe und feuerrote Orchideen mit ihren teils längern, teils kürzern blätterlosen Stengeln stachen schön von dem grünen Wiesengrund ab und wiegten sich im Morgenwind. Dazwischen standen Bäume und Gebüsch mit gelben, blauen und weißen, zum Teil sehr stark duftenden Blüten. Unser Freund Anang aber, den wir mit seinen beiden Frauen, so rasch es gehen will, seiner Vaterstadt La zueilen sehen, scheint nichts von der Schönheit der Natur zu merken. Betrübten Sinnes schreitet er hinter den beiden Frauen her. Er hat Botschaft erhalten, sein Onkel Own sei plötzlich erkrankt und er, Anang, solle schleunig heimkommen. Jetzt ist er in der Nähe der Stadt angekommen; nur eine Viertelstunde hat er noch zu gehen. Da läßt er die Frauen zurück und eilt noch schneller als bisher seinem Ziele zu, um doch ja seinen Onkel noch lebend anzutreffen. Schon kann er die ganze Stadt überblicken. Da springt plötzlich aus einem Versteck hinter dem Gebüsch eine Schar von Männern hervor und fällt mit den Worten: „Erhebet ihn, diesen unsern Hauptmann!" über den Ahnungslosen her. Einer nimmt ihm ungefragt sein Gewehr ab,

*) Vergl. Miss.-Mag. 1885, S. 408.

die andern legen ihm die Abzeichen eines Kriegshauptmannes an, d. h. eine aus einem Stück Antilopenfell verfertigte, mit mehreren Amuletten verzierte Kappe und einen aus dicken, schmalen Baumwollstreifen zusammengenähten, mit heiligen Vogelfedern und andern Amuletten durchwirkten Panzer. Dann giebt man ihm in die linke Hand einen altertümlichen durchbrochenen Degen und in die rechte eine aus dicker Wildschweinhaut gedrehte Doppelpeitsche. So angethan, wird er auf einen aus acht Gewehren geformten Schild erhoben und unter Abfeuerung zweier Schüsse mit dem Ruf: „Halloh, wir haben ihn erhoben; hallo, wir haben ihn erhoben!" zur Stadt hineingetragen.

In der Stadt ist es inzwischen lebendig geworden. Denn kaum waren die zwei Schüsse gefallen und der Halloh-Ruf ertönt, so war jedermann auf die Straße geeilt, um dem Erwarteten entgegen zu rennen. In feierlicher Prozession empfängt ihn die Menge, die Frauen mit Zujauchzen und Zuwedeln, die jungen Männer mit Gewehrsalven. So zog man durch die Straßen der Stadt dem Marktplatz zu, wo sich der König mit seinen Großen zu feierlicher Audienz niedergesetzt hatte.

Doch nicht alle schienen über das Ereignis sich zu freuen. Denn wir sehen, wie sich plötzlich eine Anzahl von Jünglingen zusammenrottet, Anangs Häscher überfällt und mit aller Macht ihnen denselben zu entreißen sucht. Es entsteht ein hartnäckiger Faustkampf, der aber schließlich mit dem Sieg der „Diebe," wie die andern sie nennen, ein Ende nimmt. Die sich Wehrenden sind die jüngern Verwandten von Anang, welche diesen Scheinkampf führen müssen. Früher verlangte es die Ehre und das Ansehen des zum Hauptmann Gewählten, daß wenigstens ein Kopf bei diesem Kampfe fiel, jetzt aber giebt man sich mit einem halben Dutzend blauer Augen zufrieden, weil das Kopfabschneiden unangenehme Folgen haben könnte. Als Vorwand zum Kampf diente Anangs Verwandten der Umstand, daß man sie nicht gefragt habe und daß, wenn man nun in den Krieg ziehe, sie es seien, welche Anangs Gewehr und Proviant zu tragen hätten, da es natürlich mit der Würde eines Hauptmanns unvereinbar wäre, daß er diese Sachen selber trägt. Auch könne es Anang passieren, daß er einen dummen Streich macht, dann hätten sie dafür einzustehen u. s. w. Doch gaben sie sich schließlich zufrieden und schlossen sich ebenfalls dem Zuge an.

Die bürgerliche Verfassung der Negerstädte besteht aus zwei gänzlich verschiedenen Körperschaften. Die erste Art ist die der Familien, die zweite Art die der freien Vereinigungen. Während jene das soziale Leben vertreten, bilden diese das politische. Jede Stadt besteht nämlich aus verschiedenen Quartieren, Akutschei, d. h. Stämme genannt, weil alle Familien, die im betreffenden Quartiere wohnen, mit einander verwandt sind bezw. von den gleichen Vorfahren herstammen. An der Spitze eines Quartiers oder Akutscho steht der Akutschoschä oder Stammesvater als Oberhaupt der Familienväter eines Quartieres. Diese Stammeshäupter bilden den Rat des Königs oder Stadtvaters und werden gewöhnlich Stadtälteste genannt. Alle Streitigkeiten und Anliegen einer Familie sind Sache des Schiantschä oder Familienvaters, die der Quartiere Sache des Akutschotschä oder Stammesvaters, die der Stadt Sache des Mangtschä oder Königs.*) Neben diesen Familien-Verbänden gehen die der freien Vereinigungen her. Diese heißen Asafo, welches Wort man mit Gemeinde, Gesellschaft, Heeresabteilung, Kompagnie übersetzen kann. Jede dieser Asafo hat ihre Vorhut, Mitteltreffen und Nachhut und jede der drei Abteilungen ihren Asafoatschä, d. h. Vater der Asafo oder auf gut deutsch Hauptmann. Neben dem Asafoatschä spielt noch der Schibi, sowie der Fahnenträger und Trommelschläger der ganzen Asafo eine Rolle. Der Schibi ist soviel als Kassier, nur mit dem Unterschied, daß er immer zuerst das Geld für die Ausgaben vorzustrecken hat, ehe es von den Mitgliedern der Asafo einkassiert wird. Diese Asafo sind verschiedener Art. In den meisten Negerstädten giebt es drei,**) in größeren Städten 5—7***) Arten. Die unterscheidenden Merkmale sind die Fahne und die Trommel, bezw. der Takt, nach welchem marschiert oder getanzt wird. Jede der Arten kann in einer und derselben Stadt drei bis vier Asafo haben, da gewöhnlich Altersgenossen in den Jahren des Mannbarwerdens sich zu einer Asafo zusammenrotten und dann ihr ganzes Leben lang zu der Art von Asafo gehören, welcher sie sich angeschlossen haben. Alle Hauptleute der Asafo einer Stadt bilden zu-

*) Schia = Haus, Akutscho = Stamm, Mang = Stadt oder Volk; Tschä = Vater.

**) Asongofoi, Akomfode und Tschirimfoi.

***) z. B. in Akra; hier giebt es noch Atun und Amfere 2c.

sammen einen Rat, Akwaschong genannt, dessen Vorsitzender der älteste Hauptmann ist. Dieser Rat spielt in allen öffentlichen Angelegenheiten, wie Krieg und Frieden, eine große Rolle. Die Asafo-atschä werden deßhalb von der englischen Regierung auch kurzweg Kriegs-hauptleute genannt. Doch trifft dieses nicht ganz zu, da im Krieg nicht Asafo-weise, sondern Familien-weise gefochten wird. Sonst nehmen sie den Rang von Herzögen ein, weßhalb ihnen auch ein Degen überreicht wird und Tapferkeit sie auszeichnen soll. In ihrer Asafo genießen die Hauptleute großes Ansehen; sie haben in allem den Vortritt. Die ihnen überreichte Knute dürfen sie bei Schlägereien zur Friedensstiftung nach Herzenslust handhaben, auch mit derselben im Krieg zum Kampfe antreiben. Um ihre Familienverhältnisse bekümmert sich aber die Asafo nicht, und kann es deßhalb auch einem Hauptmann passieren, daß er sich wegen Schulden muß verpfänden lassen.

In La existieren drei Arten von Asafo; aber von diesen hatte keine unsern Freund Anang sich zum Hauptmann erkoren. Anang wurde vielmehr der Hauptmann der königlichen Leibgarde. Diese besteht aus allen Männern des Königquartieres, in welchem sich auch die Wohnung von Anang befand. Der Hauptmann dieser Garde ist zugleich der Adjutant des Königs und Vollstrecker der königlichen Befehle, nimmt also eine bedeutende Ehrenstelle ein. Und eben die Ehre und das Ansehen, welche sie mit sich bringt, war die Hauptursache, daß Owu seine Einwilligung gab, als in später Mitternachtsstunde der König ihn besuchte und ihm den Vorschlag machte, seinen Neffen zum Hauptmann zu erheben. Als Owu einige Scheinbedenken erhob, wies ihn der König darauf hin, daß ja nach seiner eigenen Prophezeiung ein Krieg bevorstehe und er es deßhalb nicht mehr länger ohne Hauptmann machen könne. Hiezu könne er aber nicht den ersten besten Taugenichts brauchen, sondern es müsse der Sohn eines achtbaren Mannes sein &c. Auch werde die Erhebungsfeier den Mut der jungen Mannschaft außerordentlich stärken. Owu sah das ein und versprach seine Mitwirkung. Erst als alle Einkäufe an Rum und Pulver besorgt waren, erfuhr auch die übrige Bevölkerung, wen der König sich zum Hauptmann erwählt hatte. Nur Anang, mit dessen Wahl jedermann einverstanden war, und seine nächsten Verwandten durften nach altem Brauch nichts davon erfahren, bis der Erkorne in der oben beschriebenen Weise überrascht wurde.

Sehen wir uns nun wieder nach ihm um. Als seine Träger und das Gefolge sämtlicher Asafoi und der Frauen mit ihm vor dem König angekommen waren, setzten sie ihn ab und schlossen einen Halbkreis um ihn her; die üblichen Begrüßungen fanden statt; einer machte den Sprecher und stellte Anang als des Königs Hauptmann vor. Nachdem der König und die Stadtältesten sich zustimmend geäußert hatten, erhob sich Anang, zog den Degen und begann wie folgt: „König, hörst?“ (Ja, ich höre.) „Daß ich heute so dastehe als Hauptmann, das ist nicht mein Wille. Mit Gewalt hat man mich ergriffen und meine jungen Brüder haben heldenmütig um meinetwillen gefochten. Ich möchte wohl sagen: ich will nicht, aber das wäre nicht gut. So höret denn: Dieser Degen, den ihr mir in die Hand gegeben habt, diese Fahne, die hier getragen wird, und diese Trommel, welche da vor mir steht: wenn die je in Feindeshände geraten, dann bin ich es nicht“ (d. h. es kostet mich vorher meinen Kopf). Bei diesen Worten schwang er den Degen über sein Haupt hin. Dann fuhr er fort: „Oder sollte es gar geschehen, daß sich jemand erkühnte, seine Hand an dich, unsern König, zu legen, müßte ich nicht der ich sein; nur über meinen Leichnam hinweg kann solches geschehen. Oder daß ich stille sitzen sollte, wenn man deine Befehle mißachtet, oder gar selber nicht gehorchen — das bin ich nicht.“ Als Anang geendet und sich gesetzt hatte, sagte der König zu seinem Sprecher: „Schwöre ihm an meiner statt!“ worauf der letztere des Königs Schwert ergriff, es gegen Anang ausreckte und ihm in einer längern Rede schwur, daß, so wahr er König sei, es Anang den Kopf kosten würde, wenn er in irgend einer Weise, sei es durch Feigheit oder durch Ungehorsam oder sonstwie, sich gegen seinen Eid verfehlen würde. Hierauf thaten sämtliche Hauptleute der Stadt das Gleiche. Anangs Leichnam könne nur mit ihrem Leichnam den Boden bedecken u. s. w. Nun wurde die ganze Gesellschaft mit Rum regaliert, und darauf wurden noch verschiedene Tänze von der jungen Mannschaft aufgeführt.

Da außer den Hauptleuten bei den freien Vereinigungen der Neger die Fahnen eine große Rolle spielen und der Krieg mit den Asanteern ernst zu werden drohte, so wollte König Akono durch die Weihe einer neuen Fahne den Mut seiner Leute noch weiter stärken. Jede Art von Asafo hat ihre bestimmten Fahnenfarben; auf den einzelnen Feldern derselben können allerhand symbolische Zeichen und allegorische Figuren angebracht werden. Auf letztere halten die Neger

sehr viel, und wo zwei Parteien miteinander streiten, da werden sie stets zu Herausforderungen benützt. Einmal war der König von Akra von den Engländern nach Elmina transportiert worden und hatte hier einen Fischhandel angefangen. Als ihn nun die junge Mannschaft eines andern Quartieres auf einer Fahne als Fischhändler darstellte und sich bei ihrem Umzug erlaubte, bei hellem Tag mit einer brennenden Laterne und einer Handglocke durch das Quartier des Königs zu gehen, veranlaßte dies eine solche Schlägerei, daß einige Leute tot auf dem Platze blieben und die Ueberlebenden schwer gestraft werden mußten. Das Tragen der Laterne wurde als doppelsinniger Spott betrachtet: Da so wenige aus des Königs Quartier die Schule besuchen, so wollten ihnen die andern zeigen, daß sie ihnen ein Licht aufstecken müssen; und zweitens wollten sie ihnen sagen, wer dort einen rechten Mann finden wolle, müsse ihn mit der Laterne suchen!

Die Fahne nun, welche der König von La zur Ermutigung seiner Stadtkinder wollte weihen oder entfalten lassen, war keine solche Spottfahne. Sie gehörte überhaupt keiner einzelnen Asafo, sondern der ganzen Stadt und war schon längst von derselben um viel Geld durch einen europäischen Kaufmann von England bezogen worden. Außer einem blauweißen Stern oder Doppelkreuz in rotem Feld befand sich ein schwarzer Löwe darinnen, der in seinen Vordertatzen eine kleine Fahne hielt als Zeichen dafür, daß die ganze Stadt La diese Fahne mit dem größten Heldenmut verteidigen wolle. Wegen der damit verbundenen Kosten war die Weihe von Jahr zu Jahr hinausgeschoben worden. Jetzt aber war die Fahnenweihe unter Owus Antreiben beschlossene Sache. Da entstand aber plötzlich ein Streit, der fast den ganzen Plan wieder vereitelt hätte, und zwar bei einem der öffentlichen Aufzüge, wie sie sich alljährlich an das Homowo- oder Erntefest anschließen. Diesmal waren es die Bauern und die Küstenbewohner, welche einander gegenüberstanden. Die letztern lassen nämlich vielfach ihre Bräute und Frauen im Stich und gehen mit dem Dampfer an die untere Küste, um dort viel Geld zu verdienen und dann als gentlemen wieder zu kommen. Das hat dann zur Folge, daß die Verlassenen, zum Teil von Hunger getrieben, sich vielfach an die Bauern hängen und ihren Männern untreu werden, zumal da die letztern nach ihrer Rückkehr sich öfters noch sehr geizig gegen ihre Frauen benehmen. Diese Umstände

suchten nun die jungen Plantagenarbeiter durch einen Umzug mit eigens dazu verfertigten Puppen und anderem Zubehör lächerlich zu machen. Schon entspann sich eine Schlägerei und bald wäre es zum Aeußersten gekommen, wenn nicht Owu Rat gewußt hätte. Er rannte, so schnell er konnte, zum Wulomo des Fetisches Lakpa und veranlaßte diesen, mit der heiligen Haue (Miss.Mag. 1881, S. 55) unter die Kämpfenden zu eilen. Das wirkte. Der Kampf ließ nach; die erhitzten Gemüter fingen an sich zu beruhigen. Aber unter der Asche glimmte das Feuer fort. Einige Hauptleute, darunter auch Anang, waren so scharf mitgenommen worden, daß sie sich tief beleidigt fühlten und blutige Rache schworen. Gerade bei der Fahnenweihe, wo so viel geschossen wird, wäre es ihnen ein Leichtes gewesen, durch einige scharfe Schüsse ihre Gegner aus der Welt zu schaffen. Das mußte verhindert werden. Der König fürchtete, es würde zu einem allgemeinen Blutvergießen in der Stadt und er selbst dadurch in große Verlegenheit kommen. So beschloß er denn, lieber auf die Fahnenweihe zu verzichten. Dieselbe konnte ja bis auf bessere Zeiten verschoben werden. Owu aber trat auch hier wieder in den Riß. Auf seinen Rat wurde beschlossen, Lakpa als Schiedsrichter anzurufen und so den fatalen Streit endgiltig beizulegen. Die beiden Parteien mußten im Prophetenhaus erscheinen und ihre Sache durch den La Lomo seinem Fetisch vortragen, und dieser war natürlich so weise, keiner von beiden Recht zu geben, sondern alle mit einander als unartige Kinder auszuschelten, von jeder Partei ein Schaf als Sühnopfer zu verlangen und denjenigen mit Ausrottung zu bedrohen, der sich unterstehen würde, diese Sache noch einmal zu erwähnen oder heimlich seine Rachegedanken auszuführen.

Damit war die Geschichte zu Ende und das Fahnenfest konnte beginnen. Es verlief in der üblichen Weise.

Aus den Nachbarstädten hatten sich viele Zuschauer eingefunden und an den Seiten der Hauptstraße Platz genommen. Die Frauen der Stadt hatten die Hausfetische auf die Mitte des Marktes getragen und einige Töpfe mit Wasser daneben gestellt. Sämtliche Asafoi waren gruppenweise bewaffnet aufgestellt, mit ihren Hauptleuten an der Spitze. Der König mit seinen Großen hatte sich „gesetzt.“ Als dieses alles geschehen war und Anang dem König die Bereitschaft gemeldet hatte, übergab der letztere die verhüllte Fahne ihrem Träger, welcher in Begleitung einiger Leute sich vor die Stadt

begab, woselbst die Hülle entfernt und mit fliegender Fahne Kehrt gemacht wurde. Vor dem Stadteingang umfingen die Asafoi sie in weiten Reihen. Unter starkem Gewehrfeuer ging es dem Marktplatz zu, wo der Fähndrich bei den Frauen Sellung nahm und die Krieger sie unter dem Abfeuern der Gewehre umtanzten. Hiebei tauchten die Frauen beständig ihre Wedel in das geweihte Wasser und besprengten die Schießenden, um ihre Gewehre vor dem Zerplatzen und sie selber vor rachsüchtigen Gedanken zu bewahren. Das Gewehr wurde stets beim Umkreisen abgeschossen, dann in die Höhe geschleudert und wieder aufgefangen, worauf der Schießende den Kreis so lange verließ, bis er wieder geladen hatte. Nachdem so die Fahne begrüßt worden, mußten sämtliche Hauptleute der Reihe nach in uns schon bekannter Weise den Fahneneid leisten, worauf eine große Schmauserei die Feier beschloß.

Der Krieg war indessen näher gerückt. Ein Kommissär der englischen Regierung hatte sämtliche Könige des Gä-Ländchens nach Akra beschieden und von ihnen die Zusage erhalten, daß sie sich an dem Feldzug gegen Asante beteiligen wollten. Waffen und Munition wurden versprochen und jedem der Könige ein Tag bestimmt, an welchem er kommen solle, dieselben in Empfang zu nehmen. Für unsere Freunde in La aber wurde dieser Tag zu einer großen Enttäuschung. Sie hatten geglaubt, jeder Krieger dürfe vor dem Hause des Kommissärs einen Schuß abfeuern und nach der Anzahl der Schüsse richte sich dann auch die Zahl der zu verabfolgenden Gewehre. Dabei wollten sie durch starkes Laden zeigen, daß sie schießen können und tapfer seien, so daß der Engländer darob staunen würde! Auch hatten sie gehört, daß viele Akraer beim Austeilen wiederholt die Kleider gewechselt hatten, wodurch es ihnen möglich wurde, 4—5 Gewehre zu erhaschen. Das wollten sie sich ebenfalls zu Nutz machen und manche hatten zu dem Zweck nicht allein mehrere Mützen zum Wechseln übereinander auf dem Kopf sitzen, sondern auch verschiedene Ueberwürfe mit sich genommen. Nun waren alle diese Vorbereitungen vergebens. Vor dem Hause des Kommissärs angekommen, erklärte der Sprecher desselben, sein Meister wolle vom Schießen nichts wissen. Der König wurde kurz gefragt, wie viele Krieger er habe und wurden ihm dementsprechend Munition und Gewehre verabreicht. Die Zahl der letztern war aber so gering, daß kaum der zehnte Teil der Mannschaft damit versehen werden konnte. Der König und

seine Großen wurden stutzig und wollten schon vom Zuhausebleiben reden, als ihnen noch zur rechten Zeit einfiel, wie fürchterlich das Angesicht des Weißen sei, wobei Annehmen und Gehorchen als das Beste erschien. Um so toller ging nun aber das Schießen zu hause los, denn jeder wollte sein Gewehr nicht nur einmal, sondern mehrmal probieren. An Zeit fehlte es nicht. Denn nur Munition hatte die Regierung geliefert; für Proviant mußte jeder selber sorgen. Bis aber viele sich Geld geborgt, damit Wälschkorn im Busch gekauft und die Frauen dieses geröstet und zu Mehl gemahlen hatten, verging eine geraume Zeit.

Diesen Zeitraum wußten auch die Fetischmänner für ihre Zwecke auszunützen. Eine allgemeine Versammlung derselben fand statt, in welcher zunächst besprochen wurde, wer von den Hauptfetischen das Heer begleiten solle. Daß Sakumo, der erste Fetisch des Ländchens, zu hause bleibe und von da aus den Siegern seinen Segen spende, fand man selbstverständlich. Denn etwa sagen zu müssen, Sakumo sei besiegt worden, wäre eine unaustilgbare Schande für das ganze Land gewesen. Ein untergeordneter Fetisch konnte sich leichter dieser Gefahr aussetzen, gerade wie sich ein Minister leichter absetzen läßt als ein König, obgleich vielleicht der erstere im Auftrag des letztern gehandelt hat. Für Sakumo hielt man die Rolle des Friedenspenders für ehrenvoller. Als passendster Kriegsherzog aber erschien den meisten Wongtschä der gefürchtete L a k p a. Sogar einige Laer stimmten bei; die übrigen Dorfbewohner jedoch wollten nichts davon wissen. Sie fürchteten heimlich, es stehe ihnen eine Niederlage bevor, und dann sei es um Lakpas Ansehen geschehen. Das sagten sie aber nicht laut. Um allerlei Vorwände, die sie gegen Lakpas Auszug vorzubringen suchten, waren sie übrigens nicht in Verlegenheit. Und ihr Widerspruch hatte Erfolg. A k o t i a sollte mit in den Krieg ziehen — so lautete endlich der gemeinsame Beschluß. Dann kam die weitere Frage zur Verhandlung, ob auch der neue Gbalo (Owu) mitziehen solle oder nicht. Owu hatte auf das letztere gerechnet, da von jeher außer den Wulomoi der Stadtfetische auch der Gbalo zu hause bleiben mußte. Die Versammlung belehrte ihn aber eines andern, indem die alten Männer sagten, der Gbalo dürfe nur dann zu hause bleiben, wenn er schon länger im Amte sei, das sei aber bei ihm nicht der Fall; er müsse deßhalb mit; im Feldlager werde man ihm ein kleines Prophetenhaus errichten, damit er für die Könige die Fetische befragen könne. Dieser Vorsch

war den jüngern unter den Fetischmännern auch recht; denn einesteils hätten sie dem Owu die sichere Ruhe daheim nicht gegönnt und anderseits wollten sie auch seinen Rat im Kriege nicht missen. So wurde denn sein Mitziehen beschlossen, obwohl sich Owu dagegen sträubte und alles Mögliche versuchte, einen andern Beschluß herbeizuführen.

Nach diesen Verhandlungen verlangten verschiedene der jüngeren Anwesenden, man solle ihnen noch vor dem Auszug Gelegenheit verschaffen ihre Beutel zu füllen. Sie wollten verschiedene reiche Leute, die nicht gut gelitten waren, der Hexerei anklagen, dieselben dabei nicht wirklich, sondern nur in Bezug aufs Geld tot machen, wie der Neger sagt, d. h. ihnen eine so hohe Geldstrafe auferlegen, daß ihr Vermögen ruiniert sei. Die alten Männer gingen aber auf diesen Vorschlag nicht ein. Die Zeit sei so kurz und man dürfe vor dem Krieg die Leute nicht mehr aufeinander hetzen, sonst würden im Krieg die eigenen Leute einander totschießen. Wenn der Krieg vorbei sei, dann könnten sie ihr Vorhaben ausführen. Diesem Rat mußten sich die jungen fügen.

Indessen nahte endlich der Aufbruch heran. Das Herkommen verlangt, daß der König von Akra als der erste des Landes 2 Wochen vorher aufbricht. Sobald aber diese Wochen verstrichen sind, müssen die andern Könige mit ihren Leuten mit einem Schlag aufbrechen. Der erstere hatte deßhalb vor dem englischen Kommissär den Termin seines Aufbruches beschworen, hielt ihn aber nicht, weil er nach seiner Ansicht für die Rüstung seiner Krieger zu kurz war. Als man ihn nun heftig drängte und mit Strafe bedrohte, da zog er endlich aus, aber nur zum Schein. Er nahm öffentlich Abschied, lud die großen Trommeln, die im Gehen geschlagen wurden, einigen Sklaven auf und verließ unter furchtbaren Gewehrsalven gegen Abend mit einer Anzahl Krieger die Stadt. Die letztern begleiteten ihn eine starke Stunde weit bis nach La, wo sie umkehrten, während der König mehrere Wochen hindurch vor den Europäern verborgen sich dort aufhielt. Der Kommissär von Akra konnte nun doch wenigstens dem von Ada melden, daß Taki fort sei und er auf seine baldige Ankunft rechnen dürfe. Dieser wartete denn auch von Tag zu Tag und von Woche zu Woche, daß ihm schier die Geduld riß, bis sich endlich eines Tages die schwarze Majestät mit drei Begleitern ihm vorstellte. Als der Kommissär dann erst erfuhr, daß das Heer noch zurück sei, war er sehr

zornig und fuhr die schwarze Majestät in einer Weise an, die wir hier nicht näher beschreiben wollen.

Sehen wir uns jetzt lieber nach dem Heer, bezw. nach unsern Freunden von La, um. Zwei Wochen nachdem der Akra-König ihre Stadt verlassen, ist dieselbe bis in alle Winkel hinein lebendig wie ein Ameisenhaufen. Die Bewohner der Plantagendörfer sind mit Sack und Pack an die Küste gekommen; die Weiber geben ihren Männern das Geleit, um sich nachher auch an den Kriegstänzen zu beteiligen. Lakpa soll dem König von La einen günstigen Tag für den Aufbruch bestimmen, weigert sich aber, so lange der König ihm nicht einen Ochsen geopfert hat. Doch läßt der Wulomo mit sich handeln und giebt sich endlich mit einem Bock, mehreren Stücken Zeug und etwas Rum zufrieden. Als Glückstag wird darauf der Donnerstag bezeichnet, an welchem denn auch der König mit allen Kriegern seines Quartieres aufbricht. Tags darauf folgen die andern Krieger. Alles, was über 14 Jahr alt und männlich ist, muß mit: alte Männer, die kaum mehr gehen und kein Gewehr mehr tragen können, und allerlei junges Volk, das ebenfalls keine Waffen, sondern nur den Proviant oder die Rüstung, Schemel und Matten für die Alten trägt. Ehe die Krieger die Stadt verlassen, umkreisen sie den frisch aufgeputzten Hain des alten Kriegsfetisches Osabu, um durch diese Zeremonie Mut zu gewinnen, denn „Osabu“ heißt zu deutsch „Bahnbrecher.“ Unterwegs wird in jeder Stadt Halt gemacht und die ersten Persönlichkeiten, König und Aelteste, werden begrüßt. Wenn man nicht gerade marschiert, so vergnügt man sich mit Spiel und Tanz. So zog das Heer langsam der Küste und dann dem Wolta entlang bis an die feindliche Grenze, wo die Lagerstätte (Grashütten) aufgeschlagen wurde. Jede Stadt hatte ihr besonderes Lager, und die Gruppierung derselben entsprach genau der wirklichen Lage der verschiedenen Städte zu einander. Jedes Lager hatte dann wieder seine Quartiere 2c. Das Material zu den Hütten holte man aus der nächsten Umgebung, bis es hier etwas rar wurde und die Nachzügler, um solches zu gewinnen, sich ziemlich weit vom Lager entfernen mußten. Diese Gänge machten sie natürlich stets bewaffnet. Dabei stießen sie eines Tages auf einige Dörflein. Die Frauen und Kinder, welche allein zu hause waren, erschraken und wichen auf die Seite, als sie die Krieger sahen. Das war Ursache genug, sie für Feinde zu halten, über sie herzufallen und sie zu Gefangenen zu machen,

und dabei ging es so hitzig zu, daß ohne allen Grund einige Schüsse abgefeuert wurden. Im Triumph brachten die Helden des Tages ihre Beute ins Lager und erzählten, wie sie ein feindliches Dorf überfallen, mit den Einwohnern desselben gefochten und dann diese Beute gemacht hätten. Jedermann beglückwünschte sie, daß sie so leicht sich Sklaven erbeutet hätten. Am nächsten Morgen aber folgte die Ernüchterung. Das Dorf gehörte zu einer befreundeten Stadt und sämtliche Gefangene mußten wieder herausgegeben werden.

Dieser Vorgang hatte jedoch zur Folge, daß drei Tage später in allen Städten der Kriegstanz der Frauen begann. Denn noch am gleichen Abend, ehe der Irrtum aufgeklärt war, hatte der Akra-König einen Boten abgeschickt, der in allen Städten den Wulomo zu sagen hatte: der Krieg habe begonnen; sie sollten sorgen, daß die Frauen ebenfalls das Ihrige leisteten. Als dieser Bote in La eingetroffen war, versammelte schon am nächsten Morgen der Wulomo des Lakpa sämtliche Frauen der Stadt in seinem Gehöfte, verkündigte ihnen den Anfang des Kampfes und befahl ihnen, sich auf den Nachmittag zum Tanz bereit zu machen. Es geschah. Am Nachmittag zog die ganze Frauenwelt von La, die meisten in Männnertracht, vor dem Tempel ihres Hauptfetisches auf, die Frauen der Angesehenen voran, die der Armen hintendrein. Die Frauen von Fischern hatten sich mit den Rudern ihrer Männer, die der Bauern mit Buschmessern und zum Teil mit Hauen bewaffnet. Die heidnischen Frauen von Christen trugen zum Teil die Bücher derselben in Händen. So zogen sie tanzend, zum Teil in Männertracht, auf. Vor dem Tempel angekommen, formten sie einen großen Kreis. Der Wulomo saß unter der Thüre und begann das Gebet: „Nie und nimmer möge es geschehen, daß unsre Krieger geschlagen werden („O nein!"), oder davonlaufen („O nein!"), oder durch Krankheit sterben („O nein!"); aber unsre Feinde sollen untergehen („Ja!"), verbrannt werden („Ja!"); gefangen genommen und zu Sklaven gemacht werden („Ja!"); das Unglück soll sie treffen rc." „Ja!", fiel der Weiberchor ein. Nun erst begann der eigentliche Tanz. Die Vortänzerin gab eine Parole aus, welche einen Fluch- oder Segenswunsch enthielt und von den im Gänsemarsch hinter ihr drein tanzenden Frauen nachgebetet wurde. Der Tanz, wobei sich der ganze Körper mimisch bewegte, war nur der Taktschlag zu dem gesprochenen Text. So bewegte sich der Zug durch alle Straßen hindurch. War

ein Mann so unglücklich, demselben zu begegnen, dann umringten und verspotteten ihn die Frauen als Feigling, ja ließen sich mitunter nicht zurückhalten, zu Thätlichkeiten überzugehen.*)

Zur Abwechslung kehrte hie und da der ganze Reigen das Angesicht gegen Osten, in welcher Richtung sich das feindliche Land befand, um über dasselbe die entsetzlichsten Flüche auszustoßen. Oder jede Frau trug einen Prügel vor die Stadt hinaus, wo dieselben hingeworfen und Wasser darauf geschüttet wurde. Nach dem Glauben der Weiber lief dieses Wasser auf übernatürliche Weise in die Gewehrläufe der Feinde. Auf ähnliche Weise sandten die Frauen ihren Männern Speise, Trank und Munition zu. Man durfte nur ein Weniges von diesen Dingen an den pferdeschweifähnlichen Palmfaserbündel, der vor der Thüre des Mannes hing, binden, so war der Mann in Hülle und Fülle damit versehen; denn an diesem Schweife ziehend hatte ja der Mann jeden Morgen sein Gebet verrichtet, bezw. seine Wünsche ausgesprochen. Nun that die Frau für ihn das Gleiche und fügte ihren Bitten noch ein symbolisches Zeichen hinzu. Dieses Treiben der Frauen fand mit einigen Ausnahmen jeden Tag statt, bis die Männer aus dem Krieg zurückkehrten.

Es ist Abend im Lager und helle leuchtet der Mond. Eine Anzahl Krieger hatten den Tag über beim Plündern der feindlichen Plantagen ein kleines Gefecht zu bestehen gehabt und dabei die Entdeckung gemacht, daß der Feind in unmittelbarer Nähe sei. Die ausgesandten Spione hatten das Gleiche berichtet und auf den Rat der grauen Häupter wird darum das Heer die ganze Nacht über wachgehalten, und wenn in der Nacht nichts geschieht, so ist man bereit, am Morgen zum Angriff vorzugehen. Der König von Akra geht mit seinen Hauptleuten durchs Lager und ermuntert zu Spiel und Tanz, damit die Feinde hören, daß man wache und also vom Ueberfall abstehe. Dieser Aufforderung leistet dann auch die Mannschaft bis zum Uebermaß Folge. Alle Könige lassen ihre Königs-

*) Mir selber ist es passiert, daß, als ich auf einem Spaziergang einem englischen Doktor Auskunft über einen solchen Aufzug erteilen wollte, wir beide plötzlich von den Tanzenden umringt und in ihrer Weise besungen wurden.

trommeln*) ertönen; der reiche Kotei von Täschi Flöte und zwei reiche Akra-Neger Elefantenhörner blasen.**)

Zur Trommel werden mimische Tänze aufgeführt. Unter den Tänzern ist auch Anang. Sein Geberdenspiel will sagen, daß er vor keinem Menschen sich fürchte, wider Gott aber nichts vermöge. Ein zweiter giebt durch seinen Tanz zu verstehen, daß nur Krankheit im stand sei, ihn vom Kampfe zurückzuhalten. Ein dritter zeigt, wie er kämpfen und den Feinden die Köpfe abschneiden werde 2c. Andre, die nicht tanzen wollen, erzählen sich Kriegsgeschichten, um sich gegenseitig Mut einzuflößen und die Zeit zu vertreiben. So beginnt unter andern Vater Odonko wie folgt: „Ihr alle wißt doch, daß die Akwamuer, welche jetzt oben am Wolta wohnen, einst unter dem Akemberg hausten und unsre Vorfahren über die Maße quälten. Ich will euch nun erzählen, wie es kam, daß sie vertrieben wurden. Es ging dabei folgendermaßen zu: Der dänische Gouverneur

---

*) Jeder König hat eine große, 5 Fuß hohe Trommel, nur der Stammeskönig hat zur Auszeichnung vor den andern deren zwei; dann zwei große, umgestürzten Flaschen ähnliche, welche Mann und Frau, und drei kleine, welche deren Kinder vorstellen sollen. Diese sechs Trommeln werden in Gemeinschaft mit zwei Pauken immer mit einander geschlagen, wenn der König tanzen oder spielen läßt. Sie repräsentieren den königlichen Hof und sind von dem König, wenn er amtlich auftritt, unzertrennlich. Auf „Mann und Weib" wird auch das Zeichen getrommelt, wenn der Stadtältestenrat oder die Volksversammlung zusammentreten soll. Zu diesen sechs Trommeln kommt noch eine weitere mittelgroße, welche auch die Hauptleute besitzen, die „Schwurtrommel," auf welcher ein Mann bei amtlichen Ausgängen immer das Motto des betr. Königs oder Hauptmannes vortrommelt, etwa wie: „Er schwört und hält's." „Vorwärts, vorwärts, nie rückwärts."

**) Die Flöten der Neger sind aus der äußeren Rinde des Mehrrohres gemacht. Die 6 Oeffnungen des europäischen Instrumentes sind bei diesen auf 3, bezw. 4 Pfeifen so verteilt, daß eine 3, eine 2, und eine 1, oder eine drei, und drei weitere je 1 Oeffnung haben. Hiezu kommen noch 4 andre gewissermaßen als Bässe. Es sind dieses einfache Röhren ohne Oeffnungen an der Seite. Alle 7 oder 5 Flöten werden mit einander geblasen, und dazu eine größere und zwei kleinere Trommeln geschlagen. Nur ganz reiche Neger sind im Stand, sich eine solche Musik zu halten, da das Blasen der Instrumente erlernt werden muß und zum Spielen 11—12 Musikanten nötig sind. Noch mehr ist das der Fall beim Kofeng-Spiel, wo die Blasinstrumente aus eben so viel Elefantenzähnen bestehen. Im ganzen Akra-Land giebt es nur zwei solcher Spiele. Während der Ton der Flöten ein sanfter, angenehmer ist, ist der der elfenbeinernen Hörner ein ohrenzerreißender.

von Christiansborg hatte den holländischen von Akra zum Essen eingeladen und dieser brachte seinen Freund, den König von Akra, mit. Wie sie nun am Tisch sitzen und der Schwarze anfängt, mit seiner Hand zu essen, erteilt ihm der Däne eine Ohrfeige, daß er, wenn er am Tisch des Weißen sitze, sich nicht besser zu benehmen wisse. Der Holländer aber schlichtete den Streit und erklärte den Dänen für schuldig: er habe unrecht gehandelt. Der Schwarze aber behielt die Sache bei sich, und als er nach langer, langer Zeit dem Dänen in Akra begegnete, gab er ihm ebenfalls eine Ohrfeige als Vergeltung. Darüber ergrimmte der Holländer und schalt den König, daß er eine so alte Sache noch einmal aufgerührt habe. Als aber dann der König immer noch nicht von seinem Zorn abließ, fürchtete der Holländer, er möchte die Stadt gegen ihn erregen, und suchte den König zu versöhnen. Zu dem Ende schmierte er die Hände der Stadtältesten und trug ihnen auf, den König auszuforschen, womit etwa er ihn aussöhnen könnte. Man fragte nun den König lange hin und her, bis er endlich dem Holländer erklären ließ, er solle für ihn die Akwamuer bekriegen, dann sei alles recht und gut. Dem Holländer war das genehm. Er ließ nun unter die Akwamuer irdene Tabakspfeifen verteilen, um ihre Zahl zu erforschen; dann dang er den König von Akem, mit seinem Heer den Gaern zu helfen, und so vertrieb man unsere Peiniger, die Akwamuer, daß sie nirgends mehr einen Aufenthalt fanden, sondern genötigt waren, sich hinter den Wolta zu flüchten, wo sie heute noch wohnen." Dem Erzähler wurde durch Beifallszurufe gelohnt, worauf ein andrer ein ähnliches Stück Geschichte aus ihrer Vergangenheit vortrug. In allen diesen Erzählungen war Wahrheit und Dichtung zu ziemlich gleichen Teilen gemischt; doch glaubten die Erzähler, die volle Wahrheit vorzutragen.

In einer andern Gruppe erzählt man nicht Geschichten, sondern Märchen.*) Der Erzähler steht, die Zuhörer sitzen. Singend beginnt er: „Soll ich erzählen oder nicht?" worauf die Zuhörer im Chor singend antworten: „Wir werden dir erwidern" (respon-

*) Das Erzählen von Märchen ist bei den Negern beinahe eine theatralische Vorstellung, da der Erzähler seine Personen redend einführt und ihre Stimme sowohl als ihre Geberden aufs treuste nachzuahmen sucht. Auch Tiere werden redend eingeführt, besonders aber die Spinne, welche in näselndem Ton redet und fast in keinem Märchen fehlen darf. Der Schluß der Märchen ist meistens eine seichte Moral, der Stoff mitunter sehr schmutzig.

dieren). Darauf er: „War es nicht so, daß, als alle Welt vom Hunger nach Fleisch gepeinigt wurde, unser Jäger Sowa weit im Busch drinnen sein Wild erlegte und mit seinem Weib Badua immer Fleisch zu essen hatte! War es nicht so, daß, als eines Tages auch ihnen das Fleisch ausgegangen war und der Fleischhunger sie fraß, unser Jäger eine Antilope fand, die der Leopard, nachdem er ihr Blut gesoffen, an einen Baum gehängt hatte, damit sie Maden ziehe, und er dieselben dann abschlecken könne. Brachte er dann nicht das Fleisch heim und verlangte von seinem Weib Badua, daß sie eine Suppe davon koche. Was sagte aber Badua? Sie sagte: Solch stinkendes Fleisch könne sie nicht kochen. Stellte dann der Mann nicht selbst seine Suppe aufs Feuer und ging sich Pisang zum Fufu zu holen? Als er aber gegangen war, ging das Weib hin, rührte in der Suppe herum, fischte von dem Fleisch heraus und aß. Das sah ein Vogel, setzte sich neben sie auf einen Baum und sang: (Es folgt ein Spottlied auf die Badua in Tschi, das alle singen). Als der Vogel so dem Weib in die Ohren gesungen, flog er in den Busch und sang dort so lange, bis es der Mann verstand. Als der nach hause kam und Badua ihr Betragen vorhielt, erstarb ihr Angesicht und ward dann das Betragen der Frau verworfen, das des Mannes aber ward zur Sitte erhoben, nämlich: alles, was der Mann verlangt, hat die Frau für ihn zu kochen, auch wenn sie selber nichts davon essen mag.“

„Soll ich erzählen oder nicht?“ „Wir sind bereit zu antworten.“ „War's nicht in einer großen Hungersnot, als nichts zu beißen und zu brechen war, als die Henne und der Hahn mit knapper Not noch eine Nuß*) auf dem Dunghaufen entdeckten, daß unser Spinnenmann und der Spinnensohn, von Not getrieben, auch nach Nüssen sich umschauten? Hatte da der Spinnensohn nach langem Suchen eine Nuß entdeckt und sie aufgeklopft, als der Kern in eine Rattenhöhle hinein fuhr. Spinnchen lief nach, den Kern zu suchen, und ehe es sich's versah, fand sich's in der Unterwelt von drei Zwergen (Geistern) umringt, einem roten, einem schwarzen und einem weißen. Ihre

*) Es sind dieses die Nüsse der Oelpalme, welche früher, nachdem die Oelhülle entfernt war, auf den Misthaufen geschüttet wurden, obgleich der Kern derselben ölhaltig und genießbar ist. In Hungerzeiten suchte man sie dann als Nährmittel auf. Seit Jahren aber sind diese Kerne ein bedeutender Handelsartikel geworden.

Haare hingen über's Gesicht herab, ihre Fingernägel hatten sich zu Krallen ausgebildet, gewaschen hatten sie sich noch nie. Spinnchen erschrak; sie aber erkundigten sich, was es da zu schaffen habe? Spinnchen erzählte seine Geschichte. Hierauf holten die Geister eine große schöne Jamswurzel herbei, befahlen aber Spinnchen blos die Schalen aufs Feuer zu setzen, den Jams selbst aber auf den Dunghaufen zu werfen. Spinnchen that's und aus den Schalen wurde das beste Essen. Als es gegessen hatte und satt geworden war, gaben ihm die Geister eine ganze Last Jamswurzeln und lehrten es dieses Liedchen:

Der Erzähler singt: „Weißer Geist, hoho!
„Roter Geist, hoho!
„Schwarzer Geist, hoho!
Die Zuhörer: „Wird mein Kopf es übertreten,
„Was würde mir geschehen?
„Den Kopf, den wirft er weg,
„Den Fuß, den wirft er weg,
„Den Kopf, den wirft er weg.
„Du, du beleidigst die Hauptfetische."

Dann begleiteten sie Spinnchen, befahlen ihm aber das Lied niemals zu singen und es auch niemand zu lehren, sowie den Jams immer auf die angegebene Weise zu behandeln. Spinnchen that's. Zu hause war große Freude über den Jams und als er verzehrt war, holte Spinnchen eine zweite Last und so fort. Nun wollte aber der Spinnenmann wissen, wo Spinnchen den Jams hole; aber Spinnchen fürchtete das Wesen seines Vaters und verweigerte beharrlich jede Auskunft. Als es sich nun einmal wieder zu einem Gang gerichtet hatte, stand sein Vater in der Nacht auf, nahm Spinnchens Sack, that die Kleider heraus und Asche hinein, und machte unten in den Sack ein kleines Loch. So fand er, der ausgestreuten Asche nachgehend, den Weg, und das nächste mal setzte er es durch, daß er ging. Wie er nun die drei Geister sieht, da herrscht er sie an: „Hei, was ist das für eine Art, wie ihr's treibet! Ihr Schmutzbengel, her mit Euch, daß ich Eure Haare schneide und Euch wasche &c." So stritt er lange mit ihnen, bis sie fragten, was er denn eigentlich wolle, und sie ihm Jams gaben zum kochen. Aber er machte es nicht, wie sie sagten, sondern that den Jams in den

Topf und warf die Schalen weg. Aber der Jams wurde nicht weich. Da schalten sie ihn einen Thoren und befahlen ihm es anders zu machen, worauf das Essen genießbar wurde. Zuletzt lehrten sie ihn dieses Lied (das gleiche Lied wie früher wird wieder gesungen). Als sie ihm aber befahlen, das Lied weder zu singen noch es jemand zu lehren und noch nicht recht ausgeredet hatten, begann der Spinnenmann schon zu singen. Darüber zur Rede gestellt, sagte er, er habe ein Lied seiner Stadt gesungen. Kaum war er aber ein Weilchen vorwärts gegangen, so sang er wieder. Aber plumps! von oben fällt etwas herunter, der Spinnenmann stürzt hin, dort liegt sein Kopf, da die Hand, dort ein Fuß — der Spinnenmann ist gestorben! Aber immer singt er noch! Da sagte der weiße Geist zu den andern: „Er ist ein armer Schelm, laßt uns ihn lebendig machen." Da hatten die Geister Erbarmen mit ihm, machten ihn wieder lebendig und bedrohten ihn aufs neue. Aber kaum zu sich selbst gekommen, singt er wieder. Nun prügelten sie ihn durch und ließen ihn mit leerer Hand gehen. Unter Schimpf und Schande kam er heim und ward dort das Betragen des Spinnenvaters verworfen, das des Spinnensohnes aber ward Sitte, nämlich: wenn du in eine fremde Stadt gehst, dann sollst du nicht über die Sitten ihrer Bewohner schimpfen, sondern dich in dieselben schicken."

So vertrieb man sich die Zeit bis über Mitternacht hinaus, zu welcher Zeit der Schlaf über die meisten Herr wurde. Nur die Trommeln durften nicht ruhen, man wechselte die Schläger immer und immer wieder und trommelte fort bis das Tagesgrauen im Osten zu sehen war. Owu suchte schon ziemlich früh sein Lager auf, weil ihn die Arbeit der letzten Tage ermüdet hatte und weil er wußte, daß man in aller Morgenfrühe seiner wieder bedürfen werde. Man hatte ihm am Ende des Lagers der La-Krieger ein kleines Prophetenhaus errichtet, in welchem er fast in einem fort von den verschiedenen Königen Besuche empfing. Bald mußte er diesen Fetisch zitieren, bald jenen durch Ahulu befragen lassen. Er war aber dabei meistens von seinen Spionen gut unterrichtet und erwies sich als Meister im Erteilen von viel- oder nichtssagenden Antworten. Die übrigen Fetischmänner waren ebenfalls nicht müßig. Einige versteckten sich hinter Gras und Gebüsch und erteilten von dort aus auf die Fragen ihrer Kollegen Antwort. Owu mischte sich aber nie öffentlich unter dieselben, um nicht seinerseits den Schein auf sich zu wälzen, als sei

er wie sie ein gemeiner Betrüger. Denn als solche wurden die gemeinen Fetischmänner eben doch hie und da ertappt und entlarvt.

Der Schlachttag war angebrochen. Schon vor Sonnenaufgang waren alle Könige, Aelteste und Hauptleute noch einmal beim Akra-König zur Beratung versammelt. Der Vormarsch bezw. Angriff wurde beschlossen. Zugleich wurde festgestellt, welche Städte das Zentrum und welche den rechten und linken Flügel zu bilden hätten. Die letztern sollten es aufs Umgehen des Feindes anlegen. In ihre Lager zurückgekehrt, brachte jeder der Könige für seine Leute ein Reinigungs- oder Sühnopfer dar, um dieselben gegen Unglück zu feien. Es waren Tieropfer, ein Schaf- oder Ziegenbock, ein Huhn oder eine Katze, aber auch eine Sklavin soll im Geheimen geopfert worden sein.*) Nachdem geopfert war, rührte, so schnell es ging, jeder der Krieger eine Handvoll Mehl von geröstetem Wälschkorn in eine Kalabasche Wasser, schlürfte diesen Brei hinunter, band seine Patronentasche und Amulette um, ergriff sein Gewehr und war nun zum Abmarsch bereit.**) Vor dem Lager sammelten sich die Familiengruppen und schlossen sich aneinander. Die Hauptleute schwuren und schwuren wieder verwegene Eide: Wenn der Feind sich an die Wolken hängen sollte, hängen wir uns mit ihm daran u. s. w. Dann begann der Abmarsch. Der Wulomo des Kriegsfetisches Ojabu trat mit seinem Speer und seinem aus den Rippen der Weinpalme gefertigten mit Kuhhaut überzogenen Schilde vor, warf den Speer dreimal gegen den Feind und barg sich dabei hinter den Schild, und gab so das Zeichen und den Segen dazu. Alles, was nur halbwegs im Stande war zu schießen oder zu fechten, zog ab. Die Könige aber blieben mit

*) Diese Opfer, auch die Sklavin, wurden meist durch Erdrosseln getötet, indem man sie an einen Stab oder Baum festwickelte. Man begann mit einer harten Schnur an den Füßen und wand, Schnur neben Schnur, dieselben immer fester anziehend, bis hart unter das Kinn. Dann überließ man die Armen sich selbst. Vor dem Festbinden wurden sie in allen schmutzigen Winkeln des betr. Lagers umhergeführt, damit alles Unheil durch sie weggefegt werde.

**) Die Zahl der Amulette sollte den Grad der Tapferkeit bezeichnen, obwohl beim Licht besehen das Gegenteil der Fall war. Alle sollten diejenigen Stellen des Körpers, wo sie hingen, kugelfest machen und waren deßhalb bei vielen Brust und Rücken mit sochen versehen. Den letzteren schützten sie gegen heimtükische Feinde im eigenen Lager. Ein Kuhschwanz-Wedel mit einer Fetischschnur daran hing vielen an der Seite. Das Wedeln damit sollte die feindlichen Kugeln abhalten.

ein paar alten Männern und den Jungen von 14—18 Jahren bei dem Geräte, nur der Akra-König als der erste des Stammes ließ es sich nicht nehmen mit dem Heer zu marschieren, weniger aus Tapferkeit als aus Klugheit. Denn, so rechnete er, wenn es dem Feind gelingen sollte unser Heer zu umgehen, dann sind diejenigen, welche beim Geräte bleiben, verloren. Zu denjenigen, welche der La-König bei sich behielt, gehörte auch Owu; König Akono wollte sich um keinen Preis von ihm trennen. Die Könige versahen während des Gefechtes den Priesterdienst. Meistens standen sie auf oder neben ihren Thronschemeln, das Reichsschwert in der Hand, bald mit demselben nach unten oder in die Höhe deutend und Glückwünsche oder Flüche hermurmelnd. Das In-die-Höhe-deuten sollte als Anrufung des Himmels bezw. Gottes, das Deuten nach unten als Anrufung der Erde gelten. Doch wurden auch öfters die Namen der „Väter und Großväter" d. h. der Hauptfetische hergeleiert. Owu that Aehnliches.

Indessen bewegte sich der Kriegszug langsam voran. Man glaube aber nicht, daß da in Reih und Glied marschiert wurde. Nur die Hauptrichtung hielten alle ein. Der Gänsemarsch war vorherrschend. Die ältern Glieder einer Familie marschieren voraus, die jüngern hintendrein. Wir schließen uns der Gruppe an, in welcher unser Freund Anang sich befindet. Sie marschiert längere Zeit vorwärts, ehe auch nur eine Spur vom Feind zu sehen ist. Endlich sieht man in der Ferne Rauch, bald auch eine Gestalt oder zwei auftauchen und wieder verschwinden. Es wird ein wenig Halt gemacht, bis andere Truppen Krieger angekommen sind, dann wird der Gänsemarsch verlassen und in breiter Front über das Gras weg vorwärts geschritten. Aus einem Gebüsch fallen ein paar Schüsse, doch ohne zu treffen, und unsre Freunde entleeren ihre Büchsen auf den Busch hin, wie es scheint nicht ohne Erfolg. Im nämlichen Augenblick geschieht das Gleiche an einer andern Stelle, und zwar stürzt dieses mal einer schwer verwundet nieder. Nun wird mit Wut drauf los gefeuert. Sobald einer abgefeuert hat, springt er zurück und sucht sich eine gedeckte Stelle, wo er aufs neue sein Gewehr laden kann. Endlich sieht man auch einen der Feinde fallen, und schon wollen einige auf ihn losstürzen, ihm den Kopf abzuschneiden; aber die andern halten sie schreiend zurück; ob sie denn nicht sehen, wie stark der Feind im Anrücken sei, ob man den Kopf auch nicht später noch abschneiden könne rc. Der Feind war wirklich zahlreich und schien vorzugehen.

Den meisten unserer Freunde entfiel der Mut; nur Anang rückte unverzagt vorwärts und ließ sich nicht dreinreden. Da es nun eine unaustilgbare Schande für ganz La gewesen wäre, wenn der Hauptmann allein gefangen oder getötet worden wäre, so mußten die andern endlich schandshalber ihm nach. Es folgten nun noch ein paar solcher Plänkeleien mit mehreren Verwundungen auf Seiten der Laer als Anang sah, daß der Feind wirklich einen harten Vorstoß machte, wahrscheinlich weil linker und rechter Flügel noch nicht angegriffen hatten. Er machte Halt und sandte eiligst Odoi mit der Botschaft an den König Akono, er möge sich ein wenig zurückziehen. Odoi ging in Eile ab; aber Akono wollte den Mutigen spielen und sagte zu Odoi: „Geh, frage meinen Hauptmann, ob ich wirklich rückwärts gehen oder aber vorwärts kommen soll.“ Im gleichen Augenblick sah aber Owu, wie man Verwundete hertrug und andre in eiliger Flucht hintendrein kamen. Er schrie deßhalb König Akono an: „Bist nicht recht im Kopf, oder meinst, du seist ein reicher Mann, daß du nicht gehorchen willst? Bist du denn blind, daß du nicht siehst, daß das Gefecht verloren ist?“ Akono fuhr der Schrecken in die Glieder. Indem er sich zum Rückmarsch aufraffte, sah er in Gedanken schon alles verloren! Er ließ durch Odoi Anang fragen, ob er sich solle in die Luft sprengen, was gewöhnlich afrikanische Könige thun, wenn sie sehen, daß sie in der Schlacht unterliegen. Anang ließ ihm sagen, wenn es einmal soweit sei, dann spreche keiner mehr zum andern. Jetzt solle er nur ein wenig zurückgehen, bis der linke und rechte Flügel angegriffen hätten. Anang hatte recht gerechnet; denn das Vordrängen des Feindes wurde bald gehemmt durch das Eingreifen der beiden Flügel. Das gänzlich zersprengte und zurückgetriebene Mitteltreffen sammelte sich auch wieder und das Gefecht begann aufs neue. Schießen, unbeschreibliches Schreien und Lärmen herrschte auf der ganzen Linie. Viele hatten den Kopf so verloren, daß sie nur noch Gebrauch von ihrem Wedel machten, aber das Schießen ganz vergaßen. So dauerte es einige Stunden lang fort, bis der Feind sich endlich zurückzog und unsre Freunde Herren des Schlachtfeldes wurden. Sie wagten aber nicht darauf zu kampieren, sondern gegen Abend kamen sie ins Lager zurück und brachten ein Dutzend abgeschnittene Köpfe als Zeichen ihres Sieges mit. Ihre Toten und Verwundeten hatten sie schon im Lauf des Tages ins Lager gebracht. Den erstern hatte der Feind, soweit er ihrer habhaft werden konnte, die

Köpfe abgeschnitten. Die Leichname der erschlagenen Feinde überließ man den Hyänen und Aasgeiern. Gefangene hatte man keine gemacht, weil man es nur mit Bewaffneten zu thun gehabt und diese den Tod der Gefangenschaft vorzogen. An Verwundungen fehlte es nicht, namentlich an solchen im Rücken nicht. Ob diese letzteren von verräterischen Hassern und Neidern im eigenen Lager herrührten oder ob die betreffenden sie auf der Flucht erhalten, darüber wurde viel verhandelt — halb im Ernst, halb im Spaß. Owu, der ja als Doktor berühmt war, hatte nun alle Hände voll zu thun. Doch erlagen gar manche ihren Wunden, weil man vom Amputieren eines Gliedes bei den Negern nichts weiß und daher oft ein zerschossener Finger genügt, um den Tod herbeizuführen. Das Aeußerste, zu dem man sich verstand, war das Herausschneiden der Kugeln oder Bleistücke aus fleischigen Stellen des Körpers, und auch dies thaten nur solche, die es bereits bei Europäern gesehen hatten.

Als man einige Tage lang geruht und sich von der Schlacht erholt hatte, begann der Mut wieder zu wachsen! Hatte man auch dieses Mal keine Sklaven machen können, so konnte das ja bei einem zweiten oder dritten Gefecht um so besser gelingen. Man fing deßhalb an den Feind zu verfolgen, und als man ihn nirgends fand, verlegte man das Lager einige Stunden weit ins Feindesland hinein, um von da aus wieder mit ihm Fühlung zu bekommen. Aber erst nach etlichen Wochen kam es wieder zu einem Gefecht. Es verlief in ähnlicher Weise wie das erste. Auch dieses mal konnten keine Sklaven erbeutet werden. Unzufriedenheit und Murren fing an unter den Kriegern Raum zu gewinnen. Die Verwandten von Gefallenen oder Verwundeten fingen an über die Könige zu schimpfen, und besonders mußte sich der arme Akra-König von einigen Taugenichtsen böse Schimpfreden gefallen lassen. Er meinte aber, wenn sie nur fechten, dann sei alles gut, ihr Schimpfen habe nichts zu bedeuten. Andre, die nicht schimpften oder murrten, erklärten, ihr Proviant sei zu Ende, und gingen heim um neuen zu holen. Und als nun auch ein drittes Gefecht zwar siegreich verlief, aber keine Beute einbrachte, da nahm vollends so ziemlich die ganze Mannschaft Reißaus. Die paar Könige, welche schandshalber bleiben wollten, um den Krieg zu Ende zu führen, wurden verspottet. Allein konnten sie nicht bleiben, und so zogen auch sie sich langsam zurück. Als der englische Kommissär eines Morgens von der Flucht der Krieger in Kenntnis

gesetzt wurde, da geriet er außer sich vor Zorn. Er drohte, die Könige zu erschießen, wenn ihre Mannschaften sich nicht einstellten, ließ auch wirklich einige prügeln, zerbrach andern ihren Thronhimmel u. s. f., aber es half nichts. Zum Glück war auch der westliche Hauptteil des Kriegszuges siegreich, so daß ohne weiteres Gefecht der Feind um Frieden bat. Im andern Fall hätten alle unsre Städte ihre Flucht schwer zu büßen gehabt.

*

Die Mission der romanischen Schweiz.

Wir haben früher einmal (Miss.-Mag. 1882) von den kämpfe- und thränenreichen, aber nicht minder lieblichen und vielversprechenden Anfängen der waadtländischen Mission in Südafrika berichtet. Manche der Erstlingsblüten, an denen sich das Herz der Gründer des Werks in schwerer Zeit erquickte, sind seither wieder abgefallen, und auch die übrig gebliebenen reifen lange nicht so schnell, wie eine jugendliche Begeisterung es hoffte. Trotzdem aber ist das damals noch so zarte Pflänzlein sichtbar erstarkt und hat sowohl in der Heimat, als draußen im Heidenland unter Gottes Segen feste Wurzeln geschlagen. Werfen wir jetzt einmal einen kurzen Rückblick auf die seitherige Entwicklung.

1. Die Arbeiter.

Am 9. Juli 1875 langten die beiden jungen Theologen Ernst Creux und Paul Berthoud, von denen die erste Anregung zur Gründung einer eignen Mission der waadtländischen Freikirche ausgegangen war, auf ihrem Arbeitsfeld im äußersten Norden Transvaaliens an. Nach brüderlicher Beratung mit den Pariser Sendboten im Basutolande und freundschaftlicher Rücksprache mit den Arbeitern auf den letzten Vorposten der über ganz Südafrika verzweigten Berliner Mission, hatten sie sich dazu den quellenreichen, schön bewaldeten Hügelzug der Spelunken ersehen. Etwa 100 Stunden von Pretoria entfernt, zieht sich derselbe ungefähr 5 Stunden lang im Süd-

westen und Nordosten der Zoutpansberge hin. Das Klima ist trotz starker Temperaturwechsel, die oft im Laufe eines einzigen Tages stattfinden, im Allgemeinen gesund, in feuchten Jahrgängen jedoch treten häufig Fieber auf. Nur vereinzelte weiße Familien leben in dieser ganzen Gegend unter der zahlreichen eingebornen Bevölkerung. Neben den später eingedrungenen Basuto behaupten hier Matebelenstämme noch ihre früheren Wohnsitze. Zur Sippe der Matebelen gehören u. A. die Magwamba (Amatonga) Kaffern, denen sich die waadtländischen Missionare zuwandten; zur Sippe der Basuto dagegen die von den Berlinern bedienten Bawenda oder Bathsuetla.

Nicht nur in geistlicher, auch in leiblicher Hinsicht mußte zu allem erst der Grund gelegt werden, als die beiden Missionare in den Spelunken eintrafen. Das gerade zum Verkauf ausgebotene Bauerngut, auf dem sie sich niederließen, wurde Missionseigentum. Ein kleines Backsteinhäuschen und vier Hütten bildeten das Anwesen, dem sie den Namen Valdesia gaben. Einige Evangelisten aus der Pariser Basuto-Mission, welche Creux und Berthoud hieher begleiteten, errichteten sich Hütten aus Schilfrohr oder Bambus, Berthoud erbaute sich mit eigener Hand ein Häuschen. Eine der vorhandenen Hütten wurde in eine kleine Kapelle umgewandelt; ein Schuppen diente als Schulzimmer.

Während auch noch eine Umzäunung für das Vieh und die unentbehrlichsten Nebengebäude hergestellt wurden, begann schon die geistliche Arbeit durch Eröffnung einer Schule, gründlichere biblische Unterweisung der mitgebrachten eingebornen Gehilfen und Evangelisationsversuche in deren Gesellschaft. Zu dem medizinisch gebildeten Berthoud strömten schnell auch Kranke aller Art herbei. Bald durften die Missionare sehen, daß ihre Arbeit nicht vergeblich war. Schon im November 1876 durften sie die erste Heidin taufen; im Lauf des Jahrs 1877 fanden 19, das Jahr darauf 13 Taufen erwachsener Heiden statt, bei denen die Tiefe der Sündenerkenntnis und die hohe Freude über Sündenvergebung zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Solcher Ermunterungen bedurften aber auch die beiden Missionare unter den verschiedenen Anfechtungen, die auf sie eindrangen. Unter dem Vorwand einer Unregelmäßigkeit in ihrem Niederlassungsgesuch, hatte die Regierung des Freistaats ihnen verboten, außerhalb der Grenzen ihres eignen Besitztums das Evangelium zu verkünden. Da Creux und Berthoud sich dieser ungerechten Forderung nicht

fügten, wurden sie im August 1876 arretiert und in Morabastadt gefangen gehalten. Glücklicherweise dauerte diese Haft nur einen Monat. Gegen Bürgschaft freigegeben, hörten sie aber bei ihrer Rückkehr nach Valdesia, daß die Station, auf der sie ihre Frauen und Kinder zurückgelassen hatten, inzwischen ernstlich von einem kriegerischen Ueberfall bedroht gewesen war. Ein in seinen Folgen verhängnisvoller Krieg war nämlich zwischen der Transvaal-Republik und dem Bapedi-Häuptling Sekukuni ausgebrochen, der gerade am Tage von Creux's und Berthoud's Gefangennehmung den Regierungstruppen eine Niederlage beibrachte. Der hiedurch entstandenen Verwirrung ein Ende zu machen, erschien acht Monate darauf, am 12. April 1877, ein Kommissär der Königin Viktoria und nahm im Namen Großbritanniens von Transvaalien Besitz. Die englische Herrschaft dauerte jedoch nicht lange, denn schon im Lauf des Jahrs 1881 erhoben sich die Bauern, um das widerwillig getragene Joch wieder abzuschütteln, und erlangten so ziemlich ihre vorherige Unabhängigkeit zurück.

Diese politischen Wirren, von denen auch die Spelunken mitbetroffen wurden, waren indeß lange nicht die schwerste Prüfung der Missionare; mit viel heißerer Trübsal wurden sie in ihrem Familienkreise heimgesucht. Schon 1875 starb die kleine Johanna Creux am Croup; dann kam das Krankheitsjahr 1879, in dem beinahe die ganze Missionskolonie darniederlag und Frau Berthoud mit ihrer kleinen Anna ihren Lauf beschloß. Das Jahr darauf mußte der verwitwete Berthoud fieberkrank nach Europa zurückkehren und unterwegs zwei Kinder begraben, während zugleich auch Creux seine neue, 1879 am westlichen Ende der Spelunken gegründete Station Elim durch zwei Gräblein einzuweihen hatte.

All diese Trauerposten versetzten in den Augen einiger heimischen Freunde der waadtländischen Mission gleichsam den Todesstoß. „Als die Sterbenden, und siehe wir leben," hieß es aber auch hier. Creux hielt in seiner Einsamkeit standhaft aus; auch in der Heimat sammelte man sich unter dem Kreuze Jesu, und bald wurde dem schwergeprüften Werk eine doppelte Ermunterung zu teil. Einmal boten zu seiner Unterstützung die Freikirchen von Genf und Neuchatel der waadtländischen die Hand, und dann meldete sich Berthoud's jüngerer Bruder Henri, der eben seine theologischen Studien beendet hatte, als Ersatzmann für den gebrochen Heimgekehrten.

Das war der Anfang eines neuen Aufschwungs, einer weiteren Ausdehnung des durch's Feuer der Trübsal bewährten Unternehmens. Aus jenem ersten Entgegenkommen der Freikirchen von Genf und Neuchatel entwickelte sich allmählich eine Vereinigung, durch welche die ursprünglich waadtländische Mission nun eine fest organisierte Mission der romanischen Schweiz geworden ist, und dem Anerbieten des jüngeren Berthoud, sich als Missionar aussenden zu lassen, sind seither eine ganze Reihe andrer von jungen Theologen sowohl, als auch von Leuten gefolgt, die sich für mehr äußere Dienstleistungen zur Verfügung stellten. Im Oktober 1880 verließ H. Berthoud mit seiner Gattin die Heimat; durch den Krieg an den Ufern des Vaalflusses aufgehalten, traf er aber erst im Juni 1881 in Elim ein. Im August 1882 sagten zwei weitere Missionspaare der Schweiz Lebewohl, um auf das südafrikanische Arbeitsfeld hinauszuziehen, der Theologe Jaques und der Landmann Mingard samt Gattin. Ihnen folgte, von dem neugekräftigten und wiederverheirateten P. Berthoud geleitet, im Januar 1884 der Theologe E. Thomas samt Gattin nebst den beiden Laienmissionaren A. Thomas und P. Fornallaz und Frl. Jacot, einer auch in den Diakonissendienst eingeweihten Lehrerin. Als von der heimischen Unterstützung unabhängige Gehilfen schlossen sich an Berthoud noch Herr und Frau Ducret an.

Nun war aber die Zeit gekommen, in der auch Creux in der Heimat Erholung suchen mußte. Nach einer ihm von der jungen Magwamba-Kirche bereiteten rührenden Abschiedsfeier brach er im Jan. 1884 mit seiner Familie und deren treuer Gehilfin Frl. Wüthier von Elim auf. In Maritzburg begegneten einander zu großer gegenseitiger Freude die beiden Missionskarawanen, von denen die eine aus der Heimat kam, die andere dahin zurückkehrte. Wie beide sich im Januar auf den Weg gemacht hatten, so erreichte im Mai auch jede derselben fast gleichzeitig ihr Ziel. Während Creux, nun wieder erstarkt, noch in der Heimat weilt und durch seine Vorträge die dortigen Freunde erfreut und ermuntert, hat Berthoud sich im Verein mit dem gesamten Missionsstab draußen wieder rüstig an die Arbeit gemacht. Weitere Gehilfen, die sich für den Missionsdienst anboten, konnten ihm bis jetzt nicht nachgesandt werden, sondern mußten sich auf später vertröstet lassen. Doch ist die letzte Jahreseinnahme der romanischen Mission auf Fr. 54,000 gestiegen, und ihr immer gleich

ansprechend redigiertes „Bulletin Missionnaire", dem wir diese Mitteilungen entnehmen, erscheint nun in einer Auflage von 7700 Exemplaren.

2. Das Arbeitsfeld.

Wie anders, als bei Berthoud's erster Ankunft in den Spelunken, sah es bei seiner Rückkehr dort aus! Als liebliche Oase lachte ihm zuerst die Station Elim entgegen. Noch stand da weder Kirche noch Schulhaus, vom erweiterten Missionshaus aber sah er schon von ferne durch die Bäume hindurch die schweizerischen Flaggen wehen, und unten am Hügel hießen die Brüder Jaques und Mingard die Reisenden willkommen. Gruppen von Eingebornen bewegten sich im Sonntagsstaat um das Missionshaus her, und als nun der Hügel erstiegen war, hatten sie sich in festlicher Ordnung unter dem großen Mimosenbaum vor dem Missionshaus aufgestellt — in der ersten Reihe die Kinder, dann hinter ihnen die Männer und Frauen. Einige Trompetenstöße waren der erste Gruß, der den Ankommenden entgegenschmetterte, dann ertönte in schönem mehrstimmigem Chor nach einer wohlbekannten heimischen Weise ein vom jüngeren Berthoud gedichtetes Empfangslied. Hierauf gab im Namen der ganzen Gemeinde der Evangelist Jakob der Freude Ausdruck, die aller Herzen bewegte, ihren Vater Berthoud, von einer so großen Schar neuer Friedensboten begleitet, wieder begrüßen zu dürfen. Dieser sprach dann auch seinerseits seine Freude über dieses Wiedersehen aus und überbrachte der Missionsgemeinde die warmen Grüße der heimischen Mutterkirche. „Mein Herz wallte vor Freude und Dank," schreibt einer der neuen Sendboten, „als ich zum erstenmal diese unsre eingeborne Tochterkirche sah und auf manchen Gesichtern so deutlich den Ausdruck göttlichen Friedens und christlicher Freude wahrnahm." Die einbrechende Nacht machte dieser Begrüßungsfeier bald ein Ende, zum Leidwesen der eingebornen Teilnehmer, die solche Feste überaus lieben. Spät noch hörten die Missionsgeschwister ihre Gesänge vor dem Hause und in dem 100 Schritte unterhalb desselben gelegenen Dorf, wo neben den runden Kafferhütten sich bereits mehrere nette Backsteinhäuschen erheben.

Wohl ist auch in äußerlicher Hinsicht in Elim vieles erst im Werden, allein mit Hilfe der tüchtigen Laienbrüder geht die Arbeit rüstig voran, und Creux's Hoffnung, daß in etwa 10 Jahren der

Ertrag der der Mission gehörigen Ländereien den Unterhalt dieser Station decken dürfte, scheint nicht allzukühn. Die Zahl der erwachsenen Gemeindeglieder betrug im Jahr 1884 in Elim 29, und dazu kamen noch 54 Taufbewerber. Einige neue Bekehrungen, hauptsächlich unter der männlichen Jugend, erfreuten das Herz der Missionare, so ganz besonders die eines Sohnes des abgesagten Christenfeindes und allgemein gefürchteten Häuptlings Nadschakandschaka.

Vom Christendorf Elim führt der Weg nach Valdesia an Myhen, dem Adlerhorst des alten Biertrinkers Tabana vorbei. Auf weltliche Vorteile hoffend, hatte dieser sich vor einiger Zeit einen Evangelisten erbeten, sobald ihm aber ein solcher geschickt wurde, seinen Leuten verboten, die Predigt auch nur anzuhören. Und doch hat er wider Willen derselben Bahn machen müssen. Einer seiner Räte, einst in Natal getauft und dann wieder in's Heidentum zurückgesunken, ist reumütig umgekehrt, und in manchen seiner Unterthanen ist ein Verlangen nach Unterricht erwacht, das er nur mühsam zurückhält. Durch Hausbesuche ist schon die eine und die andre Seele für den Herrn gewonnen worden: „Sein Werk kann niemand hindern." — Noch ein weiteres Filial, Barcelona, liegt auf dem Wege nach Valdesia, der Wiege der waadtländischen Mission, auf den zum Levube-Fluß hinabführenden Stufen. Auch hier gewahrte der heimkehrende Berthoud schon von ferne manches Neue.

Ueber der ursprünglichen, zu sehr im Bereich der gefährlichen Flußdünste gelegenen Station erhob sich jetzt ein neues Missionshaus, und um dieses her begann ein regelmäßig gebautes Christendörflein zu erstehen.

Auch hier wartete Berthoud's ein festlicher Empfang. Mit wehenden Fahnen zogen die eingebornen Christen ihrem alten Missionar entgegen, dem sie eine warme Anhänglichkeit bewahrt hatten. Und welche Freude für ihn, hier, wie in Elim, neben wohlbekannten alten Gesichtern auch so viele neue zu sehen! Das war ja ein Zeichen des Segens, den Gott in den vier Jahren seiner Abwesenheit bescheert hatte, und ein Angeld weiterer Segnungen. Valdesia mit seinen von eingebornen Gehilfen bedienten Filialen zählte jetzt 80 erwachsene Gemeindeglieder und 96 Taufbewerber.

Berthoud konnte ja nicht anders, als zurückdenken an die thränenreichen Anfänge in Valdesia und Vergleichungen anstellen zwischen einst und jetzt. Während der ersten Jahre, gerade in der

schwersten Zeit, in der alles erst zu gründen war, standen er und Creux mit ihren Gattinnen allein da, und welch ein ansehnlicher Missionsstab jetzt! Das war ein wirklich erhebendes Gefühl, so tief er sich auch dabei bewußt war, daß an Gottes Segen alles gelegen ist und daß, wo dieser einkehren soll, es vor allem gilt, in sich selbst klein und schwach zu bleiben und Weisheit und Kraft nur bei Ihm zu suchen.

Aber nicht nur eine größere Zahl europäischer Geschwister legte jetzt mit Hand an, auch aus den Eingebornen waren einige tüchtige Gehilfen herangewachsen. Besondre Freude hatte Berthoud an den zwei jungen Lehrern in den Schulen von Elim und Valdesia. Vor 9 Jahren, als zum ersten mal die Predigt des Evangeliums in den Spelunken erklang, waren sie unwissende Heidenknaben, von denen der eine Berthoud beim Bau seines Häusleins als Speisbube, der andre Creux als Küchenjunge und Viehhüter diente. Beide gewannen Jesum lieb, zeigten sich aufgeweckt und gelehrig und wurden von den Missionaren deßhalb zu ihrer weiteren Ausbildung in die Normalschule der Pariser Brüder im Basutoland geschickt. Nach siebenjähriger sorgfältiger Unterweisung, die sie dort genossen, waren sie nun vor kurzem zurückgekehrt und hatten sich bereits als Arbeiter erwiesen, an denen man seine Herzensfreude haben konnte. Dagegen stand auch ein schmerzlicher Abschied bevor. Für die drei Evangelisten aus der Pariser Basuto-Mission, welche Creux und Berthoud einst in die Spelunken begleitet hatten, war jetzt die Zeit der Heimkehr gekommen — ein empfindlicher Verlust für die seither von ihnen bedienten Filiale.

Auch außerhalb der Missionsstationen fand Berthoud vieles verändert. Wenig erbaut ist er von dem politischen Zustand der Republik. „Vor meiner Abreise", schreibt er, „ging eine frische Strömung des Fortschritts, der Zivilisation und Entwicklung durch's ganze Land. Neue Einwandrer kamen voll Hoffnung; viel bares Geld zirkulierte allenthalben, das Departement des öffentlichen Unterrichts hatte großartige Pläne und errichtete schöne Schulgebäude. Der Handel versprach eine außerordentliche Ausdehnung zu gewinnen, die landwirtschaftlichen Erzeugnisse waren auf dem Wege, sich zu verdoppeln. Aber seitdem die Engländer das Transvaal-Land wieder aufgegeben haben, ist in dieser Entwicklung nicht nur ein Stillstand eingetreten, sondern es hat ein eigentlicher Rückschritt begonnen; der Handel ist

gesunken, und Geld bekommt man nur noch selten zu sehen. Mit einem Federstrich erweitert die Regierung die Grenzen des Landes, ohne sich darum zu kümmern, ob sie auch wirklich Herrin dieser neu annektierten Gebiete werden wird. Wo die Eingebornen so zahlreich sind, daß sie sie fürchtet, läßt sie sich schmählich von ihnen behandeln und thut, als merke sie's nicht. Die Spelunken gehören ihr im Grunde kaum; ihre Herrschaft erstreckt sich eigentlich nur über die dort ansäßigen Weißen; und worin besteht diese Herrschaft? Die Weißen, d. h. Missionare, Kaufleute und Landwirte zahlen die vorgeschriebenen Steuern, deßgleichen auch die Gwamba. Hat man aber eine Klage vorzubringen oder ruft man den Schutz der Behörden an, so giebt es keine Obrigkeit mehr; da muß jeder sich selber helfen oder schweigend leiden. Nur wenn eine außerordentliche und allgemeine Gefahr droht, entschließt sie sich zum Handeln. Sonst schickt sie nur von Zeit zu Zeit einige Abgesandte, um die Nationalflagge vor aller Augen zu entfalten und dadurch ihre Autorität in Erinnerung zu bringen und — falls es gelingt — zu befestigen."

Auch die etwa 20 Familien zählende weiße Bevölkerung der Spelunken fand Berthoud nicht zu ihrem Vorteil verändert. Mehrere der früheren Ansiedler hatten die Gegend verlassen, um anderswo ihr Glück zu suchen; dagegen waren verschiedene neue Familien hergezogen, so daß die Zahl der Weißen sich eher vermehrt als vermindert hatte. Gerade diese neuen Ankömmlinge aber sind den Missionaren keineswegs freundlich gesinnt. Hatten diejenigen, welche bei der Gründung der Mission zugegen waren, sich fast ohne Ausnahme über Creux's und Berthoud's Ankunft gefreut und seiner Zeit einmütig gegen deren Gefangennehmung protestiert, so befinden sich unter den neu hergezogenen Weißen ganz entschiedene Feinde der Mission, die keine Gelegenheit versäumen, ihrem Widerwillen gegen dieselbe Ausdruck zu geben. Es sind nämlich fast lauter Kaufleute, die, auch für ihre eigne Person dem Branntwein ergeben, Massen davon über das Land verbreiten und in den Missionaren nicht ohne Grund Gegner dieser traurigen Erwerbsquelle sehen.

Um so höher ist es zu schätzen, daß der Herr im Hause des reichsten weißen Grundbesitzers der Gegend, der früher den Missionaren auch nicht gerade besonders geneigt war, dem Evangelium eine Thüre aufgethan hat. Es ist das der bei den Eingebornen in fast fürstlichem Ansehen stehende Italo-Portugiese Albasini. Es

ist eine stehende Einrichtung, daß die gesamte Missionsgemeinde der Spelunken sich alle zwei Monate einmal versammelt. Am 1. November 1884 fand eine solche Versammlung zum Staunen der Eingebornen erstmals auf Albasinis Gut statt. Ein wirklich denkwürdiges Schauspiel! Von den Besitzern der Burg freundlichst begrüßt, fanden sich unter den prächtigen Schattenbäumen wohl 150 Christen zusammen, umringt von mindestens ebenso vielen durch Neugier herbeigelockten Heiden. Fünf Neubekehrte erhielten an diesem Tag die Taufe und über 50 Christen nahmen zum Schluß an der Feier des hl. Abendmahls teil.

Mit Freuden fand Berthoud bei seiner Rückkehr dasselbe ungetrübte brüderliche Einverständnis mit den benachbarten Berliner Missionaren wieder, das ihm und Creux beim Beginn ihrer Arbeit so süß gewesen war. Man stärkte einander nicht nur gegenseitig die Hände durch liebenden Verkehr und allerlei kleine Dienstleistungen, sondern in Ermanglung einer eignen derartigen Anstalt übergaben die Schweizer auch einige hoffnungsvolle Gwamba-Knaben zu weiterer Ausbildung der berliner Schule in M'phome. Und so freute man sich auch in Elim und Valdesia von Herzen mit über den Besuch des ehrwürdigen Berliner Missionsdirektors Dr. Wangemann, der seinerseits rühmt: „Das Verhältnis zwischen diesen französischen und unsern Berliner Brüdern ist ein sehr inniges. Von Eifersucht in der Arbeit ist keine Rede, jeder Teil sucht dem andern, auch in der Missionsarbeit, nach Kräften zu dienen; die Nationalhelfer verkehren untereinander wie Brüder, auch die Gemeindeglieder. Warum kann solcher Sinn nicht auf dem ganzen Missionsgebiet herrschen?"

So gewissenhaft übrigens die schweizer Missionare sich hüten, auf ein fremdes Gebiet überzugreifen, betrachteten sie doch von Anfang an nicht blos die Spelunken als ihr Arbeitsfeld, sondern den ganzen durch die kriegerischen Ueberfälle der Zulu weithin versprengten Stamm der Gwamba, der auch nach den über ihn ergangenen Metzeleien noch immer 3—4 Millionen Seelen zählen mag. Verschiedene Untersuchungsreisen sind deßhalb schon gegen den Limpopo hin und bis zur Delagoa-Bai hinab unternommen worden, allein sie alle bestätigen nur, daß Creux und Berthoud in den Spelunken auf das letzte Bollwerk geführt wurden, auf dem sich das Klima für Europäer eignet, und daß es zunächst die Aufgabe der weißen Missionare bleiben muß, sich hier erst recht festzusetzen und tüchtige eingeborne

Gehilfen heranzubilden, die dann ihren Stammesgenossen in dem für Europäer so mörderischen Tiefland nachgehen können. Ein solches Filial, das schon 18 Getaufte zählt, ist im Reich des Fürsten Magud erstanden, nach dessen Tode es dem Evangelisten Josefa gelungen ist, auch bei seinem Nachfolger sich zu halten.

Doch es ist Zeit, daß wir auch nach dem innern Stand der bereits gesammelten Gemeinden fragen.

---

3. Licht und Schatten.

Alles ist natürlich nicht lauteres Gold, in einer Missionsgemeinde so wenig, wie daheim in der alten Christenheit. „Je genauer man die Schwarzen kennen lernt", schreibt der jüngere Berthoud, „desto deutlicher sieht man, wie erstaunlich ähnlich das Herz des Afrikaners dem des Europäers ist. Wer das eine kennt, kennt auch das andre; die Verschiedenheiten sind nur äußerlicher Art und zudem oft mehr scheinbar als wirklich. Aber an die Stelle verlorner Illusionen tritt dann durch Gottes Gnade das Mitleid und ein tiefes Gefühl unsrer Zusammengehörigkeit. Was der Apostel Paulus in seinem Brief an die Römer hierüber schreibt, lernt man da erst ganz verstehen."

Ist aber das Herz des natürlichen Menschen allerorten so ziemlich dasselbe, so haben geborne Heiden unstreitig doch von den Vätern ein schwereres Erbe sündlicher Gewohnheiten überkommen, als unter den segensreichen Einflüssen des Christentums aufgewachsene Kinder. Deßhalb dürfen wir uns nicht wundern, wenn solch ein trauriges Erbe auch in neu aus den Heiden gesammelten Christengemeinden wieder und wieder hervorbricht, sobald die erste Liebe erlischt oder es an der rechten Wachsamkeit fehlt. Man denke z. B. nur an die bei den Afrikanern so tief eingewurzelte Trägheit und Unkeuschheit! Das sind die zwei Hauptschäden, mit denen auch die schweizer Missionare in ihren Gemeinden zu kämpfen haben, und sie machen keinen Hehl daraus. So schreibt P. Berthoud: „Unsre Christen lieben das Evangelium, und, wenigstens der Mehrzahl nach, auch ihre Missionare; aber von großer Hingebung sind sie noch nicht beseelt. Es ist ihnen zwar ein großes Anliegen, das Evangelium auch ihren Landsleuten zu bringen, und sie zeugen ohne Scheu vom Namen Jesu; allein die erste Begeisterung ist verrauscht, und um sie zu erneuern, müßte man

die Gemüter gewaltsam überreizen. Das Jagen nach der Heiligung, ohne die niemand den Herrn sehen kann, ist den meisten Gwamba-Christen ein unbekanntes Ding. In ihren Augen besteht die Erlösung in der Rechtfertigung allein; ist einmal die Abrechnung mit dem höchsten Richter ins Reine gebracht, so meint man sorglos weiterleben zu können, ohne viel an den Kampf mit dem alten Menschen zu denken. Mit Betrübnis nehme ich wahr, daß gerade unsre ersten Bekehrten keine Fortschritte gemacht haben. Stolz, Eitelkeit, Eigenliebe, Härte, Verstellung, List, Mißtrauen sind in unsern Gemeinden allgemein verbreitet, und das sind nicht einmal alle Schäden, an denen sie leiden. .... Bei dem mir trotz verschiedener ungünstiger Umstände in Valdesia bereiteten überaus freundlichen Empfang fand ich wohl den Kern der alten Gemeinde wieder in den zahlreichen jungen Paaren, deren Bekehrung unsre ersten Arbeitsjahre unter den Magwamba versüßte; mit Schmerz vermißte ich darunter aber auch mehrere befreundete Gesichter. Einige Gemeindeglieder sind vom Herrn heimgerufen worden und haben das Ziel ihrer Hoffnung erreicht; ach, könnte ich das nur von allen sagen, die fehlten! Denn auch der Feind hat Lücken in unsre Reihen gerissen; manche sind den auf sie eindringenden Versuchungen erlegen, ja etliche sogar ins Heidentum zurückgesunken. Andrerseits habe ich mit großer Freude die Bekanntschaft einer schönen Anzahl neuer Gemeindeglieder gemacht. Doch muß ich diesen Ausdruck „neu“ beschränken. Einige derselben waren mir allerdings noch ganz unbekannt, andre aber besuchten schon früher unsre Gottesdienste, und sie nun in den Reihen derer zu finden, die wir unsre Brüder und Schwestern nennen dürfen, war mir doppelt süß.“

Ebenso wenig wie Berthoud, verbergen sich auch die andern Missionsgeschwister, was den meisten der eingebornen Christen noch fehlt. „Sie lieben wohl göttliche Dinge und singen und beten gerne“, bemerkt Jaques, „daneben aber kann eine verzweifelte Faulheit fortbestehen mit allem, was sich von Unordnung, Schmutz und Elend daran hängt. Sie sind wie ein frisch umgebrochener Boden, der erst angepflanzt werden muß. Wollte man unser Arbeitsfeld jetzt schon als einen blühenden Garten schildern, der vor der Zeit seine Früchte bringt, so wäre das nicht der Wahrheit gemäß.“

Besondre Not machen die Frauen. „Unter ihnen scheint unsre Arbeit den geringsten Erfolg zu haben; sie sind's, die am schwersten von der Wahrheit ergriffen werden und, selbst wenn sie sich von

den äußerlichsten und gröbsten Seiten des Heidentums losgemacht haben, das wesentlichste Stück desselben in der Gestalt von Trägheit, Unordnung und unersättlicher Schwatzhaftigkeit noch Jahrelang beibehalten, nachdem sie schon Christinnen heißen. Warum sind die uns so natürlich scheinenden Begriffe von Ordnung, Reinlichkeit und Sparsamkeit all diesen heidnischen Weibern, ja sogar unsern Christenfrauen so fremd? Diese wenigstens sollten, meint man, doch eine Ausnahme von der Regel sein. Aber nein! davon ist nichts zu merken. Unsre Missionsfrauen könnten davon erzählen, wie sie Hausbesuche bei unsern Christen machten und sogar bei den besten derselben Haufen schmutziger Kleidungsstücke in einer Ecke des Hauses fanden — wahre Nester von Fäulnis und Ungeziefer. Die Magwamba-Damen finden es unter ihrer Würde zu waschen, zu flicken, Ordnung zu schaffen. Ihrer Meinung nach sollte die Missionsfrau all das für sie besorgen. Das deutet doch auf einen sehr ungesunden sittlichen Zustand, für den um jeden Preis Abhilfe gesucht werden muß. Wir müssen durchaus Hausfrauen und Familienmütter bekommen, die ihre Pflichten besser verstehen, denn davon hängt großenteils die Zukunft unserer Gemeinden ab. Von ganzem Herzen freuen wir uns daher über die zahlreiche weibliche Verstärkung, die wir erhalten haben, und sagen unsern warmen Dank dafür. Den vereinigten Kräften unsrer Missionsfrauen wird es mit Gottes Hilfe hoffentlich gelingen, in der bezeichneten Richtung etwas zu erreichen."

Uebrigens macht Jaques selbst gewissermaßen wieder den Anwalt der armen Magwambaweiber, indem er hinzufügt: „Dieser traurige Zustand ist freilich nur zu erklärlich, wenn man weiß, was das Leben der eingebornen Frauen vor ihrer Bekehrung war. Nichts kann mehr Wunder nehmen, wenn man bedenkt, in welchen Gewohnheiten diese armen Geschöpfe aufgewachsen sind." Und Creux rief beim Gedanken an die drückende Arbeitslast, die auf den Schultern der eingebornen Frauen liegt und zu der das Christentum noch neue Pflichten hinzufügt, vom innigsten Mitleid bewegt den Männern zu, als er kurz vor seinem Abschied noch einige Paare traute: „Wie könnt ihr erwarten, daß eure Frauen nicht oft mürrisch, zornig, händelsüchtig seien, wenn ihr sie alles allein thun lasset. Sie müssen eure Felder bauen und ausjäten, die tägliche Nahrung bereiten, was sie oft nötigt, schon um 2 oder 3 Uhr morgens aufzustehen; sie haben Holz und Wasser zu holen, haben ihre Kinder zu pflegen,

ihre Häuser zu reinigen, für sich selbst, für euch und eure Kinder zu waschen und dazu noch das Nötige zu verdienen, um sich anständig zu kleiden. An euch ist es, ihnen ihre Aufgabe zu erleichtern, für sie zu arbeiten, sie mit Geduld zu tragen und sie nicht nur mit Worten, sondern auch mit der That zu lieben."

Neben der Trägheit sind es, wie schon bemerkt, hauptsächlich Sünden der Unreinigkeit, der Lüge und Verstellung, welche den Missionaren Not bereiten und wiederholt zur Ausschließung schon Getaufter aus der Gemeinde nötigen. Wo aber die Schäden so offen dargelegt worden sind, darf man mit doppelter Freude auch weiter lesen: „Im Ganzen ist im geistlichen Leben unsrer Gemeinden doch ein Fortschritt bemerkbar, wenn auch kein so schneller, wie wir ihn herbeisehnen. Mit Freuden sehen wir, wie unter dem Einfluß der göttlichen Gnade die Gesichter sich aufklären, die Seelen im Glauben befestigt werden, wie die Neubekehrten in christlicher Erkenntnis wachsen und üblen Gewohnheiten und Neigungen entsagen. Ein weiteres Zeichen christlichen Wachstums ist die Ergebung, die manche in den ihnen von Gott auferlegten Prüfungen beweisen. Besonders zeigt sich das in Trauerfällen, wo das heidnische Grauen einer festen Hoffnung weicht, die den Mut und alle andern Seelenkräfte neu belebt, denn Jesus, unser Heiland, ist allenthalben die einzige Quelle des Trostes.... Viele unsrer Christen haben einen lobenswerten Eifer, in ihrer Umgebung die große Freudenbotschaft zu verkünden; die einen thun es in ihren Familien, indem sie ihre Angehörigen zu Jesus einladen; andre ergreifen jede sich ungesucht darbietende Gelegenheit, über göttliche Dinge zu sprechen; wieder andere machen sich absichtlich mit ihrem Buch auf den Weg, um das Evangelium zu verkündigen."

Um aber ganz zu würdigen, was das Evangelium schon gewirkt hat, werfen wir auch einen Blick ins dortige Heidentum.

Es war zu Anfang des Jahres 1883, daß der in den Zoutpansbergen hausende Bawenda-Häuptling Makhatu den Plan faßte, die Weißen aus den Spelunken zu vertreiben und sich die Magwamba dienstbar zu machen. Diese besiegten ihn jedoch mit Hilfe der Burs, und nun sehen wir die verschiedenen Truppenabteilungen heimkehren. In einiger Entfernung vom Lager angekommen, stellen sie sich in Reih und Glied auf. Auf ein vom Anführer gegebenes Zeichen schreiten sie langsam vor, ihre von den Zulu erlernten Kriegslieder singend. Nichts Wilderes, Kriegerischeres läßt sich denken als diese

Gesänge. Jetzt bildet die ganze Mannschaft einen Kreis. Wieder ein Zeichen ihres Anführers, und ein Krieger nach dem andern tritt vor, um seine Großthaten zu berichten. Er thut es mit geradezu schauerlichem Geberdenspiel. Drohend springt er nach allen Seiten hin, besonders wenn er seine Schlachtopfer aufzählt. Er beschreibt, wo, wann und wie sie unter seinen Streichen gefallen sind; er ahmt ihre Haltung im Kampf und im Tode, ja auch ihr Angstgeschrei nach. Seinen Assagai und Schild in der Hand, führt er theatralisch nochmals das ganze Handgemenge auf.

Und dagegen ein Sonntag in Elim! Am Samstag schon beginnt man sich eifrig darauf zu rüsten. Die Kleider werden gewaschen, die Häuser gereinigt, die Speisen zum Voraus bereitet. Mit Einbruch der Nacht versammelt sich eine Anzahl Männer, um miteinander Evangelisationspläne für den morgenden Tag zu machen. Man verteilt die Heidendörfer unter sich, bespricht seine seitherigen Erfahrungen, rüstet sich zum geistlichen Kampf. Am Sonntag Morgen zwischen 5 und 6 Uhr öffnet sich leise die Thüre des Missionshauses. Ein Knabe aus dem Dorf tritt ein, um das als Glocke dienende Jagdhorn zu holen. Die Hosen bis zu den Knieen aufgestülpt, geht er eiligen Schrittes barfuß davon. Das feuchte Gras zu beiden Seiten der schmalen geschlängelten Fußpfade durchnäßt ihn, allein das kümmert ihn nicht. Bald ist er auf dem bewaldeten Hügel angelangt, der die Station überragt. Dort oben läßt er sein Horn erschallen, das auf allen Seiten das schlummernde Echo weckt und den umliegenden Dörfern den Tag des Herrn verkündet. Vom Schlaf auffahrend oder um ihr Morgenfeuer versammelt, sagen die Eingebornen: „Halt, heute ist Sonntag; ich hatte es vergessen." — Jetzt müssen sich auch die Evangelisten auf den Weg machen, wenn sie die Leute, besonders die Männer, zu hause treffen wollen. Zu zwei und zwei, ihre Bücher in einem leinenen Säcklein umgehängt, ziehen sie aus. Es ist ja Sonntag, da ist niemand erstaunt, sie am Eingang des Dörfleins erscheinen zu sehen, und in manchem wird ihnen ein herzlicher Willkomm, vielleicht auch eine leibliche Erquickung zu teil. Inzwischen wandert auch unser Herold mit seinem Jagdhorn in verschiedenen Dörfern umher, und eine Anzahl junger Mädchen und Kinder folgt ihm auf die Station. So versammelt sich vor dem Missionshaus allmählich eine bunt gemischte Schar sauber gekleideter Christen und mit Ocker beschmierter Heiden, eines weiteren Horn-

signales wartend, das sie zum Eintritt in die kleine Kapelle einladet. Bald ist diese bis auf den letzten Platz gefüllt. Der Gottesdienst beginnt mit Gesang, Gebet, der Vorlesung der 10 Gebote und manchmal auch des apostolischen Glaubensbekenntnisses. Darauf folgt eine durch öftere Fragen an die Zuhörer unterbrochene Ansprache. Nach beendigtem Gottesdienst zerstreut sich die Versammlung. Einige strecken sich ihrer ganzen Länge nach unter einem Mimosenbaum aus, ziehen ihr ABC-Buch oder ihr Testament heraus und fangen an zu buchstabieren oder zu lesen; die eifrigsten Gemeindeglieder machen sich an die Heiden, sprechen ihnen zu, das gehörte Wort zu glauben, und wiederholen ihnen den Inhalt der Predigt in andrer Form.

Nach einer halben Stunde ertönt das Horn wieder, diesmal um die Kinder zu einer Sing- und Lesestunde zu rufen, an der aber oft auch Erwachsene teilnehmen. Darauf folgt eine anderthalbstündige Pause, dann beginnt die Sonntagsschule, in welcher den Kindern mit viel Unterbrechungen durch Gesang die biblischen Geschichten alten und neuen Testaments erzählt werden. Diese zu hören ist ihnen auch in den Schulstunden der Wochentage weitaus das liebste. So gerne sie sonst schwatzen und plaudern, könnte man eine Mücke fliegen hören, sobald die Erzählung biblischer Geschichten beginnt.

Nach beendigter Sonntagsschule giebt's für den Missionar auch noch leibliche Hilfeleistungen: Zähne auszureißen, Wunden zu verbinden, kranke Augen zu waschen, Krätzige einzuschwefeln, Kranke aller Art zu beraten. Zu seiner Freude kommt oft auch einer, der klagt: „Meine Seele ist krank", und der, von dem gehörten Wort ins Herz getroffen, Trost und Belehrung sucht oder sich in die Liste der Taufbewerber einschreiben läßt.

Wenn die Sonne sich zum Untergang neigt, kehren die freiwilligen eingebornen Missionare heim, die in den benachbarten Heidendörfern das Evangelium verkündet haben. Mit fröhlichem Gesicht, daß sie etwas für Jesus thun durften, versammeln sie sich in der Veranda des Missionshauses und erzählen da ihre Erfahrungen. Draußen führen in dieser Zeit die Dorfkinder einige Singspiele auf.

Jetzt ist's Zeit, das Abendessen zu bereiten. Jede Familie versammelt sich unter fröhlichem Geplauder und Gesang um ihren Herd: alles athmet Friede und Freude. Im Missionshaus wird nach beendigtem Abendessen die Lampe angezündet, das Harmonium ertönt, und nicht nur die Kinder der Missionare, sondern auch ihre

Dienstboten und eine Anzahl Schulkinder vertiefen sich in die auf dem Tisch ausgebreiteten Bilderbücher, was Gelegenheit zu allerlei belehrenden Gesprächen giebt. Aus dem Dorf tönt den ganzen Abend noch der Gesang geistlicher Lieder herauf, bis endlich der Schlaf die Augen schließt.

Ist der Sonntag den eingebornen Christen ein frohes Fest, so sind ihnen das noch weit mehr ihre zweimonatlichen Zusammenkünfte. Haufenweise ziehen sie, um ihren Bannerträger geschart, dazu hinaus; man singt, man betet, hört Ansprachen aus Gottes Wort und feiert das hl. Abendmahl zusammen; zuweilen finden auch Heidentaufen statt. Muß ein Gemeindeglied eines Sündenfalls wegen von der Teilnahme an einem solchen Feste ausgeschlossen werden, so ist ihm das eine sehr empfindliche Strafe. Die weißen Verächter der Mission aber wundern sich bei solchen Anlässen doch über die Zahl der Bekehrten (493 Getaufte, darunter 70 Kommunikanten), und noch viel stärker ist der Eindruck davon auf die Heiden. Einem gefürchteten Häuptling sklavisch zu gehorchen, sind sie gewohnt, daß aber eine große Schaar, nicht von Furcht getrieben, freiwillig und fröhlich einem bloßen Worte folgt, ist ihnen so verwunderlich, daß sie dabei etwas von einer höheren unsichtbaren Macht ahnen und dann und wann sogar eine Bemerkung fallen lassen über die Armut ihrer eignen Götter. Möge jener Ahnung bei recht vielen bald die seligmachende Erkenntnis Jesu folgen!

Missions-Zeitung.

Afrika.

Die neuesten Nachrichten aus Uganda reichen bis zum 31. Januar und lauten beruhigend. Am 17. Januar feierten die Missionare Ahse und Mackay mit 42 Kommunikanten das heil. Abendmahl; in der Regel aber versammeln sich die Gläubigen nur in Gestalt von kleinen Hausgemeinden bei den in der Verfolgungszeit zu diesem Zwecke eingesetzten Aeltesten, um alles Aufsehen zu vermeiden. Bischof Hannington's Bibel ist von den Missionaren gefunden und erworben worden.

— Das Dorf im Msalala-Gebiet, wo die Missionare Gordon und Wise sich niedergelassen hatten, ist im Februar von Feinden belagert, durch Verrath eingenommen und verbrannt, der junge Häuptling gefangen weggeführt, die Einwohnerschaft teils getötet, teils zu Sklaven gemacht worden. Die Missionare mußten nur Tribut zahlen. Sie wohnen jetzt in einer Wüste, da alle umliegenden Dörflein ebenfalls zerstört sind, und natürlich fragen sie sich, ob sie dort bleiben sollen. So geht es in Afrika zu!

— Aus Moschi, der Hauptstadt des Königs Mandara von Tschagga am Kilimandscharo, sind Briefe von den englisch-kirchlichen Missionaren Fitch und Wray gekommen, welche bis zum 1. Mai d. J. reichen. Bei einer ihrer ersten Begegnungen mit Mandara im Juli v. J. bemerkte die schwarze Majestät, sehr unbefriedigt von den erhaltenen Geschenken: „Der Sultan von Sansibar will mein Land haben; die Deutschen wollen mein Land haben; ihr wollt mein Land haben. Wer es haben will, soll auch recht dafür zahlen. Habt ihr Wein für mich? Die Deutschen haben mir Wein gegeben... Was werde ich davon haben, wenn ihr euch hier niederlasset?" Anfangs überstieg die Bettelhaftigkeit des Königs alle Begriffe; doch allmählich wurde es besser. Die Missionare wohnen eine halbe Stunde von ihm entfernt und er wünscht, daß sie ein Telephon zwischen beiden Häusern einrichten! Er hat ein erstaunliches Gedächtniß, macht intelligente Fragen und scheint durchaus nicht grausam zu sein. Daß er sein Land den Deutschen abgetreten habe, davon will er nichts wissen. Eines Tages sei Dr. Jühlcke bei ihm erschienen und habe ihn aufgefordert, die deutsche Fahne statt der des Sultans von Sansibar aufzuhissen; er habe sich dessen jedoch geweigert, übrigens die deutsche Fahne angenommen und sie in eine Kiste gethan, wo sie jetzt noch liege. Mit den Engländern wolle er gut Freund bleiben; er kenne Sir John Kirk und schätze die zwei englischen Missionare, die jetzt bei ihm seien. Von einem Vertrag mit den Deutschen will er nichts wissen. Oefters sendet er kriegerische oder eigentlich räuberische Expeditionen aus, und den Missionaren hat er erklärt, daß er diese nicht aufgeben könne, weil er sich so sein Vieh verschaffe. Auch das Verkaufen der Kriegsgefangenen in die Sklaverei hält er durchaus für kein Unrecht. Ende März wurde Moschi von einem feindlichen Stamm, den Wakiwoso, überfallen. Anfangs war der Sieg auf ihrer Seite; sie verbrannten Mandaras schönes neues Wohnhaus und vier seiner Weiberhäuser; dann aber wurden sie unter großem Blutvergießen geschlagen und fortgejagt. Von Mandaras Leuten waren 9 gefallen, ein paar Weiber nicht gerechnet. Die Wakiwoso verloren wenigstens 130 Mann. Die Missionare sind dankbar, daß sie und ihr Haus unangetastet blieben. Dies letztere ist übrigens nur eine elende Hütte. Sie wollen sich ein neues festes Haus bauen. Der König sieht aber nicht gut dazu.

Der Aberglaube im Lande ist groß und mannigfach. Wenn die Missionare beten, so glauben die Heiden, es geschehe zum gleichen Zweck, wie das Zaubern und Beschwören bei ihnen, nämlich einen Feind umzubringen, die Zukunft zu erforschen u. dergl. Einmal trafen sie einen Mann, der eine Schaar von Kindern um sich versammelt hatte und ihren Sonntagsgottesdienst nachahmte! Missionar Fitch ist in die Mission eingetreten auf eine direkte Aufforderung des † Bischof Hannington, der sonst nie jemand zum Eintritt in die Mission zu bewegen suchte. Missionar Fitch dankt jetzt Gott dafür, daß der Bischof in diesem Fall von seiner eigenen Regel abgewichen ist. Er ist mit Leib und Seele Missionar.

— Der anglikanische Missionar W. P. Johnson, der vor cirka einem Jahr halbblind aus Ostafrika kam, ist jetzt wieder auf seinen Posten zurückgekehrt.

— Der neue Missionsdampfer Charles Janson fährt jetzt hin und her auf dem Njassa-See.

— Auf den Rat des Generalkonsuls Sir John Kirk in Sansibar hat die englische Regierung beschlossen, den anglikanischen Missionen in Ostafrika für jeden befreiten Sklaven, den sie aufnehmen und erziehen, einen Beitrag von 100 Mk. zu zahlen.

— Herr Robert Arthington in Leeds hat der amerikanikanischen Missionsgesellschaft in Boston 100,000 Mk. angeboten, um eine Mission unter den Masai in Ostafrika anzufangen.

— Fräulein Elise Kruse, eine Tochter des Missionars W. Kruse, der 1826—61 im Dienste der englisch-kirchlichen Mission in Egypten und Palästina gewirkt hat, geht als Lehrerin an die Mädchenanstalt in Lagos.

— Hr. Chatelain, einer der Missionare Bischof Taylors, schreibt unter'm 14. Mai aus Loanda: „Unsere Mission fährt fort, sich schön zu entwickeln. Obgleich seit einigen Wochen leidend, bin ich doch mit Ausnahme weniger Tage nie eigentlich krank gewesen, und jetzt ist die ungesunde Jahreszeit so gut als vorüber. Der Kakimbo beginnt und die Nächte sind bereits recht kühl. Bischof Taylor ist noch in Majumba, wo er täglich 7 Stunden mit Baumfällen, Bretterſägen, Hausbauen und Besäen der Felder für die neue Station Mamba beschäftigt ist. Bei dieser Arbeit hilft ihm ein junger Franzose aus Kanada, namens Benoit, der eine französische Schule gründen soll, da Mamba jetzt unter französischem Protektorat steht. Gegen Ende des Monats wird der Bischof mit der neu aus Amerika gekommenen Karawane, die aus 20 Erwachsenen und 4 Kindern besteht, sich vereinigen. Ein Teil derselben soll ihn dann begleiten auf seiner Expedition an den Kongo, den Kassai und den Lulua, durch die übrigen sollen die Stationen in Angola verstärkt werden. Der Bischof wünscht, daß ich hier bleibe, bis die Mission unter den Batschilangue recht Fuß gefaßt hat und die Schularbeit beginnen

kann. Dr. Summers will Ende d. M. von Malange aufbrechen, und zwar in Begleitung von Germano, Dr. Pogge's Führer, der 50 Lasten auf die von Wißmann im Dienst der Internationalen Gesellschaft gegründete Station bringen soll. Dr. Summers reist mit dem Personal unserer Mission, aber auf eigene Kosten. Seine ärztlichen Dienste werden in Malange sehr geschätzt, da es dort keinen Arzt giebt, und ebenso in der Strafkolonie Esperanza, die nach einem vielversprechenden Anfang jetzt eine schwere Krise durchzumachen scheint. Die amerikanische Mission in Bailunda soll demnächst durch zwei neue Ehepaare verstärkt werden, und mit dem gleichen Dampfer sollen zwei Engländer, Scott und Swan, in Benguela ankommen, um sich ihrem Freund Arnot als Gehilfen anzuschließen.

China.

In der Nähe von Schaohing kam Anfang Januar eine etwas komische Taufstörung vor. Sieben Taufkandidaten waren vom eingebornen Prediger examiniert und des Sakraments würdig befunden worden. Eben sollte die heilige Handlung vollzogen werden; die Täuflinge waren im Begriff, in das allerdings etwas kalte Wasser zu steigen. Da kam die Frau eines derselben, ergriff ihren Mann und zerrte ihn von dannen. Sie fürchtete, er könnte sich erkälten!

— „Ein chinesischer Pöbelhaufen in Kwai Penk (Peng?) hat eine Missionsfamilie überfallen, und in die Flucht gejagt, ihr Eigentum zerstört — ein Beweis, daß wir in einem Glashaus wohnen. Der (chinesische) Pöbel in Kwai Penk war ein besserer Pöbel als der (amerikanische) in Rock Springs, denn er hat doch niemand das Leben genommen." (Independent.)

Japan.

Im Februar und März hat der amerikanisch-reformierte Missionar Ballagh auf einer von Jokohama aus unternommenen Predigtreise in 40 Tagen 50 Heiden getauft. Eine noch viel größere Zahl hatte um die Taufe gebeten, der Missionar aber hielt einen Aufschub derselben für geraten. In Tsuschima bei Nagoja z. B. stellte er 15 Taufkandidaten, die im Uebrigen reif schienen, blos deßwegen zurück, weil sie noch nicht opferwillig genug waren, ohne Unterstützung aus der Missionskasse die einer Christengemeinde zufallenden Ausgaben zu tragen.

— Am 11. Februar, dem 2546. Jahrestag der Thronbesteigung des ersten Kaisers von Japan, wurde im ganzen Lande von den jungen Christengemeinden in besonderen Gebetsversammlungen um eine Ausgießung des hl. Geistes gefleht.

— Aus Tokio schreibt in der „Deutschen Kolonialzeitung" ein Ungenannter unterm 12. Februar d. J., wie folgt: „Seit dem 1. November haben wir hier regelmäßigen deutschen Gottesdienst in der von den Amerikanern geliehenen Union church, unter dem Anfang September in Japan eingetroffenen Pfarrer Spinner. Von dem Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsverein als erster deutscher Missionar nach Japan gesandt, sollte er zugleich die in ansehnlicher Zahl ansässigen evangelischen Deutschen in Tokio und Jokohama zu Gemeinden zusammenschließen und ihnen als Seelsorger vorstehen. Der Protektor des Vereins, der Großherzog von Sachsen-Weimar, hatte als Angebinde Altarbibel, Taufkanne und Abendmahlsgeräte übersandt; und das Deutsche Auswärtige Amt hatte bereitwillig seine Unterstützung zugesagt. Die Bildung der deutsch-evangelischen Gemeinde in Tokio ging unter eifriger Beteiligung aller Deutschen (mit nur 2 Ausnahmen) schnell vor sich. Der Deutsche Gesandte Graf Dönhoff übernahm den Vorsitz, die hier angestellten preußischen Beamten setzten ihren ganzen Einfluß ein und — vielfach dank Spinner's ganz vortrefflicher, schlichter und doch so kluger, energischer und verbindlicher Weise — haben die meisten Interesse für das Werk gewonnen, wenn sie vielleicht auch dabei vom nationalen Standpunkt zumeist ausgingen. Ein Feld für religiöse Anregung bot sich hier um so mehr, als fast alle Deutschen in Tokio wissenschaftlich thätig sind, auch viele sich eifrig mit ost-asiatischer Länder- und Völkerkunde und mit dem Wesen der japanischen und chinesischen Religion beschäftigen. Anders in der Hafenstadt Jokohama. Unter der dortigen deutschen Geschäftswelt hat Spinner's Person das meiste gethan. Er hat jeden, auch den jüngsten und unbedeutendsten Kommis besucht und so auch die Gleichgültigsten zu Mitgliedern der nun auch dort organisierten starken deutsch-evangelischen Gemeinde gewonnen, deren 14 tägiger Gottesdienst gut besucht ist. Diese deutschen evangelischen Gemeinden, welche unter ihren Mitgliedern viele als Männer der Wissenschaft oder als Kaufleute bei den Japanern in hohem Ansehen stehende Deutsche vereinigen, werden sich voraussichtlich als feste Stützpunkte für die missionare Thätigkeit Spinner's sehr fruchtbringend erweisen; schon finden sich zu allen Gottesdiensten viele Japaner ein.

„Der deutschen Missionsarbeit ist in Japan eine große Aufgabe vorbehalten, welche dem Christentum und zugleich dem Deutschtum hoffentlich segensreiche Dienste leisten wird. Es gab hier bisher einige zwanzig Religionsgesellschaften, die jede für sich Mission trieben; die bedeutendsten numerischen Erfolge erzielte die griechisch-katholische Kirche. Leider haben aber die Missionare durch ihren Wandel, durch ihre gegenseitige Anfeindung und durch die Art ihrer Wirksamkeit das Christentum in Mißkredit gebracht. Bei den Lawn-Tennis-Spielen, Spazierfahrten und Klubbällen sind die englischen und

amerikanischen Missionare obenan und ihre Damen überbieten sich in auffälliger Toilette. Hierzu kam, daß die einzelnen Missionare zum Teil ungebildete Leute sind, welche den rationalistischen Argumenten eines Japaners Stand zu halten nicht fähig waren; es kam eine leichtfertige Aufnahme der angeblich Bekehrten in die christliche Gemeinschaft hinzu, lediglich um der heimischen Gesellschaft möglichst große Zahlen melden zu können, und so ist es dahin gekommen, daß der Japaner sein eigenes Gefühl für Moral, die schlichten Grundsätze des Schintoismus über Herzensreinheit und die Mittel, welche ihm der Buddhismus an die Hand giebt, sein Gewissen zu beruhigen, seinem Gefühl die nötige Nahrung und seiner Phantasie idealen Stoff zu bieten, für besser hält als die Lehre vom Christ. Mich fragte neulich ein Japaner, als ich einen christlichen Glaubenssatz betonte, ob denn überhaupt gebildete Leute, wie ich, an die Wahrheit des Christentums glaubten.

„Eine fernere Schwierigkeit der Mission liegt in der Lebensweise der hier lebenden christlichen Ausländer. Es ist in Japan unter den Eingebornen Gebrauch, auf Kündigung ein vertragsmäßiges Eheverhältnis zu schließen. Die Japaner machen von dieser freien Handhabung des ehelichen Verhältnisses ergiebigen Gebrauch, sie wechseln häufig ihre Gattin, wenn sie nicht den moralisch noch verwerflicheren Standpunkt vorziehen, sich neben der Ehefrau, welche sie alsdann lediglich zur Führung des Haushalts benutzen, eine „Musume“ (Nebenfrau) zu halten oder gar nebenbei noch das „Joshiwara“ aufzusuchen. Die Frauen in Japan sind viel besser in ihrer moralischen Führung als die Männer; sie bewahren die Treue trotz dieser unwürdigen Behandlung, welche sie zum Teil nur allzu oft erfahren. Die unverheirateten Ausländer machen nun fast sämtlich von der Zulässigkeit dieses vertragsmäßigen Zusammenlebens Gebrauch; sie sind, bis auf verschwindend wenige Ausnahmen, „japanisch verheiratet.“ Die Deutschen zeichnen sich insofern noch vorteilhaft vor anderen Ausländern aus, daß sie das Verhältnis nicht leichtfertig wechseln und für ihre eventuellen Kinder sorgen. Wie eingewurzelt und gewissermaßen anerkannt diese Sitte hier ist, können Sie daraus ersehen, daß die deutschen Ehefrauen, welche schon längere Jahre hier leben, das Verhältnis kennen, anerkennen und insofern sanktionieren, als sie die kleinen Mischlingskinder zu Weihnachten beschenken, sie zu ihren Kindern einladen zc. Wenn man als Milderung nimmt, daß eine christliche Ehe mit Japanern sonst nicht möglich ist, so läßt sich bei Ausländern, welche dauernd hier ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben und welche die „japanische Ehe“ hochhalten, gegen ihre äußere Anpassung an diese Landessitte nichts sagen. Immerhin ist es eine Unsitte, die doppelt gefährlich ist, weil die Japaner durch die Nachahmung der Christen in ihren Mißbräuchen nur bestärkt werden.... ch.«

Indien.

Am 28. Februar wurde in Kalkutta ein junger Brahmane Debendra Nath Raja getauft. Er ist 19 Jahre alt und stammt aus der Nähe von Midnapur. Er besitzt eine gründliche indische Bildung, hat aber nur wenig englisch gelernt. Einmal hörte er eine Straßenpredigt, wurde ergriffen und kaufte sofort ein Exemplar des Evangeliums Matthäi und Lucas, las diese mit wachsendem Interesse und Verständnis, kaufte dann einige Traktate und wurde mit einem eingebornen Prediger bekannt. Alle Proteste seiner Verwandten halfen nichts; er reiste nach Kalkutta, wurde durch einen Jugendfreund den schottisch-freikirchlichen Missionaren vorgestellt und bat um die Taufe. Man schrieb seinen Verwandten, und sie antworteten, daß sie den Abgefallenen als tot betrachten und daher nicht weiter gegen seine Taufe protestieren wollten. Dieselbe wurde vollzogen vom eingebornen Prediger Maitra.

— Den größten Zuwachs unter allen Stationen der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft hat im letzten Jahr Aurangabad, im Gebiet des Nisam, gehabt. Der dort stationierte Missionar, kein Engländer, sondern ein bekehrter Parsi, hat im letzten Jahr 255 Erwachsene getauft, so daß seine Gemeinde jetzt 1065 Seelen, darunter 565 Kommunikanten zählt. Vor drei Jahren waren es gerade halb soviel!

— In Puna hat diese Gesellschaft ebenfalls einen bekehrten Parsi, Sorabdschi Kharsedschi, als (unbezahlten) Missionar. Die Frau desselben ist gegenwärtig in England. Sie wurde auch dem Kommite der englisch-kirchlichen Miss.-Ges. vorgestellt und bat im Namen ihres Mannes dringend um einen europäischen Missionar für die Parsis.

Barma.

Durch den letzten englisch-barmesischen Krieg ist auch die Karenen-Mission schwer betroffen worden. Schon vor Ausbruch desselben hatte König Thiba fanatische Priester nach Britisch-Barma gesandt, die dort den Religionskrieg gegen alle eingebornen und fremden Christen anfachen sollten. Die Folge war ein Aufstand, an welchem sich in erster Linie allerlei Raubgesindel beteiligte. Am 12. Dezember kam der Kriegssturm auch über Schwegjin: ein Karenen-Diakon wurde erschlagen und allerlei Schaden angerichtet. Dann aber gelang es den indischen Soldaten, die Räuber zu verjagen und 56 von ihnen gefangen zu nehmen. Doch herrschte noch große Aufregung. Da man die Räuber in großer Zahl so nahe wußte, war die europäische Bevölkerung noch einige Tage in Sorge und Angst. Rings um die Missionsstation wurden Schanzen und Verhaue errichtet, um vor Ueberfällen sicher zu sein. Die Frauen und Kinder zogen sich ins Polizeiamt zurück. „Es waren drei Zimmer

im Haus, diese wurden von den Männern mit Sandsäcken verrammelt. Wachposten wurden aufgestellt und nach allen Seiten Späher entsandt. Wir hofften zuversichtlich, daß auf unsre Bitte Truppen zu Hilfe kommen würden; aber am andern Morgen erfuhren wir, daß die Telegraphendrähte abgeschnitten und unsre Botschaften also gar nicht ins Hauptquartier gelangt waren. Von drei Polizeimännern, die wir als Späher aussandten, kehrten nur zwei zurück und berichteten, ihr Kamerad sei gefangen worden. Am hellen Tag wagten wir unsre Zuflucht zu verlassen und einige Erfrischungen zu uns zu nehmen. Aber ehe wir noch etwas Kaffee getrunken hatten, wurde Lärm geschlagen: die Räuber kommen! und wir mußten alle zurückfliehen im dicken Nebel. Als wir das Polizeiamt wieder betraten, kam uns eine alte Dame entgegen und rief unter Thränen: in zwei Stunden werden wir alle umgebracht sein! In einem Nebenzimmer traf ich die übrigen Frauen, einige weinten, andere schrieben Abschiedsbriefe an die Ihrigen, wieder andere kleideten junge Mädchen in Knabenkleider, damit sie mit den andern sofort getötet und nicht weggeschleppt und zu Tode gequält würden. Nach kurzer Besprechung beschlossen wir eine kleine Gebetsversammlung zu halten, und nachdem wir unser Geschick in Gottes Hände gelegt hatten, kam ein neues Gefühl von Ruhe und Frieden über uns." Als endlich englisches Militär in Schwegjin eintraf, hatten die Räuber schon zahlreiche Karenendörfer geplündert und verbrannt; auch Kapellen, Bibeln und andere Bücher wurden zerstört. Nur langsam gelang es den christlichen Karenen, die anfangs ganz wehrlos dastanden, sich Waffen zu verschaffen und das Vertrauen der Regierung zu gewinnen. Schließlich aber war es wesentlich ihrer Mithilfe zu verdanken, daß der ganze Aufstand überhaupt unterdrückt werden konnte. Im bisher unabhängigen Barma, das durch eine Proklamation der Königin Viktoria vom 1. Januar 1886 nun auch britische Besitzung geworden ist, dauern die Kämpfe mit den Aufständischen bis jetzt noch fort. Aber schon ist der anglikanische Missionar Colbeck, der 1879 aus Mandale hatte weichen müssen, dahin zurückgekehrt und auch die Baptisten rüsten sich zu neuen Missionsunternehmungen in dem nun von der Tyrannenherrschaft eines Thiba befreiten Lande.

Allerlei.

In den Listen der amerikanischen Militärakademie zu West-Point findet sich unter der Jahreszahl 1839 neben vielen andern auch der Name „M. S. Culbertson" und daneben der spätere Eintrag: „Gestorben am 25. August 1862 in Schanghai, China, 44 Jahre alt." Dieser Culbertson hatte mit Auszeichnung die Militärakademie durchlaufen, dann als Offizier gedient und war darauf selbst Professor an der Akademie geworden. Eine glänzende Laufbahn lag vor ihm. Aber hinter ihm standen die Gebete einer

frommen Mutter und von Oben kam ein höherer Ruf. Culbertson gab seine Professur auf, studierte Theologie und ging als Missionar nach China. Hier traf es sich, daß er während der Taiping-Rebellion durch seine militärischen Kenntnisse wesentlich dazu mithalf, Leben und Eigentum der Amerikaner in Schanghai zu beschützen, so daß der amerikanische Gesandte entzückt ausrief: „Culbertson, wenn Sie zu hause geblieben wären, könnten Sie jetzt Generalmajor sein.“ „Allerdings“, erwiderte Culbertson, „sind doch mehrere meiner Schüler bereits Generale: Sherman, Van Vliet, Tower, Thomas, Newton, Rosencranz (und er hätte hinzufügen können: Lyon, Reynolds und Grant) — aber ich möchte mit keinem von ihnen tauschen, denn meines Erachtens giebt es keine einflußreichere Stellung in der Welt, als die eines Missionars in China, der für 4 Millionen seiner Mitmenschen als Prediger des Evangeliums dasteht.“ Bald darauf wurde Culbertson aus diesem Leben abgerufen — von wenigen gekannt und geschätzt, während jene seine Schüler das Lob und den Dank einer ganzen Nation geerntet haben. Sollen wir den schlichten Missionar bedauern? — Ja, die Welt mag ihn bedauern; wir aber wissen, daß „die Lehrer leuchten werden wie des Himmels Glanz und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich.“

— Das Missionsblatt der Brüdergemeine erzählt unter der Aufschrift: „Auch eine Freundlichkeit des Herrn“ folgende Geschichte: „Es wird nur wenigen Missionsblattlesern bekannt sein, daß unsere Mission in Grönland in ihrem pekuniären Bestand eine bedeutende Erleichterung dadurch genießt, daß die dänische Regierung ihr für die durch die Schiffe derselben beförderten Frachten eine bedeutende Preisermäßigung gewährt, und zwar schreibt sich dies Benefiz her von einer schon im Jahr 1786 gefaßten königlichen Resolution, die später 1844 erneuert worden ist. Während des Krieges der Engländer mit Napoleon I. (1807—1817) stand Dänemark auf Napoleons Seite, verlor aber durch diese Bundesgenossenschaft seine Flotte, war also nicht imstande, seiner und unserer Mission, wie auch den in Grönland angestellten königlichen Beamten, den nötigen Proviant zuzuführen, zumal auch die Kauffahrteischiffe, die noch nicht gekapert waren, es nicht wagten, eine solche Fahrt unter dänischer Flagge zu machen. Die Verproviantierung ist aber für die Europäer in Grönland eine Lebensfrage, und so war vorauszusehen, daß die sich damals dort Aufhaltenden wahrscheinlicherweise elend umkommen würden. Da aber gestattete die englische Regierung, und zwar um der Mission der Brüdergemeine willen, zwei dänischen Schiffen, unsern Missionaren den nötigen Proviant zu bringen, wodurch sich die Möglichkeit bot, auch die dänischen Beamten und Missionare mit dem Nötigen zu versehen. Die Dankbarkeit für diesen Dienst, welche nach Gottes Fügung unsre

Mission den Dänen in Grönland leisten durfte, bewog auch in späterer Zeit die dänische Regierung, jene Resolution nicht aufzuheben, was mehrmals beantragt worden war, selbst dann nicht, als im Jahr 1848 und 1849 durch das „Grundgesetz“ sämtliche aus der Zeit der unumschränkten Monarchie stammenden Privilegien abgeschafft wurden; und so dürfen wir uns denn nach Gottes Gnade noch heute dieser Erleichterung freuen.“

— Die letzte Jahreseinnahme der Pariser Gesellschaft betrug 326,652 Fr; die Ausgaben beliefen sich auf 360,874 Fr. Es ist daher ein bedeutendes Defizit zu beklagen.

Todesfälle.

Am 28. Februar starb in Asijut, Aegypten, der uniert-presbyterianische Missionar Dr. John Hogg aus Amerika, ein energischer und reich gesegneter Arbeiter, der nun von Kopten, Protestanten und Muhammedanern beweint wird.

— Am 22. April starb in Vageikulam, Tinneveli, der eingeborne Pastor Vedanajagam Viravagu, ein hervorragender Mann, dem es besonders gegeben war, aus den höhern Klassen viele zu gewinnen, Vorsitzender des Kirchenrates von Nord-Tinneveli und als solcher Leiter zahlreicher Gemeinden.

— Am 15. Juni starb in Ketta, Pandschab, ganz plötzlich der englisch-kirchliche Missionar G. Shirt nach beinahe 20jähriger treuer Arbeit in Sindh.

— Am 17. Juni starb in Durham der ehrwürdige Geistliche G. F. Fox, einer der ältesten und eifrigsten Freunde der englisch-kirchlichen Missions-Gesellschaft. Im Jahr 1878, gerade 50 Jahre nachdem er ein zahlendes Mitglied der Gesellschaft geworden, sandte er ihr eine Gabe von 100,000 Mk., und im Jahr 1873 stiftete er ein Kapital von 80,000 Mk. zum Andenken an einen geliebten Freund Amherst Hayne. Er war ein Bruder von H. W. Fox, der im Jahr 1841 zusammen mit Robert Noble die Telugu-Mission gründete. Auch am alten Domherrn James Bardsley, dem Vater eines 1868 in Sindh gestorbenen Missionars, sowie an R. B. Seeley, einem bedeutenden Schriftsteller und Verleger, hat die Gesellschaft zwei treue Freunde und weise Ratgeber verloren.

— Auf einer neu gegründeten Station im Gallaland sind von Masai-Räubern ermordet worden Missionar Houghton und seine Frau, Angehörige der „Vereinigten freien Methodistenkirche“.

Bücherschau.

Kamerun. Land, Leute und Mission. Von Ch. Römer. Preis 20 Pfg. Basel. Missionsbuchhandlung 1886.

Ein sehr zeitgemäßer und überdies frisch geschriebener Traktat, den wir zur weitesten Verbreitung empfehlen. Wer ihn liest, wird miteinstimmen müssen in die Schlußworte des Verfassers: „O, daß wir Leben [illegible] hätten, es nach Afrika hinauszutragen!"

Eine ausführliche Karte und mehrere Holzschnitte helfen dazu, das neue deutsche Kolonial- und hoffentlich bald auch Missionsgebiet zu veranschaulichen.

Evangelischer Missionskalender 1887. Achter Jahrgang. Basel. Missionsbuchhandlung. [illegible] Pfg.

Der neue Kalender bringt eine gelungene Nachbildung von A. [illegible]er's „Christus am Kreuz" in Farbendruck und dazu ein Gedicht „Es ist vollbracht" von O. Schott; ferner einen Artikel über den † Ratsherrn Karl Sarasin von Chr. Römer; etwas über das „Jubeljahr der evangelischen Diakonissensache" von J. Kägi, und mehrere kleinere Stücke: „Indische Prediger"; „Ein wichtiger Gedenktag"; „Eine lehrreiche Geschichte aus China"; „Die Arithmetik in der Mission"; „Wozu die Photographien unserer Lieben dienen können". Bei den Gedenktagen ist darauf gesehen worden, daß Unbekanntes und Unbedeutendes möglichst durch Bekannteres und Bedeutenderes ersetzt wurde. Beim 7. Juni (Gründung des Goßnerischen Missionsvereins) muß es statt 1836 heißen: 1842.

Immanuel. Christliches Gedenkbuch auf alle Tage des Jahres. Calw und Stuttgart, 1886. Verlag der Vereinsbuchhandlung. Preis 4 Mk.

Ein neues und originelles Vergißmeinnicht, das wir an dieser Stelle empfehlen möchten um der zahlreichen Daten willen, die aus der Missionsgeschichte darin aufgenommen sind. Auch die Bibelsprüche und Liederverse haben vielfach eine Missionsbeziehung. Hier eine Probe:

17. August.

1586 geb. Johann Valentin Andreä.
1761 geb. Dr. W. Carey, der „Schuhflicker".
1836 Evangelisch-lutherische Missionsgesellschaft zu Dresden (Leipzig) gegründet.

Ich bin das Licht der Welt. Joh. 8, 12.

Ein kleiner Anfang ist gemacht;
Die Erde ist noch sehr voll Nacht,
Ach, brich herfür zu unsrer Zeit,
Du Sonne der Gerechtigkeit! Zinzendorf.

Die Ausstattung (gepreßter Leinwandeinband, Goldschnitt, vier schöne Blumenkarten ꝛc.) ist prachtvoll und daher das Buch (366 S.) besonders zu Geschenken geeignet.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**





Japanische Prediger.

La Lama, der Fetischprophet.

Zweiter Teil.

Owu als Gbalo.

Von H. Bohner.

13. Entlarvung und Enttäuschung.

Der Krieg hatte nicht wenig zur Mehrung des Ruhmes unseres Gbalo beigetragen. Seine schlauen, so oft sich bestätigenden Prophezeiungen, seine guten Ratschläge, seine Dienste als Arzt — alles hatte geholfen, sein Ansehen noch bedeutend zu erhöhen. Nach Hause zurückgekehrt, brachte ihm die Heilung Verwundeter nicht wenig Geld ein, so daß es ihm alles in allem gelang, ohne Schulden durch den Krieg zu kommen, was sonst nur noch bei ganz wenigen Bürgern der Stadt La der Fall war.

Nach einigen Monaten war Ruhe und Frieden eingekehrt. Die nach dem Krieg entstandene Teuerung dauerte nicht lang und wurde bald verschmerzt. Die Vorboten eines starken Harmattans, der wie ein kalter, schneereicher Winter einen warmen Sommer, so hier eine gute Regenzeit verspricht, stellte sich ein und die Bauern waren, voll Hoffnung auf eine gute Ernte, eifrig damit beschäftigt, den Busch für die zu bestellende Aussaat zu fällen. Owu hatte beschlossen, sich einen der Küste nähern Landsitz als Donja zu verschaffen und deßhalb die letztere Niederlassung seinem Neffen, Hauptmann Anang, anvertraut, seinem Sohn Odoi aber befohlen, in der Nähe des Dorfes Abladschei eine neue Pflanzung anzulegen, damit er (Owu) sich von Zeit zu Zeit mit seiner Familie dort aufhalten könne.

Dabei verwundete sein Sohn Odoi einen der Mitarbeiter stark an den Fersen. Die Verwandten desselben forderten von Owu für das unschuldig vergossene Blut Sühnopfer. Sonst käme für die ganze Umgegend regenlose dürre Zeit. Owu mußte sich fügen und den verlangten Ziegenbock nebst einer Flasche Rum für die Sühnung herbeischaffen. Die Sühnung selbst geschah auf folgende Weise: Zuerst wurde das Tier geschlachtet, dann sein Fleisch in kleine Stücke geschnitten, diese mit dem Blut und Mist des Opfers vermischt und das Ganze in eine große Holzschüssel gethan, welche ein Mann auf dem Kopfe trug. Ein zweiter Mann hält die Flasche Rum, ein dritter spielt den Priester und sämtliche Bewohner des Dorfes den Chor. Man zieht durchs Dorf, dann an den Platz, wo die That geschehen ist, und wieder zurück. Alle paar Schritte wird Halt gemacht und der Boden mit einer Hand voll von der Opfermasse und etwas Rum besprengt, wobei der Priester spricht: „Wir, wir wußten nichts davon, wir sind unschuldig an der Sache; der N. N., welcher das Verbrechen begangen hat, soll es tragen. Wir entledigen uns dieser Uebelthat.“ Dazwischen erwähnt er alle in der Gegend bekannten Fetische. Das Gleiche thut die ihn begleitende Einwohnerschaft, und zwar aus vollem Halse im Chor schreiend, etwa so: „Vater Lakpa oh! Laß dich mit uns versöhnen, laß regnen in Fülle, daß wir essen und satt werden“ ꝛc. Durch das laute Geschrei sollen alle Fetische weit und breit auf die Sühnung aufmerksam gemacht werden, damit keiner, der das vergossene Blut gesehen, den Wolken das Regnen wehre!

An dem Tage, an welchem Owu zu seinem Sohn Odoi gerufen wurde, war er gerade von einer Beratung der Fetischmänner zurückgekehrt, welche den Untergang verschiedener reicher Leute in der Umgegend beschlossen, indem ihnen der Hexenprozeß gemacht werden sollte. Man ging dabei auf's schlauste zu Werk. Zunächst sollten alle Erkrankungen aus Verhexung erklärt werden, und wenn die angewandten Mittel nicht helfen, solle man sagen, die Macht der Hexen sei so groß, daß man ihnen mit Medizin nimmer wehren könne. Gesagt, gethan! in kurzer Zeit gab es kaum eine Familie mehr, die nicht klagte, daß sie von den Hexen*) übel geplagt werde.

*) Was einen Menschen nach den Begriffen der Neger zur A j a o d e r H e x e macht, ist ein böses unheimliches Feuer, das zusammengeronnenem Blut ähnlich in der Nähe des Herzens sich befinden und in besonders extremen

Als dann etliche Marktgänger durch das Erscheinen feuriger Gestalten vom Besuch des Buschmarktes abgehalten wurden und in den betreffenden Städten plötzlich Mangel an Lebensmitteln eintrat, da war die Aufregung auf's Höchste gestiegen. Alle Könige mit einander sandten vereint zu Owu, um sich Rat zu erholen. Owu oder vielmehr sein Fetisch Sakumo, von Ahulu ins Prophetenhaus gerufen, erklärte, man solle einen Hexenfinder oder -Banner rufen, die Hexen durch ihn aufspüren lassen und sie gebührend bestrafen, dann werde alles wieder gut werden. So der Fetisch. Der Hexenbanner wurde nun geholt oder vielmehr hergetragen, da er steif und fest behauptete, zu Fuß dürfe er nicht gehen. Außerdem mußten die Gesandten im Namen ihrer Könige schwören, daß wenn einer als Hexe bezeichnet werde und sich aus Scham erschieße, dann der König oder die Stadt die Prämie zahle. Das Gleiche sollte bei Armen geschehen. Als so der Kontrakt abgeschlossen war, sandte die erste Stadt (es war Obutu) die Träger ab. Es war verabredet, daß wenn er in Obutu seine Arbeit gethan habe, die Stadt Akra ihn von dort abholen lassen sollte u. s. f. Der Führer von Obutu sollte der weit und breit berühmte Fetischmann Akwa von Akrama sein. Als deßhalb unser Hexendoktor dort ankam, erklärte er, müde und hungrig zu sein; er müsse hier schlafen, man solle dem König von Obutu sagen, er solle ihm etwas zu essen

Fällen sogar einen Fleischklumpen bilden soll. Gewöhnlich schreibt man jähzornigen, zänkischen Personen mit stechendem Blick oder aufdringlichem Wesen dieses Hexenfeuer zu. Wer das Unglück hat, für eine Aja zu gelten, sei es Mann oder Weib, von dem wird gesagt, er gehe nachts feurig einher, weßhalb alle Irrlichter, deren es in warmen schwülen Nächten hier viele giebt, für solche bösartige Nachtwandler gehalten werden. Ebenso halten sie faule, leuchtende Hölzer für solche. Der Körper eines Aja liegt wie tot auf der Matte, während die Seele oft allein, oft aber auch in Gemeinschaft mit anderen Aja herumstreicht, um den Leuten heimlich Böses zu thun. Wird auf einen solchen feurigen Wandler geschossen, dann bleibt der Körper tot. Gegen den Einfluß der Hexe giebt es schützende Amulette. Auch ein guter Mut kann einen schützen; wenn man einer begegnet, sie mit Schimpfreden überhäuft, oder behauptet, man kenne sie und werde sie verraten, dann wird sie eingeschüchtert. Entdeckt man, daß ein Schlafkamerad eine Hexe ist, dann wird geraten, den von der Aja verlassenen Körper mit spanischem Pfeffer einzureiben, dann werde es die Aja nimmer in demselben aushalten können. Andere preisen auch die Verbrennung eines Krautes an. (Siehe auch Miss.-Mag. 1881, S. 410, wo aber der letzte Teil der unten angebrachten Bemerkung irrig ist!)

schicken. Natürlich wurde ihm willfahrt. Als es in Obutu ruchbar wurde, daß der Doktor in Akrama sei, machte sich der größte Teil der Stadtbevölkerung auf, um ihn abzuholen. Niemand wollte zurückbleiben, weil jedermann glaubte, wenn er sich nicht der Ankunft des Hexenmeisters freue, werde man auch ihn selbst sicher als Hexe bezeichnen. So zog man denn in großer Prozession am Montag Morgen in Obutu ein, nachdem viele aus Mangel an Platz die Regennacht auf der freien Straße hatten zubringen müssen.

In Obutu angekommen, verlangte der Hexenriecher 300 Mark Handgeld, ehe er seine Arbeit beginnen könne. Man unterhandelte lange, bis er endlich mit der Hälfte sich zufrieden gab. Nun begann die Suche.

In den paar Dutzend kleinen Flaschenkürbissen, aus denen sein Obergürtel bestand, war angeblich eine Hexenmedizin, die nach üblicher Weise aus Pflanzen in einer Pfanne zu Ti, d. h. Ruß oder Kohlen geröstet war, so daß alle Medizinen das gleiche Aussehen hatten. Kam er nun in ein Haus, so mußten alle erwachsenen Bewohner sich etwas von dieser Medizin in die Nase blasen lassen. In einem der Kürbisse, die alle einander gleich sahen, befand sich der Kohlenstaub von geröstetem spanischem Pfeffer, der mindestens so stark war wie guter Schneeberger und, in die Nase geblasen, sogleich starkes Nießen verursachte, während der Inhalt der andern Kürbisse unschuldiges Zeug war. Der Hexendoktor schüttelte bei jeder weitern Person die Pulverbüchsen durcheinander und machte dem Anschein nach ohne Auswahl von der ersten besten, die er erhaschen konnte, Gebrauch. Kam aber die vorher bestimmte Hexe an die Reihe, dann erhaschte er gewiß die unheilvolle Pfefferbüchse, und nun ging das Nießen an und die Hexe war gefunden. Weitere Prisen des famosen Schnupftabaks wurden gegeben und Bannsprüche hergedonnert oder geschrieen, bis nach der Behauptung des Doktors die Hexe ausgetrieben war. Hatte sich dieselbe aber zu sehr festgesetzt, mit andern Worten, war das erkorene Opfer eine reiche Persönlichkeit, so halfen Medizin und Bannsprüche nichts mehr, sondern die Hexe wurde dann auf offenem Marktplatze, sozusagen lebendig aus den Rippen herausgezaubert. Unter den Augen der Menge und zu ihrem maßlosen Staunen zog dann der Doktor nach langem Kneipen und Klemmen dem Hexenbesitzer ein Ding aus der Seite heraus, das genau dem Herzen des Schafes ähnlich sah, welches er bei der Eröffnung der

Prozedur auf Kosten des betreffenden geopfert hatte. Die letztere Prozedur war aber viel teurer als die erstere; für diese erhielt der Hexenbanner 20 Mark, für jene bedeutend mehr. Zu dieser kamen dann noch 100 Mark Strafe von Seite der Stadtbevölkerung. Alle Angeklagten beteuerten ihre Unschuld; aber der Zweck war erreicht, d. h. eine Menge reicher aber nicht wohlgelittener Leute in der Stadt Swedru waren um einen großen Teil ihres Vermögens gebracht, denn die Unschuldsversicherungen halfen natürlich nichts, da die öffentliche Meinung schon im voraus auf des Hexenriechers Seite war.

Nicht so gut ging es dem Spitzbuben in Obutu. Hier war sonderbarerweise die öffentliche Meinung immer auf Seite der Unschuldigen, weil keine der ausgesuchten Personen diejenigen Eigenschaften besaß, welche man einer Hexe zuschrieb. Der Gaukler konnte daher nirgends mit seiner Behauptung durchdringen, sondern mußte sich der Lüge zeihen lassen. Er gab dann vor, er müsse bei Nacht allein am Ende der Stadt auf dem Auskehrichthaufen schlafen, damit die Geister der von den Hexen Getöteten Gelegenheit hätten, ihn zu besuchen und ihm ihre Mörder zu verraten, allein — auch das half nicht. — Warum? Nun, das Evangelium war daran schuld. Etwa vierzehn Tage vor seinem Eintreffen in Akrama hatte der berühmte Akwa, der als Führer des Hexenriechers fungieren sollte, seinen Namen auf die Liste der Taufkanditaten setzen lassen und damit war die ganze Sache vereitelt. Obgleich der Doktor bei ihm übernachtete, erhielt er doch keinerlei Informationen, noch weniger ließ sich Akwa bewegen, den Betrüger zu begleiten, so daß dieser nun weder die Namen der mißliebigen Personen, noch die der im letzten Halbjahr Verstorbenen erfahren konnte, und gerade das letztere war sehr mißlich für ihn. Denn so oft er eine Hexe ausfindig gemacht hatte und gefragt wurde, wen sie bereits getötet habe, so mußte er ja jetzt verstummen, wenn er nicht sogleich als Lügner entlarvt werden wollte. Beim Schlafen vor der Stadt, so hoffte er, werde irgend ein geheimer Kollege sich bei ihm einstellen und ihm die nötigen Angaben machen; aber auch das geschah nicht. So schimpften ihn denn die Leute als Nichtswisser und Lügner und verlangten, er solle sich packen. Allein er verlangte zuerst noch die fehlenden 150 Mark, da er nichts dafür könne, daß es so gegangen sei, sondern es sei ein großer Obutufetisch*) daran Schuld. Nachdem man ihm endlich das Fehlende gezahlt

*) Wohl der Einfluß des dortigen Lehrers gemeint.

hatte, war man noch genötigt, ihn nach dem sieben Stunden entfernten Swedru zu tragen, woher man ihn ja geholt hatte. Hier aber wollte ihn niemand aufnehmen; der Mann war blamiert und mit ihm die ganze Fetisch-Sippschaft, auf deren Antrieb er gehandelt, am meisten natürlich unser Gbalo Owu, der den Rat gegeben hatte, ihn zu dingen. Denn, nachdem der Mann in Obuto so schändlich als Betrüger entlarvt war, wollte ihn keine der andern Städte mehr holen lassen. Owu bekam darüber so viele Vorwürfe zu hören, daß er sich endlich in den Busch nach Abladschei zurückzog, wo die neue Pflanzung seines Sohnes alle Aussicht auf eine schöne Ernte zu gewähren schien.

Doch fühlte sich Owu hier nicht recht behaglich,*) weil der Ort zu oft von den Missionaren in Abokobi besucht wurde. Mußte er sich doch gefallen lassen, daß einmal in seiner Abwesenheit der Abokobi-Christ Abraham Adschete dem ihn begleitenden Missionar alle seine Fetisch-Gegenstände zeigte und darüber spottete. Noch mehr aber ärgerte ihn, daß derselbe Abraham mit seinem Freund Andreas Aschong es wagte, sowohl ihm als seinem Kollegen Kwabla die Wahrheit ins Gesicht zu sagen und der letztere sogar Miene machte, darauf zu merken. Das hatte zur Folge, daß nicht allein einige Leute sich taufen ließen, sondern auch geheilte heidnische Patienten anfingen sich zu weigern, dem Fetisch die versprochenen Geschenke auszuzahlen. Das letztere vollends empörte unsern Gbalo so, daß er beschloß, den Ort zu verlassen und seine Hütte auf der von Odoi gemachten Pflanzung aufzuschlagen, um dort ungehindert seinem Gewerbe zu leben. Meist fehlte es ihm auch an Kundschaft nicht. War aber keine solche vorhanden, dann arbeitete er entweder auf der Pflanzung oder lag der Jagd ob. So stößt er eines Abends unerwartet auf einen Leoparden. Er legt an und will schießen; aber das Gewehr versagt und das Tier kommt auf ihn zu. Owu kehrt das Gewehr um und schlägt mit dem Kolben darauf los, trifft auch den Leoparden, aber so schwach, daß das Tier sich alsbald wieder sprungfertig macht. Owu ist in Verzweiflung, hat aber doch noch Geistesgegenwart genug, bei einem zweiten Hieb das lange Steinschloßgewehr so zu drehen, daß der spitze Hahnen desselben dem Ungeheuer dermaßen die Schnauze verwundet, daß es heulend den Rückzug antritt.

*) Von hier an vergleiche die Biographie meines Gewährsmannes Paulo Mohenu, wie sie in dem bekannten Traktat kurz geschildert ist.

Während des Kampfes sind drei Bauern von Abladschei des Weges gekommen. Sie tragen Gewehre; statt aber dem Bedrängten zu Hilfe zu kommen, ergreifen sie die Flucht! Owu schmerzte die Sache sehr und obgleich sie vor öffentlicher Dorfversammlung den „Feigheitstrank“ zahlen mußten, so konnte er's doch lange nicht verschmerzen, daß man ihn so wenig liebe.

Und bald sollten noch schwerere Schläge ihn treffen. Owu wurde von seiner Einsiedelei an das Sterbebett von Vater Odonko gerufen, den er aber nicht mehr am Leben traf. Und als man kaum die Totenklage für diesen beendigt hatte, wurde ihm angesagt, sein Kollege Aschong, der Amulettenverkäufer, liege im Sterben. Owu ging hin, um ihn noch einmal zu sehen, fand ihn aber in einem schrecklichen Zustand. Die Verwandten erzählten, schon über einen Tag lang liege er im Todeskampf, ohne sterben zu können. Damit das gute Tuch, welches der Kranke bisher als Decke gebrauchte, durch den Todesschweiß nicht geschädigt werde, hatte man dasselbe von ihm weggenommen und durch einen alten Fetzen ersetzt, und ebenso hatte man's mit der Matte gemacht, die sein Lager bildete. So fand ihn Owu. Der Sterbende kannte ihn noch und fing an die Worte zu stammeln: „Kommst du auch? Man hat mich hart ins Verhör genommen.“ Als nun der Kampf schwerer wurde und der Sterbende noch mehr sagen wollte, schrie einer der Anwesenden: „Er ist ein Fetischmann, sehet zu, daß er nicht noch Unglück über eure Familie bringt.“ Man glaubt nämlich, daß die Fetischmänner durch ihre Fetische hie und da Leute töten, und da der Todeskampf bei Aschong ein so harter war, so glaubten alle Anwesenden, solche Mordthaten, die er auf dem Gewissen habe, seien schuld daran; jetzt wache das Gewissen in ihm auf, er werde anfangen seine Unthaten zu bekennen und dann würden sie, die Ueberlebenden, am Ende noch von den Angehörigen jener Vergifteten verfolgt werden. Daher die Angst! Um nun dieser Gefahr zu entgehen, nahmen die Verwandten kurzweg ein Tuch und banden dem Sterbenden den Mund zu. Owu wollte ihnen wehren, aber es half nichts. Man sagte ihm, er werde ja doch nicht helfen, die Strafen zu zahlen. Darauf verließ er im Zorn das Haus. Seine Gefühle lassen sich nicht gut beschreiben. Er mußte sich sagen, daß wenn heute oder morgen sein letztes Stündlein schlage, es ihm wahrscheinlich ebenso gehen würde. Er fühlte sich vereinsamt. Sein einstiger Lehrmeister und alle seine

besten Freunde waren nicht mehr unter den Lebenden und die Lebenden waren nicht seine Freunde. Ein Grausen vor der Zukunft kam über ihn. In dieser Stimmung langte er in Ogjadam — so hatte er seine neue Pflanzung benannt — an. Es war Sonntag früh. Da er die ganze Nacht durch gegangen war, fühlte er sich sehr ermattet, legte sich zum Schlaf nieder und erwachte erst, als gegen Nachmittag einige fremde Stimmen im Hofe laut wurden. Er trat ins Freie und erkannte sogleich einen nahen Verwandten und Altersgenossen, der mit zwei Freunden im Hof stand. Die üblichen Begrüßungen wurden ausgetauscht. Dann fragte Owu, woher sie kommen. „Aus Abokobi.“ — „Was habt ihr in Abokobi zu schaffen?“ Sie: „Wir sind im Gottesdienst gewesen und haben unsere Namen aufschreiben lassen.“ — Owu: „Was! seid ihr närrisch geworden!?“ „Nein, wir sind keine Narren, sondern wir haben uns vorgenommen, Gott anzubeten.“ Das war Owu doch zu viel, er brach in eine Flut von Schimpfreden aus, und als er sah, daß sein Vetter eine kleine Fibel unter seinem Gewand hatte, riß er dieselbe hervor und hieb sie ihm um den Kopf, so daß alle drei Männer sich so schnell sie konnten aus dem Staube machten.

Owu glaubte, sein energisches Auftreten habe die Taufbewerber eingeschüchtert. Als er aber am nächsten Sonntag sah, daß dies nicht der Fall war, so sann er auf einen andern Plan. Er wollte mit Hilfe der Fetischmänner in der Umgegend die Bevölkerung aufstacheln, die neuaufgeführten Mauern der Missionsstation (Abokobi) niederzureißen. Gleich am nächsten Morgen sollte das Komplott angezettelt werden.

14. Ein unerwarteter Abschluß.

Das war keine kleine Ueberraschung für die Bewohner der Missionsstation, als eines Tages die Kunde durch Abokobi lief, Owu sei närrisch geworden; er benehme sich so und so; das Gewehr habe er in seinem Zimmer abgeschossen, ohne daß man wisse, zu welchem Zweck u. s. f.; seine Verwandten und Freunde wüßten nicht, was mit ihm anfangen, und hätten ihn, um Unglück zu verhüten, in den Block geschlagen! Ja, das war eine Ueberraschung! War doch derselbe Mann der Anführer derjenigen gewesen, welche der Station den Untergang geschworen und gedroht hatten, ihre Mauern niederzureißen! War das nun die Strafe, mit welcher ihn

Gott heimgesucht? So fragte man sich. Noch viel größer aber wurde die Ueberraschung, als am nächsten Sonntag ein Mann Namens Tei (später als Christ Bartimeo genannt) nach Abokobi kam, um den uns schon bekannten Abraham Adschete zu bitten, er möchte so gut sein und schnell zu dem Fetischpropheten kommen, derselbe wünsche ihn zu sprechen. Sogleich machte sich Abraham auf, von einem andern Christen begleitet. Jetzt stand er vor Own, der ihn mit einem durchdringenden Blick anschaute und dann sagte: „Abraham, bist du ein Mann Gottes, so mußt du meine Sache anhören", und das in einem so ernsten Ton, daß es Abraham überlief; doch faßte er sich, nahm Platz und sagte, er sei bereit zu hören; worauf Own sich vernehmen ließ:

„Du weißt, daß ich ein großer Jagdliebhaber bin und jeden Tag, sobald es anfängt dunkel zu werden, mit meinem Gewehr ausgehe. So geschah es auch letzten Dienstag Abend. Weil es Mondschein war, so blieb ich sehr lange aus. Wie ich den großen Berg hinaufkomme, da, wo der wilde Pflaumenbaum über den Weg hängt, dessen Früchte die Tiere so gerne fressen, sehe ich unter demselben eine Schlange, wie ich noch nie eine gesehen habe. Sie sah aus, als ob sie mit Streifen von weißer Leinwand und schwarzem Kleiderstoff umwickelt sei. Ich wollte sie schießen; aber da hieß es plötzlich, ich solle es nicht thun. Ich griff nach einer Erdscholle, um dieselbe auf die Schlange zu werfen; aber auch das wurde mir verboten. Wie ich mich nun umkehre, da sehe ich drei Männer vor mir, wie ich sie noch nie gesehen. Der eine davon war ein Schwarzer, auch gekleidet wie wir uns kleiden, und hatte einen großen Stab in der Hand; die beiden andern waren Europäer und auch wie diese gekleidet. Wie mir da geschah, kann ich nicht sagen. Sie aber sagten zu mir: „Siehe, das ist es, was man dir immer sagt und du doch nicht annehmen willst; heute wird's geschehen. Du verhärteter Knecht des Teufels sollst nun Gottes Knecht werden; willst du dich aber nicht ergeben, so wirst du hart gestraft werden." Dann hießen sie mich umkehren und ihnen folgen. Sie schlugen den Weg nach meinem Dörflein ein, und als wir dasselbe beinahe erreicht hatten, hießen sie mich vorgehen und — verschwanden. Ich ging nun ins Dorf hinein, rief meinem Vetter Lamte, der bei mir wohnt, und sagte ihm: „Hör, Vetter, ich rede immer viel von Fetischen; aber ich sage dir, es giebt keinen; hingegen was ich soeben gesehen habe, das ist das Rechte.

Es giebt einen Gott, ich hab's gesehen." Meinem Vetter wurde es angst und bang. Er sagte: „Ach, es wird dir doch nichts begegnet sein? Während du fort warst, kam die Nachricht, daß dein Onkel in Adanse gestorben sei, vielleicht hast du dessen Gespenst gesehen?" Ich sagte: „O nein, auch mit den Gespenstern ist es nichts; habe ich doch selber vorgegeben, die Gespenster zu sehen und mit ihnen reden zu können! Aber siehe, auch das ist verlogen! Die zwei Schüsse, welche in Adanse abgefeuert wurden, habe ich wohl gehört und mir auch gedacht, daß sie meinem kranken Onkel gelten könnten." So sagte ich ihm und ging dann noch bei Nacht hin, den Toten zu sehen und mein Beileid zu bezeugen. So war's am Dienstag Abend. Am Mittwoch Nachmittag war ich da beim Begräbnis meines Onkels; aber es war mir sonderbar zu Mut, ich mußte immer an das Erlebte denken. Gegen Abend kam ich von Adanse heim und legte mich ein wenig auf meine Matte auf der Veranda nieder. Wie ich so daliege, überschattet mich eine Wolke und in dieser erblicke ich den Schwarzen von den dreien, welche ich am Abend vorher gesehen hatte, mit dem Stabe. Er faßt mich beim Kopf und redet mit mir wie damals, fügt aber noch hinzu: „Heute wird's fertig werden." Da auf einmal umringen mich unzählige Spötter, spotten mich aus und sagen: „Wie, du willst uns verlassen, du, der du bisher unser Anführer gewesen und für uns Fetisch gemacht hast? Das geben wir nicht zu." So sagten sie und fingen an mich auf alle mögliche Weise zu beschimpfen. Ich wollte sie abtreiben, aber sie gingen nicht; ich stritt mit ihnen, aber sie hörten nicht auf mich. Der Bote mit dem Stabe aber stand immer an meiner Seite und sprach mir Mut zu. Meine Frau und Kinder wußten nicht, was sie von mir denken sollten, denn sie hörten mich reden und wußten doch nicht mit wem, sahen auch niemand. Sie glaubten, ich träume, und nötigten mich schließlich, ins Zimmer hineinzugehen. Wie ich aber kaum im Zimmer bin, geht der Spektakel auf's neue los. Sie treiben ihr Gespött so feindselig, daß endlich der Bote sagt, ich solle mich mit meiner Flinte, die in der Ecke stand, gegen sie wehren. Bin ich da nicht aufgestanden, habe mein Gewehr ergriffen und auf sie abgefeuert, daß sie auseinander stoben wie Spreu, aber freilich nur, um im nächsten Augenblick wieder zu kommen."

Hier unterbrach ihn Abraham mit der Frage, ob er wohl bei dem Leichenbegängnis etwas zu viel getrunken habe? Own sagte,

er habe dort nur Rum versucht; aber lange nicht so viel, daß er davon etwas im Kopf gespürt. Das Gleiche sagten auch die Umsitzenden. „Nun, was sagten denn deine Leute, als du so plötzlich das Gewehr abfeuertest?“ fragte Abraham weiter und Owu fuhr fort: „Was sagten sie? sie erschraken über die Maßen, sagten, ich sei ein Narr geworden, und riefen alle meine Verwandten und Freunde über mich zusammen. Ein Vetter von Adanse sagte mir, weil ich in Adanse niemand besucht habe, deßhalb habe mich jemand durch einen bösen Fetisch vergiftet. Ich sagte ihnen, ich sei nicht vergiftet, auch nicht übergeschnappt, sondern ich esse (leide) die Krankheit Gottes, sie sollten mich nur in Ruhe lassen. Aber sie thaten das nicht, sondern gingen ein wenig abseits, um über mich zu beraten. Ich hörte ihre Verhandlungen und wie sie eins wurden mich in den Block zu schlagen, damit ich kein Unheil anrichte. Ich wollte nicht; aber sie nötigten mich, daß ich es zugab. Wie ich nun so daliege neben meinem Block, da kommen, ich weiß nicht mehr, ob am Donnerstag oder am Freitag Morgen, die drei Männer wieder, die ich am Dienstag sah, und der Schwarze mit dem Stabe sagt zu mir: „Stehe auf, komm mit mir, dein Meister ruft dich.“ Ich stehe auf und folge. Der Bote sagt mir: „Schaue hinter dich.“ Ich sehe zurück und erblicke meinen Körper von Würmern zerfressen am Boden liegen, mich selber aber sehe ich als eine bloße Schattengestalt ohne Haut oder Fleisch. So folge ich dem Boten. Aber siehe, die feindlichen Scharen kommen wieder um mich abwendig zu machen, und zwar mit noch viel größerer Wut. Allein der Bote, dem ich folge, spricht mir Mut zu, ich solle nur ruhig und stille sein, dann würden sie mir nichts anhaben können. So war es auch. Sie hieben mit Stöcken und Buschschwertern auf mich los, um mich zu töten; aber diese glitten an mir hinunter, ohne daß ich's fühlte. Sie schossen auch auf mich; aber ihr zerhacktes Blei wurde wie Schafdung, sobald es meinen Körper erreichte. Als sie mich nicht töten konnten, schleppten sie mich zum König von Akra und verlangten, daß er mich umbringe. Der aber sagte, meine zwei ältesten Verwandten sollten zuerst ihre Gewehre auf mich abschießen, dann möge das Volk das Uebrige thun. Aber siehe, wie der eine derselben losschießt, fällt er selber verstümmelt auf den Boden, sein Blei aber hat mir nichts anhaben können. Aehnlich erging es auch den andern. Da sagte der Bote: „Nun ist's genug, stehe auf und komme mit mir.“ Nun

kamen wir auf ein freies Feld an ein großes Zelt hin. Mein Führer trat ein, ich auch — — ich stand vor meinem Herrn. O, wie schön war es da, lauter lichte Herrlichkeit umgab ihn, eine wunderschöne Krone schwebte über ihm; ich kann es nicht aussprechen, wie schön es war."

Hier fragte Abraham: „Wie kam es, daß du wußtest, daß er dein Herr sei? Hat es dir jemand gesagt oder seinen Namen genannt?" Owu: „O nein, das nicht, sondern sobald ich ihn sah, wußte ich, daß es der war, welcher mich gerufen hatte. Von allen, die um ihn saßen, glich ihm keiner. Er streckte mir seine Hände entgegen und ich konnte nichts anderes thun, als vor ihm niederfallen. Dann fragte er mich: „Weißt du, wer die sind, welche dich unterwegs so geplagt haben?" Ich sagte: „Nein." — Er sagte: „Es waren deine früheren Freunde, die Fetischmänner." — Dann sagte er: „Siehst du deine Fetische?" Ich konnte keine Antwort geben, sondern schlug die Augen nieder und schämte mich. Nun zeigte man mir die Stadt Gottes, o, das war schön! Glänzend wie Gold, lauter Licht und Herrlichkeit. Es waren auch Mauern darinnen, aber diese waren durchsichtig wie Glas. Ich sah viele Leute. Alle waren gezeichnet. Die Kinder Gottes waren in der Nähe, die Bösen aber sah ich in weiter Ferne. Nun kam ich wieder zu meinem Herrn. Er sagte mir: „Siehe, ich werde dich plagen; aber dann deine Plagen in lauter Friede verwandeln. Dann übergab er mich vier Engeln; die gingen mit mir an ein Wasser, thaten mir einen Schlauch an den Mund und tauchten mich unter das Wasser, so daß ich glaubte, ich ersticke. Dann zogen sie mich heraus, tauchten mich aber noch zweimal auf die gleiche Weise unter. Dann wurde ich wieder vor den Herrn geführt; eine mörtelartige Masse lag auf dem Boden. Ich sah kein Blut darunter. Sobald aber nun einer der Diener von derselben nahm und auf meine Gestalt hinstrich, wurde aus derselben Fleisch und Blut, das mich auf's neue umgab. Ich bekam reines, helles Wasser zu trinken, das aus einem Schlauche kam, wodurch ein neuer Geist und neues Leben in mich fuhr. Vorher kam ich mir wie erstorben vor. Nun sagte mein Herr: „Siehest du diesen geraden Weg?" Ich sahe ihn vor mir wie eine dünne Schnur. „Auf diesem werde ich dich heimsenden. Wende dich weder rechts noch links! Gehe hin und verkündige deinen Mitmenschen, was du gesehen hast. Wirst du's verkündigen, werde ich's wissen;

wirst du es nicht thun, werde ich es auch wissen." Ich ging zurück, einige Engel begleiteten mich und gossen Wasser hier über mein Haus. Dann fragten sie mich, ob ich für immer mit ihnen gehen wolle. Ich war bereit, wenn man mir nur noch erlaube, mein Haus und Familie meinem Vetter (der schon Taufkandidat war) zu übergeben. Ueber meine Bereitwilligkeit zu gehen entstand wunderschöner lieblicher Gesang, den ich nicht schildern kann. Sie hießen mich aber dann da bleiben und verlangten mein Töchterlein. Ich bot's ihnen hin, sie freuten sich darüber, hießen es aber wieder hinsitzen. So war's, als es plötzlich diesen Sonntag Morgen von meinen Augen fiel wie die Schuppen vom Kamfra (einem Seefisch) und ich zu mir selber kam. Ich war noch immer im Block. Da rief ich meinen Vetter und sagte ihm, sie sollten mich losmachen; wenn nicht, dann würden sie schwer dafür gestraft werden. Auch meine zwei Freunde verlangten es. So machten sie mich denn los und ich ließ dich rufen, dir zu sagen, daß ich die Sache Gottes essen werde. Siehe, schon unter dem Baum am Dienstag Abend habe ich diesen Entschluß gefaßt; dort bin ich bereits ein Christ geworden."

Da Owu ganz vernünftig sprach, so verwandelte sich das Staunen unseres Abraham schließlich in die hellste Freude. Er drückte Owu auf's herzlichste die Hand und sagte: „Ich danke Gott vielmals, denn ich sehe, daß er aus dir heute einen Missionar gemacht hat." Owu fing nämlich an, nicht allein zu sagen, was er gesehen und gehört hatte, sondern er legte auch sogleich Zeugnis ab von der Nichtigkeit des Fetischdienstes.

Als Abraham noch von Owu's Frau und den andern gehört hatte, daß Owu fast wie tot da gelegen sei und weder habe essen noch trinken wollen, verabschiedete er sich, um aber bald wieder zu kommen. Denn von nun an verkehrten die beiden ununterbrochen miteinander, bis nach kurzer Zeit Abraham seinen Pflegling dem Missionar Zimmermann in Christiansborg vorstellte, der nach vorhergegangenem kurzem Unterricht unsern Owu mit seiner Familie in den Tod Jesu taufte. Die Taufe fand in Owu's Dörflein statt; er erhielt den Namen Paulo und ist auch wirklich ein rechter Paulus, d. h. ein nüchterner Christ und ein lebendiger Verkündiger des Evangeliums geworden. Was er im Traumgesicht gesehen, das hat er in der spätern Zeit wirklich durchgemacht und erfahren.

—*—

Baron von Hübner
über den
Arbeiterhandel und die Mission in Ozeanien.

Mitgeteilt von Dr. H. Gundert.

Der bekannte österreichische Reisende Baron v. Hübner hat neulich (Revue des deux mondes, Dez. 1885 und Jan. 1886) eine sechswöchentliche Fahrt durch Ozeanien beschrieben, und etliche der Mitteilungen dieses scharfen Beobachters verdienen von Missionsfreunden wohl erwogen zu werden.

1. Der Arbeiterhandel.

In Melanesien ist es besonders der Arbeiterhandel, welcher unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht. Bekanntlich muß jedes Arbeiterschiff einen Agenten der Kolonialregierung an Bord haben, welcher über die Einhaltung der vorgeschriebenen Verordnungen zu wachen hat. Das ungeheure Gebiet von Queensland und der Witi-Archipel bedürfen zahlreicher Menschenkräfte zu ihrer Ausbeutung und das Klima verlangt, daß die Arbeiter Farbige seien. Also geht man auf die Inseln und wirbt Arbeiter an. Nach dem Gesetz ist die Zustimmung jedes Rekruten, der sich anwerben läßt, erforderlich; in Wirklichkeit aber werden die Arbeiter einfach gekauft für den Dienst von 3 oder 5 Jahren. Der Käufer verpflichtet sich, den Angeworbenen nach Abschluß seiner Dienstzeit wieder in seine Heimat zu bringen, erfüllt aber diese Pflicht nicht in jedem Fall.

Der Kauf verbirgt sich unter allerhand Hüllen. Man bietet den Häuptlingen oder den Verwandten der jungen Leute Geschenke an, welche sie zur Ueberlassung der gewünschten Arbeitskräfte bewegen sollen, zumeist Feuerwaffen und Munition. Oder aber lockt man die jungen Leute mit glänzenden Versprechungen, die man weder halten will noch kann, daß sie auch gegen den Willen ihrer Oberen oder Familien sich einschiffen. Da das Individuum in Ozeanien als solches nicht existiert, sondern nur als Glied einer Gemeinschaft besteht, gilt so ein eigenwilliges Davonlaufen für eines der größten

Verbrechen, die ein Insulaner begehen kann; die Strafe fällt aber gewöhnlich auf den Werber, der ja der eigentlich schuldige Teil ist, oder auf seine Brüder und Freunde, d. h. auf den nächsten besten Weißen, der die betreffende Insel betritt. Nach den Begriffen der Eingebornen ist das ein völlig berechtigtes Verfahren, welches allein genügt, eine große Menge der an Weißen verübten oder versuchten Mordthaten zu erklären. (Man denke z. B. an Bischof Pattesons, Kapt Goodenoughs und anderer Ermordung.)

Die meisten Händler gestehen offen, daß ihnen die Mehrzahl der Angeworbenen von den Häuptlingen verkauft worden ist. Auf den Salomons-Inseln versteht es sich von selbst, daß die Häuptlinge gegen ein schönes Geschenk eine Anzahl ihrer Sklaven oder Glieder ihres Stammes an den Strand schicken, wo dann der Händler sich ihrer bemächtigt, um sie an Bord zu schaffen.

Der Werber ist freilich gehalten, die ausgedienten Arbeiter wieder in ihre Heimat zurückzuführen. Aber wie oft wird dieses Gesetz umgangen! Wenn man nun solche Melanesier auf andern Inseln oder Gestaden landet, die nicht die ihrigen sind, so werden sie gewöhnlich von den (ihnen stammesfremden) Wilden niedergemacht.

In Australien legt man auf solche Unregelmäßigkeiten wenig Wert; ja man sucht sie nicht zu bemerken. Und doch geht keine der Handelszeiten (von Mai bis September) vorüber, ohne daß Gewaltthaten hin und her verübt werden. In Queensland sieht man den Schiffsherrn und Agenten durch die Finger; in Melanesien aber lauert man mordlustig jeder Mannschaft eines Bootes auf, welche der Händler ans Land sendet.

Einen Weißen töten, sagt Kapt. Moor, gilt jetzt auf den Neuhebriden und Salomons-Inseln für eine Großthat. Wer eine solche verübt hat, kehrt mit Trommeln in sein Dorf zurück und macht bekannt, daß er einen Weißen abgethan hat, eine Kunde, die sich sogleich über das Land verbreitet.

Nun hat jeder Händler und Agent eine gedruckte Vorschrift, die seine Rechte und Pflichten genau bestimmt. Wie mancher aber bekennt offen: Wenn ich mich streng darnach richtete, käme ich mit leerem Schiff zurück. So ist denn die Stellung eines gewissenhaften Agenten fast eine unmögliche geworden. Er ist der Regierung in Brisbane verantwortlich, die sein Verhalten nicht zu streng prüft, wenn nur eine gehörige Zahl von Arbeitern landet. Auf dem Schiff

aber hängt er vom Kapitän ab, dessen Operationen er ja — unter gewissen Beschränkungen freilich — unterstützen soll. Er weiß vielleicht, daß diese oder jene Gegend Gefahren darbietet, daß man unter Umständen Feuer geben muß u. dergl. Solche Vorgänge werden meist vertuscht. Doch geht kaum eine Rundreise zu Ende, ohne daß mindestens zweimal im Schiffsbuch Einträge gemacht würden, wie dieser: „Eingeborne hinter den Bäumen; schießen auf das Boot. Dieses antwortet; ungewiß, mit welchem Erfolg. Joe oder Jim oder sonst ein Schwarzer im Boot getötet; im tiefen Wasser bestattet." Die Eingebornen schießen bereits auf jedes Boot, das landen will; hauptsächlich, um sich der Gewehre und anderen Waren zu bemächtigen, womit man für die Anzuwerbenden bezahlt.

Schon ist die Feuerwaffe eine Macht in diesen Archipeln (Westozeaniens) geworden; denn nicht nur die Häuptlinge begehren zumeist nach solchen „Geschenken", auch die von Queensland zurückgekehrten Arbeiter bringen fast immer die besten Jagdflinten mit nach Hause. Schießpulver ist die gangbarste Münze geworden. Als erste Folge davon ergiebt sich, daß es immer schwieriger wird, Verbrechen zu bestrafen, welche die Wilden begangen haben; dazu muß man schon einen kleinen Feldzug organisieren. Eine weitere Folge ist die, daß die Kriege der Stämme gegen einander immer mörderischer werden und daß die Häuptlinge nach den besten Präzisionswaffen begehren und für solche mehr und mehr Frauen und Männer ihres Stammes verkaufen. Es ist schon vorgeschlagen worden, daß die Kapitäne der britischen Kreuzer ermächtigt werden sollten, die Handelsschiffe nicht nur zu visitieren, sondern alle Feuerwaffen auf denselben zu konfiszieren, selbst auf die Gefahr hin, daß der Waffenhandel dann unter andern Flaggen betrieben würde.

Der deutsche Kapitän Karcher beklagt die steigenden Mißstände des Arbeiterhandels, der an vielen Orten sogar einfacher Menschenraub geworden sei. „Die Insulaner wissen natürlich zwischen den Nationalitäten nicht zu unterscheiden, sondern rächen am ersten besten Weißen die Unbill, die ihnen von einem Weißen angethan wurde."

Die Nationen, welche hier Ordnung schaffen sollten, sind in erster Linie: Großbritannien mit seinen Kolonien und dann Deutschland, in viel geringerem Maße die nordamerikanische Union und Frankreich. Die erstgenannte Macht thut ihr Möglichstes, ist aber gehindert durch die Rücksicht auf ihre australischen Kolonien, welche

den Stillen Ozean gern zu einem australischen See machen möchten. Die deutschen Interessen sind durch drei Hamburger Firmen vertreten, unter welchen die deutsche Handels- und Plantagengesellschaft die wichtigste ist. Ihnen dienen über 100 Kaufleute und Pflanzer auf Samoa u. a. Archipeln. Amerikanische Schiffe dagegen ziehen sich mehr und mehr von diesen Gewässern zurück. Frankreich hat hier nur die Strafkolonie Neukaledonien, unterstützt aber seine Missionare durch Besuche von Kriegsschiffen.

Nach Landbesitz wird hier eigentlich kaum gestrebt, man verlangt mehr nach den Insulanern, nach Arbeitskräften. Die Sterblichkeit unter diesen ist aber, nach den Berichten aus Queensland, eine unglaublich große. So kommt es, daß man fast nirgends mehr Arbeiter anwerben kann. Die Neuhebriden sind schon erschöpft, die Salomons-Inseln entvölkern sich sichtlich; trotz allem, was die Mission gethan hat, die Sitten zu sänftigen und die innern Kriege samt dem Kannibalismus zu beseitigen, nimmt allerwärts die Seelenzahl merklich ab. Der Menschenhandel trägt daran die Hauptschuld; die jungen Leute gehen in die Ferne und wenige von ihnen kehren zurück. So tötet man alsgemach die Henne, um schneller zu den goldenen Eiern zu gelangen.

Ganz abgesehen von den Pflichten der Menschenfreundlichkeit und christlicher Liebe, muß gesagt werden, daß die Erhaltung der melanesischen Rasse eine Lebensfrage für den Pflanzer in Ozeanien ist. Giebt es keine Arbeiter mehr, so müssen die Pflanzungen aufgegeben werden. Die deutschen Häuser haben noch keinen Nutzen von den ihrigen gezogen, und die kleinen australischen Bauern klagen über den geringen Ertrag ihrer Ländereien. Man mag im Notfall sich bequemen, chinesische Arbeiter anzuwerben; aber diese kosten einmal mehr und dann bringen sie es bald dahin, den Weißen zu verdrängen. Der Chinese ist ein Welteroberer durch Handarbeit, wie durch Handelsbetrieb; schon hat eine chinesische Firma, Ongtschong, sich fast des ganzen Handels auf den Gilbert-Inseln bemächtigt.

So muß denn gesagt werden: die Ausrottung der Schwarzen bedeutet den Ruin der Weißen. Beidem vorzubeugen, liegt vornehmlich den Kabineten von London und Berlin ob, die sich hoffentlich über die zu treffenden Maßregeln verständigen werden.

2. Katholische und protestantische Missionen.

In der Geschichte der ozeanischen Inseln werden, wenn sie geschrieben wird, die Missionare eine bedeutende Rolle spielen.

Die ersten auf dem Platz waren die Methodisten. Gemäß der Einrichtung ihrer Kirche, die keinen Mittelpunkt, kein Haupt, keine Hierarchie zuläßt, stehen die wesleyanischen Missionare bis zu einem gewissen Grad unter der Leitung der australischen Konferenz in Sydney, welche die Arbeit auf Neuseeland, Witi, Tonga, Samoa und Neubritannien beaufsichtigt und deren Kosten bestreitet. Auf Witi zählen sie 906 (jetzt 1236) Kirchen mit 26,800 Kommunikanten. Unter den 11 europäischen Missionaren jener Gruppe ragt Hr. Langham in Mbau durch seinen langjährigen Dienst hervor.*) Neben den Wesleyanern arbeiten daselbst nur die Katholiken. (Jetzt auch die Anglikaner.)

Auf den andern Inselgruppen wird von verschiedenen protestantischen Teilkirchen die Evangelisation getrieben, namentlich von den Kongregationalisten (Londoner Mission) und Presbyterianern, während auf der Insel Norfolk ein anglikanischer Bischof eine bedeutende Mission leitet, die sich auch auf melanesische Inseln erstreckt.

Auf meinen Wanderungen in Heidenländern habe ich oft protestantische Anwohner Zweifel über die Wirksamkeit der von ihren Missionaren gemachten Anstrengungen äußern hören. Man fragt: „Haben sie wirklich ins Herz dieser Völker neben den Keimen einer gewissen Kultur auch die des Christentums gepflanzt? Werden sie je aus ihnen wahre Christen machen?“ Die Antworten darauf fallen verschieden aus. Allein beeilen wir uns beizufügen, daß dieselben Ungewißheiten auch über der Arbeit der katholischen Väter schweben, welche mit einigen Vorbehalten, auf die ich zurückkommen werde, sie auch gar nicht leugnen.

Um das gleiche Ziel zu erreichen, schlagen die Diener der katholischen Kirche auf der einen und die Jünger Wesleys samt den meisten anderen protestantischen Missionaren auf der anderen Seite

*) Der Methodistenmissionar muß (!) verheiratet sein, und wenn er die erste Frau verliert, muß (!) er in Bälde eine zweite nehmen (?).

verschiedene, ja wohl entgegengesetzte Wege ein. Der protestantische Sendbote unterrichtet den Wilden in den Lehren und Geboten des Christentums, stellt ihn unter die Aufsicht eines eingebornen Lehrers und läßt ihn ein Handwerk lernen, das ihm die Mittel verschafft, die neuen Bedürfnisse der gebildeten und christlichen Welt, der er nun angehören soll, zu befriedigen. Der katholische Missionar beginnt mit der Beeinflussung des Herzens und, wenn er es vermag, mit der Umbiegung des Willens. Er sucht zunächst den Heiden in den Schoß der Kirche zu bringen, darnach erst in den Schoß der Zivilisation. Darum isoliert er, wo es die Umstände erlauben, seine Schafe. Er betrachtet die Berührung mit Heiden und Weißen als eine Gefahr, der er seine Bekehrten erst dann aussetzen darf, wenn er sie zuvor mit den notwendigen Schutzwaffen versehen hat. Diese Waffen sind der zur Ueberzeugung gewordene Glaube und die zur Gewohnheit gewordene Uebung des Christentums. Täusche ich mich nicht, so liegt hier der tiefste Unterschied zwischen den beiden Methoden.

Katholische Missionare glauben nicht, daß die allmähliche Sänftigung der Sitten, die fortschreitende Bildung des Geistes, die Arbeit und die erlaubten Genüsse, welche daraus sich ergeben mögen, der stete Verkehr mit dem gebildeten Menschen notwendig den Neuling zum christlichen Glauben führen werden; sie sind überzeugt, daß man um den Wilden aus der Barbarei zu reißen, zuerst seinen Aberglauben durch positive Glaubenssätze, die sich fest in seine Seele einwurzeln, ersetzen müsse. Das zu erreichen, finden sie kein besseres Mittel, als die Bildung von christlichen Gemeinschaften, in China chrétientés, im spanischen Amerika reducciones genannt; wie ein Zögling die Schule der Mission verläßt, wird er in eine dieser Gemeinden eingereiht. Von selbst versteht sich, daß solche Gemeinden gegen jeden weißen oder farbigen Eindringling verschlossen sind. Die Millionen von Indianern in Amerika, die Hunderttausende von Hindus in Südindien, welche ohne ihre Nationalität aufzugeben, wahre (?) Christen und also sittlich gebildete Menschen geworden und schon Jahrhunderte lang geblieben (?) sind, verdanken diese Wohlthat der geschilderten Methode. Die Väter sagen: „Es braucht Generationen, bis die christliche Moral ins Blut (! vgl. 1 Kor. 15, 50) eindringt. Keimendes Korn und junge Pflanzen müssen gegen Unkraut und Wetter geschützt werden.“

In den großen protestantischen Anstalten, wie in der von Lovedale am Kap und der vortrefflichen Schule des anglikanischen Bischofs auf Norfolk, werden die Zöglinge vor aller Berührung mit der Außenwelt sorgfältig bewahrt. Ist aber ihre Erziehung vollendet, so kehren sie in ihr Land und zu ihren Familien zurück; die Folge ist vielfach ein Rückfall, der die Missionare betrübt. Jünglinge, die in der Schule die schönsten Hoffnungen gegeben hatten, fallen nicht selten in die Barbarei zurück, und man hat bemerkt, daß die Rückfälligen leicht unter das Niveau sinken, auf welchem sie sich im wilden Zustand befanden. Hievon könnte ich zahlreiche Belege von unbestrittener Gewißheit beibringen. Ich begnüge mich, Kapt. Moor von der britischen Marine anzuführen, der (Nov. 1883) berichtet: „Etliche Zöglinge der melanesischen Mission auf Norfolk, welche dort eine vortreffliche Erziehung genossen hatten, haben nach der Rückkehr auf ihre Inseln schauerliche Thaten verübt. So war der Sohn eines Häuptlings der Ostküste von San Christoval 10 Jahre lang in der Anstalt auf Norfolk, wo er lesen und schreiben, malen mit Wasserfarben und ein wenig Pianospielen lernte; nach seiner Heimkehr aber legte er gleich die Kleider ab, da man ihn als ein altes Weib ansah; weil er noch niemand getötet habe, suchte er nach einer Gelegenheit, seinen Mut zu beweisen. Dieselbe kam bald genug. Die Mutter oder Großmutter eines Freundes, Bo, des Häuptlings von Hiara, starb. Das mußte gerächt werden. Also überfiel man das Dorf Kahua und tötete viele seiner Bewohner. Eine Frau suchte sich mit ihrem Kinde zu retten. Ein Fund für den jungen Rahanomai! Wohl rief ihm sein Vater zu: Töte diese nicht, sie wird auf unserem Jamsfeld arbeiten. Er aber schlug sie nieder und zerschmetterte ihr den Schädel mit einem Stein; ebenso that er ihrem Kinde. Ein Jahr darauf wurde er zum Glück von einem Hai gefressen und jetzt sucht sein Vater sich dafür zu rächen."

Die katholischen Missionare erleben dieselben Enttäuschungen, wenn es ihnen nicht gelingt, Gemeinden zu gründen, die ausschließlich katholische Familien umfassen. Ein Maristenpriester hat mir gesagt: „Ich kann meine Eingebornen nicht abschließen, daher gelange ich nur zu unvollkommenen Resultaten." Das schlagendste Beispiel von den Vorteilen eines solchen Abschließungssystems bietet der in jeder Hinsicht blühende Zustand der Insel **Wallis**, die etliche 100 Meilen von Witi und Samoa abseits im Ozean liegt, und

des Eilands Futuna, dessen Einwohner alle katholisch sind. Hier hat die Natur die Abschließung geschaffen.*) Dies sind nun auch die zwei einzigen Punkte in Ozeanien, wo die Bevölkerung zunimmt. Aber auch die Gemeinde des Bischofs Lamaze in Waka bei Apia, obgleich unvollkommener getrennt von Einflüssen der Außenwelt, giebt doch in Folge der steten Ueberwachung von seiten des Bischofs und seiner 4 Missionare, die befriedigendsten Resultate.

Die katholische Mission umfaßt Witi mit 11 Maristenbrüdern und 9000 Katholiken, Zentralozeanien und Samoa. Bischof Lamaze, der mit 32 Priestern die zwei letzteren Missionen leitet, hat auf Tonga 2000, auf Wallis 4000, auf Futuna 1600, auf Samoa 5000 Katholiken und Taufkandidaten zu regieren. Diese katholischen Missionen fingen im Jahre 1837 an, sind sehr arm und leben nur von den Zuschüssen der Propaganda in Rom und des Glaubensausbreitungsvereins in Lyon. Von den Bekehrten werden keinerlei Beiträge verlangt.

Die katholischen Missionare erwarten keine ganz befriedigenden Früchte ihrer Arbeit, außer wo sie ihre Schäflein von jedem Verkehr mit Weißen und Heiden fern halten können. Sie meinen auch, katholische und protestantische Missionen leiden gleichermaßen, wo immer sich die eine neben der anderen findet.**) Persönlich unterhalten sie die besten Beziehungen zu wesleyanischen und anderen Sendboten, beklagen sich aber über die eingebornen Lehrer, die manchmal eine Neigung zeigen, Glieder der katholischen Kirche ihrer eigenen Autorität mit Gewalt zu unterwerfen. Sie loben die Unparteilichkeit der britischen Behörden, wo es solche giebt, bedauern aber, daß die französische Nationalität der meisten Väter sie je und je falschem Argwohn aussetzt. Sie sagen: „wir bleiben zwar gute Franzosen, sind aber Diener der Kirche und keine Agenten irgend eines Staats.“ Aehnliche Klagen habe ich auch in China und sonst gehört.

Auf Witi sind die wesleyanischen Missionare, Dank der dominierenden Stellung, die sie unter dem letzten König eingenommen

---

*) Doch nicht blos die Natur! 1842 wurden alle Protestanten von Wallis (Uea) verbannt.

**) Aber warum siedeln sich denn die später gekommenen katholischen Lehrer neben den protestantischen an?

haben, und dem noch immer bedeutenden Einfluß, welchen die Annektierung ihnen zugelassen hat, hervorragende öffentliche Charaktere. Wie wohl im Allgemeinen geachtet, haben sie doch auch ihre Verkleinerer. Man beschuldigt sie, Handel zu treiben und Kaufleute zu sein, was andere als unbegründet bezeichnen. Wahr ist's, daß sie ihr Einkommen durch eine Steuer vermehren, welche die Eingebornen in Bodenerzeugnissen, die öffentlich verkauft werden, entrichten; aber die Gelder, welche so zusammenkommen, werden größtenteils zum Besten ihrer Bekehrten verwendet.*) Auch wirft man ihnen vor, daß sie ihr Werk zu weit ausdehnen, sich dabei zu sehr auf ihre eingebornen Gehilfen verlassen, die doch oft wenig Zutrauen verdienen, und daß sie die einzelnen Gemeinden nur selten und dann gar zu flüchtig besuchen.**)

Soll ich's zusammenfassen, so scheinen mir die Missionare der beiden Konfessionen auf das gleiche Ziel hinzustreben; sie gehen aber von verschiedenen Standpunkten aus und befolgen verschiedene Wege. Der protestantische Missionar nimmt auch ins Land der Wilden seine Familie, ein Maß von Bequemlichkeiten des Lebens und ein Stück der Heimatsluft mit, die er in seiner Jugend eingeatmet. In den meisten Fällen tauscht er eine bescheidene Umgebung flugs gegen eine mehr oder minder in die Augen fallende aus und nimmt unter europäischen Ansiedlern, wo er solche vorfindet, eine bedeutende Stellung ein, daher er gern in ihre Nähe zieht. In kurzer Zeit wird er eine gewichtige Persönlichkeit, mit welcher auch die Vertreter der Krone rechnen müssen. Es ist eine schöne menschenfreundliche und zivilisierende Laufbahn. Der katholische Priester, der sich der Evangelisierung widmet, folgt einer Berufung. Wenn er Europa verläßt, weiß er, daß er es wahrscheinlich nicht wieder sehen wird. Also trennt er sich von den Seinen auf immer. Er vereinigt in seiner Seele zwei Elemente: das des Asketen, der die Genüsse der Welt verschmäht, und das des Entdeckers, der nach den ungeheuren Sehkreisen des Unbekannten dürstet. Er langt an — allein und

*) d. h. jene Steuer ist eine Kirchen- und Missionssteuer, welche nicht das private „Einkommen" der Missionare vermehrt, sondern der Missionsgesellschaft als solcher gehört und von ihr natürlich zu nichts anderem verwendet wird, als wieder zu Missionszwecken.

**) Daran mag wohl etwas Wahres sein.

arm. Er sucht die Seelen, die er für den Glauben zu gewinnen hofft, im Innern des Landes, das ihm als Wirkungskreis angewiesen ist. So paßt er sich den Vorstellungen, ja so weit möglich den Bräuchen und der Nahrungsweise der Eingebornen an, kleidet sich jeweilen (in China) nach Landesart, kehrt nur flüchtig und im Notfall nach zivilisierten Ländern zurück. Hier findet er die britische und protestantische Luft, welche in einem großen Teil des Erdkreises vorherrscht. Geborener Franzose, Italiener, Deutscher oder Belgier, selten Engländer, ist und bleibt er in dieser Umgebung ein Fremdling. (Ich spreche hier von den Missionen und nicht von der Diözesangeistlichkeit, welche in den englischen Kolonien fast ausschließlich aus irischen Priestern besteht.) Er hat von den Menschen nichts zu erwarten und erwartet nichts von ihnen, als höchstens die Achtung derer, welche ihn an der Arbeit sehen.

Aber abgesehen von der rein religiösen Seite ihrer Thätigkeit, sind beide, der katholische und der protestantische Missionar, Menschenfreunde im besten Sinne des Wortes. Sie dienen, jeder auf seine Weise, der edelsten Sache. Wenn sie die Aufgabe, welche sie sich frei auferlegten, erfüllen, werden sie sich um die Menschheit wohlverdient gemacht haben.

Soweit der selbst natürlich katholische Baron. Seine Missionswissenschaft geht nicht eben tief. Was er unbefangen beobachtet und freimütig geschildert hat, ist aber doch von der Art, daß es Protestanten wie Katholiken interessieren muß und daß beide daraus lernen können.



Missions-Zeitung.

Afrika.

Am Kongo geht es schön voran, wenigstens mit der Erforschung des Landes. Missionar Grenfell hat in den zwei letzten Jahren die großen Nebenflüsse des Kongo, den Mobangi, Losaka, Loika, Maringa erforscht und ist auf dem »Peace« zuletzt noch den Kasai 170 Stunden weit hinaufgefahren bis dahin, wo die Nebenflüsse Lulua und Luebo zusammenfließen. Dazu hat Dr. Wolf den Sankuru erforscht, der sich etwas weiter flußabwärts in den Kasai ergießt, und ihn bis an einen Punkt, der nur noch 8—9 Tagereisen von Njangwe entfernt ist, schiffbar gefunden. So steht denn jetzt ein Wasserweg von 500 Stunden Ausdehnung im Innern Afrikas offen, fast bis zu einem Punkt (Njangwe) hin, der schon längst im Verkehr mit der Ostküste steht. Das Land am Kasai und Sankuru soll sehr fruchtbar sein und werde bald eine bedeutende Anziehung auf die Handelswelt ausüben. Sehr erfreulich ist der Umstand, daß Grenfell die kriegerischen Bakutu, welche dem Lieutenant Wißmann so aufsäßig waren, viel ruhiger, fast furchtsam gefunden hat. Die zutraulichen Bangodi waren des Morgens sehr ordentlich, des Abends aber ganz betrunken von ihrem Palmwein. Im Badinga-Land war alles merkwürdig billig: eine Ziege kostete zwei Sacktücher, ein kleines Schwein eins; Brennholz war für Perlen und Muschelgeld reichlich zu haben. Am Zusammenfluß der Lulua und Luebo schienen die Männer viel fleißiger als am Kongo; sie thaten die meiste Feldarbeit, die sonst fast überall von Frauen verrichtet wird. 30 Stunden südöstlich von Luebo hat der Freistaat eine Station Luluaborg, wo neben schönen Herden von Schafen und Ziegen auch 30—40 Stück Rindvieh gedeihen und die Reispflanzungen bereits gut tragen. Lieut. Wißmann machte einen Sack davon dem Missionar Grenfell zum Geschenk und dieser fand ihn vorzüglich.

Am 25. Februar hatte der »Peace« drei Stunden oberhalb des Stanley Pool ein Unglück: er stieß auf versteckte Felsen, die das Vorderteil durchlöcherten, so daß dieses sich rasch mit Wasser füllte. Die Reisenden retteten sich schnell in Boote; zuerst wurde Frau Grenfell mit ihrem Kind und ein paar Schulkindern in Sicherheit gebracht, dann die Instrumente, Betten und Kleider, die aber schon durchnäßt waren, die Nahrungsmittel u. s. f. Das Brennholz wurde über Bord geworfen, um das Schiff zu erleichtern, das zwischen zwei Felsvorsprüngen fest saß. Nach einer halben Stunde gelang es, dasselbe flott zu machen und an das sandige Ufer zu bringen. Kaum war man so weit, als ein Tornado mit furchtbaren Regengüssen losbrach. „Aber was kümmerte uns Sturm und Regen!

wir waren gerettet und unser Schiff dazu." Nun wurden die Löcher verstopft, das Wasser aus den drei Räumen, in welche es eingedrungen war, ausgeschöpft und dann das Schiff mit Dampfkraft aufs Land getrieben, so daß die Löcher über Wasser zu stehen kamen und alles gründlich geflickt werden konnte. Dazu waren aber nicht weniger als 11 neue Eisenplatten nötig, von denen mehrere zwei Fuß lang waren. Nach dreitägiger Arbeit war alles fertig und man freute sich, die Weiterreise beginnen zu können; da zeigte es sich aber, daß das Schiff im Sande fest saß; alle Anstrengungen waren vergeblich. Von der Station Arthington mußte Hilfe geholt werden. Zwei Missionare erschienen mit dem »Henry Reed«, der nun mittelst zwei Zoll dicker Seile vor den »Peace« gespannt wurde, um ihn flott zu machen; aber die Seile rissen, und erst durch mühsames Ausgraben des Sandes gelang es endlich, das Schiff wieder loszubringen. Missionar Grenfell scheint in allgemeiner Achtung zu stehen. Sir Francis de Winton, Generalverwalter des Kongo-Freistaats, stellt ihm das Zeugnis aus, er habe nicht nur große Verdienste als Entdeckungsreisender, sondern sei auch „ein eifriger, weitherziger, frommer Missionar, der sich den Ruf eines pünktlichen und gewissenhaften Beobachters erworben habe, ein Gegenstand des Vertrauens und der Liebe für jedermann, ein echter Pionier des Christentums."

— Am 29. März wurde in San Salvador durch Missionar Comber der Erstling William Mantu Parkinson „in einem Flußbecken unterhalb des Wasserfalls" getauft. Er ist schon in England gewesen und hat zwei Jahre lang einen guten christlichen Wandel geführt. In der Schule sind 57 Knaben, darunter 30 Kostschüler. Mehrere angesehene Männer in den besten Lebensjahren, stattliche Erscheinungen, die von Anfang an der Mission wohlgesinnt waren, sind nicht ferne vom Reich Gottes; der „arme, alte König" aber thut immer vornehmer. Jetzt hat er sich ein neues Weib eingethan, das den Titel Königin hat und, in Sammt und Seide gekleidet, auf einem Stuhl neben ihm sitzt, wenn er Audienz erteilt. Die katholische und die protestantische Partei im Lande sind numerisch ungefähr gleich stark, die protestantische aber ist viel intelligenter und energischer. Die portugiesischen Priester machen den Eingebornen beständig kleine Geschenke, was die Baptisten nie thun, und auch den König pflegen sie reichlicher zu beschenken als diese; aber einen durchschlagenden Erfolg haben sie bis jetzt noch nicht gehabt.

— Die amerikanisch-baptistische Miss.-Ges. ist noch damit beschäftigt, das von der Livingstone-Inland-Mission übernommene Werk am Kongo neu zu organisieren und ihren baptistischen Grundsätzen zu konformieren. Sie weiß noch nicht einmal genau, wie viele von den 13 Männern, 3 Frauen und 2 Fräulein, die jetzt auf ihren 5—6 Stationen arbeiten, Baptisten sind und wie viele

nicht. Zwei Visitatoren, die an Ort und Stelle alles untersuchen sollten, sind nur bis London gekommen. Dagegen weilt jetzt Dr. Sims, der drei und ein halbes Jahr am Kongo gewesen, in Amerika, und mit ihm werden wichtige Verhandlungen gepflogen. Seine begeisternden Vorträge haben auch geholfen, das bereits zu erlahmen drohende Interesse der amerikanischen Baptisten für die Kongo-Mission wieder anzufachen. Die Station Mukimbungu, 65 Stunden flußaufwärts von der Küste gelegen, wo im Dienst der Livingstone-Inland-Mission einige Schweden gearbeitet haben und wo im Frühling fünf Erstlinge getauft werden konnten, ist an die Schwedische Missionsgesellschaft abgetreten worden, das Dampfschiff »Henry Reed« an den Kongo-Freistaat, wofür dieser sich verpflichtet, allen Missionaren mit ihrem Gepäck freie Passage auf seinen Dampfern zu gewähren. Die Station Mukimwika, am Seeufer gelegen, soll aufgegeben oder an eine andere Gesellschaft abgetreten werden. Auf mehreren Stationen sind bereits Bekehrte, die standhaft allerlei Verfolgung ertragen haben und zum teil schon den Missionaren bei ihrer Arbeit helfen. Auf der Aequator-Station besuchen 25 Kinder die Schule.

— Aus Malange, einer der von Bischof Taylor in Angola gegründeten Missionsstationen, schreibt Frau Mead: „Wir sind nun in unserem neu erworbenen Missionshaus, nachdem wir fünf Monate in zwei kleinen Zimmern wohnten. Dasselbe gehörte früher portugiesischen Händlern, die zum Verderben der Eingebornen Massen von Rum darin verkauften. Der Herr hat uns mit ungewöhnlicher Gesundheit gesegnet; in neun Monaten hat mein Mann weder vom Fieber noch sonst von einer Krankheit gelitten und ich selbst habe nur einen leichten Fieberanfall gehabt. Wir sind gesunder als die Portugiesen um uns her. Man sagte uns anfangs, ohne Wein könne man unmöglich hier leben. Wir enthalten uns aber — des Beispiels wegen — aller geistigen Getränke. Das ist Regel auf all unseren Stationen, und der Herr segnet uns auch hierin. Das Wetter hier ist sehr angenehm und das Klima — soweit unsere Erfahrung geht — so gut und die Luft so rein wie in Vermont (Amerika). Alle Naturprodukte sind sehr wohlfeil. Unser Frühstück kommt auf 4 Pfg. pro Kopf, und für 40 Pfg. per Tag können wir ohne Entbehrung leben. Habt nur keine Sorge um uns; wir haben genug zu essen, zu trinken und uns zu kleiden. Zwar haben wir bis jetzt noch kein Mittel der Selbsterhaltung gefunden, obgleich wir nicht müßig sind; aber der Herr wird's versehen. Alles will hier in Afrika seine Zeit haben und man geht viel langsamer voran als in Amerika. Aber das Werk ist des Herrn, und wir sind sein!“

Bischof Taylor selbst schreibt aus Mamba unter'm 22. April, daß er mit König Memamba und vier seiner Häuptlinge über 100 Acker Land einig geworden zur Gründung einer Missions-Ackerbauschule. Vier Wochen lang hat der Bischof hier, 2 Grad unter'm

Aequator, zusammen mit Br. Benoit 5—7 Stunden täglich mit Axt und Schaufel gearbeitet, um das Land urbar zu machen und ein Haus darauf zu bauen. Nebst anderen Samen wurden auch 3000 Kaffeebohnen gesteckt. Der Bischof soll nie in seinem Leben gesunder gewesen sein, als bei dieser Arbeit. Handel will er nur zum Selbstunterhalt der Mission und als Erziehungsmittel für seine Zöglinge treiben, nicht aber den bestehenden Handelshäusern Konkurrenz machen.

Einer seiner Missionare, Dodson, hat einen Besuch in dem bis jetzt für Europäer verschlossenen Lebola-Land südlich vom Kuanza gemacht, wo er vom „Sobba“ mit großem Pomp empfangen wurde. „Derselbe erklärte, daß mein Kommen, sowie mein Geschenk an Zeug ihm angenehm sei, daß aber nach alter Landessitte, wer Holz aus den Wäldern holen wolle (zum Bauen), ein wenig Branntwein geben müsse, damit ein Teil davon auf die Erde gegossen, das übrige den Herrn Ministern angeboten werde. Ich las darauf dem Häuptling aus meiner Bibel die Schöpfungsgeschichte vor: Dies, sagte ich, sei das Wort Gottes, den sie in ihrer Sprache Gounanzambi nennen; der habe die Berge und Wälder, Bäche und Ströme gemacht, und das Wasser, das von den Bergen herabströmt, sei das aqua ardente der Kinder Gottes. Der Häuptling verstand mich wohl und machte keine fernere Einwendung; ich durfte soviel Holz fällen wie ich wollte. Ich blieb eine Woche dort und, da ich mein Harmonium mitgenommen hatte, brachte ich manche Stunde mit Singen und Beten und Reden (so gut das letztere eben ging) zu. Für ein wenig Pulver trugen die Leute 300 Balken mehr als eine Stunde weit über die Berge zum Fluß. Sie leben hauptsächlich von der Jagd, und der alte Sobba lud mich ein, einer Jagdpartie beizuwohnen. Es waren ungefähr 70 Männer dabei; sie zündeten das hohe Gras an und trieben so das Wild zusammen. Viele Rehe wurden geschossen und des Abends sandte man mir ein schönes Stück Rehfleisch. Gebe der Herr, daß wir mit der Zeit hier ein Missionshaus bauen dürfen!“

— Die »Missions Catholiques« teilen einen Brief Pater Lourdels aus Uganda vom 24. Nov. 1885 mit, der die Berichte der englisch-kirchlichen Missionare ergänzt und bestätigt: „Die arabischen Sklavenhändler haben aus der Niederlassung der Deutschen in Usagara und ihrem Auftreten in Sansibar Kapital geschlagen, um den kleinen Königen Innerafrikas und besonders dem mächtigsten derselben, dem König von Uganda, einzureden, daß die Europäer sich ihrer Länder bemächtigen und ihre Unterthanen zu Sklaven machen würden. Dieser von den schändlichen Sklaven genährte Argwohn hat den jungen Muanga (der ja bereits bei uns im Taufunterricht gewesen) halb verrückt gemacht.“ Er fürchtet allen Ernstes, daß er der letzte schwarze Herrscher von Uganda sein werde. Einmal weint und jammert er wie ein Kind, nachdem eine Arznei, die Pater Lourdel ihm gegeben

und die er zur unrechten Zeit eingenommen, eine etwas unangenehme Wirkung hat, und im Volk geht gleich die Rede: „Der König ist ein Narr, daß er von einem Weißen Arznei nimmt, nachdem er eben zwei seiner Brüder (Weiße) getötet hat, denn natürlich benützt jetzt der Weiße die Gelegenheit, dafür Rache zu nehmen und den König zu vergiften.“ Ja, ein Page vertraut dem Priester an, der König habe beschlossen, alle Weißen zu vertreiben oder gar zu töten, da er Lourdel für einen Giftmischer halte, der ihn, weil er nicht fromm sei, aus der Welt schaffen und einen andern auf den Thron setzen wolle. Indessen wird nur ein katholischer Taufkandidat Mkasa Joseph verbrannt, der längst dem Katikiro und der heidnischen Partei ein Dorn im Auge gewesen, weil er dem König freimütig sein Unrecht vorgehalten und von diesem beschuldigt wird, er habe den Engländern den Mordanschlag auf Hannington und auf sie selbst verraten, nach Pater Lourdel „ein Muster der Frömmigkeit und der Pflichttreue“, der sein Leben geopfert im Eifer, „unsere Religion gegen den heidnischen Aberglauben zu verteidigen und einem protestantischen Bischof das Leben zu retten.“ Am gleichen Tag (17. Nov.) kommt eine Anzahl königlicher Pagen zum Priester gelaufen: „Wir alle müssen sterben, taufen Sie uns doch wenigstens vorher!“ Ihr Wunsch wird erfüllt und sie kehren, zu sterben bereit, an den Hof zurück. Am Abend erscheinen weitere 12 Taufkandidaten mit der gleichen Bitte. Sie werden vorbereitet und noch in der Nacht getauft. Tags darauf ruft der König sämtliche Pagen vor sich und spricht: „Diejenigen, welche nicht bei den Weißen beten, sollen vortreten!“ Nur drei treten vor, solche, die wirklich der Mission ferne standen. Der König kündigt den andern ihr Todesurteil an, und sie erklären sich bereit zu sterben. In den folgenden Nächten finden weitere Taufen statt, zusammen 134. — Nach neueren Nachrichten stehen die römischen Missionare wieder in der Gunst des Königs und zählen „alles in allem nicht weniger als 700 eingeborne Christen.“ Bischof Livinhac, der Obere dieser Mission, ist am Viktoria-Njanza angekommen und im Begriff, den König zu besuchen. — Auch die englisch-kirchlichen Missionare haben einige Neubekehrte getauft und bezeugen, daß das Wort Gottes in Uganda Wurzel gefaßt habe. Am 17. Januar teilten sie das Abendmahl aus an 42 Kommunikanten. Mackay ist wieder wohl daran beim König! — Zum Nachfolger Bischof Hanningtons ist Missionar Parker ernannt, der als Student in Cambridge durch seinen Kameraden Jani Ali für die Mission gewonnen wurde und 6 Jahre in Kalkutta und zuletzt — noch nicht ein Jahr lang — unter den Gonds gearbeitet hat. Er ist 34 Jahr alt und unverheiratet.

— In einem zu Berlin gehaltenen Vortrag über die Erziehung des Negers zur Arbeit äußert sich Herr E. v. Weber folgendermaßen: „Die Faulheit ist dem Neger nur anerzogen, nicht angeboren;

denn läge dieselbe im Blute, so müßten die Negerinnen ebenso träg sein. Statt dessen sind aber die farbigen Weiber von einem Fleiße, daß man sie nur mit einer immer munteren, nie ermattenden Arbeitsbiene vergleichen kann. Der größere Teil der Feld- und Hausarbeiten lastet auf ihnen. Während die Männer faullenzend bei einander liegen, rauchen und sich Geschichten erzählen, behacken Frauen und Mädchen in der größten Sonnenhitze unermüdlich die Felder, holen nach vollbrachter Ackerarbeit schwere Lasten von Wasser und Feuerungsmaterial herbei, bereiten zuhause das Mahl für die Familie, und das alles mit einem so andauernd gleichen glücklichen und kindlichen Humor, daß ich mich davon oft wahrhaft gerührt fühlte." Um des Kontrastes willen erinnerte der Redner an die stets ernsthafte Miene der indischen Frauen und Mädchen, von denen er in einem halben Jahr nicht mehr als etwa ein Dutzend habe lachen sehen, während die Negermädchen den ganzen Tag über aus dem Lachen nicht herauskommen, trotz ihrer Arbeitsüberbürdung. Unlust zur Arbeit liege also wahrlich dem Neger nicht im Blut.

China.

Am 3. Juni wurde in Hongkong durch den Gouverneur der Grundstein zum »Alice Memorial Hospital« gelegt, das den Kranken aller Rassen und aller Bekenntnisse unentgeltlich offen stehen, aber von der Londoner Missionsgesellschaft verwaltet werden soll. Der Hauptgründer ist ein christlicher Arzt, Dr. Ho Kai, von dessen † Gattin das Spital den Namen trägt. Es soll 80—100 Betten enthalten. Die Kranken sollen alles frei haben mit Ausnahme der Beköstigung. Sobald als möglich soll auch ein Kursus für angehende chinesische Aerzte eröffnet werden. Für die täglichen Dienstleistungen haben bereits vier europäische Doktoren sich angeboten. Sie sollen miteinander abwechseln. Zum Ankauf des Bauplatzes, welcher 88,000 Mk. gekostet hat, wurden von der Londoner Miss.-Ges. 56,000 Mk. beigetragen; weitere 32,000 von Privatpersonen in Hongkong, teils Europäern, teils Chinesen. Neben dem Spital wollen die eingebornen Christen Hongkongs eine Kirche errichten. Bei der Grundsteinlegung erklärte Missionar Dr. Chalmers: „Unsere Absichten sind durchaus keine politischen und unsere Religion dringen wir niemand auf. Wir hoffen aber, daß wir uns an jedermanns Gewissen beweisen werden als solche, die vor Gott und in Seinem Namen Gutes thun möchten."

— Am 27. Mai wurde in Nanking das »Philander Smith Memorial Hospital«, das von den amerikanisch-bischöflichen Methodisten gegründet ist, durch den missionsfreundlichen Gesandten der Vereinigten Staaten, Oberst Denby, eröffnet. Seine Ansprache war eine Lobrede auf die Mission, namentlich die ärztliche, auf den Aufschwung, den China in den letzten Jahrzehnten genommen, auf

den friedlichen Verkehr zwischen „der ältesten und der jüngsten Nation der Welt" — alles nach der Melodie »Homo sum, nil humani a me alienum puto« und unter Hinweisung auf „die goldene Regel" (Matth. 7, 12), welche von Christus wie auch von Konfuzius aufgestellt worden sei. Diese Regel durch Wort und Werk zu lehren und das Kreuz in China aufzupflanzen — dazu hätten die Missionare ihr Vaterland und alles, was ihnen teuer war, verlassen 2c.

Japan.

Nach der neuesten, sehr genauen Statistik zählen die protestantischen Missionsgemeinden Japans jetzt zusammen 11678 Glieder. Die Zahl der in Japan arbeitenden Missionsgesellschaften ist 21, die der Missionare und Missionarinnen 183, die der Gemeinden 168, der eingebornen Pastoren 60. Im Jahr 1885 wurden allein 3115 erwachsene Heiden getauft. Von den 168 Gemeinden sind 57 finanziell ganz selbständig, 101 wenigstens teilweise. Die Beiträge der Eingebornen beliefen sich letztes Jahr auf ca. 80,000 Mk. Eingeschlossen in diese Rechnung sind sechs Gemeinden mit 214 Gliedern und einem ordinierten Geistlichen, welche mit keiner Missionsgesellschaft zusammenhängen. Die zahlreichsten Anhänger haben die Presbyterianer mit 46 Gemeinden und 4463 Gliedern, die Bostoner Miss.-Ges. mit 31 Gemeinden und 3241 Gliedern, die amerikanisch-bischöflichen Methodisten mit 38 Gemeinden und 1700 Gliedern und die englisch-kirchliche Gesellschaft mit 13 Gemeinden und 300 Gliedern, die kanadischen Baptisten mit 7 Gemeinden und 467 Gliedern, die amerikanischen Baptisten mit 8 Gemeinden und 400 Gliedern, die englische Ausbreitungsgesellschaft mit 223 Gliedern in 2 Gemeinden. — Es ist wunderbar, auf wievielerlei verschiedene Weise das Evangelium jetzt in Japan Boden gewinnt. In der Militärakademie zu Tokio zieht die musterhafte Aufführung eines christlichen Zöglings die Aufmerksamkeit der Vorgesetzten auf sich und es kommt ihnen der Wunsch: „Wenn nur geschwind alle unsere Zöglinge zu Christen gemacht werden könnten!" und — um wenigstens einen Anfang zu machen — werden sofort die als Pferdeknechte fungierenden Soldaten zu einem extra für sie veranstalteten Gottesdienst in die Kodschimadschi-Kirche kommandiert, wo sie nun in zwei miteinander abwechselnden Partien jeden Sonntag und Mittwoch eine Predigt hören. Diese Einrichtung scheint ihnen zu behagen; wenigstens hören sie aufmerksam und ehrerbietig zu.

— Von zwei merkwürdigen Leichenbegängnissen erzählt der amerikanisch-bischöfliche Missionar Mc Kim: Im März hatte er einen japanischen Doktor zu begraben, der drei Monate vorher, lahm auf seinem Bette liegend, von ihm war getauft worden. Der Sarg wurde auf einer Bahre von sechs Männern getragen und zwar drei Viertelstunden weit durch die Stadt; voran schritt ein Eingeborner

mit einem großen hölzernen Kreuz; ungefähr 50 Aerzte folgten der Bahre, alle in Dschinrikischas sitzend — ein sonderbarer Anblick. Die zweite Beerdigung war die einer 64jährigen Frau, der Mutter eines Gemeindeglieds, die auch erst ganz kurz vor ihrem Ende getauft worden war. Sie hatte dringend gebeten, dafür zu sorgen, daß all ihre heidnischen Nachbarn und Bekannten Gelegenheit haben sollten, sie noch im Sarge zu sehen, und der Grund war dieser: bei den Heiden in Japan ist der Glaube verbreitet, daß die Leichname gestorbener Christen alle in Gestalt eines Kreuzes innen an den Sarg angenagelt werden. Die gute Frau wünschte nun, ihre Angehörigen und Freunde von der Grundlosigkeit dieses Glaubens zu überzeugen. — Ein tapferer Junge, dessen Herz vom Christentum ergriffen war, pflegte die Sonntagsschule trotz des Verbotes seines Vaters, der ein gottloser Christenfeind war, regelmäßig zu besuchen. Jeden Sonntag Abend, wenn er heimkam, wurde er dafür unbarmherzig mit einem Stück Tau geschlagen. Nachdem das einige Wochen lang so fortgegangen, erscheint er eines Sonntags früh vor seinem Vater, hält ihm das Marterwerkzeug hin und spricht: „Vater, da du darauf bestehst, mich jedesmal, wenn ich in die Sonntagsschule gegangen bin, zu schlagen, ich aber ebensofest darauf bestehen muß, den Besuch derselben nicht aufzugeben, so bitte ich dich herzlich: strafe mich von nun an immer im voraus, damit ich während der Sonntagsschule nicht beständig an die auf mich wartenden Schläge denken muß, sondern meine Aufmerksamkeit ungeteilt dem Bibelstudium widmen kann!" Die Frucht der Beharrlichkeit und des Mutes dieses Jungen war die, daß sein Vater und schließlich die ganze Familie für Christum gewonnen wurde.

Allerlei.

„Siehe, ich bin bei euch alle Tage" — auf diese Verheißung ist die Mission gegründet. Allen Missionaren muß es also das heiligste und wichtigste Anliegen sein, den Herrn Jesum beständig bei sich zu haben. Da nimmt es sich denn kurios aus, wenn römisch-katholische Missionare schreiben („Vom Kap zum Sambesi" von Spillmann, S. 28—29): „Wir haben täglich zwei heilige Messen und somit wenigstens ein halbes Stündchen den lieben Heiland bei uns." Ueberhaupt legen die römischen Sendlinge einen ganz übertriebenen Wert auf ihr sog. Meßopfer, das oft in phantastisch-romantischer Sprache verherrlicht wird. So berichtet Msgr. Courmont voll Freude, daß es ihm gelang, auf der ganzen Reise „kreuz und quer durch Zanguebar" täglich die hl. Messe zu lesen. „Das verlangt viel Energie vom Missionar, denn lange vor allen Lagergenossen muß er aufstehen, und das ist nach den Strapazen eines Marschtages kein geringes Opfer. Erst ist das Zelt in Ordnung zu bringen, d. h. so viel es angeht, in eine Kapelle zu ver-

wandeln. Alsdann packt man die heiligen Gewänder und Gefäße aus und richtet den Altar auf. Es nimmt oft geraume Zeit in Anspruch, einen Platz zu finden, wo nicht jede Kniebeugung den Priester in bedenkliches Schwanken bringt. Ist dies alles geschehen, so beginnt die hl. Handlung. Wie dem Missionar wohl zu Mut ist, wenn er an den Altar tritt mitten im Heidenland, bei lautloser Stille, über sich die mondhelle Wölbung des Himmels? Zahllose Lichter leuchten dazu: die hellschimmernden Sterne, und gleich einer silbernen Chorlampe ist der Mond an der Domkuppel des Weltenraums befestigt. Palmen stehen um den Altar und verneigen sich; Blumen ringsumher hauchen, wie in Anbetung, ihre Düfte aus. Und wie mag dem Missionar sein, wenn Christus auf dem Altar ist und dort erscheint, wo er noch nie war, der Weltheiland, und wie, wenn er ihn nach kurzer Anwesenheit wieder verschließen muß in der eigenen opferfrohen Brust als dem einzigen Tabernakel, das für Gottes Gegenwart dort bereitet ist? Wohl mögen heilige Engel sich scharenweise einfinden, wohl die Schutzengel der Nachkommen Chams ihre fluchbeladenen Schützlinge dem Heilandsherzen empfehlen, wohl mögen sie durch die weite Himmelswölbung und die helle Sternenwelt ihr Gloria in excelsis hindurchjubilieren; aber keine menschliche Seele weiß, was da geschieht, keine kommt, um mitzuopfern, anzubeten, teilzuhaben am hl. Sakrament, ... das ist eine andere Einsamkeit, die den Missionar umgiebt, nicht die weihvolle der Nacht — nein, die schaurige des Kirchhofs. So still sind nur Tote; weit und breit tote Herzen, weit und breit tote Seelen. — — Wenn die Ostersonne über dem Kirchhof aufgeht, dann ergrünen die Blumen, am verwitterten Kreuz, vom Frühlingsmorgenlicht umflossen, strahlen die goldenen Worte: „Ich bin die Auferstehung und das Leben" — sie leuchten manch einem selige Hoffnung ins wintertote, schmerzensstarre Herz. Und wenn nun im Heidenland zum erstenmal von der Hand des Priesters Christi hochheiliger Leib zum Himmel erhoben wird, dann flammt ein gnadenspendender, frühlingbringender Sonnenstrahl aus dem Herzen Jesu über die Grabhügel dieses geistigen Totenreichs, verheißend, daß dermaleinst auch hier des Satans Herrschaft gebrochen und die Seelen zur Auferstehung des Gnadenlebens erweckt werden."

Todesfälle.

Am 20. April starb in Tschittur bei Madras, nachdem er am Sonntag noch gepredigt hatte, „der alte Andreas," ein ehrwürdiger eingeborner Pastor, namens Andreas Sawyer, auf dessen Leben und Arbeit auch der ärgste Feind keinen Makel hätte bringen können, ein gewaltiger Prediger, der noch aus der Schule des † Rhenius stammte, sich später aber der sog. Scudderschen Mission angeschlossen hatte.





Indische Reisekarren.

Carl Eberhard Gottlieb Mörike.

Ein Lebensbild aus der Basler Mission.

1. Von Stuttgart über Tübingen nach Basel.

Was wir aus Mörikes Jugendjahren in Erfahrung gebracht haben, beschränkt sich fast ganz auf einige Angaben, die sich in seiner am 25. Aug. 1845 in Stuttgart gehaltenen Ordinationsrede finden. Damals hat er über sein „armes, bisher still verlaufendes Leben", das eigentlich „keiner besonderen öffentlichen Erwähnung verdient", „nur ungern und mit Schüchternheit" folgende bescheidene Mitteilungen gemacht:

„Der Herr ist mir erschienen von ferne; ich habe dich je und je geliebet. — Diese Worte des Propheten Jeremias kann ich als die bezeichnendste Ueberschrift über meinen bisherigen einfachen Lebensgang setzen. Der Herr ist mir erschienen von ferne, als ich noch im Dämmerlicht unklarer Jugendträume wandelte. Er hat mich je und je geliebt, als ich noch nicht einmal eine Ahnung von Seiner Liebe hatte, und Er hat mich zu sich gezogen aus lauter Güte, ob ich gleich kein williger und folgsamer Zögling war. Darum will ich von Seiner Treue rühmen, so lange ich lebe, und von seiner Barmherzigkeit zeugen immer und ewiglich.

„Ich bin geboren den 10. Februar 1822 in Stuttgart, wo mein seliger Vater damals als Kanzlist beim königlichen Bergrat angestellt war. Meine teure Mutter, die uns Gottes Güte bisher erhielt, und die als Witwe hier lebt, ist Dorothea geb. Schrot aus Calw. Von sechs noch lebenden Geschwistern, fünf Brüdern und einer Schwester, bin ich das Zweitälteste; in der hl. Taufe erhielt ich die Namen Eberhard Gottlieb Carl.

„Von meinem fünften Jahr an durfte ich die hiesigen vorzüglichen Lehranstalten besuchen und genoß unter dem wachsamen Auge meiner Eltern eine ernste und treue Erziehung. Im Frühjahr 1834 wurde mein Vater als Hauptzollamts-Controleur nach Kannstatt versetzt, wo ich denn auch zwei Jahre lang die lateinische Schule besuchte. Bis dahin hatte ich zu keinem Beruf entschiedene Neigung, auch meine Eltern hatten mich noch für keinen ausschließlich bestimmt; nur in meiner frühen Jugend wurde, da mein sel. Vater ein großer Blumenfreund war, einmal davon die Rede, mich zum Gärtner zu machen. — Da kam ich in den Konfirmationsunterricht des treuen Seelsorgers meines elterlichen Hauses, des Hr. Dekan Hochstetter, und hörte in seinen Vorträgen zum ersten mal etwas von der Mission. Ich werde es nie vergessen, wie lebhaft und stark ich von dem Gedanken, mich auch einst dieser heiligen Sache widmen zu können, ergriffen wurde. Ungeachtet ich mir keine klare Rechenschaft über die Erfordernisse zum Missionsdienste, über seine Leiden und Freuden geben konnte, ja sogar manche kindische Vorstellungen mitunterliefen, so war doch durch Gottes wunderbare Fügung ein entscheidender Wendepunkt in der Entwicklung meines inneren Lebens von da an gegeben. Der Missionstrieb wurde unter der Leitung Gottes der Weg, wie ich den Heiland suchen und finden sollte. Der große Erlösungsplan des dreieinigen Gottes zum Heil der verlorenen Menschheit war mir noch fast ganz verborgen, ebenso war mir die Herrlichkeit der Person Christi und das selige Loos eines Kindes Gottes noch nicht im höheren Lichte aufgegangen, ja sogar das herzliche Erbarmen mit dem Elend der armen Heiden, die einzige Grundlage eines echten Missionssinnes, hatte noch nicht mein Innerstes durchdrungen: — und doch konnte ich von dem Widerhaken, der nun einmal in meine Seele geworfen war, nicht mehr loskommen. Ich teilte meine Missionsgedanken meinen geliebten Eltern mit und fand bei ihnen ein geneigtes Ohr und völlige Bereitwilligkeit, meinen Herzensdrang frei gewähren zu lassen.

„Im Jahr 1837 wurde mein Vater wegen seiner Kränklichkeit quiesciert und wir kehrten nach Stuttgart zurück. Hier wandte ich mich an meinen nunmehrigen Freund, Herrn Helfer Hofacker, und fand in ihm einen treuen Berater und für die Entwicklung meines inneren Lebens meinen geistlichen Vater. Auf seine Veranlassung

verfaßte ich damals, noch nicht volle sechszehn Jahre alt, einen kurzen Abriß meines Lebens und schickte ihn an das verehrte Missions-Komite in Basel. Die Antwort war, daß ich um meiner Jugend willen noch nicht in's Missionshaus aufgenommen werden könne, weswegen es wohl besser sein möchte, wenn ich das hiesige Gymnasium auch fernerhin besuche und abwarte, wie mich der Herr weiter leiten würde. Dieser weise Rat verwahrte mich vor einem voreiligen, unüberlegten Zufahren in einer Sache, die am wenigsten unter allen Berufsarten Gewalt leiden kann, sowie die hiedurch herbeigeführte Wartezeit von dem entscheidendsten Einfluß auf die Läuterung meines Missionstriebes war. So trat ich im Herbst 1837 in das obere Gymnasium ein, das ich bis zur neunten Klasse durchlief. Jetzt erst wurde mir durch die geistliche Pflege, die ich von innen und außen genoß, der Reichtum der Gnade Gottes in Christo Jesu allmählich aufgeschlossen; ich bekam einen tieferen Einblick in mein natürliches Sündenverderben, sowie in die Grundbedingung eines ächten Christen- und darum auch des allein wahren Missionssinnes, in das Wesen der Wiedergeburt durch den hl. Geist und der Bekehrung zu dem lebendigen Heiland.

„Wollt ihr Posaunen der Gnade sein,
Räumt euch erst selber der Gnade ein!"

hat schon ein alter Zeuge der Wahrheit den Neulingen im Glauben zugerufen; die Billigkeit und Unerläßlichkeit dieser Forderung wurde mir jetzt erst klar und führte mich wie auf der einen Seite in mein eigenes Herz, so auf der anderen in das bessere Verständnis des göttlichen Wortes ein. So ging die allmählich wachsende Bekanntschaft mit den evangelischen Grundwahrheiten Hand in Hand mit der wissenschaftlichen Ausbildung in Sprachen und andern Kenntnissen, die ich unter der Leitung treuer und verehrter Lehrer gewann. In mein 18. Lebensjahr eingetreten, entschloß ich mich auf den Rat treuer Freunde hin, unter Vorwissen des Basler Komite, die zum Behuf des theologischen Studiums erforderliche Universitätsprüfung zu bestehen und wurde sofort in das theologische Seminar in Tübingen aufgenommen. Obgleich ich hiedurch für den vaterländischen Kirchendienst Verpflichtungen übernahm, so war dennoch damit die Aussicht, auch auf dem Missionsgebiet noch thätig sein zu dürfen, mehreren Vorgängen zufolge, nicht ausgeschlossen, und



Indische Reisekarren.

Carl Eberhard Gottlieb Mörike.

Ein Lebensbild aus der Basler Mission.

1. Von Stuttgart über Tübingen nach Basel.

Was wir aus Mörikes Jugendjahren in Erfahrung gebracht haben, beschränkt sich fast ganz auf einige Angaben, die sich in seiner am 25. Aug. 1845 in Stuttgart gehaltenen Ordinationsrede finden. Damals hat er über sein „armes, bisher still verlaufendes Leben", das eigentlich „keiner besonderen öffentlichen Erwähnung verdient", „nur ungern und mit Schüchternheit" folgende bescheidene Mitteilungen gemacht:

„Der Herr ist mir erschienen von ferne; ich habe dich je und je geliebet. — Diese Worte des Propheten Jeremias kann ich als die bezeichnendste Ueberschrift über meinen bisherigen einfachen Lebensgang setzen. Der Herr ist mir erschienen von ferne, als ich noch im Dämmerlicht unklarer Jugendträume wandelte. Er hat mich je und je geliebt, als ich noch nicht einmal eine Ahnung von Seiner Liebe hatte, und Er hat mich zu sich gezogen aus lauter Güte, ob ich gleich kein williger und folgsamer Zögling war. Darum will ich von Seiner Treue rühmen, so lange ich lebe, und von seiner Barmherzigkeit zeugen immer und ewiglich.

„Ich bin geboren den 10. Februar 1822 in Stuttgart, wo mein seliger Vater damals als Kanzlist beim königlichen Bergrat angestellt war. Meine teure Mutter, die uns Gottes Güte bisher erhielt, und die als Witwe hier lebt, ist Dorothea geb. Schrot aus Calw. Von sechs noch lebenden Geschwistern, fünf Brüdern und einer Schwester, bin ich das Zweitälteste; in der hl. Taufe erhielt ich die Namen Eberhard Gottlieb Carl.

„Von meinem fünften Jahr an durfte ich die hiesigen vorzüglichen Lehranstalten besuchen und genoß unter dem wachsamen Auge meiner Eltern eine ernste und treue Erziehung. Im Frühjahr 1834 wurde mein Vater als Hauptzollamts-Controleur nach Kannstatt versetzt, wo ich denn auch zwei Jahre lang die lateinische Schule besuchte. Bis dahin hatte ich zu keinem Beruf entschiedene Neigung, auch meine Eltern hatten mich noch für keinen ausschließlich bestimmt; nur in meiner frühen Jugend wurde, da mein sel. Vater ein großer Blumenfreund war, einmal davon die Rede, mich zum Gärtner zu machen. — Da kam ich in den Konfirmationsunterricht des treuen Seelsorgers meines elterlichen Hauses, des Hr. Dekan Hochstetter, und hörte in seinen Vorträgen zum ersten mal etwas von der Mission. Ich werde es nie vergessen, wie lebhaft und stark ich von dem Gedanken, mich auch einst dieser heiligen Sache widmen zu können, ergriffen wurde. Ungeachtet ich mir keine klare Rechenschaft über die Erforderniße zum Missionsdienste, über seine Leiden und Freuden geben konnte, ja sogar manche kindische Vorstellungen mitunterliefen, so war doch durch Gottes wunderbare Fügung ein entscheidender Wendepunkt in der Entwicklung meines inneren Lebens von da an gegeben. Der Missionstrieb wurde unter der Leitung Gottes der Weg, wie ich den Heiland suchen und finden sollte. Der große Erlösungsplan des dreieinigen Gottes zum Heil der verlorenen Menschheit war mir noch fast ganz verborgen, ebenso war mir die Herrlichkeit der Person Christi und das selige Loos eines Kindes Gottes noch nicht im höheren Lichte aufgegangen, ja sogar das herzliche Erbarmen mit dem Elend der armen Heiden, die einzige Grundlage eines echten Missionssinnes, hatte noch nicht mein Innerstes durchdrungen: — und doch konnte ich von dem Widerhaken, der nun einmal in meine Seele geworfen war, nicht mehr loskommen. Ich teilte meine Missionsgedanken meinen geliebten Eltern mit und fand bei ihnen ein geneigtes Ohr und völlige Bereitwilligkeit, meinen Herzensdrang frei gewähren zu lassen.

„Im Jahr 1837 wurde mein Vater wegen seiner Kränklichkeit quiesciert und wir kehrten nach Stuttgart zurück. Hier wandte ich mich an meinen nunmehrigen Freund, Herrn Helfer Hofacker, und fand in ihm einen treuen Berater und für die Entwicklung meines inneren Lebens meinen geistlichen Vater. Auf seine Veranlassung

verfaßte ich damals, noch nicht volle sechszehn Jahre alt, einen kurzen Abriß meines Lebens und schickte ihn an das verehrte Missions-Komite in Basel. Die Antwort war, daß ich um meiner Jugend willen noch nicht in's Missionshaus aufgenommen werden könne, weswegen es wohl besser sein möchte, wenn ich das hiesige Gymnasium auch fernerhin besuche und abwarte, wie mich der Herr weiter leiten würde. Dieser weise Rat verwahrte mich vor einem voreiligen, unüberlegten Zufahren in einer Sache, die am wenigsten unter allen Berufsarten Gewalt leiden kann, sowie die hiedurch herbeigeführte Wartezeit von dem entscheidendsten Einfluß auf die Läuterung meines Missionstriebes war. So trat ich im Herbst 1837 in das obere Gymnasium ein, das ich bis zur neunten Klasse durchlief. Jetzt erst wurde mir durch die geistliche Pflege, die ich von innen und außen genoß, der Reichtum der Gnade Gottes in Christo Jesu allmählich aufgeschlossen; ich bekam einen tieferen Einblick in mein natürliches Sündenverderben, sowie in die Grundbedingung eines ächten Christen- und darum auch des allein wahren Missionssinnes, in das Wesen der Wiedergeburt durch den hl. Geist und der Bekehrung zu dem lebendigen Heiland.

„Wollt ihr Posaunen der Gnade sein,
Räumt euch erst selber der Gnade ein!"

hat schon ein alter Zeuge der Wahrheit den Neulingen im Glauben zugerufen; die Billigkeit und Unerläßlichkeit dieser Forderung wurde mir jetzt erst klar und führte mich wie auf der einen Seite in mein eigenes Herz, so auf der anderen in das bessere Verständnis des göttlichen Wortes ein. So ging die allmählich wachsende Bekanntschaft mit den evangelischen Grundwahrheiten Hand in Hand mit der wissenschaftlichen Ausbildung in Sprachen und andern Kenntnissen, die ich unter der Leitung treuer und verehrter Lehrer gewann. In mein 18. Lebensjahr eingetreten, entschloß ich mich auf den Rat treuer Freunde hin, unter Vorwissen des Basler Komite, die zum Behuf des theologischen Studiums erforderliche Universitätsprüfung zu bestehen und wurde sofort in das theologische Seminar in Tübingen aufgenommen. Obgleich ich hiedurch für den vaterländischen Kirchendienst Verpflichtungen übernahm, so war dennoch damit die Aussicht, auch auf dem Missionsgebiet noch thätig sein zu dürfen, mehreren Vorgängen zufolge, nicht ausgeschlossen, und

doch zugleich die Möglichkeit gegeben, durch das geordnete Studium der Philosophie und Theologie mich für den erfaßten Lieblingsberuf noch besonders auszubilden. Ehe ich jedoch in das theologische Stift zu Tübingen eintreten konnte, wurde ich von einem sehr schmerzhaften Augenleiden befallen, durch das ich über zwei Monate lang des freundlichen Tageslichtes beraubt und von der Außenwelt ganz abgeschieden war. In dieser langen äußeren Nacht eröffnete mir der Geist Gottes tiefe Blicke in die Nacht meines Innern, in die Finsternis des natürlichen Sündenlebens; aber es ging mir zugleich, dem Herrn zum Preis, in immer hellerem Lichte der Morgenstern der neutestamentlichen Gnade und Wahrheit auf. Mit innigem Dank gegen Gott blicke ich auf diese schwere Prüfungszeit zurück, die mir zur heilsamen Vorbereitung und Warnung vor den mannigfachen Versuchungen des nun bevorstehenden Studentenlebens dienen sollte. Und doch blieb ich in Tübingen nicht frei von den Einflüssen des Zeitgeistes, der ein Geist der Welt ist, wenn gleich mich der treue Gott vor dem so häufigen Schiffbruch des Glaubens und vor groben Verirrungen des Lebens gnädig bewahrte. Neben dem bildenden Einfluß der Lehrer der Hochschule, von welchen ich einigen als väterlichen Beratern im Innern und Aeußeren zum lebenslänglichen wärmsten Danke mich verpflichtet fühle, kam mir ein lieblicher Kreis treuer christlicher Freunde und das innige Verhältnis zu meinem jüngeren Bruder, der mit mir Theologie studierte, sehr zu statten. Nicht wenig trug zur Anfrischung meines christlichen Lebens zu einer Zeit, wo ich in Gefahr stand die Welt wieder mehr lieb zu gewinnen, der im Sommer 1842 erfolgte unerwartet schnelle Heimgang meines Vaters bei. Mit meiner Mutter und meinen Geschwistern um das schmerzliche Sterbebett meines teuren Vaters versammelt, bekam ich wie nie zuvor einen Eindruck von der weltüberwindenden Kraft unsres allerheiligsten Glaubens, wodurch ich unter des Herrn Gnadenleitung wieder in das rechte Geleise des kindlichen Anhangens an Ihn zurückversetzt wurde. Jene Eindrücke werden mich auch ferner als ein teures Vermächtnis durch's Leben begleiten.

„Auch der frühere Eifer für den Missionsberuf hatte, da meine äußere Umgebung demselben so wenig Nahrung bot, neben der zunehmenden Schwäche meines Glaubenslebens, bedeutend Not gelitten; bereits erging sich meine Einbildungskraft in dem Gedanken,

statt die Gefahren und Entbehrungen eines Missionslebens zu wählen, lieber im Vaterlande dem geordneten Kirchendienste mich zu widmen, indem ich ja auch so zur Förderung der Reichssache Christi das Meinige beitragen könne; aber jedesmal befiel mich bei derartigen Erwägungen eine solche innere Unruhe über meine Untreue gegen den mir vor dem Herrn klar gewordenen Beruf, daß ich nicht eher zum Frieden kam, als bis ich mich Ihm wieder ganz und ungeteilt auch für den unmittelbaren Missionsdienst zur Verfügung gestellt hatte. Unter diesen Schwankungen war zwar das farbenreiche Bild, das man sich so gern im ersten jugendlichen Eifer von der Mission entwirft, in meiner Seele mehr und mehr erbleicht, was ja nur heilsam wirken konnte, da sich bei derartigen Phantasiegebilden so viel Eigenliebe, Ehrsucht und Selbstwirken mit einschleicht; dafür war ich aber auf der andern Seite vertrauter geworden teils mit den geheimen Tücken meines eignen verderbten Herzens, teils mit dem eigentümlichen Ernst und der großen Verantwortung, die der Missionsberuf mit sich bringt.

„Im Herbst des Jahres 1844 beschloß ich meinen Studienlauf in Tübingen und wurde nach bestandener Prüfung unter die Kandidaten des Predigtamts aufgenommen. Ich bot mich nun dem Komite der Basler Missionsgesellschaft auf's Neue zur Verwendung auf dem Gebiet der Mission an und erhielt auch von der obersten Kirchenbehörde die Erlaubnis, vorerst auf Ein Jahr zu weiterer theologischer und sprachlicher Ausbildung in die Missionsanstalt daselbst einzutreten. (Damals fühlte ich mich schwach im Glauben, arm an der Liebe zum Heiland. Da gab mir ein teurer Freund unseres Hauses als letztes Trostwort für mich und meine Brüder mit: ‚Breitet nur eure Glaubensarme weit aus, damit ihr all den Segen empfanget, der von der Gemeinde des Herrn auf euch herabgefleht wird; glaubet nur, es wird viel für euch gebetet.‘ Die Wahrheit dieses Wortes durfte ich während der kurzen Zeit meines Aufenthalts im Missionshause reichlich erfahren: eine Fülle von göttlichem Segen wurde uns zu Teil, wir fühlten uns getragen von dem treuen Vaterherzen Gottes nicht nur, sondern auch von der priesterlichen Fürbitte Seiner Kinder.) Der wahrhaft evangelische Geist, der alle Verhältnisse des Hauses, der Zöglinge zu einander, sowie zu ihren Lehren und Vorstehern durchdringt, der Geist Christi, wie er ein Geist der Liebe, ein Geist der Zucht und ein Geist des Gebets

ist, trat mir mit besonderer Macht beschämend, läuternd und kräftigend entgegen. Dort mußte ich manches verlernen, was ich von der Hochschule mitgebracht hatte, manche innere Höhe mußte abgetragen, manche fühlbare Lücke ausgefüllt, manche Blöße durch Gottes Gnade zugedeckt werden. Ich fühlte mich dort unter einer steten inneren Zucht des lebendigen christlichen Gemeingeistes und habe namentlich dem erfrischenden und belehrenden Umgang unseres teuren Hrn. Inspektors Hoffmann unaussprechlich viel zu danken.

„Von großem Segen war mir auch der vielfältige Verkehr und Briefwechsel, in dem das Missionshaus mit den zerstreuten Arbeitern und Kämpfern auf den verschiedenen Gebieten der Heidenwelt steht. Durch die vielen, beinahe täglich einlaufenden Nachrichten aus allen Weltgegenden, wurde ich auch mit dem Alltagsleben der Mission, nicht nur mit den Freuden, sondern auch und noch viel mehr mit den Leiden und Mühen, neben der Lichtseite auch mit der diesem Werke Gottes anhängenden Schattenseite näher bekannt — und dennoch hat mir der Herr — ich darf es zu Seiner Ehre bekennen — trotz mancher Anfechtungen und Kämpfe, die Freudigkeit zu Seinem Dienst unter den Heiden von Tag zu Tag gemehrt. Er hat mir auch immer mehr jenes herzliche Erbarmen geschenkt, das uns treiben muß, denen, die ohne Hoffnung dahinleben, den ewigen Trost des Evangeliums zu bringen, denen, die noch nichts von Gott wissen oder toten abscheulichen Götzen ihre Opfer darbringen, den lebendigen Gott und den Reichtum der Liebe Christi zu verkündigen.

„Ich bin mir dessen wohl bewußt, daß ich nicht tüchtig bin von mir selber, den hohen Anforderungen meines künftigen Berufes zu genügen; aber der Herr, der die Schwachen und Geringen zu erwählen pflegt, wird auch in meiner Schwachheit kräftig sein. Ich berge mir und anderen nicht, daß es mir schwer fällt, das teure Vaterland, Freunde und teure Geschwister, namentlich aber meine inniggeliebte Mutter zu verlassen, die, obgleich eine einsam stehende Witwe, mit so viel aufopfernder Hingabe und glaubensvoller Zuversicht mir den Segen zu diesem entscheidungsvollen Schritt meines Lebens gegeben hat. Aber ich weiß auch, der Herr wird die Meinigen nicht Waisen lassen, und es wird auch mir in dem teuren Bruderkreise, in den ich nun einzutreten berufen bin, die Handreichung des Geistes und der Liebe nicht mangeln dürfen. Ich erkenne es als eine Gnadensache, wenn ich hinausgehen und zu

Seiner Ehre etwas wirken darf zum Bau Seines hl. Reiches. Er hat mir Erbarmung widerfahren lassen, darum gehöre ich Ihm mit Leib, Seele und Geist; auch stelle ich es Seiner Weisheit ganz anheim, wie und wohin Er mich führen will, mag Er mich Früchte meiner Arbeit sehen lassen oder nicht, mag Er mich längere oder kürzere Zeit auf dem heidnischen Brachacker den Samen Seines Wortes ausstreuen lassen oder, wenn es Ihm wohlgefällt, mich schon frühe abrufen zur Ruhe des Volkes Gottes, — alles sei Ihm anheimgegeben, wenn nur Seines Namens Ehre dadurch gewinnt und das Kommen Seines Reiches dadurch gefördert wird."

In ähnlicher Weise sprach sich Mörike auch bei seiner Verabschiedung von der Missionsgemeinde im Münster zu Basel aus, mit nüchternem Blick die Schwierigkeit der Missionsaufgabe, die Unzulänglichkeit der eigenen Kraft und die Allgenugsamkeit der Gnade in's Auge fassend, ganz wie es sich für einen in die Heidenwelt ausziehenden jungen Missionar geziemt.

„Muß nicht eine solche Welt", sagte er bei dieser Gelegenheit, „wie sie uns in heidnischen Ländern entgegentritt, die Welt, die noch in uns selber ist, des Fleisches Lüste und Begierden gewaltig aufregen, dem alten Menschen, der uns ja überallhin begleitet, neue Nahrung verschaffen? Was sind wir denn für Leute, die da kämpfen sollen den Kampf des Glaubens in einer Welt voll Finsternis und Sünde? Wir ziehen aus nicht als erfahrene, gereifte Männer, die im Kampfe erstarkt sind und ihre Waffenrüstung erprobt haben, sondern jung an Jahren, jung an Glauben, jung an der Liebe, jung an christlicher Erfahrung, noch unkundig und ungeübt im Streite. Kennen wir ja nicht einmal die Welt gründlich, die jetzt um uns her ist und in unserm eigenen Herzen wohnt; und nun gehen wir in Länder, wo gleichsam die Luft, die wir einatmen, angefüllt ist mit Kräften der Finsternis, wo die heiligsten Verhältnisse des Lebens durch heidnische Greuel untergraben und zerfetzt sind, wo alles um uns her vom ungöttlichen Wesen dieser Welt verpestet ist.

„Wir haben viel Anfechtung, Mühe, Not und Drangsal zu erwarten: aber die tröstliche Gewißheit soll uns bleiben, daß unsere Brüder in der Heimat unsere ganze Armut mit aller Arbeit, Angst und Gefahr in ihre Priesterherzen aufnehmen und unsere Kämpfe in ihrem Gebet und Flehen mit durchfechten. Aber nicht nur ein sicherer Trost ist Eure treue Fürbitte für uns; sie kann und soll

auch sein ein mächtiges Zuchtmittel des hl. Geistes. Wenn uns der Feind, der innere oder der äußere, hart anfechten und das Ziel verrücken will, wenn das Herz matt werden und Trägheit sich einschleichen will, dann soll die brünstige Fürbitte der Gläubigen uns vor die Seele treten und als eindringlicher Mahnruf uns daran erinnern: die ganze Gemeinde des Herrn wird ihres Priesteramtes nicht müde, und ihr wollet läßig werden? Sie ruft Tag und Nacht zum Herrn um das Kommen Seines Reiches, und ihr wolltet nicht aushalten im Glauben und in der Liebe, bis der Herr kommt? — So könnt Ihr uns trösten, so könnt Ihr uns strafen, wenn Ihr treulich einstehet für Eure verwaisten Brüder in der Ferne."

Wohl ausgerüstet mit Kenntnissen und Gaben, war Mörike nach vierjährigem Universitätsstudium ins Missionshaus zu Basel als Zögling der ältesten Klasse eingetreten. Nur ein halbes Jahr blieb er hier. Man hatte ihn als künftigen Lehrer am Predigerseminar in Mangalur in's Auge gefaßt und ihm zunächst den Auftrag gegeben, auf dieser Station dem Studium des Kanaresischen obzuliegen und sobald als möglich einige von Missionar Weigle's Arbeiten zu übernehmen, damit dieser mehr Zeit für seine literarischen Beschäftigungen bekomme. Am 3. Juli wurde er dann während des Missionsfestes in Basel eingesegnet und am 25. August in Stuttgart kirchlich ordiniert, nachdem er die Zwischenzeit zu einer kleinen Besuchsreise und zu einem letzten Zusammenleben mit den Seinigen benutzt hatte. Endlich kam die schwere Abschiedsstunde, deren Bitterkeit der zartfühlende Jüngling tief empfand.

„Im Omnibus zwischen zwei Handwerksburschen eingekeilt, ging es vor die Thore Stuttgarts hinaus, schnell den Grenzen des Vaterlandes zu. Mein Zustand war der eines hell Träumenden, ein merkwürdiges Spiel von Gedanken und Bildern erfüllte mein Inneres, im tiefsten Grunde aber war ich ruhig und hatte Frieden. Um 12¾ Uhr machte man Halt in Vaihingen; ich stieg aus und ging im hellen Mondlicht unter dem wunderlichen Spiel der Wetterfahnen auf dem Marktplatz spazieren. Beim Einsteigen kam eine mir völlig unbekannte weibliche Gestalt an den Kutschenschlag, nannte meinen Namen, drückte mir ein Gückchen (Düte) in die Hand und verschwand ebenso plötzlich als sie gekommen. Später sah ich sie noch durch die Fensterscheibe unter einer Hausthür stehen und unserem Wagen nachblicken. Der Inhalt des Papiers, den ich erst bei Tage

ganz erkennen konnte, war ein wenig Chokolade und andere Eßwaaren mit einem Streifen Papier, auf dem mit Blei geschrieben stand: ‚Lebe Ihm, der für dich starb' und: ‚Ich bleibe bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.' Diese Erscheinung zu solch nächtlicher Stunde machte mir große innerliche Freude und gab mir einen tiefen Eindruck von der Gemeinschaft in Christo, sowie von der Zartheit christlicher Liebe."

In Basel wurde nur noch ein kurzer Aufenthalt gemacht. Dann ging es

2. Hinaus nach Indien.

Am 25. September 1845 brach Mörike mit den Brüdern Würth und Kies von Basel auf. Zunächst ging es per Eisenbahn nach Mülhausen im Elsaß, wo einige ebenfalls nach Indien bestimmte Missionsbräute, Frl. Köbele und Schalch (später Frau Fritz und Ammann), sich ihnen anschlossen und durch ihre Kenntnis des Französischen manchen willkommenen Dienst auf der nun folgenden Eilwagenfahrt nach Belfort, Montbeliard, Besançon, Dole und Chalons leisteten, denn schon auf der ersten dieser Stationen drang kein deutscher Laut mehr an das Ohr der Reisenden, während in Montbeliard geschichtliche Erinnerungen sie um so lebhafter in die württembergische Heimat zurückversetzten. „In Chalons begannen wir unsere regelmäßigen Morgen- und Abendandachten, die wir auch auf der ganzen Reise unter viel Segen fortgesetzt haben, nachdem wir uns schon in der Diligence durch unsere deutschen Choräle und geistlichen Gespräche mannigfach erquickt hatten. Morgens noch vor Sonnenaufgang gab das Dampfschiff Hirondelle das Zeichen zur Abfahrt, in wenigen Minuten sah man sich mit Sack und Pack auf demselben und noch vor 6 Uhr verließ es die schönen Ufer von Chalons. Der Himmel war von Wolken frei und die Luft klar, so daß man die einzig schönen Gegenden mit ihren vielen Hügel- und Bergreihen, die schönen Ortschaften und Städte mit ihren Drahtbrücken, die seltsamen Trachten der Einwohner, die Menge kleiner Schiffe und Dampfboote ganz gemütlich beschauen konnte. Schon die wunderlich gemischte Gesellschaft auf dem Schiffe selbst bot manchen interessanten Anblick dar. In der Mitte standen zwei englische Reisewagen, deren Inhaber vor lauter Comfort nicht wußten, wie sie sich drehen und wenden sollten und die schönsten Aussichten entweder verschliefen oder

veraßen. An der Deichsel lehnte ein französischer Pfaffe, der ganz eifrig unter wiederholtem Kreuzschlagen und mit stets bewegtem Munde sein Brevier betete. Sein Amtsbruder, echt jesuitisch aussehend, machte sich durch mannigfache Unterredungen mit den Passagieren viel zu schaffen. Da saßen strickende Frauen, dort spielten Kinder u. s. w. Gegen Lyon hin wurde die Gegend immer reizender, ein Landhaus reihte sich an's andere, und ganz unvermerkt sah man sich vom Lande mitten in die Stadt hinein versetzt. Hier besuchten wir den protestantischen Pastor Fisch, der deutsch spricht, aber bloß französisch predigt. Er beredete uns, statt am Sonntag weiterzureisen, diesen Tag auszuruhen und den verwahrlosten Deutschen in seiner Kapelle drei Vorträge zu halten. Der erste traf mich um $12^1/_2$ Uhr über die indische Mission, Würth sprach um drei Uhr über das Sonntagsevangelium, Kies um sechs Uhr über 1 Petr. 2, 24. 25. Soviel mir die Kirche Zeit übrig ließ, benützte ich sie zu Besuchen bei verwahrlosten Schafen aus dem Hause Württemberg. Unter den 240,000 Einwohnern giebt es etwa 16,000 Deutsche ohne einen einzigen Prediger und Seelsorger! Das wäre auch eine Stelle für einen tüchtigen Kandidaten, ein wahrer Missionsposten. Wir lernten mehrere wackere deutsche Christen kennen, die diesen Jammer tief beklagten. Montag früh um 7 Uhr bestiegen wir die Diligence, die uns für 9 Gulden à Person den Weg von 100 Stunden in 36 nach Marseille brachte, so ununterbrochen, daß man fast keine Zeit zum Essen hatte, zwei Tage und eine Nacht. Am zweiten Tage endlich nach 7 Uhr wurde uns im letzten Schimmer des Abendlichtes der Anblick des Meeres zu teil. Ich bat den Herrn vorher inständig, mich innerlich darauf vorzubereiten, weil natürlich dieser Anblick mancherlei Gedanken rege macht, und Ihm sei Dank, ich konnte die dunkelblaue, brandende Flut mit Freuden begrüßen. Tags darauf hatten wir diesen unbeschreiblich schönen Anblick noch einmal, besuchten auch den Hafen mit seinen Tausenden von Masten und seinem wunderlich seltsamen Gewühl. Hier drängen sich Franzosen, Engländer, Deutsche, Italiener, Türken, Griechen, Marokkaner durcheinander; der ganze Hafen ist förmlich mit teils größeren, teils kleineren Schiffen bedeckt, die Landungsplätze sind mit allen Seltenheiten des Südens ausgestattet, ganze Menagerien sind da zu finden mit prachtvollen Vögeln, Affen u. dergl., ebenso Südfrüchte aller Art. Der höchste Grad von Luxus und die tiefste Armut in

der durchaus englischen Unterhaltung viel Segen. Die Engländer sind durchaus praktische Leute und zeigen ihre Liebe zum Heiland, wo solche vorhanden ist, mit der That. Ein Mr. Townsend z. B., von dem wir alle einmal zum Essen eingeladen wurden, hat täglich etwa 120 Gulden Besoldung oder noch mehr; davon braucht er etwas über die Hälfte, das Uebrige gehört der Mission oder wird zu anderen Zwecken des Reiches Gottes verwendet, kein Kreuzer wird verzinst und doch hat er eine große Familie. Solcher Leute giebt es in Indien freilich nicht viele; aber die wenigen können viel thun, sie zahlen auch nicht nur, sondern beten auch viel, sind voll herzlicher Liebe und in ihrem Wandel musterhaft.

„Am 17. abends ging ich mit den Bräuten, die ich von da an noch allein zu begleiten hatte, an Bord eines Pattimar, nachdem wir uns nur mit Mühe von den lieben Christen in Bombay getrennt; aber statt fünf Tagen, wie wir gehofft, wurden es zehn, da eine Windstille uns aufhielt und wir einmal landen mußten, um Lebensmittel einzunehmen; ja, als wir dem ersehnten Ziele, Mangalur, schon ganz nahe waren, brach ein solcher Sturm los, daß wir 6 volle Stunden lang keinen Augenblick wußten, ob uns der nächste nicht in den Abgrund reißen würde. Man sah die zu einer Höhe von etwa 20 Fuß ansteigenden Wogen schon von weitem sich heranwälzen und konnte so jedesmal eigentlich dem Tod ins Angesicht sehen. Gott Lob! wir hatten aus manchem Früheren mehr auf den Herren trauen gelernt und verloren den Glauben nicht, daß Er bei uns sei, wie Er dort bei den Jüngern auf dem Schifflein war und ihren Unglauben schalt. Der Sturm hatte uns soweit in die See hinausgetrieben, daß wir das uns bisher stets begleitende Ufer aus den Augen verloren. Am 27. endlich begrüßte uns ein herrlicher indischer Morgen im Angesicht des Palmenhains, in dessen Schatten die niederen Wohnungen Mangalurs sich bergen. Kaum hatten wir uns dem Ufer genaht, so waren auch die lieben Bräutigame (Fritz und Ammann) da, uns zu bewillkommnen, und brachten uns zuerst in Br. Greiners Haus, wo alle gerade anwesenden Brüder, Mögling, Gundert, Metz, Sutter und Bührer, nach und nach sich einfanden. In einer gemeinschaftlichen Andacht dankten wir dem Herrn für seine gnädigen Führungen und ließen uns unsere Freude noch vermehren und heiligen. Besonders erfreulich aber, Geist und Herz erquickend, war mir der freilich nur kurze Verkehr mit dem neu-

bekehrten jungen Brahmanen Hermann, Möglings erstgeborenem Sohn in Christo.

„Am Samstag vor dem ersten Advent verließen uns nicht weniger als sechs Geschwister: Gundert samt Frau und Kindern und Mögling, um nach hause zu gehen, Ammann mit seiner jungen Frau nach Mulki, ebenso Fritz nach Kalikut. Ich bin nun mit Br. Metz ganz allein in unsrer großen Anstalt; die eingetretene Leere war uns mehrere Tage sehr empfindlich, doch nur bis ich recht in der Arbeit war, welche sich neben der erbaulichen Lektüre fast einzig auf das Studium des Kanaresischen beschränkt. Mein Lehrer ist ein Stockbrahmane, dem Evangelium sogar feindselig, versteht kein Wort Englisch und natürlich auch nicht Deutsch; nur mittelst des Sanskrit, das er geläufig spricht, kann er das Kanaresische meinem Verständnis näher bringen. Die Arbeit ist nicht unbedeutend, doch geht es mit des Herrn Hilfe, ja besser als ich erwartet hatte. Ich werde jeden Tag mächtig gestärkt und getröstet; unsere Knaben machen mir, ob ich sie gleich noch nicht verstehe, viel Freude, mein Verhältnis zu Br. Metz ist so vertraulich als möglich."

Seine erste indische Reise machte Mörike schon in den ersten Wochen des neuen Jahres (1846) mit Br. Sutter. Ueber Mulki, wo er eine Tulupredigt von Ammann hörte, ging es nach Udapi, wo gerade das große Krischnafest gefeiert wurde. „Abends gingen wir auf den Bazar, der gedrängt voll von Menschen war. Wie mir zu Mute war, als ich mich so das erste mal unter solchen Heidenhaufen, und zunächst nur als Zuschauer, befand, könnt Ihr Euch kaum denken. Etwa 10 Minuten lang konnte Br. S. zu einer Gruppe, die sich um uns gesammelt hatte, predigen; dann fingen die Brahmanen, welche im Vordergrund standen, zu widersprechen an, im Hintergrund brach ein Geschrei los und ein Stein traf meine linke Achsel. Sutter mußte schweigen und wir gingen einige Schritte weiter und hatten uns damit dem geschmückten Tempel, in welchen die Götzendiener herdenweise hineinströmten, genähert. Hier fand wieder ein kurzer Stillstand statt, indem wir zur Linken den Tempel, zur Rechten die geschmückten Götzenwagen hatten. Unter einer Vorhalle saßen etwa 100 Weiber, welche alsbald, wie mir schien auf das Zeichen eines Priesters, unter Händeklatschen ein Geschrei und Hohngelächter erhoben, in das dann die übrige Menge nur allzu bereitwillig miteinstimmte. Wir mußten den Platz räumen,

niemand wollte mehr hören, die Steinwürfe mehrten sich so, daß sie zum Steinregen wurden; einige trafen uns empfindlich, doch die größten (größer als eine Faust) flogen vorüber. So ging es zwei Straßen entlang, indem der tobende Haufe schreiend und lärmend uns nachlief, bis wir den Bazar verlassen hatten. So schwer und demütigend der ganze Vorfall war, mußten wir dem Herrn doch für Seine gnädige Bewahrung danken, da wir nirgends verwundet waren.

„Tags darauf führte uns unser Weg mehr ins Innere des Landes, den Ghats zu, nach Perdur, was das Ziel unsrer Reise war. Wir hatten nämlich einen neubekehrten Brahmanen, namens Nathanael, bei uns, der früher an diesem Orte Tempeldienste verrichtet hatte, und nun den Versuch machen wollte, seine Mutter, welche ihn verstoßen hatte, umzustimmen. Zu hause angekommen, predigte er seinen Landsleuten, darunter seinen früheren Verfolgern, mit großer Kraft und Freudigkeit, auch vergoß er viel Thränen über den Jammer seines Volks und namentlich über die Härte seiner Mutter, die sogar seine Berührung für unrein achtete. Die übrigen Ortseinwohner hörten das Wort willig und der Herr gab uns einen Freudentag nach der Trübsal. Nachdem alle Einwohner das Wort des Lebens gehört, brachen wir wieder nach Udapi auf und besuchten hier noch viermal den Bazar. Dreimal ging es ordentlich, aber am letzten Abend war es wieder wie am ersten und zwar bloß in folge davon, daß Br. Sutter im lebhaften Gespräch einen Brahmanen nur mit der Fingerspitze berührt hatte! Diesmal kam uns die Polizei von selbst zu Hilfe, packte zwei der Steinwerfer aus der Menge heraus, führte sie vor uns und stellte sie uns zur Verfügung. Br. S. benützte dies zu einer kurzen Anrede und rief unter die Leute hinein: „Um der Liebe Christi willen soll ihnen nichts geschehen!“ Nun brach die Menge, die uns vorher geschmäht, in ein Beifallsgeschrei aus, unter dem wir den Bazar verließen. — Auf dem Heimweg trafen wir in Mulki Br. Hebich von Kannanur, der uns in seiner kräftigen Originalität sehr zur Aufmunterung und zum Segen war. Auf der Reise verstand ich vom Kanaresischen mehr als ich erwartet hatte, besonders wichtig war sie aber für mich, um die Leute ein wenig kennen zu lernen, wozu ich auf unsrer Balmattha fast keine Gelegenheit habe. Wir leben hier in einem handgreiflichen Reich des Teufels; wer in der Heimat nicht an die

Existenz desselben glaubt, den könnte Indien gewiß kurieren, wenn er noch kurierbar ist. Ich fühlte auf der Reise, besonders in Udapi, oft eine solche Macht des Bösen, daß ich manchmal zum Herrn schrie: „Herr, hilf!“ Er ist ja doch der Stärkere, der über den Starken kommt. In solchen Fällen kann man glauben lernen; da muß man wissen, daß man den Heiland hat; hier brechen alle Waffen, nur der Name Jesu hält Stich; ich habe merkwürdige Wirkungen davon gesehen. So lange man von der Thorheit ihres Götzendienstes zu den Heiden redet und nur den Einen Schöpfer Himmels und der Erde predigt, so haben sie noch eine gewisse Macht über einen; malt man ihnen aber den gekreuzigten Gottessohn vor Augen, so laufen sie entweder davon oder schweigen sie ganz still. Darum lasset uns in dem Namen Jesu alles haben, in Ihm ist uns alles geschenkt.

„Die Einsamkeit, der Druck des Klimas und des Heidenlandes, die Macht des Argen, die wir oft fühlen müssen, ist manchmal schwer; doch hat mich der Herr bisher vor allen eigentlich schweren Gedanken und Anfechtungen bewahrt; Seine Gnade wird mir alle Tage größer und Sein Wort kostbarer, und Er bekennt sich zu mir mit all meinen Gebrechen als der ewig Treue, dessen Güte alle Morgen neu ist. Der Jammer, den man um sich her sieht, der einem so häufig begegnende Mangel auch nur rein äußerlicher Zucht und Sitte, der tote, finstre, friedlose Blick, das Mißtrauen und die Verachtung des süßen Evangeliums durchschneidet einem oft das Herz. Das Elend der Heiden ist unbeschreiblich groß. Cholera und Pocken sind rings um uns her, und die Heiden bringen zur Sühnung der blutdürstigen Göttin Kali hunderte von Ochsen, Schafen und Geflügel zum Opfer. Oft begegnet man Scharen von Teufelsdienern, die mit ihrer schrillen, wahrhaft dämonischen Musik entweder durch die Straßen ziehen oder um einen geweihten Baum wie wahnsinnig herumspringen. Von dem schmerzlichen Eindruck, den so etwas auf einen macht, hatte ich früher keine Vorstellung. Da gilt es, ist aber oft schwer, zu g l a u b e n, daß der Bösewicht überwunden ist.“

So bekam der feinfühlende Mörike gleich von Anfang an einen tiefen Eindruck von der gewaltigen Macht der Teufelsherrschaft in Indien und war nicht in Gefahr, die Schwierigkeiten der Missionsarbeit zu unter- und die „Tugenden der Hindus“ zu überschätzen.

„Das ist, geliebter Bruder, kein übertriebenes Gemälde von Indien," hatte dem jungen Ordinanden anno 1845 nach einer Schilderung des indischen Heidentums Inspektor Hoffmann zugerufen, „sondern nur ein schwacher, elender Schatten von dem, was in Indien zu sehen ist. Zwar wird sich dir dieser Greuel nicht gleich beim ersten Eintritt ins Land darbieten; vielmehr wirst du zuerst versucht sein, alle Berichte der älteren Missionare über die herrschende Finsternis, über die Hartherzigkeit und Unzucht dieses Volkes übertrieben zu finden und zunächst nur die Anmut, die Gewandtheit, die höfliche Schmiegsamkeit, die Bescheidenheit und das freundliche Wesen, die Milde und Ruhe des Hindu bemerken und teilweise bewundern, und du wirst versucht sein zu fragen, ob es nicht leicht möglich sein sollte, ein Volk, das so begabt sei, zu Christo zu leiten? Aber diejenigen, welche Indien in seiner wahren Gestalt kennen, urteilen anders, und es wird dir, geliebter Freund, ohne Zweifel auch gehen, wie allen Missionaren, die die Unmacht der menschlichen Arbeit und der allgemein geltenden Missionsmethode erfahren und eingestanden haben, du wirst später versucht sein zu glauben, es sei an eine Bekehrung Indiens nicht zu denken, weil das Volk bis ins innerste Mark von der Sünde verderbt sei."

Es war gut, daß diese Vorhersagung bei Mörike nicht in Erfüllung ging. Der tiefe Ernst, mit welchem er schon während der ersten Monate in Indien das Heidentum durchschaute, ersparte ihm für später manche herbe Enttäuschung. Dagegen erfuhr er in vollem Maße die Wahrheit eines anderen Wortes aus demselben Munde: „Der Tod umgiebt uns von allen Seiten; aber der Herr sei hochgelobt! über uns ist Leben und durch Seine wunderbare Güte auch in uns."

Nach Mangalur zurückgekehrt, warf sich der angehende Missionar mit ganzem Eifer auf die Erlernung des Kanaresischen, und es dauerte nicht lange, so konnte er in der Knabenanstalt den biblischen Geschichtsunterricht übernehmen und im März auch, nachdem er auf der Straße in ein Gespräch mit einem Brahmanen sich eingelassen, an die unterdessen herbeigekommenen Leute seine erste Heidenpredigt halten.

Wie es damals in Mangalur aussah, sowie von seinem stillen Alltagsleben, giebt uns Mörike selbst ein anschauliches Bild, indem er an einen Universitätsfreund schreibt: „Näherst du dich von der See

aus dem indischen Ufer an der Stelle, wo Mangalur sein soll, so siehst du dem ganzen Ufer entlang nichts als einen schönen dichten Palmenhain, in dessen kühlem Schatten die kleinen, einstöckigen, aus Erde gebauten Wohnungen dem Auge verborgen bleiben. Trittst du in die erste sog. Straße der Stadt, so wirst du nur durch die zahlreich sich hin- und herbewegenden Menschen daran erinnert, daß du dich wirklich in einer Stadt befindest. Fast jedes Haus ist mit einem kleinen Hof und Palmengarten umgeben und durch eine Mauer vom nächsten „Kompound" getrennt. In einem ziemlich großen Anwesen dieser Art mitten in der Stadt liegt auch das eine unsrer Missionshäuser, von Br. Greiner und Bührer bewohnt, welche die um sie her wohnende Gemeinde zu besorgen und auf dem in der Nähe liegenden Bazar zu predigen haben. Gegenüber ihrer Wohnung liegt mitten in einer Kaffeepflanzung unsere Kirche, ungefähr so groß wie der Tübinger Aulasaal, aber höchst einfach, nur mit einer Art von Kanzel versehen, ohne Kirchenstühle und Sitze, da hier alles auf dem Boden Platz nimmt, natürlich auch ohne Orgel. Am Sonntag wird zweimal und überdies einmal in der Woche auf Tulu gewöhnlich vor der ganzen, aus etwa 200 Seelen bestehenden Gemeinde gepredigt, wobei auch unsere deutschen Kernlieder und Melodien in der Landessprache gesungen werden. Der Eindruck, den ich von der ersten Versammlung dieser jungen Heidenchristen-Gemeinde erhielt, wird mir unvergeßlich bleiben. Sie ist ein thatsächlicher Beweis, daß auch in dem tiefgesunkenen Indien das Reich Gottes, wenn auch langsam, doch k o m m t und der König der Ehren auch hier seinen stillen Einzug hält. Besonders wichtig war mir die erste Abendmahlsfeier mit Christen, die zwar noch schwach im Glauben und in ihrer Erkenntnis Kinder sind, aber doch meistens hungern und dürsten nach dem Brode des ewigen Lebens. Alle Christen, die zu Gottes Tisch gehen wollen, kommen einige Tage vorher zu einem der Brüder, sprechen ihren Herzenszustand einzeln mit ihnen durch und kommen so gründlich vorbereitet in die Kirche. Gestern sollte wieder eine Taufe stattfinden, aber leider machte eine schwere Erkrankung des Täuflings die Aufschiebung nötig. Nun gehst du mit mir eine prächtig mit Mangobäumen besetzte Straße entlang an dem Exerzierplatz und der großen portugiesischen Kirche, wo der Bischof residiert, vorbei, durch eine kleine Einsenkung, in welcher schöne hellgrüne Reisfelder liegen und 3-4 mal jährlich

eine Ernte geben, und schließlich noch einen kleinen Hügel hinan — so steht unser freundliches Balmattha vor dir. Siehst du wieder rückwärts, so breitet sich vor dir in der Tiefe der köstliche Palmenhain aus, in dem die Stadt liegt, und drüber hinaus siehst du auf die meist spiegelglatte Fläche des indischen Ozeans, in dessen kühles Bett sich vielleicht gerade die dunkelrote Suria (Sonne) versenkt. Dorthin sind auch unsere Blicke gerichtet, wenn wir uns mit Euch Lieben beschäftigen, und dies ist die Richtung, in welcher zuerst die Rauchsäule des ersehnten Dampfers erscheinen muß, der uns Zeichen Eurer Liebe bringen soll.

„Nun will ich dich auch auf mein Zimmer führen. Da findest du eine von deinem Studierzimmer wenig verschiedene Einrichtung, auch eine Art von Sofa, höchst probat nach des Tages Hitze und Arbeit, und an der Wand pickt sogar eine kleine Schwarzwälderuhr. Nur ein Ofen fehlt; auch findest du keine Fenster, sondern statt derselben eine Art offener Jalousie-Läden. Des Nachts findest du mich unter einem auf den vier Seiten meines ziemlich harten Lagers dicht anliegenden Flor, der mich vor den Moskitostichen schützen soll. Trittst du aus meinem Zimmer hinaus in die um das ganze Haus herlaufende Veranda, so hast du zwischen den Mangos, Banianen und Kokospalmen hindurch einen Ausblick auf die schöngeformten Ghats, ähnlich der Alb-Aussicht vom Tübinger Stift aus. Rechts im Hof siehst du unsere braunen heiter und zutraulich dich grüßenden Knaben spielen oder gerade, was nicht selten vorkommt, eine eben erlegte giftige Schlange triumphierend herbeibringen. Hie und da kannst du auch einen auf meinem Zimmer treffen, wie er mir buchstabieren und lesen hilft.

„Aber auch mit meinem Munschi mußt du Bekanntschaft machen; denke dir einen hochgewachsenen Mann in den Vierzigen, das Brahmanenzeichen auf der Stirn, große dunkle Augen, die ein stolzes, ungebrochenes Herz verraten, eine große Adlernase und einen starken Schnurrbart, das Haupt mit rotem Turban umwunden, sonst in einen schneeweißen Rock gekleidet, an den Füßen zierliche Sandalen. Die ganze Erscheinung soll dir einen gewaltigen Respekt einflößen vor dem Abgrund von Gelehrsamkeit, der sich dir hier eröffnet. Er spricht einen großen Teil der indischen Sprachen geläufig, besonders vollkommen aber die Sprache der heiligen Bücher. Er muß aber, ob er will oder nicht, das Evangelium Johannis kanaresisch

mit mir lesen. Da er ein ausgesuchtes Exemplar von einem Stockbrahmanen ist, so kam ich schon öfters in Wortwechsel mit ihm, wo ich ihm noch nicht gehörig hinausgeben kann. Br. Metz und ich sind nun allein an der großen 43 Zöglinge zählenden Knabenanstalt, mit der auch die Druckerei verbunden ist. Leider bin ich jetzt noch eine bloße Null, möchte aber so bald als möglich eine Eins werden."

Es ist nur selten, daß der stets seine Seele mit großem Ernst, oft fast mit übertriebener Aengstlichkeit in Händen tragende Mörike in seinen Briefen diesen fröhlichen, aber kaum noch humoristisch zu nennenden Ton anschlägt, und selbst diesen bezeichnet er am Schluß des soeben mitgeteilten Schreibens als „vielleicht hie und da zu frei", entschuldigt sich aber auch damit, daß es nur der Ausfluß einer ruhig heiteren Stimmung sei, die ihm früher oft mangelte. „Der Herr hat mich auf der See, besonders bei Alexandrien und in der Nähe von hier, doch einiges lernen lassen. Sein Name sei hochgelobt, daß Er mich gerade so und nicht anders geführt hat."

---

3. Krank nach Dharwar.

Schon hatte Mörike angefangen, seinem Kollegen Metz recht wacker unter die Arme zu greifen, auch wurde ihm seine Stellung in Mangalur, wo die Gemeinde sich beständig vergrößerte, wo einige junge Brahmanen sich mehr und mehr an ihn anschlossen und es überhaupt recht lebendig zuging, immer lieber, als dieselbe Hand, deren freundliche Führung er eben gepriesen, einen Strich durch seine Rechnung machte und ihn bedenklich erkranken ließ. Er bekam Fieber, ein Brustleiden, dessen Vorboten sich schon z. B. am Tage seiner Ordination gezeigt hatten, stellte sich in erhöhtem Grade ein und es blieb nichts anderes übrig, als dem Rate des Arztes gemäß Mangalur zu verlassen und in das trockene Klima von Südmahratta überzusiedeln, wo er auf der Station Dharwar seine zweite indische Arbeitsstätte finden sollte.

Da er außer Stande war, den weiten Weg zu Pferde zurückzulegen, mußte er sich die ganze Strecke tragen lassen. Bis Kundapur, ungefähr ein Viertel des Weges, begleitete ihn Br. Greiner. „Zum Abschied beteten wir noch zusammen und befahlen dem Herrn

unsere Sache. Da befiel mich der früher häufig sich einstellende Bluthusten noch einmal, aber zum letzten mal; von nun an kam auch das Fieber immer weniger.“ Allein ging es nun weiter nach Honor und, nachdem er hier einige Tage vergeblich auf Br. Huber gewartet, den Honorfluß hinauf und auf fast unzugänglichen Wegen über die in der reichsten Fülle einer tropischen Natur prangenden Ghats. „Oben angekommen, spürte ich fast augenblicklich den wohlthätigen erleichternden Einfluß der kühleren Luft auf meine Lunge; ich kann das Gefühl garnicht beschreiben, wie mir war, als ich hier wieder freier aufatmen durfte. Dank und Anbetung Dem, der mir wieder Odem gab, nachdem ich mit Hiob hatte sprechen müssen: „Mein Odem ist schwach und meine Tage sind abgekürzt, das Grab ist da.“ Nachdem er dann das großartige Schauspiel des Gersopa-Wasserfalles beschrieben, fährt er fort: „Nun höret aber auch von den Thaten Gottes im Reich des Geistes, welche ich erleben durfte. Auf der Reise allmählich etwas erstarkt und wieder mit einer Stimme begabt (das Sprechen wurde mir vorher sehr schwer, meist folgte Fieber darauf), konnte ich meinen Mund nicht mehr verschlossen halten, ich mußte reden von dem Heiland, der für alle Welt gestorben, sie selig zu machen. Zuerst sprach ich mit einigen Katholiken, die darüber klagten, daß sie ihre nur Lateinisch oder Konkani redenden Priester nicht verstehen könnten, und gab ihnen einige kanaresische Traktate; an einem anderen Ort rissen sich die Heiden förmlich um meine Büchlein, so daß ich nicht alle Wünsche befriedigen konnte. Eine Anzahl von etwa 30—40 Brahmanen hörte mir in tiefster Stille ohne alle Widerrede zu, was mir noch nicht vorgekommen war. Ich sprach jeden Tag wenigstens einmal, oft auch zwei bis drei mal, teils in der Form der Unterredung, teils in der Form der Predigt. Tausende erkennen die Thorheit ihres Götzendienstes, lieben aber die Sünde und haben daher noch kein Herz für das neue, gewisse, ewige Heil, das ihnen angeboten wird. Meine schönsten und gesegnetsten Stunden auf der Reise erlebte ich in Sirsi, der letzten größeren Stadt vor Dharwar. Dort traf ich einen jungen Menschen von etwa 23 Jahren, einen Lingaiten; der liest seit etwa 8 Monaten die vier Evangelien, die ihm Br. Layer gegeben; er hat dieselben genau studiert und weiß das Evangelium Johannis fast auswendig. Der Geist Gottes überzeugte ihn von der Göttlichkeit der Schrift und brachte ihn zum Glauben an den

Herrn Jesum als Heiland. Er weinte öfters, wenn ich über Schriftstellen mit ihm sprach. Ich stellte ihm die Gefahr des Aufschubs vor und suchte mit viel Mühe ihn zum Mitgehen zu bewegen, betete auf seinen Wunsch mit ihm und brachte ihn soweit, daß er nur mit Thränen sein Ja zurückhalten konnte, aber zum vollen Entschluß wollte es nicht kommen. Er blieb bei mir bis tief in die Nacht hinein und machte eine Menge sehr verständiger Fragen über die schwierigsten Stellen im Evangelium Johannis, so lange, bis mir endlich die Stimme versagte und ich fast kein Wort mehr hervorbringen konnte. Noch mehrere Tage nachher spürte ich diese Anstrengung. In Dharwar kam ich aber doch bedeutend wohler an, als ich Mangalur verlassen hatte."

Bald nach seiner Ankunft in Dharwar konnte er auch seine erste förmliche Predigt vor der kanaresischen Gemeinde halten. „Ich danke dem Herrn von ganzem Herzen für die Geistesfreude, die er mir dadurch bescheert. Habe zwar manchmal auf offener Straße, in Häusern, Götzentempeln und Schulen Gelegenheit gehabt, das Evangelium zu verkündigen; aber in einer Kirche, vor einer Gemeinde, wie zu Hause, nur mit anderer Zunge zu reden, war mir bis heute nicht zu teil geworden (22. Nov. 46). War mir recht herzlich wohl, wieder einmal auf einer Kanzel zu stehen und ohne Widerspruch und feindselige Einreden, ohne Hohn und Spott und Lärmen frei zu den Herzen reden zu können. Unsere Kirche ist recht schön, neu und etwa so groß wie der Betsaal in Kornthal, aber in wirklicher Kirchenform, und — was das Beste ist — sie hat uns keinen Kreuzer gekostet, sondern wurde ganz von englischen Beiträgen erbaut. Jeden Sonntag wird kanaresisch und englisch darin gepredigt. Wir sind natürlich zu dem englischen Gottesdienst nicht gerade verpflichtet; aber die Brüder konnten die ziemlich große Zahl von Engländern hier nicht ohne alle geistliche Pflege lassen, und der sichtbare Lohn dafür ist jetzt unsere Kirche."

Zugleich übernahm Mörike den Unterricht in der biblischen Geschichte, Geographie und Arithmetik bei den Heidenknaben in der Stadtschule. „Meine Schule ist in einem Tempel, wo ich gewöhnlich hart neben dem Götzen, einem mit Blumen geschmückten rohen Stein, meinen Platz einnehme. Hat mir schon einen tiefen Eindruck gemacht, den Heidenkindern neben dem stummen Götzen vom Wort des Lebens sagen zu dürfen; wenigstens ein Anfang der Erfüllung

von Jes. 2, 18: ‚Und mit den Götzen wird es ganz aus sein.' O, daß die Zeit bald käme! Die Knaben sind schon recht anhänglich an mich geworden und freuen sich, so oft ich zu ihnen komme, besuchen mich auch öfters auf meinem Zimmer und wollen nichts lieber als Bücher. In meiner übrigen Zeit bin ich entweder mit dem Munschi am Sprachstudium oder bekomme ich Besuche aus der Stadt und Umgegend von solchen, die sich über Glaubenssachen unterhalten wollen, und am Abend, wenn meine Kraft es erlaubt, gehe ich auf die Landstraßen und an die Zäune und lade die Leute ein zum Hochzeitmahl. — Soeben haben mich etliche Leute verlassen, die mit der Frage gekommen waren, ob wir in unsrer Kirche kein Bild haben. Ich hielt als Antwort eine Ansprache über die Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit und führte sie dann zu ihrer völligen Vergewisserung in die Kirche und benützte die Gelegenheit nochmals, ihnen den Weg des Heils zu zeigen."

Leider mußte er sich übrigens gerade in betreff des Redens sehr schonen, da seine Brust immer noch krank war. Doch wagte er es, Anfang Januar 1847 Missionar Layer auf eine längere Predigtreise zu begleiten, von welcher er fröhlichen Herzens und auch mit gestärkter Gesundheit voll Lob und Dank zurückkehrte. „Wir zogen am Tage nach dem Feste der Heiden (Epiphanias) aus, um in unsrer Umgegend von Ort zu Ort, von Stadt zu Stadt auf den Straßen, in Häusern, Götzentempeln und auf dem Felde oft bis in die späte Nacht hinein zu predigen. Unsere Absteigequartiere waren die Götzentempel selbst, deren steinerne, hölzerne und metallene Inhaber uns sehr tolerant und friedlich bei sich herbergen ließen, während doch schon unsere bloße Anwesenheit und noch mehr unser Reden unaufhörlich gegen sie zeugte. Schlief manche Nacht neben einem steinernen Basawa (Stiergott), dessen Haupt dann nur wenige Zoll von meinem Kopfe entfernt war. Einmal traf es sich sogar, daß unsere Morgenandacht in einem und demselben Lokal auch der Zeit nach zusammenfiel mit den götzendienerischen Verrichtungen des Tempelpriesters. Dies sind so Augenblicke, in denen einem der Segen des Evangeliums so recht handgreiflich groß wird."

Es ging ihm jetzt so gut, daß er sich entschloß, im Anschluß an Br. Albrecht, der in Mangalur seine aus Europa gekommene Braut in Empfang nehmen wollte, auf diesen seinen ursprünglichen Posten zurückzukehren; aber schon nach zehn Tagen spürte er den

Druck des feuchtheißen-Küstenklimas so empfindlich, daß er, freilich nach manch schwerem Kampf, dem Rat der Brüder folgen und sich auf die Blauen Berge, zunächst nach Kateri begeben mußte, wo damals Weigle und Bühler unter dem Bergvolk der Badagas zu arbeiten angefangen hatten. Merkwürdig genug! der schwächliche Mörike sollte nicht nur diese beiden Männer überleben, sondern seiner Zeit auch die Erstlingsfrüchte von dem Acker einheimsen, mit dessen erster, grundlegender Bearbeitung jene Brüder damals beschäftigt waren.

---

4. Auf die Blauen Berge.

Nachdem Mörike schon auf der ziemlich angreifenden Reise viel Liebe von den Missionsgeschwistern, namentlich von Hebich in Kannanur und von Gunderts in Talatscheri und Fritzens in Kalikut, zu genießen bekommen, hatte er die Freude, mitten in der fieberischen Waldregion, durch welche er reisen mußte, um nach Kateri zu kommen, von den Brüdern Weigle und Bühler überrascht zu werden. Sie waren ihm zwei Tagereisen weit entgegengekommen und hatten dadurch seinem zarten, überaus liebebedürftigen Herzen außerordentlich wohlgethan, so daß er darüber an die Seinigen schrieb: „Sehet, so herrlich versüßt der Herr den Seinen alle Mühen dieses Pilgerlebens!"

Einer, der Mörike bei seiner Landung in Mangalur zum ersten Mal sah, hat viele Jahre später sein Bild in folgenden Worten gezeichnet: „Er machte damals den Eindruck eines überaus liebenswürdigen und liebebedürftigen Jünglings, dem es nicht um Gelehrsamkeit, nicht um Anerkennung zu thun ist; bereit zu jedem Dienste, aber fast mädchenhaft in seiner Erscheinung. Es konnte einem ordentlich wehe thun, ihn nun den fremden, rauhen Elementen ausgesetzt zu sehen, welche über ihn hereinstürmen würden. Von der Kraft, die Gott in ihn gelegt hatte und täglich nach Bedürfnis in ihm mehrte, ließ sich noch wenig ahnen. Auf den Samoa-Inseln hat man die Erfahrung gemacht, daß ein Brodfruchtbaum, der schon welkt und hinsiecht, wieder zu frischem Gedeihen gelangt, wenn man eine Aloe neben den alternden Stamm in den Boden setzt. Wie es damit zugeht, läßt sich nicht leicht erklären; aber die Thatsache

scheint unwidersprechlich. — Auf sie wies einmal ein heidnischer Häuptling hin, als die Missionare kamen, um in einem brudermörderischen Kampf zwischen den Eingebornen den Vermittler zu machen. ‚Gewiß,‘ sagte er, ‚ihr werdet's noch gewinnen; wir sind der ersterbende Brodfruchtbaum, ihr seid das Aloepflänzchen, das in unsere Wurzeln neues Leben gießt.‘ Und so ist es geschehen, wohl kaum durch eine der Pflanze selbst inwohnende Kraft, sondern dadurch, daß die weiche Aloe mehr von den Säften und Kräften des Himmels einzusaugen und weiterzuleiten im Stande ist, als der starre Stamm des Brodfruchtbaums. Eine solche Heilpflanze war unser Mörike; zuerst aber handelte es sich darum, daß er an die rechte Stelle gepflanzt werde."

Nun, das war jetzt durch Gottes augenscheinliche, auch Mörikes eigene Wünsche durchkreuzende Führung geschehen. Er war an seinem Platze und wurde neben dem älteren, ihn auch überlebenden Metz der bedeutendste Badaga-Missionar. „So der Herr Kraft und Gnade giebt, will ich mein Leben im Dienste an dem Volke, das Er hier oben hat, verzehren. Sein Name werde geheiligt." Das blieb fortan seine Losung.

Unter dem rohen und allen Erfahrungen nach höchst eigensinnigen und harten Völkchen der Badaga nämlich hatte sich ein edler englischer Richter, Casamajor, niedergelassen, mit fast verschwenderischer Aufopferung an ihrer Bekehrung gearbeitet und dann auch für die Fortführung seines Werkes durch die Basler Mission Fürsorge getroffen. Als Mörike droben, auf den herrlichen Bergen, anlangte, standen, wie gesagt, schon zwei Brüder, Weigle und Bühler, in dieser Arbeit, die beide mit ihm wenigstens säen sollten.

Für den Anfang freilich durfte Mörike nicht viel arbeiten, da sein Zustand so prekärer Art war, daß er selbst schon die Hoffnung aufgab, je wieder ganz gesund zu werden. Um so lieblicher entfaltete sich dabei sein inneres Leben im Umgang mit seinem Herrn und Heiland. „Schnell kommt jetzt die Zeit heran", schrieb er im Juni 1847, „in der der Anfang meiner Leidenszeit sich jährt. Was in diesem Jahr in mir und an mir vorgegangen, ist dem Herrn allein ganz bekannt. Mir ist zu meinem Heil vieles offenbar geworden und dafür möchte ich Ihm von ganzem Herzen danken und ungeteilt Ihm dienen; denn daß in Seiner Gnade leben allein gelebt heißt, Ihn ganz haben, Ihm ganz angehören allein Freudig-

keit im Christenwandel giebt, das hat Er mir durch Seinen Geist mehr als je zu erkennen gegeben. O, Herr Jesu! schaffe und versiegele dies in mir und all' den Meinen um deiner Heilandsliebe willen! Anfangs Mai wurde ich wieder in einen Trübsalstiegel geworfen, der mir als der heißeste von allen seit Anfang meiner Krankheit erschien. In Folge einer allzugroßen Anstrengung im Gehen, die ich mir in eitlem Selbstvertrauen auf die neugeschenkte Kraft erlaubte, kam der Blutauswurf wieder und hielt länger an als je, so daß ich sehr geschwächt wurde."

Doch wurde es allmählich besser, er konnte den Brüdern bei ihren Uebersetzungsarbeiten helfen, kanaresisch predigen und fing, nachdem die Komite seine bleibende Stationierung auf den Nilagiris angeordnet hatte, an, den Badaga-Dialekt zu erlernen, freilich mit großer Mühe, da es kein einziges Buch in dieser Sprache giebt, sondern man darauf angewiesen ist, die vom rein Kanaresischen ziemlich abweichenden Laute und Formen den Eingebornen am Munde abzulauschen. Diese Arbeit stimmte ihn wieder fröhlicher, so daß Leib und Seele sich freuen konnten in dem lebendigen Gott. „Ihr berichtet von mannigfaltigen geistlichen Genüssen," schreibt er z. B. an seine Mutter und Geschwister, „die Euch besonders die Festzeit über zu teil geworden; — ich freue mich herzlich darüber, bin aber fröhlich im Geist und von Herzen dankbar dafür, daß mir der treue Heiland durch Sein Wort und Seinen Geist alle diese Entbehrungen reichlich ersetzt und durch Seine tägliche gnadenvolle Nähe mein Herz sättigt und stillt (Ps. 23). Mein Befinden ist so gut, daß ich fast garnichts mehr zu klagen habe, ich kann wieder den ganzen Tag ohne besondere Anstrengung arbeiten, so daß ich bald als völlig geheilt gelten werde. Diese gnädige Führung treibt mich auch nicht wenig zum Danken und Beugen. Wie ganz anders war es vor einem Jahr, da der Doktor in Mangalur meine Lebenszeit nur noch nach Monaten bestimmen zu müssen meinte. Jetzt da ich wieder in voller Arbeit stehe und fast nur geben soll, fühle ich meine große Armut und die Schwerkraft meines sündlichen Fleisches sehr tief; aber doch bin ich meist fröhlich und erfahre die Nähe des Herrn. Er leitet mich mit Seinen Augen. In der Abwesenheit des Br. Weigle, der gegenwärtig in Maisur mit Mögling und vier anderen kanaresischen Missionaren die neue kanaresische Bibelübersetzung revidiert, bin ich sozusagen Hauspastor und Missionar in

Einer Person. Ich habe mit unsrer Hausgemeinde die Morgen- und Abendandachten zu halten und Sonntags zu predigen. Viel Freude und Segen bringt mir ferner eine Art von Katechumenen-Unterricht, den ich unserem Koch und seinem Weibe erteile. Sie sind getaufte römische Katholiken, haben aber nie einen zusammenhängenden biblischen Unterricht erhalten. In der übrigen Zeit die Woche hindurch besuche ich unsere Schulen, wovon die in Keti im Durchschnitt 100 Schüler hat, und verkehre mit den Leuten, soviel ich kann. In Talatscheri und Kannanur haben die Gemeinden neue Lebensregungen erfahren; viele bisher unentschiedene, schwache Glieder derselben wurden zum Bekennen ihrer Sünden getrieben und so zum Frieden geführt. Der Herr helfe weiter und lasse auch uns solche Heimsuchungen Seiner rettenden Gnade erfahren!"

Indessen hatte Mörike jenen Unterricht mit den übertreten wollenden Katholiken vollendet. Schließlich blieb nur noch ein Hindernis zu beseitigen, nämlich ihr dringendes Verlangen, zum Eintritt in die evangelische Kirche noch einmal getauft zu werden. Dieser Wunsch ging daraus hervor, daß sie um der vielen unwürdigen, dem Worte Gottes nicht entsprechenden Zeremonien willen, welche die römischen Priester bei der Taufe anwenden (eine Darstellung des Täuflings vor dem Bilde der Maria, Begießung des Kopfes und Rückens mit Oel, Eingießung von Salzwasser in den Mund, Vermischung des Taufwassers mit Oel und anderen Stoffen) und die sie als völlig nichtig erkannten, an der Gültigkeit ihrer Taufe überhaupt zweifelten. Zudem wußten sie von anderen Missionsgesellschaften, z. B. der Londoner, daß sie übertretende Katholiken noch einmal taufen. Doch konnte sich Mörike nach seiner kirchlichen Anschauung nicht entschließen, ihrem Begehren nachzugeben, da sie trotz aller verkehrten Nebensachen doch einmal im Namen des dreieinigen Gottes getauft worden waren. Nachdem sie sich von der Richtigkeit dieser Auffassung hatten überzeugen lassen, wurden sie unter Gebet und Handauflegung mit ihren zwei Knaben eingesegnet und ihnen zugleich nach ihrem Wunsch neue Namen gegeben. „Der Mann nämlich führte den Namen unsres Herrn (wahrscheinlich Salvator?), dessen er sich mit Recht unwürdig fand, und heißt jetzt Josua, das Weib hatte einen heidnischen Namen und heißt nun Lydia, und die zwei Jungen, die „das große und das kleine Kreuz" hießen, erhielten nun die Namen Moses und Aaron. Nach der Ein-

segnung feierten wir gemeinschaftlich des Herrn Mahl in drei Sprachen: deutsch, englisch und kanaresisch. Die geistliche Erkenntnis dieser Leute darf man sich aber garnicht groß vorstellen, trotz des längeren Unterrichts, den sie erhalten; aber soviel ich wahrnehmen konnte, wandeln sie in der Furcht des Herrn. Der Vater hält seine Kinder gut in Zucht, was bei indischen Christen keineswegs die Regel ist, und die Mutter ist, menschlich gesprochen, der Friede und die Stille selber. Möge der Herr das in ihnen angefangene Werk fortführen und vollenden bis zum völligen Eingang in Sein Reich! Ihm sei alle Ehre und aller Ruhm, den wir Ihm so oft und so gerne schmälern!"

Diese Leute, die ersten, welche Mörike in die evangelische Kirche aufzunehmen die Freude hatten, waren übrigens nicht Badagas, sondern, wie fast alle Dienstboten im südlichen Indien, Tamiler. Von dem Volk der Berge, welchem eigentlich seine Mission galt, war noch kein Einziger bekehrt. Er mußte sich freuen, wenn nur einige Badagas ihm Besuche machten oder sonst für christliche Belehrung sich nicht ganz unzugänglich zeigten. „Mit dem Willen Gottes werde ich von nun an immer mehr Zeit unter den Leuten zubringen. Es ist bei aller Armut und großer Schwachheit und bei aller eigenen Not doch ein seliges Geschäft, ein Prediger des Evangeliums zu sein. Seit Neujahr (1848) bin ich fast ununterbrochen mit der Predigt unter unseren Badagas und dem Besuch der Schulen beschäftigt. Wenigstens jeden anderen Tag mache ich eine größere oder kleinere Tour von Dorf zu Dorf von Morgens 9 bis Mittags 2—3 Uhr, oft in großer Hitze (aber der Wind ist kühl), zu Pferd und zu Fuß. Ich hätte nie geglaubt, daß man so innerlich vergnügt sein kann im Heidenland und in den Unterredungen mit Götzendienern über Gottes Wort und das Heil in Christo, als ich es in den letzten Monaten erfuhr. Es ist oft nicht gerade lustig anzusehen und die natürliche Liebe nicht sehr anregend, wenn man in so ein Badagadorf hineintritt. Ein Dorf besteht aus einer oder mehreren Reihen kleiner Häuschen, alle unter Einem Dach, deren Eingang oft nicht über drei Fuß hoch ist, vor demselben eine Art Hof mit einer Ringmauer. Beim Eintritt in den Hof ist vielleicht das Erste, auf das mein Auge fällt, eine Anzahl von Weibern, welche über und hinter einander sitzen, um sich gegenseitig ihre Haare zu reinigen, von was? will ich nicht sagen. Daneben hockt ein

Mann und rasiert einem Andern den Kopf kahl wegen eines in der Familie vorgekommenen Todesfalles, ein dritter kauert vor seiner niederen Hausthür und schwelgt, sein Opium kauend, in trunkenen Träumereien. Auf der Ringmauer sitzt ein halb Dutzend Anderer, die mit einem Spiel, ähnlich unserem Mühleziehen, beschäftigt sind; an einer anderen Stelle hat sich der Gauda oder Dorfschultheiß niedergelassen und bespricht in behaglicher Ruhe alle möglichen Stammesangelegenheiten mit den Herumsitzenden. Ich gehe auf sie zu, grüße und werde gegrüßt und mache einen Versuch, mich zu ihnen auf die 3—4 Fuß hohe Mauer zu setzen. Dabei werde ich aber ermahnt, ja meine Lederschuhe nicht auf die Steine zu bringen, weil hiedurch die Götzen, welche am Ende der Mauer stehen, beleidigt würden. Ich lasse also meine Füße vorsichtig an der Mauer herunterhängen, damit es ja kein Aergernis gebe; und nun sollte es zu einer Unterhaltung kommen; das ist aber oft nicht leicht, je nachdem sie gerade aufgelegt sind. Wenn sie einen als Padri kennen und ein religiöses Gespräch abwenden wollen, so sagen sie gewöhnlich, sie verstehen kein Wort von dem, was man sage, — eine reine Lüge! Steht es so, dann knüpfe ich an eins ihrer zahlreichen Sprichwörter oder an eine ihrer Volkssagen an, und das verschafft mir oft den gewünschten Eingang. Werden sie etwas zutraulicher, so ziehe ich mein kleines deutsches Testament aus der Tasche und übersetze ihnen eine Stelle, die mir gerade nahe liegt, und spreche darüber, oft unter manchem Seufzer zum Herrn, daß Er zu Seinem Wort auch Seinen Geist geben möge. Da werden sie hie und da recht warm, daß mir's ganz wohl unter ihnen wird und ich mit Freudigkeit ihnen das Heil in Christo anpreisen kann. Rieger sagt zu Apostelg. 13: ‚Alte und zu allen Zeiten bewährte Eigenschaft des göttlichen Wortes, daß es der Menschen Herzen und ihre Liebe an sich zieht, bis man es erst wieder von sich wegräsonniert und aus fleischlichen Ursachen wenn auch nicht ganz hinter sich wirft, so doch seiner Geist und Fleisch, Mark und Bein schneidenden Schärfe zu benehmen sucht.' So finde ich's oft. Wenn ich zum zweiten mal in ein Dorf komme, sind sie nicht selten viel scheuer und zurückhaltender, als das erste mal. Darum ist's unsere Aufgabe, in der Liebe und Kraft Christi nicht müde zu werden, sondern für uns und die Heiden die Geduld des Herrn für Seligkeit zu achten."

Besonders große Freude machte ihm die blühende Schule in Keti, wo er an der Seite des ehrwürdigen Gründers derselben, Casamajor, die hundert Badagaknaben zweimal in der Woche zu unterrichten hatte. Um so größer war aber auch sein Schmerz, als in Folge der an den Tag gekommenen Untreue des christlichen Schulmeisters und der Entlassung seines heidnischen Gehilfen, die Schule gesprengt und für einige Zeit nicht wieder in Gang zu bringen war. Selbst einige Dörfer, die längst sehnlich eine Schule begehrt hatten, wollten jetzt nichts mehr davon hören. Als Mörike ihnen einmal sagte: Schon acht mal bin ich gekommen, und nie habt ihr Wort gehalten, da wurde ihm die rauhe Antwort: Und wenn du tausend mal kommst, was liegt daran? — In hohem Grade beunruhigend waren ihm auch die Nachrichten von den erschütternden Ereignissen in der europäischen Heimat, welche das Revolutionsjahr 1848 brachte. In einem seiner übrigens schon aus Sparsamkeit wegen des hohen Portos immer seltener werdenden Briefe aus jener Zeit lesen wir:

„Die Gnade, die den Alten Half zwei Weh überstehn, Wird die ja auch erhalten, Die in dem dritten stehn. Wird stets der Jammer größer, So glaubt und ruft man noch: Du mächtiger Erlöser, Du kommst, so komme doch! Herr, laß' es dir gefallen, Noch immer rufen wir: Die Gnade sei mit allen, Die Gnade sei mit mir! — Diese Verse Hillers drücken am Besten die Essenz meiner Gedanken aus beim Andenken an Euch und die Heimat mit ihren Rückwirkungen auf uns. In der letzten Zeit sind uns Briefe zugekommen, deren Anfang war: ‚Dies ist vielleicht der letzte,' ‚dieses Missionsfest, dieser Synodus vielleicht der letzte;' die Zeitungen bringen Nachrichten von Revolutionen, Blutvergießen, Kriegsgeschrei; jede europäische Dampfpost sagt, ihr folge vielleicht keine mehr nach und hält uns damit in ängstlich gespannter Erwartung, wie es dem Mutterland noch gehen wird. Dies alles und dazu noch die Nacht des Heidentums um uns her fordert eher zum Nichtschreiben und dafür zu desto ernstlicherem Beten als zum Schreiben auf. Es war mir noch nie so eigentümlich ernst zu Mut, wenn ich einen Brief an Euch anfing als diesmal. — Doch ich will jetzt nicht meinen Gedanken und Gefühlen Raum geben, sondern Euch dadurch zu erquicken suchen, daß ich einiges von der Treue und Freundlichkeit des Herrn gegen mich und uns erzähle. Ich bin

gegenwärtig so wohl als vielleicht je in Europa; Hitze und Kälte, Sturm und Wetter kann ich ertragen und darf predigen und zeugen vom Namen des Herrn Jesu ohne Furcht unter einem Geschlecht, das bis jetzt freilich noch keine Ohren zum Hören und keine Augen zum Sehen hat. Merkwürdig ist, daß schon einige der Wahrheit weniger verschlossene Badagas mich, wie ich glaube, der Wahrheit gemäß versicherten, daß sie seit längerer Zeit zu unsrem Gott im Himmel Morgens und Abends beten, aber noch keine Antwort erhalten haben. So etwas lehrt die, die den Herrn kennen, um den lebendig machenden Hauch Seines Geistes bitten. — Von Lebenszeichen im Allgemeinen darf ich noch nicht reden. Im Lauf des letzten Vierteljahrs haben wir, d. h. alle indischen Brüder zusammen, um unsrer Finanznot willen an die indischen Christen einen Hilferuf ergehen lassen, der vom Herrn durch teilweise schon eingegangene Gaben gesegnet worden ist. Wir hier bekamen 50 Rupies aus der Ferne. Was speziell unsere Nilagiri-Mission betrifft, so glaube ich zuversichtlich, daß wenn's auch knapp hergeht (wir z. B. täglich nichts als unseren Reis und Kurry, Kartoffeln und Brod haben) und wir von Haus nichts mehr bekämen, wir doch durchkommen werden. So lange Jesus bleibt der Herr, wird's alle Tage herrlicher. Herr, mehre unseren Glauben! Unser Haus hier in Kateri, das uns monatlich 20 Rupies kostete (das wohlfeilste, das wir haben konnten), ist uns um unsrer Umstände willen vom Besitzer umsonst überlassen worden. Vierzehn Tage lang wohnte ein neuerweckter junger Offizier aus Madras bei uns, was ein liebliches Zusammensein gab, und neulich wohnte ich einer von englischen Freunden in Utakamand vor kurzem angefangenen Erbauungsstunde bei, in welcher ich zum ersten mal öffentlich englisch beten mußte. Ihr seht, wir finden doch auch hier Freunde und Brüder, die uns sehr lieb und wert sind; aber leider! württembergische Brüder sind eben nur in Württemberg zu finden. Bis vor kurzem hatte ich alle meine Touren in die oft weit entlegenen Badaga-Dörfer zu Fuß gemacht; da meinte unser teurer Freund Casamajor, ich könnte meine Kraft wohl besser sparen und kaufte mir in der Stille ein gutes Reitpferd, das ich jetzt benutze. Ein anderer englischer Freund schenkte mir neulich einen sehr willkommenen Hausrock und wieder ein anderer ein Paar neue Schuhe. Sehet, wie freundlich der Herr ist! Mit dankbarer Freude darf ich Euch auch die Nachricht geben, daß die für so lange

Zeit geschlossene Keti-Schule nun wieder im Gang ist. Bühler und ich machten zusammen einen Besuch beim Gauda, welcher bisher die Knaben abgehalten hatte, in die Schule zu kommen; wir fanden ihn gegen Erwarten kleinlaut und freundlich, so daß er sein Unrecht bekannte, um Verzeihung bat und uns half, alles wieder in ein rechtes Geleise zu bringen. Der neue Schulmeister gefällt mir gut. Bei der gegenwärtigen Pockenepidemie haben wir viel mit Impfen zu thun. Manche Badagas sehen doch ein, daß wir sie thatsächlich lieben und ihnen Gutes zu thun begehren. In nächster Zeit erwarten wir auch Br. Metz hier oben, da er wegen eines Leberleidens Mangalur hat verlassen müssen."

Kaum weniger als durch die politischen Nachrichten aus der Heimat und durch seine täglichen Erlebnisse mit den Badagas, wurde Mörike durch einen Brief über den „triumphierenden Heimgang" seines geliebten und verehrten W. Hofacker bewegt. „Das Bild des Entschlafenen stand in seinen köstlichen Zügen mir vor der Seele und all' die kostbaren Stunden und Augenblicke, die ich in seinem Umgang verlebt, tauchten wie Ein zusammenhängendes Ganzes in meiner Erinnerung wieder auf; manche Worte, die ich innerhalb einer Zeit von zehn Jahren bei so vielen Veranlassungen und entscheidenden Wendepunkten meines inneren und äußeren Lebens aus seinem Munde vernommen, wurden mir von Neuem lebendig und klangen als eben gesprochen in meinem Ohr; seine große, reiche und zu mir, dem ihm so Unähnlichen, herabsteigende und zu sich hinaufziehende Liebe, alles dies zusammen und noch viel mehr, was ich nicht ausdrücken kann, übernahm mich so, daß ich bei aller seligen Freude darüber, daß er überwunden, meine Thränen lange nicht stillen konnte. So oft ich den Brief in die Hand nahm, brachen die Schleußen aufs Neue los und das wallende Herz suchte und fand Erleichterung. Wieder und wieder mußte ich den kostbaren Bericht von seinen letzten Stunden und herrlichen Glaubensworten lesen; sie galten mir als ein Testament und letzter Wille von Einem, der mir und uns allen die Ruhe gönnen möchte, in die er selbst so unerwartet und schnell einzugehen berufen ward. Den Rest des Tages widmete ich in der Stille seinem gesegneten Andenken und am Abend sprach ich zu meiner kleinen Hausgemeinde, wobei ich wieder die Thränen kaum zurückhalten konnte, über Offenb. 14, 13 und gab ihnen das Wichtigste aus jenem Bericht und den Briefen

Hofackers selbst, die ich als einen wahren Schatz noch aufbewahre. Hebr. 13, 7 ist mir seitdem wichtig geworden. Ach, daß Vers 7 u. 8 mir allzeit lebendig vor der Seele stünden und mir Schnellkraft gäben in meinem Lauf nach dem herrlichen Ziele, das er nun selig erreicht hat!"

Einige Monate später durfte Mörike in eigener Person Zeuge eines gleich seligen und herrlichen Sterbens sein. Es war der unvergeßliche Gründer der Badaga-Mission, Casamajor, welcher am 29. Mai 1849 in Keti voll Friede und nach kurzer schmerzloser Krankheit entschlief. „Ich sah noch niemand in meinem Leben," schreibt Mörike, „so vorbereitet seinem Ende entgegengehen. Seit einem Monat litt er öfters an Schlaflosigkeit und fühlte das Herannahen seiner Auflösung, wie er mehr als einmal zu mir sagte, wenn ich nach meinen Schulbesuchen in Keti bei ihm einkehrte. Fast immer hatte er ein Wort der Schrift, in der letzten Zeit besonders aus den Psalmen bereit, das er in der ihm eigentümlichen feierlichen Weise aus dem Gedächtnis mir vorsagte. Aus der Fülle seines Herzens und Geistes fügte er dann einige Bemerkungen bei, die unverkennbare Spuren tiefen Nachdenkens an sich trugen und zugleich den süßen Geschmack von reifen Früchten eines innigen Gebetsumgangs mit dem Herrn an sich hatten. Schon vor drei Wochen erwartete er einmal sein Ende. Als ich damals zu ihm kam, sprach er von den Zeichen der Zeit und sagte dann: ‚Gern möchte ich sehen das Zeichen des Menschensohnes; aber dann wird jeder ungesunde Bekenner zurückbeben!' Diese Worte sprach er mit einem Ausdruck in Ton und Geberde, der mich im Innersten ergriff. Ich sah und hörte vielleicht noch nie einen Mann geistliche Worte mit solcher Macht und solchem Nachdruck aussprechen, ausgenommen Hofacker und Dr. Schmid in Tübingen. Auf die Frage, ob ihn irgend etwas drücke, antwortete er kurz vor seinem Ende: ‚Nichts! die große Frage meines Lebens wurde schon vor Jahren entschieden und in Ordnung gebracht; ich klage nur über meine Ungeduld, daß ich nicht ruhiger auf die Stunde des Herrn warte.' Dann befahl er seinen Geist in des Vaters Hände. Einige englische Freunde, Weigle, Metz und ich standen um das Bett her. Unter unseren Gebeten verschied er ohne Kampf. Dann knieten wir alle noch einmal zusammen um das Bett her und dankten dem Herrn für Seine reiche Gnade, durch die Er sich an dem Vollendeten verherrlicht, baten um die

gnädige Förderung unseres Missionswerks, das Er durch diesen heimgegangenen Knecht auf diesen Bergen angefangen, und flehten, daß Er uns wie ihn bis ans Ende bewahren und wie ihn überwinden lassen möchte. Wir fühlten alle den Frieden, der höher ist als alle Vernunft. Für unseren teuren Freund ist dieser Heimgang unaussprechlicher Gewinn, aber für mich und für viele ist der Verlust groß. Ich hatte mit noch wenigen das seltene Privilegium, mit ihm nahe verbunden zu sein, sah ihn fast jede Woche einige mal, bekam manches Brieflein von ihm. Manches seiner köstlichen Worte werde ich als teures Vermächtnis bewahren. Wenn er von der grundlosen Barmherzigkeit, Geduld und Langmut Gottes gegen uns fluchwürdige Sünder sprach, sah ich mehrmals große Thränen über seine Wangen herabrollen; ich konnte dann nicht mehr reden, sondern nur bewegen im Herzen. Casamajor war ein Mann von großen Geistesgaben, hatte in Cambridge studiert, war früh nach Indien gekommen und hatte mit Auszeichnung fast die ganze Stufenleiter der Aemter und Würden eines Angestellten der anglo-indischen Regierung durchlaufen, bis er vor etwa vier Jahren den damals dem Lord Elphinstone gehörigen Edelsitz in Keti ankaufte und sich unter den Badagas niederließ. Bald darauf wandte er sich an mehrere Gesellschaften um einen Missionar, den er zu unterstützen versprach; aber ohne Erfolg. Endlich kam Br. Weigle seiner Gesundheit wegen hieher und durch diesen wandte sich Casamajor an unsere Komite, die schließlich auch auf seine Vorschläge einging. Dann kam Bühler auf die Berge und nur zwei Monate nachher auch ich. So kam die Badaga-Mission zu stande, welcher nun Casamajor auch den größten Teil seines Vermögens testamentarisch vermacht hat, so daß ihre äußere Existenz, menschlich gesprochen, sicher gestellt ist. Sein Haus und Garten in Keti, das jetzt der Mission gehört, ist für ein Missionshaus zu schön und kostbar, sonst hätte ich es wohl schon längst bezogen. Neulich überlas ich die acht Kapitel des Evang. Lukas, die Herr Casamajor kurz vor seinem Ende ins Badaga übersetzt hat, und wunderte mich über die Korrektheit und den idiomatischen Styl nicht wenig. Es ist wahr, er hat gute Gehilfen bei der Arbeit gehabt; aber doch vollbrachte er dieselbe viel besser, als wir erwarten konnten."

Uebrigens wurde bald nach Casamajors Tod Keti doch zur eigentlichen Missionsstation erhoben und Mörike selbst fand dort für

eine lange Reihe von Jahren seinen Hauptwirkungskreis, nachdem er zuvor noch eine einsame Zeit in Kotagiri, wo er auch englisch predigen mußte, zugebracht hatte. Als aber die Komite ihn nach Dharwar ins Südmahrattaland versetzen wollte, da protestierten die anderen Brüder und auch die Verwalter des Casamajorschen Missionsfonds einstimmig gegen diesen Beschluß, nicht nur wegen der immer noch zarten Gesundheit Mörikes, sondern auch wegen seiner nun schon bewährten besonderen Tüchtigkeit für die soviel Geduld und Herablassung erfordernde Arbeit unter den äußerlich schmutzigen, innerlich harten Badagas. Ihm selbst wäre es sehr schwer gefallen, all' die eben erst angeknüpften Verbindungen wieder abbrechen und auf einen neuen Posten übersiedeln zu müssen, doch wäre er ohne jeglichen Widerspruch bereit gewesen, der Anordnung seiner Vorgesetzten sofort Folge zu leisten, wie er denn sein ganzes Leben hindurch eine geradezu ängstliche Scheu davor hatte, auch nur den kleinsten Schritt aus eigenem Willen oder Wahl zu unternehmen. Zu besonderer Freude gereichte es ihm nun, nachdem Weigle statt seiner sich in Dharwar niedergelassen, neben dem eben erst mit seiner jungen Frau aus Mangalur wieder eingetroffenen Bühler in Keti seiner stillen Arbeit nachgehen zu dürfen. Hier war freilich gleich das erste Erlebnis ein sehr schweres. Bühler erkrankte auf den Tod und erholte sich, als er den brünstigen Gebeten der Seinen wiedergeschenkt war, nur langsam. „Wenn ich auf diese schwere und langwierige Notzeit zurückblicke," schreibt Mörike, „so muß ich ausrufen: Unser Gott ist ein eifriger Gott; Er richtet und züchtiget uns, auf daß wir nicht mit der Welt verdammt werden. Ach, daß wir siebenmal gereinigt aus dem Schmelzofen hervorgingen! Das Tragen der Züchtigung des Herrn und das Lernen Seiner Lektionen war meine fast ausschließliche Arbeit während der letzten zwei Monate. Wie gern würde ich, wenn ich meiner Natur und ihrem Behagen Raum geben dürfte, ein Württemberger Vikariat mit meinem Missionsdienst vertauschen; aber nein! ich habe kein Verlangen, meine armen Badagas zu verlassen, selbst wenn sie mich fortjagen würden, was bis jetzt doch noch nicht geschehen ist. Unser Wahlspruch muß bleiben: Wir begehren keine Ruhe für's Fleisch in Ewigkeit!"

Das Christentum in Japan.

In einem Artikel der Japan Weekly Mail vom 8. Mai 1886 hat ein eingeborner Christ sich ausführlich über die gegenwärtige Lage und die Aussichten des Christentums in Japan vernehmen lassen. Ein Auszug aus dem sieben enggedruckte Spalten füllenden Artikel wird unseren Lesern willkommen sein.

„Vor sieben Jahren," erzählt da der Ungenannte, „wohnte ich einer Universitätsfeier in Tokijo bei. Die Studenten führten sich recht ungezogen auf. Während der Reden, die gehalten wurden, behielten viele ihre Hüte auf, und des Lachens, Hustens und Lärmens war kein Ende. Kaum hatte jedoch ein als Christenfeind bekannter Redner sein Thema: ‚Die Religion der Ausländer' angekündigt, als es mäuschenstill im Saal wurde; und wie er nun das Christentum als hassenswürdigsten Feind der Vernunft, der Wissenschaft, der Sittlichkeit und des Rechtes in den Schmutz zog, da wurde ihm mit stürmischem Beifall gelohnt. Unter meinen Studiengenossen war damals ein eifriger Bekenner des griechischen Glaubens. Dem pflegten wir mit allerlei Fragen über das Dasein Gottes, über die Person Christi und dergl. oft hart zuzusetzen, bloß um immer wieder neuen Stoff zum Gelächter zu finden. Ihn selbst aber schmähten wir rücksichtslos als einen Vaterlandsfeind und Verräter. Unser Lieblingslehrer war Prof. Morse, aus dessen Vorträgen über den Darwinismus wir gar manches entnehmen konnten, was den christlichen Glauben zu widerlegen schien. Dieser Haß gegen das Christentum war geradezu ein Stück unseres Patriotismus, denn die fremde Religion galt eben damals als eine Art Inbegriff alles dessen, was der Unabhängigkeit und Ehre des Vaterlandes entgegen war.

„Seither ist ein völliger Umschwung eingetreten. Einige meiner damaligen Kameraden sind selbst Christen geworden und auch den anderen fällt es nicht mehr ein, das Christentum zu hassen oder zu fürchten. Zeitungsschreiber und öffentliche Redner, Juristen, Kaufleute und Beamte — alle sind der Ansicht, daß die Einführung des Christentums eine Wohlthat für Japan wäre. Vor sieben

Jahren konnte man kaum eine Zeitung in die Hand nehmen, ohne einem heftigen Ausfall gegen das Christentum zu begegnen; heute sucht man in den öffentlichen Blättern vergeblich nach solchen Artikeln. Vielmehr wird mit Zuversicht behauptet, ganz Japan werde bald ein christliches Land sein. Und dieser Umschwung hat sich nicht nur in der Hauptstadt, sondern auch auf dem Lande vollzogen, wie ich neulich beobachten konnte, als ich nach 10jähriger Abwesenheit in meine Heimat-Provinz zurückkehrte, die für sehr konservativ gilt und von der Mission noch unberührt ist...... In einem buddhistischen Seminar in Tokijo wollte neulich einer der hervorragendsten Zöglinge Christ werden; der Vorsteher suchte ihn zurückzuhalten und stellte ihm eine reichliche Versorgung für Lebenszeit in Aussicht, wenn er nur bleiben wolle. Aber es half nichts; und als der junge Mann nun die Anstalt verließ, da bekannte ihm eine Anzahl seiner bisherigen Genossen, daß sie im Herzen eigentlich gerade so dächten wie er! Auch die Regierung behandelt jetzt alle Religionen als gleich, die Beamten leisten den Missionaren Vorschub und das Volk nimmt sie freundlich auf. Kurz, der Umschwung hat sich ebenso gründlich als plötzlich vollzogen.

„Was sind die Ursachen? Die Bemühungen der Missionare und ihrer eingebornen Bekehrten hätten offenbar einen so umfassenden Erfolg nicht haben können, wenn nicht äußere Umstände dazu mitgewirkt hätten. Diese Umstände sind teils politische, teils soziale. Seit Jahren wird die bevorstehende Revision der Verträge im Volk verhandelt und alle Patrioten sind darin einig, daß bei derselben die Unabhängigkeit und Ebenbürtigkeit Japans den Westmächten gegenüber zum vollen Ausdruck kommen müsse. Anfangs dachte man dabei nur an die Regierung, nach und nach aber hat man eingesehen, daß, wenn diese mit ihren Forderungen durchdringen soll, sie ein Volk hinter sich haben muß, das von den zivilisierten Nationen des Abendlandes nicht durch eine tiefe Kluft getrennt ist, sondern in Bildung, Sitte und Religion sich ihnen möglichst genähert hat. Der eifrigste und einflußreichste Vertreter dieser Ansicht ist Herr Fukusawa, der bekannte Gelehrte, Zeitungsredakteur und Politiker. Und eine Sache, die von ihm betrieben wird, kann in Japan auf Erfolg rechnen. Auch daß in der Agitation wegen Revision der Verträge die Missionare sich entschieden auf die japanische Seite gestellt haben, hat mächtig dazu beigetragen, das

Christentum vom Verdacht der Staatsgefährlichkeit zu reinigen und die öffentliche Meinung umzustimmen. Es kommt dazu, daß die für Freiheit und Gleichheit begeisterte Fortschrittspartei entdeckt hat, daß das Christentum ihren Grundsätzen günstig ist; und so erscheint denn auch ihr die fremde Religion nicht mehr als Gegnerin, sondern als Bundesgenossin.

„Soviel über das Politische. Es kommt aber auch ein sozialer Faktor in Betracht. In den letzten 7—8 Jahren sind ganze Scharen junger Japaner, die in Amerika und Europa studiert haben, nachhause zurückgekehrt, und eine noch größere Zahl von Beamten hat Reisen im Ausland gemacht. Einige sind dort Christen geworden und die meisten haben wenigstens die Ueberzeugung mit heimgebracht, daß das Christentum nicht nur die Vaterlandsliebe nicht untergräbt, sondern eine Hauptmacht zur Hebung und Zivilisierung der Völker ist. In Privatbriefen und in Zeitungsartikeln haben sie diese Ueberzeugung ausgesprochen und ihr so die weiteste Verbreitung verschafft. Gleichzeitig haben unsere höheren wissenschaftlichen Bildungsanstalten angefangen, ihre Frucht zu tragen; die Lektüre ausländischer, namentlich englischer Bücher, hat zugenommen; auch der persönliche Verkehr zwischen Eingebornen und Europäern ist lebhafter und herzlicher geworden; die Ausländer werden jetzt nicht bloß vom Standpunkt der Politik, des Handels und der Industrie aus beurteilt, sondern auch als Mitmenschen und Freunde geschätzt. So sind die Vorurteile geschwunden und eine wirklich bessere Einsicht ist an ihre Stelle getreten. Und nicht nur das. Mit dem Fall des alten Régimes in Japan ist auch das konfuzische Moralsystem gefallen, so daß von der jüngeren Generation viele jeden sittlichen Halt verloren haben — zum Schrecken der ernster Gesinnten, die nun schon seit Jahren darauf dringen, daß irgend ein neues Moralsystem in Japan müsse eingeführt werden. Die Regierung hat einen Versuch gemacht, durch ihre Schulen den Konfuzianismus wieder zu Ehren zu bringen; aber ohne Erfolg; das Volk ist schon zu weit vorgeschritten in der Aufklärung, als daß mit Konfuzianismus oder Buddhismus noch etwas zu machen wäre. Daher die bei allen Einsichtigen herrschende Ansicht, daß das Christentum, wenn auch nicht eine göttliche Offenbarung, doch jedenfalls als Sittenlehre von höchster Bedeutung sei; daher auch die Bereitwilligkeit so vieler, ihre Kinder christlich erziehen zu lassen. Also nicht nur die äußeren

Festungswerke sind gefallen, auch die Thore der Festung selbst haben sich geöffnet und die, welche bisher für Feinde galten, werden hereingerufen! Noch ein entschlossener Anlauf und der Sieg ist gewonnen!

„Aber wie unschlüssig und unthätig stehen doch die Belagerer da! Zwanzig Jahre wird schon missioniert und die Zahl der evangelischen Christen zählt erst 10,000, die der Protestanten und Katholiken zusammengenommen vielleicht 50,000. Was ist das im Vergleich mit den 37 Millionen, welche noch Heiden sind! was im Vergleich zu der doch so weit aufgethanen Thür! Woher kommt das? Warum geht es nicht schneller voran?

„Ich glaube, die drei Hauptgründe dafür sind: 1) die kirchliche Zerrissenheit, 2) der Mangel an Geld und 3) der Umstand, daß die Missionare das Christentum den Japanern in einer Gestalt anbieten, die dem Volksgeist zuwider ist. Was den ersten Punkt betrifft, so ist es ein Missionar (G. W. Knox auf der 13. Jahresversammlung der Evangelischen Allianz in Japan), der bezeugt: „In Tokijo allein arbeiten 14 verschiedene Missionsgesellschaften, in ganz Japan 20. Wir sind bemüht, 15 verschiedene Sonderkirchen zu gründen. Weder arbeitet man mit vereinigten Kräften, noch auch nach einem einheitlichen Plan. Wäre nur die Rettung einzelner Seelen unser Ziel, so könnte man diese Methode begreiflich finden; ist aber die Gründung der christlichen Kirche in Japan unser Zweck, so ist unser Verfahren geradezu absurd. Bloß zwei Gesellschaften in Tokijo sind in genügender Stärke vertreten, die anderen alle nur ganz ungenügend. Was soll bei dieser Menge kleiner, schwacher Missiönchen eigentlich herauskommen? . . . . . Diese Zerrissenheit des Protestantismus führt nicht nur zur Zersplitterung und Vergeudung wertvoller Kräfte, sondern den Heiden wird dadurch eine ganz falsche und sehr abschreckende Vorstellung vom Wesen des Christentums beigebracht. Mit Worten sagt man ihnen, daß dies Wesen die Liebe sei, mit der That aber beweist man, daß Parteigeist, Konfessionshader und kleinlicher Sektenstolz die Christen erfüllen. Wie sollen die Heiden an den göttlichen Ursprung einer Religion glauben, die solche Früchte trägt?"

„Das zweite ist der Mangel an Geldmitteln. Die Missionsgesellschaften thun zwar viel für Japan, aber angesichts der einzigartigen Sachlage doch lange nicht genug, und die eingebornen

Christen, welche großenteils den ärmeren Klassen angehören, können kaum das Nötige für ihre eigenen kirchlichen Bedürfnisse aufbringen.

„Das dritte ist die dem japanischen Nationalcharakter so garnicht entsprechende Form des von den Missionaren gepredigten Christentums. Die Japaner sind in religiösen Dingen entschiedene Nationalisten. Weder der Buddhismus, noch der Schintoismus ist hier jemals so zuversichtlich geglaubt worden, wie das Christentum in Europa und Amerika. Schon die Philosophie eines Konfuzius und Menzius hatte bei den Gebildeteren gründlich mit dem Aberglauben aufgeräumt, und die gegenwärtige Generation saugt mit Begierde alle Lehren der modernsten Wissenschaft ein. Nur was wissenschaftlich ist, findet noch Anerkennung. Das haben die Missionare leider nicht beachtet. Sie befolgen vielmehr auch in Japan noch die gleichen Grundsätze und Methoden, wie in der Südsee oder sonst unter ungebildeten Nationen. Die Folge ist, daß von 100 Bekehrten mindestens 90 den niederen Klassen angehören. Die allerdings zahlreichen Christen, welche sich durch wissenschaftliche Bildung auszeichnen, haben sich diese erst nach ihrer Bekehrung erworben. So ist es denn ganz natürlich, daß gerade die unduldsame und abergläubische Seite jener von den meisten Missionaren vertretenen engherzigen Orthodoxie sich unter den eingebornen Bekehrten fortpflanzt, ja bei ihnen eine noch widerwärtigere Gestalt annimmt. Würde das Christentum den rationalistischen Japanern in rationalistischer Gestalt angeboten, es würde ohne Zweifel großen Beifall finden, vor allem bei der jungen Generation.

„Nach dem Gesagten ist es nicht schwer zu zeigen, was in Zukunft geschehen sollte. Haben die Missionsgesellschaften bisher — einige glänzende Ausnahmen abgerechnet — meist nur solche Leute nach Japan geschickt, die in Afrika oder in der Südsee besser am Platz gewesen wären, so müssen sie uns in Zukunft nur noch wissenschaftlich gebildete, weitherzige und weitblickende Männer mit liberaler Gesinnung heraussenden, die nicht für diese oder jene Sekte, sondern für die Religion Christi arbeiten. Außer den eigentlichen Missionaren wären auch ein paar hervorragende Männer der Wissenschaft erwünscht, welche in öffentlichen Vorträgen und durch Schriften das richtige Verhältnis zwischen Religion und den neuesten Ergebnissen der Naturforschung darlegen und ein rationalistisches

Christentum lehren, das von dem überflüssigen Dogmenkram und — fast möchte man sagen — auch von dem Aberglauben frei ist, der sich in die Alltagstheologie des Abendlandes eingeschlichen und darin festgesetzt hat. Diese Männer brauchen nicht ordiniert zu sein; wenn sie nur eifrige Christen sind. Natürlich werden sie schwer zu finden sein. Was aber nach dieser Richtung hin möglich ist, das hat ja bereits der amerikanische Board gezeigt, dem wir für so manche aufgeklärte, weitblickende und energische Missionare zu danken haben. Wenn ein paar solche Männer auch nur wenige Jahre wirken, so kommt mehr dabei heraus, als bei der Arbeit von ein paar Dutzend Missionaren gewöhnlichen Schlags.

„Aber wir dürfen nicht alles von Europa und Amerika erwarten. Das meiste müssen schließlich doch *wir selber* thun. Und da, meine ich, sollten wir japanischen Christen uns ohne weiteres von dem religiösen und kirchlichen Leben, wie es unter beständigen Konfessionskämpfen im Abendland sich entwickelt hat, *emanzipieren*. Dabei leitet mich nicht etwa der bloße Patriotismus, sondern etwas viel Tieferes und Edleres, nämlich der sehnliche Wunsch, hier in Japan eine Kirche Christi gegründet zu sehen, welche auf nichts als der einfachen Bibelwahrheit ruht und getragen ist vom kindlichen Glauben des apostolischen Zeitalters, frei von den Dogmen und nicht angesteckt von der konfessionellen Streit- und Eifersucht des abendländischen Kirchentums. Hier in Japan ist der günstigste Boden für eine solche: hier haben wir 37 Millionen Menschen, deren geschichtliche Entwicklung mit der des Abendlandes nichts gemein hat, denen alles Interesse und Verständnis für die kirchlichen Streitigkeiten Europas fehlt und die — wenigstens die Gebildeten unter ihnen — in religiöser Beziehung ganz rationalistisch denken. Wenn wir japanische Christen nur in der rechten Richtung vorangehen, so wird auf dem Boden unseres Vaterlandes das verwirklicht werden, was in der modernen Welt sonst noch nirgends zustande gekommen ist: ein *über alles Sektenwesen und Dogmengezänke erhabener Gottesbau*. Aber darauf kommt alles an, daß wir, die erste Generation japanischer Christen, den rechten Grund legen. Und eben zu diesem Zweck *müssen wir uns losmachen von allen kirchlichen Traditionen der alten Christenheit*. Ich bin nicht der einzige, der das wünscht. Vor kurzem ist ein von den bedeutendsten eingebornen Predigern

Tokijos unterzeichneter Aufruf zur Gründung einer Vereinigten Kirche Christi in Japan an alle evangelischen Gemeinden des Landes gesandt worden, und in wenig Wochen wird man hören, wie derselbe aufgenommen worden. Etwas wird jedenfalls dabei herauskommen. Schon daß ein solcher Vorschlag überhaupt gemacht worden, ist mit Freuden zu begrüßen. Aber eine bloß äußere Union hat keinen Wert, wenn in den Herzen die alten von Europa und Amerika eingeschleppten Gegensätze und Eifersüchteleien doch noch fortwirken. Mit diesem ganzen unchristlichen Sektengeist muß von vornherein gebrochen werden, und darum sage ich: wir müssen uns emanzipieren von der unglücklichen Entwickelung, die nun einmal Kirche und Theologie im Abendland seit Jahrhunderten genommen haben, um etwas ganz Neues anzufangen auf einer von allem Vorurteil und Aberglauben gesäuberten, zugleich biblischen und wissenschaftlichen Basis.

„Ich habe mit meinen Bemerkungen niemand verletzen wollen und nehme gern jedes unnötig wehthuende Wort zurück. Die Behauptung aber muß ich aufrecht halten, daß diejenigen, welche bis jetzt an der Evangelisierung Japans gearbeitet haben, mit etlichen anerkennenswerten Ausnahmen nicht so eifrig und überhaupt nicht die Leute gewesen sind, die sie hätten sein sollen. Um so nötiger ist es, daß wir eingeborne Christen rasch und entschlossen vorangehen. Die Zeit dazu ist gekommen, und es winkt uns ein herrliches Ziel. Auf uns kommt es an, ob dasselbe erreicht wird oder nicht.“

Missions-Zeitung.

Afrika.

Ueber den gegenwärtigen Stand der Taylor'schen Mission schreibt unter'm 14. Juni Missionar Chatelain aus Loanda:

Von der ersten Expedition (47 Personen) sind 3 gestorben, einer garnicht bis Afrika gekommen, 15, darunter 5 Kinder, in die Heimat zurückgekehrt, und zwar die meisten in voller Gesundheit; einer in der Absicht wiederzukommen. Uebrig geblieben sind also 28 Personen, und diese alle sind wohl und vergnügt, einige sogar gesunder, als sie

daheim gewesen. Die zweite Expedition bestand aus 27 Personen, darunter 4 Kinder und 6 Damen. Von diesen ist einer in England zurückgeblieben, die andern sind alle glücklich angekommen und vom Bischof in Majumba begrüßt worden. Ein Ehepaar und 8 junge Männer, darunter ein Arzt und mehrere Handwerker, begaben sich dann mit dem Bischof nach Banana, wo sie einstweilen auf einem Hulk (abgetakeltem, vor Anker liegendem Schiff) des Kongo-Freistaats wohnen und auf das Dampfschiff warten, auf dem der Staat sie und ihr Gepäck unentgeltlich nach Vivi zu befördern versprochen hat. Von Vivi soll es dann weiter den Kwango, Kassai und Lulua hinaufgehen. Drei andere Glieder der Expedition, 2 Schwarze und 1 Weißer, sind einstweilen in Kabinda, dem Hauptort des portugiesischen Kongo-Landes, stationiert; wieder drei andere, zwei Handwerker und ein französisch sprechendes Fräulein, sind dem Kanadier Benoit für die unter französischem Protektorat in Mamba errichtete Station beigegeben. Die übrigen 10 fuhren von Majumba weiter nach Loanda, wo sie am 29. Mai ankamen, 10 Tage blieben und dann auf dem Fluß nach Dondo fuhren, um von dort zu Fuß weiter nach Nhangwe, ihrem einstweiligen Bestimmungsort, zu reisen. Diese 10 sind 3 Ehepaare, von denen eines 4 Kinder hat. — Die ganze Reise von New-York bis Loanda wurde erster Klasse gemacht; auch die Ausrüstung ist viel besser, als die der ersten Expedition vom Jahr 1885. Es befindet sich darunter eine Maschine zur Zuckerbereitung und alles nötige Geräte für eine Gerberei. — Zu den oben genannten Stationen kommen noch dazu Dondo mit 5 Personen, Pungo Andongo mit 3 und Malange mit 5. In Nhangwe sind außer 7 Erwachsenen auch 14 Kinder, für welche dort eine Erziehungsanstalt errichtet ist. Das Werk konsolidiert sich immer mehr.

— Das Neueste ist, daß die Bostoner Miss.-Ges. dem Bischof Taylor das Missionsschiff „John Brown" zum Geschenk gemacht hat, das bisher in Sierra Leone in einem Dienste war, der eigentlich seiner Bestimmung nicht entsprach.

— Die 5 Erstlinge, die am 3. März in Mukimbungu am Kongo getauft wurden, heißen Akoba (jetzt Johann), Nkomo (Matthäus), Ngumba (Samuel), Nsusi (Jakob), Nsenga (David) — lauter junge Männer, die eine klare Kenntnis des Heilswegs besitzen und selbst darauf wandeln. Zugleich mit ihnen wurde „Bruder Hoste," einer der englischen Missionare, die jetzt der amerikanischen Baptisten-Mission beigetreten sind, getauft. Es hat etwas Befremdendes, daß durch ein und denselben Akt Heiden zu Christen und Christen zu Baptisten gemacht werden!

— Die Bamangwato in Südafrika begraben ihre Toten so, daß wenn das Grab gegraben ist, an einer der beiden Längsseiten noch eine horizontale Nische ausgehöhlt und in diese der Leichnam gelegt wird. Beim Zuwerfen des Grabes fällt dann die Erde gar

nicht auf den Toten, sondern nur neben ihn, während er ruhig in seiner Kammer liegt. Ebenso machen es die christlichen Badagas auf den blauen Bergen in Südindien. Weniger nett ist die Gefräßigkeit der Bamangwato. Einem Missionar verunglückte neulich auf der Reise einer seiner Zugochsen zur unverhohlenen Freude seiner eingebornen Begleiter, denn Rindfleisch ist ein Leckerbissen für sie. Bald war der Kochtopf mit dem frischen Fleisch gefüllt, und als es gar war, wurde eine reichliche Abendmahlzeit gehalten. Doch damit nicht genug. Der Topf wird zum zweitenmal gefüllt und an's Feuer gesetzt. Dann legen sich die Schwarzen zum Schlaf hin; aber nach 1—2 Stunden sind sie wieder auf, um das inzwischen gar gewordene Fleisch zu verzehren. Dann wird der Topf zum drittenmal gefüllt, und so geht es die ganze Nacht fort. Wer das aushalten kann!

— Das „Moffat-Institut", das vor einigen Jahren dem alten Dr. Moffat zu Ehren in Kuruman, Südafrika, errichtet wurde und 22,000 Mk. gekostet hat(!), zählt gegenwärtig „keine zehn Zöglinge"!!

— Joseph Hannington in Brighton, Bruder des in Afrika ermordeten Bischofs, ist nach Kapstadt gegangen, um dort zu missionieren. Erweckt in der Zeit der Pearsall Smith'schen Versammlungen in Brighton (1875), hat er in den letzten 10 Jahren bereits einen großen Theil seines Einkommens und seiner Zeit der inneren Mission gewidmet. Der Märtyrertod seines Bruders aber hat ihn nun für Afrika begeistert. Mit ihm reist der bekannte Evangelist Henry Varley nach Kapstadt.

— Ein seit 22 Jahren in Südafrika lebender Deutscher, der sich Ende v. J. 3 Monate lang am Ngami-See aufgehalten hat, um dort größere Ländereien behufs Kolonisation zu erwerben, schreibt: „Marime sagte mir, daß er gern einen Missionar bei sich hätte, und würde er einen Deutschen vorziehen, da diese den Leuten nicht allein die Bibel brächten, sondern sie auch in nützlichen Sachen unterrichteten, so in Handwerken. Der englische Missionar im Lande des Königs Khama schickt zeitweilig einen Schwarzen zu ihnen, der als Missionar dort arbeitet. Sicherlich würde ein verständiger und energischer deutscher Missionar auch dort, wie bei anderen Stämmen in Südwestafrika, nicht allein viel Gutes für die Kaffern thun können, sondern auch den deutschen Interessen in der Gegend von Nutzen sein." Diese Art, von der Mission zu reden, wird jetzt immer allgemeiner.

Madagaskar.

In einer kurzen Uebersicht von Missionar Walen über die Geschichte der norwegischen Mission in Süd-Betsileo findet sich folgende lehrreiche Stelle: „Gleich von Anfang an wurden unsere Bewegungen sowohl von den Independenten als auch von den Jesuiten

sehr aufmerksam beobachtet und jede dieser beiden Parteien suchte auf ihre Weise unseren Einfluß zu schwächen. Die Independenten stifteten die ihnen gewogenen Regierungsbeamten gegen uns auf, während die Jesuiten sich mehr des Geldes bedienten, da sie selbst nie in der Gunst der Regierung gestanden waren. Aber trotz Widerstand und Intrigue breitete sich unsere Arbeit immer weiter aus, so daß man in beiden Lagern mit rechter Unruhe zusah. Indessen bestrebten wir uns, so gut wir konnten, an allen Klippen vorbeizuschiffen, uns mit niemand zu überwerfen und einfach nur dem Volke das Wort Gottes nahe zu bringen und unsere Stellung in der Provinz zu befestigen, wozu wir nach dem Gesetz ebenso berechtigt waren, wie jede andere Gesellschaft. Da geschah etwas, das uns bei beiden Parteien in Vergessenheit geraten ließ, was ja bei weitem das Beste für uns war. Es brach nämlich im Jahr 1879 und 1880 ein heftiger Kampf aus zwischen Independenten und Jesuiten um die Schuljugend. Viele, die in die independentischen Schulen waren hineingezwungen worden, gingen nachher zu den Jesuiten über, so daß an manchen Orten die independentischen Schulen in Gefahr standen, ganz entvölkert zu werden. Nach dem Landesgesetz hatte das Volk volle Freiheit, seine Kinder der einen oder der andern Mission in die Schule zu schicken. Aber die Independenten glaubten jenen zahlreichen Uebertritten zu den Jesuiten ein Ende machen zu müssen, und es gelang ihnen, von den Vertretern der Regierung eine Erlaubnis auszuwirken, nach welcher alle Ueberläufer mit Gewalt zurückgefordert werden durften. Darüber brach nun ein trauriger Kampf aus zwischen den independentischen Schulen und Lehrern auf der einen und den jesuitischen auf der andern Seite — ein Kampf, der zu betrübenden Handgreiflichkeiten und Gewaltthätigkeiten auf beiden Seiten führte und dessen Resultat für die beiderseitige Arbeit nur Verlust und Schaden bedeutete. Am meisten litten dabei eigentlich die Independenten, weil das Gewaltsband, womit man gesucht hatte, das Volk an sie zu binden, von da an loser und schwächer wurde, als je zuvor. Für uns aber war es ein großes Glück, daß es uns gelang dem ganzen Streit ferne zu bleiben, obgleich von gewisser Seite der Versuch gemacht wurde, uns in denselben zu verwickeln. Während jene sich verloren in unfruchtbare Streitigkeiten, fand unsere stille Thätigkeit gerade in jener Zeit manche treue Freunde und gewann einen Boden, der ihr trotz vieler Versuche dazu nicht wieder hat entzogen werden können. Je mehr eine Mission ihr Eigenes sucht, desto mehr verliert sie an Macht und Einfluß, und je mehr sie es versteht, von sich ab und allein auf des Herrn Ehre und der Seelen Rettung hinzusehen, desto mehr wird es ihr gelingen, zu wirken und zu wachsen. Nur auf Jesum zu sehen, auf Seine Sache und auf Seine Ehre — das ist der rechte Missionssinn und darin allein liegt für einen Missionar das Geheimnis der Kraft und des Erfolgs."

Japan.

In Tokijo hat ein Edelmann, der selbst kein Christ ist, den amerikanisch-bischöflichen Missionar Page eingeladen, in einer von ihm gegründeten und auf seine Kosten fortgeführten Schule, die jetzt 350 Schüler zählt, wöchentlich zwei Stunden „christliche Sittenlehre“ zu geben. Der Missionar hat das Anerbieten dankbar angenommen und giebt nun auch zwei Bibelstunden in der Woche, und 43 junge Leute nehmen freiwillig teil daran. In der ersten Hälfte der Stunde wird eine Stelle aus dem japanischen N. T. gelesen und auf japanisch erklärt, in der zweiten eine Stelle aus dem englischen N. T. gelesen und auf englisch erklärt. Da die Schüler noch schwach im Englischen sind, giebt Hr. Page ihnen auch drei englische Konversationsstunden in der Woche. Ueberall muß das Englische, das jetzt „fast jedermann in Japan zu lernen wünscht,“ als „Köder“ dienen.

— Am 2. Mai hoffte Missionar Woodman die auf S. 116 f. erwähnte vornehme Witwe in Futschiu taufen zu können. Die Leute hatten gesagt, wenn diese Frau und noch eine gewisse Person sich bekehren, so sei die ganze Stadt so gut wie für Christum gewonnen. Nun ist sie also bekehrt und die erste Frau, welche Missionar Woodman hat taufen dürfen, nachdem er bereits 14 Männer getauft hat. Die alte Mutter dieser Dame und andere Frauen werden bald nachfolgen.

Allerlei.

Der Bericht des „Seminars der auswärtigen Missionen“ für das Jahr 1885 schließt mit den Worten: „Seit mehr als zwei Jahrhunderten hat unsere Genossenschaft fast fortwährend unter dem Druck der Verfolgung gelitten. Aber kein Jahr ist Zeuge ähnlicher Verwüstungen gewesen, wie 1885, in keinem ist soviel Christenblut geflossen. 10 unserer Missionare sind unter dem Mordstahl der Verfolger verblutet, 12 eingeborne Priester, 60 Katecheten, 300 eingeborne Schwestern und 30,000 Christen sind niedergemacht worden. Eine Mission mit 200 Christen wurde gänzlich vernichtet. Außerdem wurden 250 Kirchen geplündert und verbrannt, ebenso 2 Seminare, 40 Schulen, 70 Häuser der Missionare und ein heimischer Priester, 17 Waisenhäuser, 13 Klöster, 1 Druckerei, sowie die Häuser von 55,000 Christen. Dies ist die traurige Rechnung für 1885.“ Natürlich sind hier die „Christenmorde“ in Tongkin gemeint. Ob dieselben wirklich unter dem Gesichtspunkt des Martyriums aufzufassen sind und also der katholischen Kirche zur Ehre gereichen oder nicht, ist aus der Ferne nicht leicht zu ermitteln. Eine Korrespondenz aus Hanoi, welche die »Républ. Franç.« vom 23. Juli mitteilt, giebt jedoch einiges Licht. „Was soll man von dem Einfluß der Missionare auf die annamitische und tongkinesische Bevölkerung halten?“ fragt der Korrespondent und antwortet dann:

„Man hat im Guten und im Bösen, namentlich aber im Guten, gewaltig übertrieben. Hier, wie überall, ist es den Kirchenleuten hauptsächlich darum zu thun, alles Weltliche an sich zu reißen. In den Städten gehören ihnen die reichsten Bauplätze, auf dem Lande die fruchtbarsten Reisfelder, die hübschesten Lagen. In Hanoi selbst nimmt die französische Mission mitten in dem europäischen Stadtviertel ein unermeßliches Viereck ein, und nicht minder unermeßlich sind die Grundstücke, welche die Patres außerhalb der Hauptstadt sich angeeignet haben. Jedermann in Tongkin kennt z. B. den herrlichen Sitz des Bischofs Puginier in der Nähe von Nam-Dinh. Hier werden in dem Park, welcher die Wohngebäude einschließt, alle möglichen Gewächse gezogen, von der seltenen Blume bis zu der Frucht, die am meisten einträgt: und auch die Industrie wird nicht vernachläßigt; Seidenweber, Mosaikarbeiter, Elfenbeinschnitzer, Kunsttischler haben hier ihre Werkstätten, aus welchen die Europäer sich mit einheimischen Erzeugnissen versehen. Es ist nicht uninteressant, den Lohn, den diese Arbeiter erhalten, und den Preis der Gegenstände, die aus ihren Händen hervorgehen, zu vergleichen. Aehnlich verhält es sich mit dem Erwerb von Grundbesitz. Ein Tongkinese, selbst ein guter Christ, erzählte mir von einem Kaufe, bei dem er Zeuge gewesen war. Ein Grundeigentümer wurde vor einen ehrwürdigen Missionar beschieden, der ihn fragte, wie teuer er seinen Acker verkaufen würde. Er hatte nicht die geringste Absicht zu verkaufen und suchte dies begreiflich zu machen. Allein die Mission wollte das Land haben, und der gute Mann glaubte als frommer Christ zu handeln, indem er nur 100 Piaster, d. h. viel weniger als der Acker wert war, verlangte. ‚Hundert Piaster! Man gebe dem Unverschämten 25 Rutenschläge!‘ Der arme Teufel konnte seine Haut nur dadurch retten, daß er das Land für 10 Piaster hergab.“

— Einige Kraftworte vom letzten Hermannsburger Missionsfest: „Ich habe von Missionaren gehört, daß die kleinen ungetauften Kinder dort (in der Heidenwelt) beim Namen Jesu durch Wirkung des Satans mit den Füßen stampfen (!), während doch unsere durch die hl. Taufe wiedergeborenen Kinder so gern (?) vom Herrn Jesus hören........ Wer da nicht Glauben hat, der wirft alles fort und spricht, wie neulich ein Missionar in Indien: Ich will lieber in Deutschland Steine klopfen, als in Indien Missionar sein, — und ergreift die Flucht.“ (Ehlers.)

„Sind es auch junge Leute, welche leiten und lehren; was thut's? Gott ist alt genug.“ „Endlich gehört zu einem erhörlichen Gebet ein bestimmter Gegenstand, um welchen man bittet. Wie gefiele es dir, wenn jemand vor deiner Thüre auf und abginge, fortwährend deinen Namen riefe und wenn du dann fragtest, was er wolle, antwortete: O nichts, ich wollte nur ein wenig Lärm machen vor deiner Thür, weil ich dachte, dir damit einen Gefallen zu thun.“ (Wöhling.)

— Die am 25. Jan. 1886 gegründete bayrische „Gesellschaft für ev. luth. Mission in Ostafrika" hat am 1. Aug. in Hersbruck ihre beiden ersten Sendboten Hofmann und Bach ordiniert und abgeordnet, nachdem Pfr. Ittameier in Reichenschwand sie einige Monate lang auf ihre Arbeit unter dem Wakamba-Volk vorbereitet hat. Zu ihrer Ausrüstung gehören auch 2 geräumige Zelte, die Frau Pfr. J. „mit Hilfe einer Näherin fertig stellte," und „eine Anzahl Formulare für die wichtigsten kirchlichen Handlungen," welche Pfr. J. ausgearbeitet und „mit ihnen in die Kisuahili-Sprache übersetzt hat"(!).

*

Bücherschau.

The Foreign Missions of the Southern Baptist Convention. By *H. A. Tupper.* Philadelphia: American Baptist Publication Society. No. 1420 Chestnut Street. Preis $ 2.50

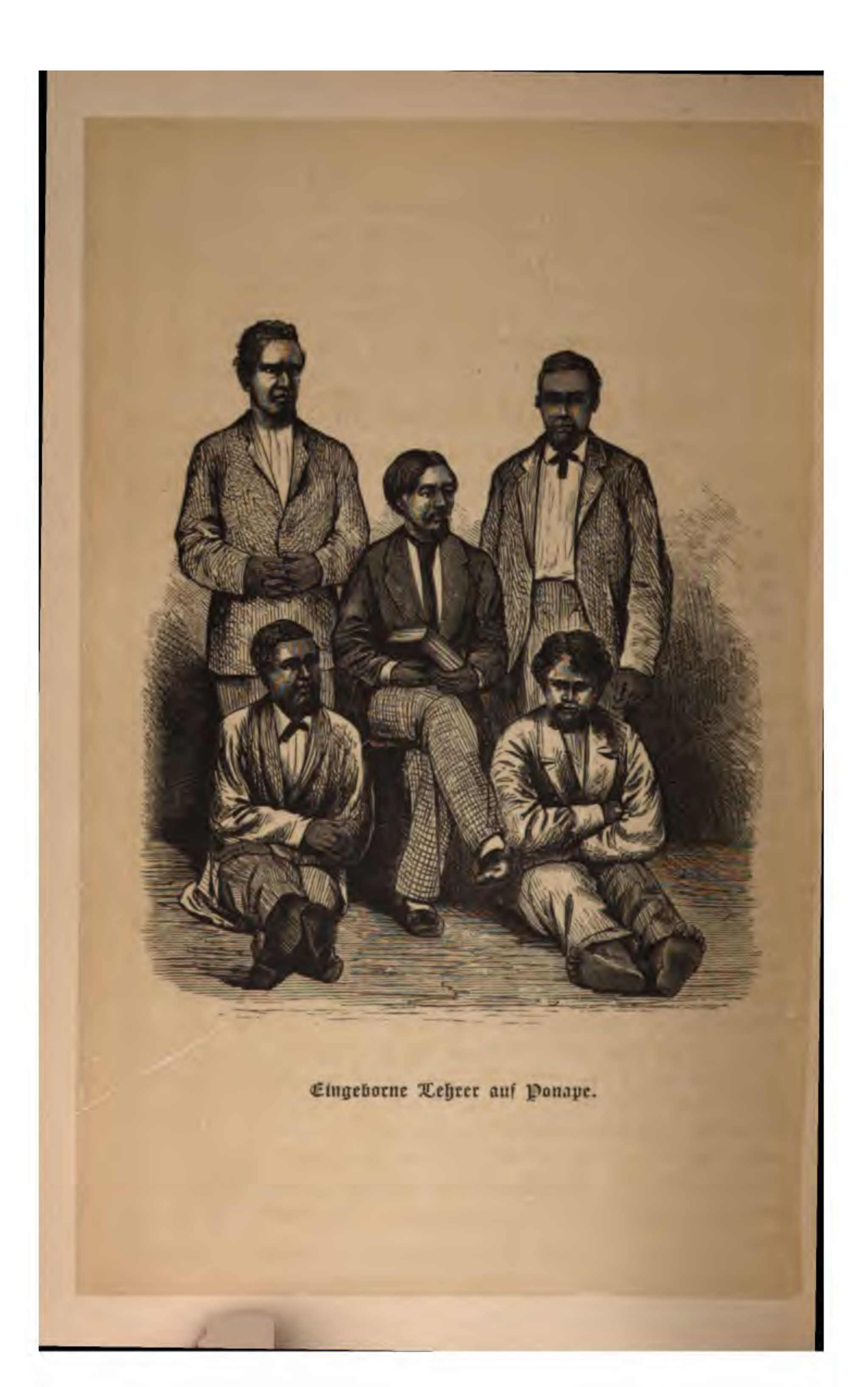
Ein vornehmes Buch von 512 großgedruckten Seiten auf dickem Papier, durch seinen bruchstückartigen Charakter wenig einladend zum Lesen, für den Forscher auf dem Gebiet der Missionsgeschichte aber unentbehrlich durch die quellenmäßige Darstellung der Missionsthätigkeit der südstaatlich-amerikanischen Baptisten, welche in ihrer gegenwärtigen Gestalt vom J. 1845 datiert und sich auf einige katholische Länder Südamerikas und Europas, auf China (Kanton, Schanghai und Schantung) und Westafrika (Sierra Leone, Liberia, Joruba) erstreckt. Vieles in dem Buch ist uns durchaus neu gewesen; hier nur einige Beispiele: Zwei Missionspaare (Rohrer und Bond), die am 3 Aug. 1860 auf dem „Edwin Forrest" nach Japan abreisten, sind mit diesem Schiff auf eine bis heute noch nicht aufgeklärte Weise untergegangen. Ein anderes Missionspaar (Dr. James und Frau) ging am 15. April 1848 mit dem „Parador" auf der Rhede von Hongkong unter. Missionar Roberts, der durch seine Verbindung mit Gützlaff und seine Teilnahme an der Taiping-Bewegung bekannt geworden ist, ein excentrischer, aber aufopfernder Mann, starb am 28. Dez. 1871 in Amerika am Aussatz, den er sich in China geholt hatte.

Ten Great Religions: *an Essay in Comparative Theology.* By *James Freeman Clarke.* Twentieth Edition. Boston: Houghton, Mifflin and Company. 1883. 528 S. Preis $ 3.

Ein auf fleißigen Studien beruhender, geistreicher „Versuch", die wichtigsten Religionen der Welt (Konfuzianismus, Brahmanismus, Buddhismus, Zendavesta, ägyptisches, griechisches, römisches und germanisches Heidentum, Judentum und Islam) untereinander und mit dem Christentum zu vergleichen. Der Verfasser rügt die ungerechte Art, wie von christlichen Apologeten die außerchristlichen Religionen dargestellt worden sind, und baut seine eigene Apologetik auf die weitgehendste Anerkennung alles dessen, was an jenen Gutes ist. Das Christentum als abschließende, alle Gegensätze versöhnende und alle Wahrheitselemente in sich vereinigende Universalreligion ist ihm „nicht ein exklusives, sondern ein inklusives System". Ein besonders auch für Missionare anregendes Buch.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**





Eingeborne Lehrer auf Ponape.

Carl Eberhard Gottlieb Mörike.

Ein Lebensbild aus der Basler Mission.

5. Hanu Sing.

Es war im Anfang des Jahres 1848, daß Mörike bei einem Schulbesuch im Kateri-Dorf einen sog. Sanjasi oder heiligen Bettler antraf, der, wie alle Leute dieses Schlages, im Lande herumzog und um seiner vermeintlichen Heiligkeit willen von den freiwilligen, oft übrigens durch ausgesprochene Fluchformeln erpreßten Almosen lebte. Er ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein, fand aber bald, daß er wenig Lust hatte, vom Wort Gottes mit sich reden zu lassen, doch sagte er ihm einige Wahrheiten und ging dann seines Weges. Ein anderes mal hatte sich der Katechist Satjanaden in eine Unterredung mit ihm eingelassen, war aber dem größten Widerspruch begegnet; ja zuletzt war der heilige Mann in Schimpfen und Schelten ausgebrochen. Seitdem hatte Mörike nichts mehr von ihm gehört. Wie groß war daher seine Ueberraschung, als im Oktober desselben Jahres die indirekte Bitte des Sanjasi an ihn gelangte, ob er kommen und das Wort Gottes hören dürfe! Tags darauf — es war ein Sonntag — kam er selbst, wohnte dem Gottesdienste bei und erklärte hierauf, er wolle bei den Missionaren bleiben, um im Glauben an den Herrn Jesum unterrichtet zu werden. „Da ergriff mich," schreibt Mörike, „eine mit Furcht gemischte, tiefgehende Freude, wie sie mir vorher unbekannt war. Ich dachte: soll das die erste Seele sein, die der Herr sich hier aus den Heiden erwählt hat? sollte ich der Gnade gewürdigt werden, durch den Dienst am Wort sie vorzubereiten zur heiligen Taufe? Zugleich kamen Gedanken der Furcht: ist er wohl auch aufrichtig? ist er

vom Herrn berufen? kommt er nicht um weltlichen Gewinnes willen? Ich fühlte meinen Mangel an Erfahrung, an Weisheit von oben, eine solche Seele zu prüfen und zu leiten. Alles zusammen beugte mich tief und trieb mich damals und noch jetzt manchmal in mein Kämmerlein. Seitdem ist er bei uns, nimmt an allen Andachten teil und zeigt, wie ich glaube, eine wahre Begierde, im Glauben an den Herrn Jesum selig zu werden. Aber wenn ich mich täuschte? wenn ich Euch im nächsten Briefe von seinem Rückfall oder wenigstens anderem Betrübten schreiben müßte?"

Das war die Stimmung, in welcher sich Mörike nun an diese neue Arbeit machte, eine suchende, aber im Heidentum alt gewordene und daher tief zerrüttete Menschenseele ihrem Gott und Heiland wieder zuzuführen. Die ganze Hingebung seiner Liebe, die ganze Zartheit seines Mitleids mit den armen Heiden, die unvergleichliche Treue und Sorgfalt seines gottgeweihten Herzens sollte sich bei dieser Gelegenheit offenbaren und zugleich er selbst noch gründlicher in die Tiefe geführt und ausgereift werden zu dem vollkommenen Mannesalter Jesu Christi. Das ist der Grund, warum wir diese Episode etwas ausführlicher beschreiben müssen, wie denn auch die Briefe, Berichte und Tagebücher Mörikes aus jener Zeit fast von nichts reden, als von diesem Einen Gegenstand, von seinem geliebten, auf Händen getragenen Hanu Sing. Wie eine zärtliche Mutter von Tag zu Tag, ja von Stunde zu Stunde auf jedes Lebenszeichen, jede Bewegung, jeden Ton, jedes Lächeln, jedes Weinen ihres neugeborenen Kindleins, zumal des erstgeborenen, mit ängstlicher Freude acht giebt und seine Entwickelung mit immer steigender Sorgfalt beobachtet, ja bei Tag und Nacht nicht von ihrem gottgeschenkten Liebling sich abwendet, so war mehr als ein Jahr lang unser Mörike um diesen seinen Erstling aus den Heiden besorgt und beschäftigt.

Hanu Sing war kein Badaga, sondern — wie schon sein Name zeigt — ein Radschpute aus dem Norden Indiens. Schon als Kind hatte er lesen und schreiben gelernt, dann war er Soldat geworden, allein nach 10 Jahren hatte er die Armee verlassen und sich dem Wanderleben eines Sanjasi hingegeben. Er war an fast allen heiligen Stätten Indiens gewesen, hatte den Dschagannathtempel im Osten des Landes, Benares im Norden, Rawaneschwara an der Südspitze und Gokarna im Westen, lauter berühmte Wallfahrtsorte, besucht, ja war bis hinauf an den Fuß des Himalaja gestiegen,

um sich dort an geweihter Stätte ein gewisses heiliges Zeichen auf beide Arme einbrennen zu lassen. An all diesen Orten hatte er Gott gesucht, daß Er sich ihm offenbare, aber ohne ihn zu finden. So war er 50—60 Jahre alt geworden und hatte nun endlich, in der Hoffnung, Frieden für seine Seele zu erlangen, den Weg zu einem Boten des Evangeliums gefunden. Es war unmöglich, ihn für einen Heuchler zu halten, auch fing er an mit Eifer die biblische Geschichte zu studieren und zeigte großes Interesse für all das Neue, was die christliche Lehre ihm aufschloß. Aber freilich, sein alter Sanjasistolz und insbesondre die Einbildung, als nehme er durch sein eheloses Leben eine außerordentlich hohe Stufe der Heiligkeit ein, ging ihm noch sehr nach. Und was das Schlimmste war, er hatte Eine große Untugend an sich, deren plötzliches Aufgeben ihn das Leben hätte kosten können (?), und das war die 25jährige Gewohnheit des Opiumgenusses. Gleich von vornherein erklärte ihm natürlich sein neuer Guru (geistlicher Führer), daß er nicht die zur Taufe nötige Reife erlangen könne, wenn er nicht das Opiumessen, das seinen Leib und seine Seele zu grunde richte, aufgebe. Er war dazu willig und versuchte allmählich, sich dasselbe abzugewöhnen. Früher war seine tägliche Portion von der Größe einer Haselnuß gewesen; nach und nach verminderte er dieselbe bis zu einem Stückchen von der Größe einer Linse. So weit ging es ganz gut; wie aber von diesem kleinen Quantum bis zum gänzlichen Aufgeben fortzuschreiten, wußte er nicht. Nach einiger Zeit jedoch sprach er seinen bestimmten Entschluß aus, es um des Herrn willen und durch seine Gnade vollends auf einmal aufzugeben. Um dessen gewiß zu sein, verlangte Mörike ihm seinen noch übrigen Vorrat ab, den er in einer Büchse stets bei sich trug. Er willigte ein und gab sie gerne her. Nun aber ging die Not an. Am ersten Tage schon bekam er Schmerzen und Zuckungen in allen Gliedern, trotzdem daß man durch kräftige Nahrung und etwas Wein seinem durch den jahrelangen Opiumgenuß geschwächten Körper aufzuhelfen suchte. Am zweiten Tage nahmen Aufregung und Schmerzen zu; er verlangte immer nach Branntwein, den auch der zu Rate gezogene Arzt in kleinen Dosen zuließ. Am dritten Tage morgens verließ Mörike seinen Patienten, um eine kleine Predigttour zu machen. Schon am Nachmittag war er wieder zurück. Aber man denke sich sein Entsetzen, als er bei der Heimkehr ins Dorf ihn vor einer Branntwein-

schenke betrunken liegen sah! „Dieser Anblick schnitt mir durch die Seele wie noch weniges in meinem Leben! Ich ließ ihn sogleich in unser Haus bringen. Ach, jenen Nachmittag werde ich nie vergessen! Alle meine Hoffnungen für ihn schienen auf immer geknickt; die Eine Seele, die ich mir vom Herrn geschenkt glaubte, schien verloren! Es fiel mir zentnerschwer aufs Herz, daß ich nicht treu genug für ihn gebetet, nicht weise genug ihn behandelt hätte. Was konnte ich anders thun, als mich in Scham verbergen und mein Herz unter viel Thränen ausschütten vor meinem Herrn und Gott? Innerlich tief verwundet und gebeugt ging ich am Abend vor unserem Hause auf und ab, als es plötzlich hieß: Missionar Mögling von Mangalur kommt! Ein wohlthuender Strahl des Trostes fiel in mein Herz, denn Mögling war mir augenscheinlich vom Herrn zugesandt in meiner großen Not. Ich eilte ihm entgegen und teilte ihm, dem älteren und erfahreneren Bruder, das Vorgefallene mit. Er tröstete mich und richtete meinen Glauben wieder auf.

„Am folgenden Morgen scheute ich mich, nach Hanu Sing zu sehen; aber Mögling meinte, man solle säuberlich mit ihm fahren, ging ihn aus seiner Katzenjammerhöhle zu holen und legte ihn auf eine Bettlade in der Veranda. Ich war so scheu, daß ich mich ihm gar nicht nähern wollte. Endlich nach der Andacht, während welcher man sein fortwährendes Stöhnen hörte, ging ich zu ihm, nahm ihn bei Seite und sprach freundlich aber ernst mit ihm. Er bekannte und bedauerte seinen Fall, besonders daß er mein Wort „von sich gestoßen“ habe; er betete und schrie oft „Kartane! Kartane!“ (O Herr, o Herr!) Wir fragten nun den Doktor, was zu thun sei, und gaben dem Kranken auf seinen Rat täglich etwas bittern Branntwein. Mögling meinte, ich solle dieses Aufgeben des Opiums von seiner Seite als eine That ansehen und ihn durch das Versprechen der Taufe ermuntern. Nachher trinkt er aber noch einige male unerlaubter Weise und zeigt keine deutlichen Spuren einer tiefergehenden Aenderung. So oft ich an ihn denke, besonders so oft er das Haus verläßt, ist mir bange um ihn und kommt mich ein eigentümliches Zittern an.“

Der arme Sanjasi selbst war durch das öftere Fallen matt und mutlos geworden, ja dachte schon an's Weglaufen. In dieser Zeit der tiefsten Hoffnungslosigkeit waren es die Brüder Weigle und Metz, welche durch ihre Fürbitte und Ermunterung dem armen

Mörike treulich beistanden, ja ihm zusprachen, Hanu Sing die schon oft erbetene Taufe nicht länger zu versagen. Diesem freilich kam es schon als ein Wagnis vor, mit dem Gefallenen von der Taufe auch nur zu reden; aber er that es, und die Wirkung davon war wunderbar. Hanu Sing raffte sich innerlich auf und kehrte mit wahrem Heißhunger zum Studium seiner Bibel zurück. Die eingetretene Veränderung war so augenscheinlich, daß auch die längst getauften Christen von Mangalur, die sich in Kateri befanden, nun mit wahrer Ehrerbietung an ihm hinaufzusehen anfingen. Sein ganzer Charakter nahm eine Sanftmut und Milde an, welche seinem Lehrer im Innersten wohlthat, und seine Antworten, oft wahre Lichtgedanken, hatten eine ungewöhnliche Klarheit und Bestimmtheit. Auf diese Zeit des Aufloderns der geistlichen Lebensflamme folgten, wie zu erwarten stand, Tage eines mehr stillen Glimmens, doch blieb die wohlthuende Wärme. An den langen Abenden pflegte er an Mörike's Seite auf dem Boden zu sitzen und konnte nicht satt werden vom Lesen der Schrift, fragte und ließ sich fragen über das Gelesene, bis es oft spät in der Nacht wurde, ehe die Beiden sich trennten. Endlich beschlossen die Brüder in gemeinsamer Konferenz, ihn im Namen des Herrn am Sonntag 24. Febr. 1850 zu taufen. Unter viel Gebet und Flehen bereitete Mörike nun seinen Schüler und sich selbst auf diesen wichtigen Akt vor, durch welchen derselbe dann auch wirklich unter dem selbstgewählten Namen David in die christliche Gemeinde aufgenommen wurde. Damit war eine schöne Zeit angebrochen, in welcher sich der Missionar und sein Sohn im Glauben miteinander der ihnen widerfahrenen Gnade täglich freuten. Allein der Teufel lauerte schon auf eine Gelegenheit, um seine ihm so mühsam abgerungene Beute wieder zu erhaschen. Es wurde für gut befunden, David für eine Zeit nach Kannanur zu schicken, damit er dort unter den neuerweckten und eifrigen Hindu-Christen am innern Menschen erstarken möge. Aber ach! es gelang dem „Mörder von Anfang," diese Seele zu verderben. Er unterlag der Versuchung, sich wieder mit Opium zu berauschen, und als er deshalb in scharfe, geistliche Zucht genommen wurde, — verschwand er für immer!

Mörike war nun wie zerbrochen. „Sie wissen," schrieb er noch nach längerer Zeit einem Freunde, „was mich betroffen hat, daß ich Ihnen nichts mehr von David, seinen Kämpfen, Niederlagen und Siegen, nichts mehr von dem Anfang und Wachstum des neuen

Lebens in ihm erzählen kann. Es ist mir wie denen zu Mute, die einen Freund oder nahen Anverwandten durch den Tod verloren haben. Sie suchen ihn überall und meinen, sie müssen da und dort wieder mit ihm zusammen treffen; ihr Herz hängt an ihm; alles um sie her, der Ort, den der Hingeschiedene sein genannt, der Weg, den er oft gegangen, die Bücher, die er gelesen, die bestimmten Stunden des Tages, die sie mit ihm zugebracht, da sie ihn unterrichtet und mit ihm gebetet haben, alles erinnert sie an ihn und läßt sie kaum glauben, daß er nicht mehr unter den Lebendigen sei. Seit er Kannanur verlassen, habe ich kein Wort mehr von ihm gehört. Auch nach längerer Irrfahrt — so hoffte ich immer — werde es ihn zuletzt doch wieder nach unsern Bergen ziehen; aber er kam nicht wieder. Wenn ich in großem Schmerze seiner vor Gott gedenke, so komme ich mir vor, wie einer, der für einen Verstorbenen betet. Ein solches Ende einer Bekehrungsgeschichte paßt freilich nicht zur Veröffentlichung in einem „Missionsblatt". Aber warum mußte sie so enden? Es ist vieles verfehlt worden; aber die mich persönlich am tiefsten treffende Antwort ist die: ‚Die Ehre Gottes (mit Scriver zu reden) blieb zu wenig der Nordstern, nach dem sich unser Herz und Wille wie eine Magnetnadel richtete.' Jenes ‚Nicht uns, Herr, nicht uns, sondern deinem Namen gieb Ehre' blieb mir zu fremd. Die Lektion ist schwer, ja sehr schwer; ach, daß ich an ihr recht lernen möchte! Er, der Ewigtreue, erbarme sich über uns und fördere das Werk unsrer Hände! Auch unter Thränen sei ihm die Ehre gegeben."

---

6. Die lange Saat- und Wartezeit unter den Badagas.

Nach jener traurigen Erfahrung mit Hanu Sing hätte man dem lieben Mörike um so mehr eine Erquickung unter seinen Badagas, am meisten die Bekehrung eines oder mehrerer Erstlinge gegönnt. Aber noch sollte eine lange Reihe von Jahren vergehen, ehe ihm diese Freude zu teil wurde. Oft kam er sich in dieser Zeit wie einer vor, der „in tiefer Nacht wandelt;" aber nie wurde er müde, nach den Hoffnungssternen zu blicken, „welche der Herr ihm hie und da aufgehen ließ."

Eine Aufmunterung war ihm schon der Besuch des Inspektor Josenhans, der gerade an Mörikes 31. Geburtstag in Keti eintraf. „Er behandelte uns," schreibt M., „von der ersten Stunde seiner Einkehr bis zur Abschiedsstunde mit viel Liebe und großer Offenheit, so daß wir mit herzlichem Dank auf die Tage zurücksehen, die er bei uns zubrachte, und noch lange von dem Gewinn zehren werden, den uns seine Gespräche, seine Mitteilungen über die Heimat, über seine Erfahrungen in der Mission, über seine Stellung zum Werk und zu den Einzelnen, seine Ansprachen und seine Gebete gebracht haben. Wir sahen aus seinen Schilderungen, daß sich vieles zu hause ungemein verändert hat, seit wir die Heimat verlassen, besonders seit 1848, sodaß er mehrmals statt Photographien Skotographien uns vorzuführen genötigt war. In dieser Beziehung hat uns sein Besuch unsere Stellung in der Heidenwelt als eine noch einsamere ansehen gelehrt, als bisher. Hoffentlich wird es nicht dazu kommen, daß die Mutterkirche unsrer müde wird und uns, weil sie sich selbst konsolidieren will, als ihrer unwürdig in die Wüste verbannt. Ich hatte mehrmals die Freude, Hrn. Inspektor auf Predigtreisen bei mir zu haben, auf denen er mich bei Ansprachen als Dolmetscher benutzte. Einmal blieb er mit mir und Bühler in dem Häuschen bei Arekambe, das ich vor einem Jahr 4 Stunden von hier gebaut, über Nacht. Er sah, wie wir leben und leiden, wie wir arbeiten und kämpfen; er ertrug mit uns Hitze und Kälte, Hunger und Durst, reiste mit uns zu Fuß und zu Pferde, sah unsere Badagas und uns selbst im Alltagsleben wie im Festschmuck. Seine Ansicht über unsere Arbeit auf diesen Bergen ist die, daß es noch länger anstehen könnte, bis einige heraustreten. Er wunderte sich über die Freundlichkeit der Leute im allgemeinen, fand aber, daß sie meist noch im ersten Stadium der Verwunderung über das Schöne und Große am Evangelium sich befänden, ohne daß sich eine Scheidung von Sünde und Gnade in den einzelnen Herzen kundgebe. Er hält es für möglich, daß eine Anzahl Badagas, vielleicht viele zusammen, auf einmal erklären könnten, daß sie ihre Götzen aufgeben wollen, ohne jedoch einen Sünderheiland zu begehren. Dann, meint er, würde unsre Not nicht gering sein, weil sie zwar einen Schritt aus dem Heidentum heraus, aber keinen vorwärts zum Heil in Christo gemacht hätten. Doch diese Sachen sind ja in des Herrn Hand und ich bin der Zuversicht, daß auch bei uns wie an anderen Orten zuerst eine

Auswahl heraustreten wird, die weiß was sie verläßt und was sie sucht. Zu obiger Bemerkung wurde Hr. Inspektor durch den Eindruck von der allgemeinen Gutmütigkeit der Leute und der vergleichsweisen Leichtfertigkeit, mit der sie von ihren Götzen reden, veranlaßt. Die Abschiedsstunde in Kunnur wird mir noch lange wichtig bleiben."

Hören wir nun auch etwas aus dem Bericht des Visitators über die Mission in Keti:

„Unsere Brüder auf den Blauen Bergen haben einen schweren Dienst. Wer schon die Höhen der Schwäbischen Alb oder der Schweizer Alpen bestiegen hat in der Sommer-Mittagshitze, der kann sich vorstellen, was es ist, auf diesen Bergen umherzuwandeln unter dem Druck der ostindischen Sonne, auf weit schlechteren Wegen als man sie auf den Alpen findet, besonders wenn man dazu nimmt, daß es auf den Blauen Bergen keine Sennhütten und Gasthöfe giebt, die den Wanderer aufnehmen und erquicken. Bruder Metz mußte einmal notgedrungen in einem der Dörfer übernachten; da deckten ihn die Badagas, weil sie selbst nichts hatten, um ihn gegen die Kälte der Nacht zu schützen, mit dem großen Leichentuch zu, in das sie ihre Toten zu wickeln pflegen; — das war denn doch keine sehr angenehme Bettdecke! Indessen bietet dieses Missionsleben auf den Blauen Bergen doch auch manche schöne Seite. Die Badagas lieben unsre Brüder sehr; überall hören sie, wenn auch nicht jedesmal in gleichem Grade, aufmerksam zu. Fast will es mir sogar erscheinen, das Volk in Indien sei im ganzen genommen weit empfänglicher für die Predigt des Evangeliums, als tausende unsrer lauen, gleichgültigen, abtrünnigen und gotteslästerlich lebenden Landsleute."

Bald nach diesem Besuch des Inspektors kam auch Hebich hinauf und brachte, wie immer, „große Freude und bleibenden Segen" mit. Indessen war Mörike mit der Uebersetzung des Evangeliums Lukas in den Badagadialekt fertig geworden. Bühler und Metz revidierten dieselbe und im Oktober 1852 begab sich Mörike über Maisur, Seringapatam und Merkara nach Mangalur, um den lithographischen Druck dieser literarischen Erstlingsfrucht der Badaga-Mission selbst zu beaufsichtigen. Diese Reise war wieder eine Erquickung für ihn. Schon unterwegs predigte er, namentlich bei dem berühmten Götzentempel von Nandschanagudu, in kanaresischer Sprache. „Die Leute waren wie gehalten." Und auch auf dem Rathaus, wo man ihn zur Rede stellte und über seine Person und Reise ausfragte, konnte

er ein gutes Zeugnis ablegen. In Mangalur half er den Brüdern fleißig bei der Bazarpredigt und hielt mehreremal den Gottesdienst sowohl in kanaresischer als auch in englischer Sprache. Auch durfte er hier die Taufe von 11 Erwachsenen und 27 Kindern erleben. „Das war ein lieblicher Festtag. Schon die Predigt vor so vielen eingebornen Christen, der volle Gesang u. s. w. haben für mich in der Wildnis arbeitenden Missionar etwas Beugendes und Tröstliches zugleich. Die Frische, Freudigkeit und geistliche Kraft, die ich hier in den Brüdern fand, und der sichtliche Segen, der auf ihrer Arbeit ruht, beschämen mich unnützen Knecht tief. Es gehört eben eine große Geistesmacht dazu, Missionar zu sein. Was ich hier gesehen und gehört, wird mir noch lange zu gute kommen."

Nach einigen Wochen war der Druck des Badaga-Lukas beendigt und M. kehrte über die Malabar-Stationen nach hause zurück. Zwischen Tschombala und Kalikut hatte er wieder ein Abenteuer auf dem Meer. „Fünf der gläubigen Fischerleute ruderten mich in ihrem Boote von Tschombala nach Kalikut. Wir waren von 4 Uhr abends bis nachts 2 Uhr auf der See. Um 10 Uhr etwa überfiel uns ein Gewitter mit heftigem Regen. Wir waren im offenen Boot auf offener See. Zum Glück war der Wind nicht bedeutend, aber der Regen wurde so stark, daß unser kleines Fahrzeug sich mit Wasser zu füllen begann und ausgeschöpft werden mußte. Die Ruder standen still und die Wellen schaukelten uns nach Belieben umher. Ich saß zusammengekauert auf einer Querplanke des Bootes, die Füße im Wasser, den Oberleib durch einen leichten Schirm notdürftig geschützt. Es war mir nicht gar froh zu Mut; aber Furcht hatte ich Gott Lob! keine. Ich wußte, in wessen Händen mein armes, sündiges, aber in Christo versöhntes Leben war. Nach etwas mehr als einer Stunde wurde der Regen schwächer und meine Fischer griffen wieder zu den Rudern, und nach etwa 1½ stündiger Fahrt sahen wir den Leuchtturm von Kalikut uns entgegenstrahlen. Eine halbe Stunde später kamen wir durch die Brandung glücklich ans Land und ich war herzlich froh, nachdem ich so durch und durch naß geworden war, bei den Brüdern (Fritz und Huber) ein warmes Bett zu finden."

Bald darauf war er wieder auf seinem Platz in Keti. Aber es brach eine schwere Zeit für ihn an, aus welcher sich wenig berichten läßt. „O Gott, unser Heiland, laß du etliche Seelen zum Durchbruch kommen," so flehte er oft; aber des Herrn Stunde ließ noch länger auf sich warten.

Am empfänglichsten waren noch die Knaben, welche in der Schule fortlaufenden Unterricht auch in der hl. Schrift genossen. Im J. 1852 war einer von ihnen, der zu jener Zeit oft genannte Nandscha, schon Sprachlehrer geworden, und es geschah mit seiner Hilfe, daß Mörike das Evangelium Lukas auf Badaga zum Druck bringen konnte. Aber auch sein Herz erschloß sich je mehr und mehr dem süßen Laut des Evangeliums. Er betete viel und rang beständig mit dem Gedanken an die Taufe und mit der Furcht vor Tod und Gericht. Seine Mutter stand dem Uebertritt entgegen, doch schien auch sie eine Zeitlang nicht fern vom Reich Gottes. Im J. 1853 war Nandscha so weit, daß er sagte: Ich warte nur noch auf meine Mutter und sie wartet nur noch auf die diesjährige Ernte; wenn diese einmal eingeheimst sein würde, dann dürften die Badagas sie wohl ihres Feldes berauben. Aber der Sohn erkrankte und die Mutter trat ferner; endlich verwehrte sie sogar den Missionaren, das Haus zu betreten. Diese aber ließen es sich nicht nehmen, ihren geliebten Zögling noch einmal zu sehen. Nandscha begehrte die Taufe, „aber nicht heute." Umsonst wurde er vor dem Aufschub gewarnt. Bald war es zu spät; er starb und die Mutter erhenkte sich, wurde jedoch schnell wieder abgeschnitten und ins Leben zurückgebracht. Der heidnische Leichentanz begann und Mörike redete noch zu den versammelten Badagas; aber ach! mit wie schwerem Herzen. „Dies ist die erste Leichenrede, die ich am Grabe eines Badaga hielt; aber ach, unter welchen Umständen! Ach, Herr, mußte ich auf dem Heimweg seufzen, ein Tag der Aussaat in großer Trübsal, — aber nicht zu groß, wenn du früher oder später dir aus diesem Jammer ein Lob bereitest!"

Einige weitere Stellen aus Mörikes damaligen Briefen und Tagebüchern werden uns ein noch deutlicheres Bild davon geben, was es heißt, „Säen ohne zu ernten."

8. Juli 1853. — „Ich kam ins Dorf gerade als die Leute mit dem Götzengeräte und den Muscheln und Cymbeln nach dem großen Tempel auszogen. Auf der windstillen Ostseite waren viele Badagas versammelt. Als ich sie fragte, wie sie sich zum bevorstehenden Götzenfest verhalten würden, erhielt ich nach längerem Warten die gewöhnliche Antwort: dieser Dienst geschehe ja im Namen des Herrn, und auf meinen Einwand, daß doch des „Herren" Name nicht Malinga u. dgl. sei, erfolgte wieder die alte Ausrede: es sei eben

so der väterliche Brauch. Zu meiner Verwunderung luden sie mich nun zum Sitzen ein. Ich fragte, ob sie nicht, nachdem sie so lange schon des Herrn Wort gehört, endlich einmal darauf eingehen wollten? ob sie glaubten, wir seien gekommen, sie zu verderben oder ihnen wohlzuthun? Sie gestanden zu, daß letzteres der Fall sei, meinten aber in betreff des Christentums, daß, wenn alle Badagas auf einmal dasselbe annehmen würden, es schon recht wäre; aber wenn nur einer oder einige Christen würden, woher sollten diese Weiber nehmen u. s. w.? Ich zeigte ihnen die Leerheit dieser Ausrede, verwies sie auf Markus 10, 29. 30, las auch Lukas 20, 34—36 und konnte länger darüber reden. Dann kamen sie mit dem sündlichen Wandel der Europäer, die doch das Wort kennen, das wir predigen, aber auch nicht darnach leben; besonders erwähnten sie den Betrug und Meineid von Herrn L., wodurch ihr Vertrauen zu den Europäern sehr erschüttert worden sei. Dies Aergernis mußte ich freilich zugeben, aber als ein von uns selbst tief beklagtes, und fügte hinzu, daß solche in Sünden lebende und Anstoß gebende Christen „viele Streiche" werden leiden müssen. Aber zugleich wies ich das Falsche einer auf solche Fälle gegründeten Entschuldigung nach und erinnerte sie an den seligen Casamajor, der ja Jahre lang als ein Zeuge der Wahrheit durch Wort und Wandel unter ihnen gestanden sei. Da gab's keine Widerrede mehr, denn der teure Entschlafene steht ihnen makellos da und sein christliches Exempel ist ihnen unwidersprechlich. Sie selbst erzählten einige Züge seiner großen Gewissenhaftigkeit und Sittenreinheit; und ich konnte etwas über das selige Ende der in Jesu Gerechtfertigten und ihre gewisse Hoffnung des ewigen Lebens hinzufügen. Dann ging ich bei heftigem Sturm, der mich mehr als einmal umzuwerfen drohte, nach Keckhatti, wo ich den kranken Kackamala, dem mein Senfpflaster gut gethan hatte, etwas besser traf. Er war ein wenig weich und dankbar, daß ihn der Herr am Leben erhalten, denn er selbst hatte geglaubt, es werde zum Sterben mit ihm kommen. Ich forderte ihn auf, jetzt auch Gott die Ehre zu geben und riet ihm dann noch zu einer Arznei, die ich für passend hielt. Er sagte, in drei Tagen, wenn das Fest vorüber sei, wolle er die Arznei nehmen; wenn er sie jetzt während der Feier nehme, so würden die Seinigen nicht mit ihm essen können, sondern sich von ihm fernhalten müssen. Wie weit greift doch noch der Respekt vor den Götzen! Kaum kann der Mann sein Haupt wieder ein

wenig aufrichten, so setzt er lieber das Leben aufs Spiel, als daß er durch Arzneinehmen der Götzenfestfreude einen geringen Abbruch thun würde.

„Darauf zurück nach Keti zum Götzentempel, wo sich einstweilen viele versammelt hatten. Ich setzte mich vor den Tempel hin und redete die Kommenden an. Die meisten hatten ein schlechtes Gewissen und schämten sich ihres eitlen Treibens, hörten auch ein paar Worte der Ermahnung stehen bleibend an. Einige waren kurz angebunden, fuhren mich an und erklärten, sie gehen nach dem Gesetz ihrer Kaste einher. Welche Macht in solcher Gewohnheit liegt, sieht man erst, wenn man nach 1 Petri 1 bedenkt, was dazu gehört, einen Menschen davon frei zu machen. Allerlei Ausreden ließen sich hören: sie gehen bloß des Spiels wegen oder um ihre Kastengenossen auf dem Fest zu sehen. Ein Alter kam von selbst und sagte, seine Zeit des Abscheidens sei gekommen, er wolle nichts mehr vom Götzendienst; er ging auch wirklich nicht in den Tempel, sondern hörte lange, was ich ihm vom Heiland und von der Hoffnung der in seinem Blute Gerechtfertigten zu sagen hatte.“

9. Juli. — „Samstag früh nach Kerhada, ehe die Leute zum Götzen gingen. Die Aufregung im Dorf war aber schon groß. Doch nahm ich mir, trotzdem daß ich zu vielen zugleich reden konnte, die Art dessen zum Muster, von dem es heißt: ‚Er wird nicht zanken noch schreien und man wird sein Geschrei nicht hören auf der Gasse.‘ Die ersten übrigens, mit denen ich zu thun hatte, wollten nichts annehmen. Nach längerem vergeblichen Einladen wandten sie sich endlich ganz weg und ließen mich stehen. Ich ging zu einem zweiten Haufen und wurde grob empfangen. Nach einiger Zeit aber legte sich der Sturm und ich stellte ihnen das Wort des Herrn vor: ‚Niemand kann zwei Herren dienen,‘ weil sie so gern heuchlerisch die Anbetung des lebendigen Gottes mit ihrem Götzendienst vermischen wollen. Da und dort schlug das Wort ein und nötigte ihnen Beistimmung ab, ja sie selbst gaben mir Anlaß, immer mehr von der Wahrheit hervorzuholen, so daß einige noch lange aufmerksam zuhörten. Auch hier sah ich wieder aufs Deutlichste, daß es nur die thörichte Predigt vom Kreuze ist, die endlich die Götzen stürzen wird. Keine Rede, keine Verstandesüberzeugung, ja keine Macht der Erde wird's thun, aber der Kraft des Kreuzes wird es gelingen. Ein weiteres Zeugnis dafür bekam ich kurz darauf in

einer Unterredung mit dem Ortsvorsteher, der aus Gefälligkeit gegen uns nicht zum Tempel ging, sondern zu hause blieb. Dieser machte den Vorschlag (natürlich ohne daß ich den mindesten Anlaß dazu gegeben), ich solle mit ihm in den Tempel hineingehen, dort den Leuten predigen und in meinem oder der Regierung Namen die Säule, welche er selbst vor 6—8 Jahren dem Götzen zu Ehren dort aufgestellt, umwerfen und den Götzen hinausschaffen! Ich erwiderte natürlich, daß dies ihm und seinen Leuten nichts helfen würde, wenn ich in meinem oder der Regierung Namen etwas der Art thun wollte; das sei ihre eigene Sache und vorher müßten sie entschlossen sein, das Heil überhaupt nicht bei den Götzen, sondern beim HErrn zu suchen. Auf diese Erklärung hin nahm er sein Anerbieten zurück und erklärte, unter solchen Umständen bleibe es beim Alten, denn ohne Götzen könne der Badaga nun einmal nicht leben. Zur Bilderstürmerei fühlte ich keinen Beruf in mir, finde auch keinen Vorgang, außer in Israel. Darum ließ ich's bei der Predigt und ging weg. Nur wenn ich gewiß wäre, daß die bisherigen Götzendiener dem HErrn die Ehre geben wollen und nur noch durch einen Rest von Teufelsfurcht sich vom letzten Schritt abhalten lassen, dann, denke ich, würde ich in ihrem Namen handeln und die Götzen zerbrechen."

3. Sept. — „Traf in einem kleinen Dorf einige Badagas beim Gassenkehren an, knüpfte daran etwas von der Reinigung des Herzens, wie nötig sie sei und wie sie geschehe. In Kundesoppe längere Predigt über die Liebe des Vaters zur Welt, die ihn zur Gabe des eingeborenen Sohnes vermochte. Beim Zusammenfassen am Schluß wies ich auf die Furcht des lebendigen Gottes (nach Offb. 14, 7) als ersten Schritt bei der Umkehr zu Ihm. Damit mußte ich die Götzen verdammen. Dies richtete Zorn an, der Widerspruch wurde heftig, der Spott nahm zu, und ich selbst verlor leider die Sanftmut und erlitt eine Niederlage. Es kam nicht mehr ins Geleis; hatte manches darüber zu leiden und mich zu beugen unterwegs. Hatte einen lieblichen Empfang in Keti.... Las nachts noch den ‚Schwäbischen Merkur', blieb aber zu lang auf und schadete mir durch Versäumnis des Gebets und eigensinniges Fortlesen bis gegen 12 Uhr."

4. Sept. — „Sonntag predige über Gal. 5, 25 bis 6, 10; aber leider vieles im eigenen Geist, statt im Geist Christi, — darum innerlich

geschlagen. Mit B. Betstunde, der um Demut und um Glauben an die Bekehrung der Seelen, mit denen wir's zu thun haben, bittet.

6. Sept. — „Jogy kam und wurde wieder bös; diesmal wegen der Kaste. Ich wurde auch bös, und der Karren war verführt. O Herr, erbarme dich meiner und lehre mich predigen; laß mich dir nicht zur Schande sein!“

8. Sept. — „Warum so kraftlos? weil eitel, einbilderisch und unrein, der Gnade nicht offen genug.“

20. Sept. — „O, Gott! Schaffe du ein Neues in mir und durch meinen Dienst!“

„N. sagt, was ich ihm über Buße wegen seiner Sünden ans Herz gelegt, verstehe er so ziemlich, aber ich möchte ihm nur einen Freibrief für den Himmel verschaffen; er habe keinen anderen Wunsch mehr. Ich sagte, der Freibrief sei schon da, er dürfe nur an den Herrn Jesum glauben. Da geht's aber immer auf einen gewissen Punkt und über den kommt's nicht hinaus, weil's an den geöffneten Augen fehlt. Die Alten zu alt, die Jungen zu jung! Herr, öffne du die Augen und die Herzen! — Ueberall sieht's noch aus wie völlige Anfangsarbeit.

27. Sept. — „Ging mit George zum Sawu (Leichenfeier) nach Jedekadu. Auf dem Weg bei schönem Wetter sieht man schon von Ferne die weißen Reihen von Leichengästen an den Bergen hin. Einige, die zu uns stoßen, fragen, ob die vielen Fieberkranken nicht auf eine Epidemie deuten. Die Todesfurcht hält sie gefangen. Der gefährliche Fluß war nicht tief, aber am frühen Morgen etwas frisch. Wir konnten leicht hindurchwaten; an der tiefsten Stelle bis an die Hüften im Wasser. Als wir ankamen, war der Tanz schon in vollem Gange, drei Partieen Tanzender mit je einer Musikbande, in der Mitte der Teru (turmförmiger Baldachin über dem Leichnam) mit fünf Stockwerken, die Hauptgaudas (Dorfvorsteher) im Vordergrund der Zuschauer auf der Dorfmauer, andere als Festordner beschäftigt; alles Interesse absorbiert durch den Tanz. Als Tribünen dienten die Grasdächer der benachbarten Kuhställe. Da man bei dem nichts weniger als harmonischen Lärm von drei Kota-Musikbanden und dem jauchzenden Geschrei der Tänzer kaum sein eigenes Wort hören konnte, so war einstweilen an kein Predigen zu denken und ich folgte einer Einladung auf eine der ferner liegenden Tribünen in der

Hoffnung, wenigstens mit einzelnen reden zu können, bis der Tanz vorüber sein würde. Kaum war dies der Fall, so stürzte sich die Masse der Tänzer auf den nahen Büffelkraal, um die dort eingesperrten Ochsen zu ergreifen und dann, nachdem man sie im Kreise um den in der Nähe auf einem Bett liegenden Leichnam herumgeführt, sie mit Jauchzen ins Weite springen zu lassen. Dies, sagen sie, diene zur Versöhnung der speziellen Sünde, daß der Verstorbene, ein reicher Viehbesitzer, manchmal seine Thiere auf fremdem Felde habe weiden lassen. Hierauf wurde das gewöhnliche Sündenbekenntnis und Gebet gesprochen und dann zur Verbrennung geschritten. Inzwischen hatten sich auf dem freien Rasenplatz viele einzelne Gruppen gebildet. Da war es nun unsere Aufgabe, von Gruppe zu Gruppe zu gehen und das Wort von der Versöhnung zu predigen. Ich hatte mehrere schöne Gelegenheiten und sprach, bis ich buchstäblich nicht mehr konnte. Die letzte Gruppe, zu der ich kam, war auf dem Gras gelagert und lud mich zum Sitzen und Sprechen ein. Ich drang besonders auf die vollendete Erlösung in Christo und ihren völligen, unumstößlich gewissen Genuß im Glauben. Als ich fertig war, sagte einer: „Wenn wir die Götzen aufgeben und den Basava (Stier) nicht mehr als Sündenträger loslassen, so sind wir dem Herrn angenehm.“ Als ich darauf antworten wollte, nahm mirs ein anderer ab und sagte: „Nein, deine Sünden müssen weg, hast's nicht gehört? dafür ist der Sohn Gottes gestorben“ und erklärte noch weiter ganz ordentlich, was ich gesagt. Ich bestätigte, was er gesagt, und fügte noch bei: Wenn des ersten Wort gälte, so würden alle Europäer selig, was aber leider nicht der Fall sei; am rechtfertigenden Glauben liege es für sie und für uns. Damit ging ich weg und hatte auf dem Rückweg noch Gelegenheit, einige Fragen der Mitreisenden über Auferstehung u. s. w. zu beantworten. O Gott, König der Ehren, ziehe ein! ziehe ein! Dir sei Lob und Dank auch für diesen Tag!“

Zwischen hinein gab es für Mörike auch kürzere Zeiten der Erquickung und der fröhlichen Hoffnung. So schreibt er einmal:

„Neulich war ich drei Wochen lang in Kotargiri, wo ich bei Geschwister Ammanns wohnte, die seit einem Vierteljahr zur Erholung sich dort aufhalten. Br. Ammann, der kanaresischer Missionar in Honor ist und bisher daselbst, wie vorher in Mulki, das Evangelium mit großer Treue gepredigt hat, begleitete mich fast auf allen

meinen Predigtausflügen. Wir sprachen gewöhnlich beide, zuerst ich auf Badaga und dann er auf gut Kanaresisch. Diese treue Unterstützung des l. Bruders, mit dem ich auch viel Gebetsgemeinschaft hatte, war mir sehr gesegnet und machte mir meine Arbeit viel leichter. Zuweilen redete ich auch allein, aber dann vertrat er mich und die Leute, mit welchen ich es zu thun hatte, inzwischen direkt beim Gnadenthron. Das heißt unter die Arme greifen, nicht wahr? Ein neuer Zug in unsrer gemeinschaftlichen Arbeit war unsere Predigt in drei verschiedenen Kaffee-Plantagen an den Abhängen unsrer Berge. Die Besitzer dieser Pflanzungen nämlich sind dem Evangelium nicht abgeneigt, und so äußerte Ammann den Gedanken, ob wir nicht bei ihnen um Erlaubnis anhalten könnten, ihren Arbeitern, die meist Badagas sind, an gewissen Tagen predigen zu dürfen. Unser Gesuch wurde freundlich aufgenommen und die Besitzer selbst begleiteten uns an drei verschiedenen Tagen nacheinander an die tief unten im Walde sehr heiß gelegenen Plantagen. Das erste mal hatten wir 50, dann 30 und am dritten Tag 40 Zuhörer. Vorher hatten wir einmal einen Versuch gemacht, ohne den Pflanzer die Leute zu versammeln, um ihnen das Wort zu verkündigen; aber sie wollten nicht hören und weigerten sich mit beharrlichem Eigensinn, etwas anzunehmen. Später, als ihr Herr dabei war, zeigten sie sich alsbald willig, zu hören. Wenn sie's aber zunächst nur ihrem Herrn zu Gefallen thaten, wer weiß, was das Wort, das ja nicht unser, sondern des lebendigen Gottes ist, doch noch ausrichtet? Werdet auch immer fleißiger, die erste und zweite Bitte im G l a u b e n zu bitten! ... Vielleicht steht es nicht mehr lange an, bis wir die erste Badaga-Taufe erleben."

Dann muß er aber wieder einen traurigeren Ton anschlagen:

„Es ist mir manchmal zu Mute wie einem, der bei Nacht durch eine Gegend reist und dann beschreiben soll, was er gesehen hat. Es ist buchstäblich wahr, wenn ich dir sage, daß gegenwärtig mein Hutfutter wochenlang nicht trocken geworden ist vom Schweiß, den es getrunken. Und doch giebt es nichts zu erzählen für die Berichte, weil bei weitem die meisten Erfahrungen entweder ganz alltäglicher Art sind oder so, daß einem dabei zu Mute wird, wie den Kindern Israel an den Wassern Babels. Es ließe sich zur Not noch das eine oder andere erzählen, aber aufputzen mag ich nicht. Nein, Ihr sollt wissen, durch welche Armut es bei uns hindurchgeht. Die

Wasser, durch welche ich gehe, sind tief; aber die Hand des Herrn ist nicht verkürzt."

Der Schluß aber, den Mörike aus dem allem zog, war folgender: „Es scheint, der Herr will uns noch mehr zu Priestern machen, ehe er uns zu Knechten brauchen kann."

7. Ein Jahr in Dharwar, Verheiratung und neue Geduldsarbeit auf den Blauen Bergen.

Zu den Sorgen und Anfechtungen, welche er damals durchzumachen hatte, gehörte auch die Frage über seine Zukunft, ob er in Indien bleiben sollte oder nicht, ob er sich verheiraten sollte oder nicht, u. s. w. Letztere Frage war schon öfters an ihn herangetreten; aber erst jetzt, nachdem seine Gesundheit sich wesentlich gebessert und auch seine Kollegen ihm dazu rieten, dachte er ernstlicher daran, sich eine Schwester zur Gehilfin zu suchen. Hören wir, wie er hierüber an seine Mutter schreibt (1853): „Da man in Indien früher alt wird als in Europa, so konnte ich mir jetzt die Frage nicht länger unbeantwortet lassen, ob ich vielleicht bald oder doch nach einigen Jahren heimkehren und wieder württembergischer Vikar werden, oder in Gottes Namen für Lebzeiten im Missionsdienste bleiben solle. Zum ersten konnte ich mich im Blick auf meine Gesundheit sowohl, die mir eine Heimkehr nicht notwendig macht, als im Blick auf unsere Arbeit nicht entschließen; ja, der Gedanke an die Heimkehr erscheint mir jetzt mehr als Versuchung denn als etwas anderes. Er drängte sich mir jedoch besonders in Rücksicht auf die häufigen Geldverlegenheiten unsrer Missionsgesellschaft öfters auf, da es mir jetzt noch vergleichungsweise leichter würde als manchen anderen Brüdern, die teils verheiratet, teils an besondere Gemeinden gebunden sind, den Missionsdienst zu verlassen. So oft mir aber die Heimkehr zu lieblich erscheinen wollte, nötigte mich die tägliche Führung Gottes in meinem Berufe, den Gedanken zu unterdrücken und mich ganz dem obersten Willen zu überlassen. Bleibe ich aber, ohne rechts oder links zu sehen, auf meinem Posten, so ist die Frage die: ist es der Wille Gottes, daß ich in meinem schweren Berufe für immer ledig bleibe oder allerlei Spuren des Willens Gottes zusammennehme und mich nach einer Gehilfin umsehe? Darüber ins Reine

zu kommen, habe ich die Komite um Heiratserlaubnis gebeten; sagt sie Nein oder erschwert sie mir die Sache, so stehe ich davon ab; sagt sie aber einfach Ja, so ist es mir eine Bestätigung des Resultates, zu dem ich gewiß nicht im Leichtsinn gekommen bin. Ihre Entscheidung sehe ich als den Willen Gottes an. Es ist mir ein ganzer Ernst, wenn ich sage und bete: Herr, bewahre mich vor eigenen Wegen; dem Kreuz will ich dabei auch nicht ausweichen, nur möchte ich es mir vom Herrn selbst aufgelegt wissen. Ihm, der mich bis hieher treu geführt, befehle ich alles. Er wird mich auch ferner vor dem Argen bewahren, der sich so gerne in alles mengt."

Kaum hatte Mörike dies und auch einen ähnlich lautenden Brief an die Komite nach Basel abgeschickt, so kam von eben daher die Weisung, daß er so schnell als möglich nach Dharwar ins Südmahrattaland übersiedeln solle. Das bestürzte ihn sehr, so daß er sich „lange nicht fassen konnte." Doch sammelte er sich wieder und eilte dann, dem Wunsche seiner Vorgesetzten Folge zu leisten.

„Ich war wie vom Schlage gerührt durch den so ganz unerwarteten Brief, der kaum 24 Stunden nach Abgang meines Schreibens in meine Hände kam und mich in eine ganz neue Unruhe versetzte. Mein liebes Keti insbesondere und die Blauen Berge im allgemeinen zu verlassen, kommt mich sehr schwer an. Doch gehe ich mit der Gewißheit von hier weg, daß ich nicht ganz umsonst gearbeitet habe, so ärmlich und kaum des Namens würdig auch mein Dienst am Wort hier war. Ich danke dem Herrn für seine Barmherzigkeit und befehle alles Weitere in seine Heilandshände."

So schrieb Mörike an seine Mutter am ersten Tage des neuen Jahres (1854). Der nächste Brief ist schon aus Dharwar und berichtet über die Reise. „Am 2. Januar verließ ich meine lieben Berge, von Br. Metz und einigen Badagas bis an den Nordabhang auf der Maisur-Seite begleitet. Der Abschied war schwer, sehr schwer, aber doch durch des Heilands Gnadenzuflüsse versüßt. Ich reiste schnell über Maisur ins Kurgland, wo ich Br. Mögling und seine junge Christenfamilie besuchte. Am Erscheinungsfest, zugleich dem Jahrestag seiner Ordination, Hermann Kaundinjas Taufe und ebenso der Taufe seines Neulings Stephanas, war ich bei ihm, sah und spürte seinen Wandel mit Gott und erquickte mich an seinem echten Bruderherzen. Von dort ging ich an die Küste hinunter nach Kannanur, wo ein nochmaliger schwerer Abschied meiner wartete,

von der leidenden Frau Bühler und ihrem Töchterlein, meinem lieben Pathenkinde. Schon am folgenden Tage ging's weiter mit Br. Bühler nach Mangalur. Auf dieser Reise hatten wir noch wichtige Unterredungen und ich erfuhr es kräftig, daß unsere Verbindung keine bloß zeitliche ist.

„Am 14. Januar kamen wir nach Mangalur und freuten uns der vielen Brüder, die bereits vor uns zur Generalkonferenz eingetroffen waren. Da ich bei letzterer nicht amtlich beteiligt war, übernahm ich einige kanaresische und einen englischen Gottesdienst in der Woche, besuchte auch mit einigen Brüdern ein Götzenfest, wobei wir wieder mit Steinen, Dreck und Staub beworfen wurden. Einer von uns trug infolge dessen eine Gesichtswunde davon. Sonntag den 15. Januar war ich bei der Taufe von 60 Heiden in der Tulukirche, bei einer Predigt von Gundert in der englischen Kirche, und am gleichen Tage beim gemeinsamen Abendmahl, das Hebich und Greiner austeilten. Das war ein Segenstag seltener Art. Gott Lob und Dank dafür! Am 23. ging's weiter zur See nach Honor in Begleitung der Brüder Ammann und Würth und dann mit letzterem allein noch 50 Stunden weiter nach Hubli, bei Nacht, meist zu Fuß. (Mannigfach angeregt und beschämt durch Würth's Charakterstärke und Männlichkeit in Christo.) Und jetzt bin ich bereits in Dharwar bei Geschwister Weigle. Ich bin recht dankbar, daß ich diese noch hier angetroffen habe, weil ich so das Heimweh nach den Bergen, das stark an mir nagt, leichter zu überwinden hoffe. Außerdem sind noch die zwei neu angekommenen Brüder Kaufmann und Kittel hier, welche die Sprache lernen und mir künftig zur Seite stehen sollen." Noch einmal machte ihm seine Gesundheit hier zu schaffen, so daß er „ans Schwerste zu denken versucht war." Aber bald wurde es besser.

Unterdessen war übrigens von seiten der Komite die Billigung seiner Heiratsgedanken eingetroffen und durch Vermittelung lieber Freunde und Angehöriger Frl. Louise Burk seine Verlobte geworden, eine Tochter des bekannten langjährigen Herausgebers des „Christenboten", die auch ihrerseits schon als Lehrerin bei Hrn. Dr. Ostertag in Gundeldingen der Mission gedient hatte. Am 6. April schrieb er ihr seinen ersten Brief. „Wurde mir leichter als ich erwartet hatte."

Am 7. April 1854 schreibt er darüber an seine Mutter und Geschwister: „Was Ihr schon beinahe zwei Monate wisset, ist für

Auswahl heraustreten wird, die weiß was sie verläßt und was sie sucht. Zu obiger Bemerkung wurde Hr. Inspektor durch den Eindruck von der allgemeinen Gutmütigkeit der Leute und der vergleichsweisen Leichtfertigkeit, mit der sie von ihren Götzen reden, veranlaßt. Die Abschiedsstunde in Kunnur wird mir noch lange wichtig bleiben."

Hören wir nun auch etwas aus dem Bericht des Visitators über die Mission in Keti:

„Unsere Brüder auf den Blauen Bergen haben einen schweren Dienst. Wer schon die Höhen der Schwäbischen Alb oder der Schweizer Alpen bestiegen hat in der Sommer-Mittagshitze, der kann sich vorstellen, was es ist, auf diesen Bergen umherzuwandeln unter dem Druck der ostindischen Sonne, auf weit schlechteren Wegen als man sie auf den Alpen findet, besonders wenn man dazu nimmt, daß es auf den Blauen Bergen keine Sennhütten und Gasthöfe giebt, die den Wanderer aufnehmen und erquicken. Bruder Metz mußte einmal notgedrungen in einem der Dörfer übernachten; da deckten ihn die Badagas, weil sie selbst nichts hatten, um ihn gegen die Kälte der Nacht zu schützen, mit dem großen Leichentuch zu, in das sie ihre Toten zu wickeln pflegen; — das war denn doch keine sehr angenehme Bettdecke! Indessen bietet dieses Missionsleben auf den Blauen Bergen doch auch manche schöne Seite. Die Badagas lieben unsre Brüder sehr; überall hören sie, wenn auch nicht jedesmal in gleichem Grade, aufmerksam zu. Fast will es mir sogar erscheinen, das Volk in Indien sei im ganzen genommen weit empfänglicher für die Predigt des Evangeliums, als tausende unsrer lauen, gleichgültigen, abtrünnigen und gotteslästerlich lebenden Landsleute."

Bald nach diesem Besuch des Inspektors kam auch Hebich hinauf und brachte, wie immer, „große Freude und bleibenden Segen" mit. Indessen war Mörike mit der Uebersetzung des Evangeliums Lukas in den Badagadialekt fertig geworden. Bühler und Metz revidierten dieselbe und im Oktober 1852 begab sich Mörike über Maisur, Seringapatam und Merkara nach Mangalur, um den lithographischen Druck dieser literarischen Erstlingsfrucht der Badaga-Mission selbst zu beaufsichtigen. Diese Reise war wieder eine Erquickung für ihn. Schon unterwegs predigte er, namentlich bei dem berühmten Götzentempel von Nandschanagudu, in kanaresischer Sprache. „Die Leute waren wie gehalten." Und auch auf dem Rathaus, wo man ihn zur Rede stellte und über seine Person und Reise ausfragte, konnte

„Zu den Kanaresen haben sich aus freien Stücken einige Christenweiber hinzugethan, die den Taufunterricht nochmals mitgenießen möchten. Das ist erfreulich und giebt mir auf ganz ungesuchte Weise einen Einfluß, den ich mit großem Dank als Geschenk vom Herrn annehmen muß. Mein Unterricht besteht diesmal in seiner ersten Hälfte aus einer ausführlichen, frisch aus dem Wort genommenen biblischen Geschichte, zunächst A. Testaments. Ich finde immer mehr, daß der Unterricht vorzüglich in der lebendigen, frischen Darstellung der Thaten Gottes bestehen muß. Trockener Lehrvortrag reicht nicht weit und ist auch nicht Schriftart. Hier bekomme ich auch sehr viel Besuche von Heiden, die entweder Bücher wollen oder mit mehr oder weniger Suchen nach Wahrheit etwas zu hören begehren. Ich fühle das Verantwortungsvolle meiner hiesigen Stellung stark, und wenn ich den Herrn nicht bei mir wüßte, müßte ich verzagen. Mein Bräutigamsgefühl tritt so in den Hintergrund über dem täglichen Andrang von innen und außen, daß mir meine Braut kaum mehr als beim Gebet in den Sinn kommt.“ Noch in seinem letzten Missionsvortrag in Stuttgart kurz vor seinem Tode gedachte Mörike namentlich Einer lieblichen Erfahrung, die er in Dharwar gemacht. „Eines Abends stand ein Mann in dem Missionshof, der mich zu sprechen wünschte, dessen fremdartiger Dialekt des Kanaresischen auf sein Herkommen aus großer Ferne schließen ließ. Als ich ihn begrüßte und ins Haus einlud, gab er sich als einen kanaresischen Bauern zu erkennen, dessen mir unbekannte Heimat etwa 50 Stunden von Dharwar liegen mochte. Er erzählte kurz Folgendes: Er habe in seiner Heimat in der Hand seines geistlichen Lehrers, eines Heiden, ein Buch gesehen, in dem neben dem gedruckten Texte, den er nicht lesen konnte, auch Bilder gewesen seien und unter diesen besonders zwei, nämlich das Bild eines alten sündigen Menschenherzens mit all seiner Unreinigkeit und Lieblingssünden in Gestalt von Thieren abgebildet, auf der andern Seite das Bild von einem neuen gereinigten und vom Geiste Gottes bewohnten Herzen. Nachdem er diese Bilder gesehen, haben sie ihm keine Ruhe gelassen; er habe gefühlt, ein solches Herz sollte er bekommen; aber wie das anzugreifen sei, habe ihm sein heidnischer Lehrer nicht sagen können. Endlich habe er gehört, daß es in Dharwar und Hubli Missionare gebe, die einem sagen können, wie man ein neues Herz bekomme. Er habe nun lange versucht, seinen Lehrer zu veranlassen, mit ihm die

Reise zu unternehmen, und er sei anfangs willens gewesen; aber zuletzt haben ihn weltliche Rücksichten bestimmt zu hause zu bleiben. Er selbst aber sei nun mit seiner Familie gekommen. Letztere hatte er vor der Stadt draußen gelassen und holte sie jetzt auch herbei. Nachdem sie bei uns untergebracht war, fing ich alsbald den Unterricht mit ihnen an. Da sie aber nur jene Bilder gesehen und nie mit einem Christen in Berührung gekommen waren, noch irgendetwas vom Evangelium vernommen hatten, so waren sie noch in großer Unwissenheit und faßten die Heilswahrheiten nur sehr langsam. Aber nach 8monatlichem Unterricht wurde die ganze Familie getauft und der Gemeinde einverleibt. An diesem Beispiel sehen wir, daß der Herr heute noch den Heiden in weiter Ferne Sternlein aus Jakob aufgehen läßt, die sie dahin führen, wo sie hören und durchs Hören zum Glauben kommen können an den Heiland und König, der eingesetzt ist auf Zion, dem die Heiden zum Erbe und der Welt Enden zum Eigentum gegeben sind. Hallelujah!"

Aber der Aufenthalt in Dharwar sollte nicht lange währen. Nur einige Monate nach seiner Ankunft daselbst erhielt er die Nachricht, daß Missionar Bühler auf den Blauen Bergen gestorben war. „Was unsere Herzen gegenwärtig und wohl noch lange tief bewegt, ist der unerwartete Heimgang unseres l. Bühlers. Auch zuhause wird der Eindruck ein sehr ernster sein. Die Mission hat einen harten Schlag erlitten. Die Nilagiris sind wie verwaist, weil auch Br. Metz sehr leidend ist. Viele reden von meiner Rückberufung nach Keti und ich selbst muß sie um der vorliegenden Umstände willen für wahrscheinlich, ja wünschenswert halten. Doch möchte ich in keiner Weise selbst etwas dazu beitragen. Keine Privatneigung soll mir den Weg des Herrn verdunkeln. Er wird die Komite das Rechte treffen lassen. Wenn sie nur zeitig genug zu einem Beschluß kommen kann, damit die l. Louise weiß, wo sie ihr Ziel finden wird, wenn sie auf die Reise geht. Bühler stand mir am nächsten von allen Brüdern. Seit dem Heimgang des l. Hofacker hat mich kein Todesfall so angegriffen. Mit ihm hatte ich am längsten zusammengelebt, gearbeitet, getragen und gebetet, so daß unsere Herzen aufs Innigste verbunden waren. Meine letzte Reise mit ihm von Kannanur nach Mangalur war eine wahre Festreise für mich. Das Innerste schloß sich bei ihm und bei mir aufs ungezwungenste auf und wir kannten und liebten uns als Brüder in dem Herrn."

Indessen stand die Arbeit in Dharwar nicht still. „Vor einigen Tagen kam ein bettelnder Brahmane und bat um Aufnahme. Ich nahm ihn auf, sagte ihm aber, daß er das Betteln mit der Arbeit vertauschen müsse. Das sagte ihm nicht zu, und so verließ er uns wieder am folgenden Tage. Gestern Morgen kam ein Weib aus der Musikantenkaste mit ihrem sechsmonatlichen Kinde und bat um Aufnahme; sie wolle nichts mehr mit den Götzen zu schaffen haben, sondern dem wahren Gott dienen. Ich nahm sie auf Probe an. Nachmittags kam ihr armer verkrüppelter Mann, der um einer Schwäche in den Füßen willen auch die Hände zum gehen braucht, begleitet von seiner Mutter und Tante, und bat sie mit ihm zurückzukehren. Sie blieb aber bei ihrem Entschluß bei uns zu bleiben und gab ihm ihre Armspange zurück zum Zeichen, daß sie ihn aufgegeben. Dieser Fall ist einer von den schwierigsten. Der Mann ging weg mit der Drohung, sich klagend an die Obrigkeit wenden zu wollen. Ich weiß noch nicht, was es werden wird. Wenn sie wirklich das ewige Leben begehrt, so hat's keine Not. Aber das muß sich erst noch zeigen. Es sind noch mehrere da, die Christen werden wollen. O Herr, ziehe du die Seelen zu dir! ist mein Flehen." Mörike hatte sich schon so auf seinem neuen Posten eingearbeitet, daß er trotz der alten Liebe zu dem Bergvolk auf den Nilagiris gern in Dharwar geblieben wäre.

Noch vor Schluß des Jahres aber kam von der Komite die Weisung, daß er nach Keti zurückzukehren und Br. Bühlers Arbeit zu übernehmen habe. „Die in vieler Beziehung gebrechliche, aber eben doch aus dem rohen Heidentum herausgekommene Gemeinde zu verlassen, fällt mir nicht leicht. Aber ich bin berufen und so gehe ich. Auf den Blauen Bergen treffe ich keine Gemeinde, sondern ein hartes Ackerfeld, in dem aber mehr als Ein edles Waizenkorn liegt, das seiner Zeit ans Licht hervorsprossen wird, obgleich es jetzt ganz erstorben scheint. Nach dem Wunsch der Komite sollen in Keti bedeutende Veränderungen vorgenommen werden, einiges eingerissen, anderes umgebaut werden. Dies wird keine leichte und zum Einstand keine angenehme Arbeit sein. So wird's noch manches Kreuz und Kreuzlein geben. Dann werden wir aber zusammen tragen, das wird's leichter machen. Wir wollen Kreuzträger sein und unsrem Heiland nachfolgen. Ich hab's schon mit der l. Lily so ausgemacht, ehe ich sie selbst gesehen. Nun noch etwas Erfreuliches

aus dem Missionsleben. Vorgestern Abend verabschiedete ich mit Ansprache und Gebet sechs hiesige Christen, die aus eigenem Antrieb sich entschlossen, ihren Webstuhl, Kupfer- und Goldschmiedwerkstätte eine Zeit lang stehen zu lassen und eine Reise anzutreten, auf der sie 14 Tage oder 3 Wochen lang unter ihren heidnischen Mitbrüdern von der Auferstehung Jesu zeugen wollen. Jene Abschiedsstunde war mir viel wert. So muß es kommen, wenn das Wort Gottes laufen soll in diesem finsteren Lande. Der Herr, der sich zu den Schwachen bekennt, wird sie nicht ohne Segen lassen. Wann werde ich auf den Bergen etwas Aehnliches erleben?"

Unterdessen war Mörikes Braut in Mangalur angekommen. „Du Herr, mußt mich dabei leiten; o laß mich ja keine eigenen Wege gehen"— so hatte er seit Jahr und Tag im Blick auf seine Verheiratung gebetet. Mit voller Ruhe und innigem Dank gegen Gott konnte er daher jetzt seine teure Braut in Empfang nehmen. Am 1. Febr. 1855 wurde ihm dieselbe in Mangalur durch Missionar Weigle angetraut, und so bald als möglich ging es dann in die alte, jetzt freilich auch ganz neue Heimat, nach Keti hinauf. Aber es waren keine Flitterwochen oder -jahre, die damit anbrachen, sondern eine abermalige Prüfungs- und Wartezeit. Aus der von Hrn. Helfer Rieger an Mörike's Grabe gehaltenen Rede entnehmen wir darüber Folgendes: „Wohl die schmerzlichsten und tief einschneidendsten Heimsuchungen waren diejenigen, welche der Herr unserem Freunde im Laufe seines Ehestandes widerfahren ließ. Das schönste und süßeste Glück seines Erdenlebens war die Ehe mit der vom Herrn ihm zugeführten geistes- und herzensverwandten Gattin. Aber . . . . ." Und damit fangen die „Aber" an.

Einer der ersten Schläge, welcher die Neuvermählten traf, war die Nachricht vom Tode des teuren Weigle, der sie getraut hatte. Mörike hatte denselben stets geliebt und wert gehalten. Einen tiefen Eindruck machte es jetzt auf ihn, daß dieser gediegene Missionsarbeiter noch kurz vor seinem Ende das Bekenntnis abgelegt: „Ich sterbe als armer Sünder, als besonders armer, weil ich soviel Gnade versäumt habe." Die einfache Bemerkung, welche Mörike dazu in seinem Tagebuche macht: „O Herr, mache mich bereit!" ist recht bezeichnend für ihn.

An den Badagas erlebte er auch jetzt nichts Erfreuliches. Sie zeigten sich fast härter als zuvor. Namentlich erfanden sie allerlei

Verleumdungen gegen die Missionare, als tauften diese die Leute mit Fleischbrühe, um die Kaste zu verderben, und als würden im christlichen Gottesdienst Menschen geschlachtet u. dergl. mehr. Dazu kam Unwohlsein und Krankheit nicht nur bei seiner Frau, sondern auch bei Mörike selbst. „Eine weitere Uebung, die der Herr für gut fand uns aufzuerlegen, war ein Unwohlsein, das mich nun schon zwei Monate zuhause hält und noch nicht ganz gewichen ist. Ich kann zwar fast täglich, wenn ich nicht zuviel Schmerzen habe, die kanaresische Hausandacht halten und am Sonntag zweimal Gottesdienst, aber sitzend. Sonst fühle ich, daß mich der Herr in die Stille geführt hat und mit meinem Herzen redet. Wenn ich keine schriftliche Arbeit habe, was meist der Fall ist, so ist Gottes Wort meine süße Beschäftigung. Wenn Ihr meint, ich hätte nichts mit Soll und Haben zu thun, so irrt Ihr Euch sehr. Im letzten Jahr sind nicht weniger als 6000 Rupies durch meine Hand gegangen, für die ich Rechnung stellen muß. Eine ganze Reihe einzelner Rechnungen, wie Schulrechnung, Armenrechnung u. s. w. muß ich selber führen. Vielleicht nimmt L. mir mit der Zeit das eine oder andere davon ab.

„Einiger Unterricht, den ich im Hause unserem Katechisten und Schulmeister und einigen Badaga-Jungen geben kann, ist mir ein Ersatz für sonstige Entbehrungen. Da ich ans Haus gebunden bin, sind Lily und ich fast mehr bei einander und auf einander angewiesen als je zuvor. Im Leiden lernt man sich in seiner Schwachheit und nackten Natürlichkeit erst recht kennen. Aber Dank der Gnade Gottes, es giebt auch fast nichts, was die Liebe so hervorlockt und thätig macht, sie so läutert und nährt als das Leiden. Wir sehen uns gegenseitig tiefer ins geistliche Gesicht in dieser Zeit der Prüfung, und der Grund, auf den wir gründen, wird uns sozusagen deutlicher ins Licht gestellt als in gesunden Tagen. Wir haben schon in dieser Krankheit selige Stunden, besonders an Sonntagen, verlebt, da wir die Nähe und den Frieden Gottes unseres Heilandes fast ungestört genießen durften. Mit dem Sprachstudium ist es noch nicht weit gediehen; es ist daher ein Glück, daß Lily ihren Strick- und Nähunterricht bei den Mädchen durch bloßes Zeigen und Vormachen geben kann, ohne sprechen zu müssen. Wenn ich sie so unter den Mädchen sitzen sehe, muß ich immer denken, das sei das reine Gegenspiel von einer Judenschule, denn stundenlang

geht es so stille zu, daß man ein Mäuschen hören könnte. Dabei ist's sehr lobenswert an den Schülerinnen, daß sie ihre Zungen so wacker im Zaume halten und dem guten Beispiel ihrer Lehrerin so musterhaft folgen."

Für einen kurzen Augenblick wurde dies oft gar stille und zuweilen sogar trübe Leben durch die Geburt eines lieblichen Kindes unterbrochen. Es war gerade die Weihnachtszeit und die Herzen der Eltern wurden weit von Lob und Dank gegen den Geber aller guten Gaben. Aber schon am 7. Januar des neuen Jahres (1856) mußte Mörike seinen Erstgebornen wieder hergeben, während die Mutter auf den Tod krank darniederlag. Was damals das so heimgesuchte Elternpaar im fremden Lande, in größter Einsamkeit und Verlassenheit, durchzumachen und zu erdulden hatte, da — um nur eines zu nennen — der Vater eigenhändig das Särglein für das Kind verfertigen helfen mußte, — das ist schwer nachzufühlen. Aber sie nahmen es alles mit williger Ergebung an. „Nur 18 Tage durften wir das l. Kindlein behalten, dessen liebliches Dasein so manche stille Freude bereitete. Ich fühlte mich leider der Gabe so sicher, daß ich fast vergaß, daß es ein freies Gottesgeschenk sei, das er jeden Augenblick zurückfordern könne. Seit Er genommen was Er gegeben, ist mir das alles sehr ernst zum Bewußtsein gekommen. Ich fühle, was der Herr mich lehren wollte, und kann Ihm dafür danken. Unser l. Erstgeborner ist bei Ihm, dem Kinderfreund, und wenn's anginge, würden wir lieber jetzt gleich auch dorthin gehen: aber wir sollen noch warten und dürfen uns noch mehr zu Kindern machen lassen, weil Er uns noch nicht brauchen könnte. Ach, daß Er seinen Zweck an uns vollkommen erreichen möge! — Ein Badaga meinte, wir hätten es am Gebet fehlen lassen, darum habe der Herr unser Kind zu sich genommen; ein anderer sagt, es sei geschehen, damit ich meine Predigtreisen ungehinderter machen kann. — Der Herr klopft sehr bei uns an, ach, daß wir ihm recht aufthun möchten!"

Noch Schwereres aber war den zärtlichen Eltern mit dem zweiten Söhnlein, Christian Karl, das ihnen am 1. Mai 1857 geschenkt wurde, aufbehalten. Schon die Entfernung von diesem einzigen Kinde, als es in Europa erzogen werden mußte, während die Eltern in Indien waren, gehörte zu den schwersten Opfern, wie sie freilich auf dem Gebiet der Mission kaum eine Ausnahme, sondern eher die Regel sind. Doch davon später! Es wären all' diese Leiden und Trübsale

verhältnismäßig leicht gewesen, wenn sich unter den Badagas auch nur etwas wie Lebensregung oder Erweckung gezeigt hätte. Unermüdlich arbeitete Mörike und neben ihm der für nichts anderes lebende Br. Metz unter diesem unschlachtigen Volke, dem sie bis an ihre entlegensten Niederlassungen nachgingen, zumal in der Zeit einer schrecklichen Pocken- und dann wieder einer Cholera-Epidemie. „Fast täglich werden Seelen abgerufen, mit denen wir schon auf Tod und Leben zu thun hatten, und doch sterben sie so hoffnungslos als ihre Väter." Bin ich denn auch für dies Volk berufen? Bin ich überhaupt „gesandt"? so mußte sich Mörike oft fragen. Und als Antwort hieß es dann: „Ja, Herr, aber ich habe meine Sendung oft verkannt und verfehlt; o, laß sie mich besser verstehen!"

„Mit großer Treue," heißt's in einem Basler Bericht von den Brüdern in Keti, „ziehen sie Jahr aus Jahr ein über die steilen Berge, durch die heißen Schluchten, durch die brückenlosen Gebirgswasser, wo sie schon manchmal der Gefahr des Ertrinkens ins Auge schauten, und müssen sich's wohl auch gefallen lassen, daß, wenn in der Einöde ihre Lebensmittel ausgehen, die Bitte um einen Becher Milch von den Eingebornen verweigert wird. Von den zahlreichen Dörfern der Badagas mögen wohl nicht mehr viele sein, welchen die Botschaft vom Reich Gottes nicht gebracht worden wäre. An Regungen des Gewissens, an Zügen des Geistes fehlt es keineswegs; aber der Bann der väterlichen Sitte und die Verzagtheit, zuerst herauszutreten, ist noch nicht durchbrochen." Und Mörike selbst schreibt: „Wir machen manch' liebliche Erfahrungen, aber keine, welche bestimmte Hoffnung auf baldige Bekehrung geben würde. Manchmal verlassen wir ein Dorf oder einen einzelnen Heiden mit dem Gefühl nicht nur, sondern mit der gewissen Ueberzeugung, daß der Herr mit uns gewesen und daß die Lieblichkeit oder der Ernst seines Evangeliums einen tiefergehenden Eindruck gemacht haben, und wenn wir nach einiger Zeit wiederkommen und finden nicht bloß den ganzen Eindruck weggewischt, sondern die alte Härtigkeit in dreifacher Potenz wieder, so bleibt uns nichts übrig, als den Argen anzuklagen, der kommt und wegnimmt, was in den Herzen gesäet war. Der Herr aber hat seine Zeit, dem Starken seinen Raub zu entreißen. O, daß diese bald käme — unser Glaube geht oft nahe zusammen."

Eine Rundreise auf der Insel Kiuschiu.

Wie in Japan sich das Evangelium immer weiter ausbreitet, davon erhalten wir einen lieblichen Eindruck, wenn wir Missionar Hail auf einer Rundreise begleiten, die er im Frühjahr 1886 durch einen Teil der Insel Kiuschiu gemacht hat, um die dortigen presbyterianischen Gemeinden zu besuchen und einer Synode derselben beizuwohnen.

Zuerst kam er nach Kuroje, wo die früher ziemlich schwache Gemeinde bedeutende Fortschritte gemacht zu haben schien. Vor einigen Jahren war ein herumreisender Geschichtenerzähler, deren es in Japan viele giebt, in Osaka in eine Kirche gekommen, hatte das Evangelium gehört und sich bekehrt. Da er nicht lesen konnte, bat er den eingebornen Pastor, ihn das japanische ABC zu lehren, und bald war er soweit, daß er das Neue Testament selbständig lesen konnte. Seinem früheren Beruf konnte er als Christ nicht wohl nachgehen, da die meisten Geschichten, welche in Japan erzählt und gern gehört werden, durch und durch heidnisch und zum großen Teil recht unanständig sind. So lernte er das in Japan sehr beliebte Massieren und verdiente sich damit sein tägliches Brod. Nebenbei aber trat er als Straßenprediger auf und las seinen Kunden aus dem Neuen Testament vor. Dieser Mann war nach Kuroje gekommen, und die dortigen Christen hatten ihm freie Wohnung und Kost angeboten, wenn er in Stadt und Umgegend den Dienst eines Evangelisten versehen wolle. Das hatte er mit Freuden angenommen. Jetzt konnte Missionar Hail hier zwei Männer, beides Familienväter, taufen. Mehrere andere Taufbewerber wurden bis auf weiteres zurückgestellt.

Die nächste Station war Wakajama, wo zwei amerikanische Damen, Frl. Orr und Duffield, an der Arbeit sind. In ihrer Sonntagsschule haben sie in vier Klassen ungefähr 80 Männer, Frauen und Kinder, und außerdem hat die Gemeinde eine englische Schule errichtet, welche von 100 Schülern besucht wird, die zwischen

8 und 40 Jahren alt sind. Morgens und abends wird gebetet und gesungen. In den höheren Klassen unterrichten neben einigen eingebornen Lehrern die beiden Amerikanerinnen, und in den unteren helfen die vorgeschritteneren Schüler. Das Schulgeld beträgt soviel, daß die Lehrer davon besoldet werden und vom Ueberschuß noch eine Freischule für ganz arme Kinder hat errichtet werden können. Dieselben erhalten nicht nur den Unterricht, sondern auch die Bücher und alles andere umsonst. Außer lesen, schreiben und rechnen, lernen sie auch biblische Geschichte. Als Missionar Hail hinkam, war diese Schule, welche nur des Abends gehalten wird, eben erst eröffnet, zählte aber schon etwa 30 Schüler. Außerdem hält Frl. Orr eine Bibelstunde für Frauen, die fleißig besucht wird. Bei seiner Anwesenheit in Wakajama konnte Missionar Hail 6 Neubekehrte taufen.

Dann ging's weiter nach Iwade, wo gepredigt und eine heidnische Schule besucht wurde, deren Lehrer im Herzen fast schon ein Christ ist. Er bat den Missionar, seinen Schülern eine Ansprache zu halten, und bestätigte dann selbst das von ihm über Christus und das Wort Gottes Gesagte als eine Wahrheit, die sie alle recht beherzigen sollten; ja, er forderte sie auf, zum Zeichen ihres Dankes alle aufzustehen und sich tief vor dem Missionar zu verneigen, was denn auch prompt ausgeführt wurde. Am Abend fand eine Versammlung statt, an welcher außer einem Polizisten, dem einzigen Christen des Ortes, auch dieser Schulmeister und andere Heiden teilnahmen, die auswärts mit dem Christentum bekannt geworden waren und sich nun recht freuten, daß einmal auch zu ihnen ein Missionar gekommen war, darunter ein Soldat, der viel vom letzten japanischen Bürgerkrieg zu erzählen wußte.

Noch wurden Oi Mura, Haschimoto, Godscho, Gosei und andere Ortschaften besucht. Dann ging es südwärts nach Iwasa, wo ein Gemeindeglied aus Tanabe auf eigene Hand missioniert und bei mehreren Personen ein Verlangen nach weiterer Belehrung geweckt hatte. Diese erschienen jetzt mit ihren Bibeln und machten Fragen über allerlei Stellen, die sie nicht verstanden hatten, z. B. über das unauslöschliche Feuer, das die Spreu verzehren soll u. dergl. Wenn der Missionar da befriedigend antworten soll, muß er nicht nur ein rechter Theologe sein, sondern auch all' die buddhistischen und konfuzischen Vorstellungen genau kennen, welche die Heiden in die

Bibel hineintragen oder wenigstens an's Bibellesen mitheranbringen. Sonst kann er nicht einmal ihre Zweifel und Anstöße recht verstehen.

In Tanabe waren 9 Personen, die getauft zu werden wünschten und von denen 7 auch wirklich die Taufe erhielten. Der selige Tod eines bekehrten Trunkenbolds hatte auf Christen und Heiden einen tiefen Eindruck gemacht. Nach längerer Bewußtlosigkeit bei heftigem Fieber hatte der Sterbende sich noch das Lied: „Christi Blut und Gerechtigkeit" singen und einen Bibelabschnitt vorlesen lassen, um dann selbst in einem ergreifenden Gebet sich und die Seinigen, besonders seine Mutter, sowie die ganze Gemeinde, dem Herrn zu befehlen. Solch ein Sterben hatte man in Tanabe noch nicht erlebt. Es war so recht ein Stück von dem Neuen, das durch die Religion Jesu dahin gekommen. Aber nicht erst im Sterben zeigt sich das. Ein anderes Gemeindeglied, ein Essigfabrikant, trifft auf der Landstraße mit einem gar niedergeschlagen aussehenden Heiden zusammen. Er fragt ihn, was er habe, und hört nun folgende Geschichte: „Ich bin Schulmeister und noch nicht lang aus Wakajama in diese Gegend — nach Susame — gezogen. Vor einem halben Jahr wurde ich schwer krank und mußte lange das Bett hüten, und ehe ich noch aufstehen konnte, wurde auch mein Weib krank. Noch jetzt sind wir beide so schwach, daß wir uns kaum rühren können, und zu allem ist nun auch unser ältester Sohn erkrankt. Unser Geld ist verbraucht, Möbel und Kleider sind verkauft; jetzt haben wir nichts als Schulden und Kinder. Da bin ich denn gerade imbegriff, unsere 10jährige Tochter an den Inhaber eines Freudenhauses zu verkaufen. Es thut mir weh; aber wir wissen uns sonst nicht zu helfen" Darauf der Christ: „Guter Freund! Das darfst du nicht thun. Der liebe Gott, der dir deine Kinder gegeben hat, kann sie wohl auch versorgen. Er ist unser Vater; er hat die Haare auf unserem Haupte gezählt; ohne seinen Willen fällt kein Sperling vom Dach, und wir sind besser als viele Sperlinge. Er will uns und unsere Kinder selig machen und uns gerne geben, was wir an Leib und Seele bedürfen, wenn wir nur ihm vertrauen u. s. w." Es folgt eine lange Unterredung nicht nur mit dem armen Schulmeister, sondern auch mit seiner Frau. Der Christ giebt ihnen, was er gerade bei sich hat, um ihnen aus der größten Not zu helfen, und nimmt dann das arme Mädchen, dem schon ein so trauriges Schicksal gedroht hatte, mit sich, um es eine Zeitlang in seinem

Hause zu behalten. So wirkt der Sauerteig, und die Christen beweisen sich als ein Salz mitten in der heidnischen Fäulnis, die auch in Japan groß ist.

In Schingu, wo Frl. Leavitt stationiert ist, wurde ein Neubekehrter (ein Schulmeister) getauft, und in Kosa der eine Christ, der dort einen recht schweren Stand hat, durch einen Besuch erfreut. Dann ging's zurück nach Tanabe, wo vom 13.—16. Mai eine Distriktssynode gehalten wurde, bei der 5 Gemeinden vertreten waren. Alle Geschäfte wurden im Frieden erledigt, für Kirchen- und Missionszwecke ansehnliche Summen von den eingebornen Aeltesten verwilligt, drei junge Männer als Predigtamtskandidaten anerkannt und die Kosten ihrer weiteren Ausbildung teilweise übernommen, ein Frauenmissionsverein vorgeschlagen u. s. f. Eine gesellige Vereinigung machte den Schluß.

So erleben die Missionare gar manche Freude, oft an Orten, wo vor ihnen kaum ein Prediger gewesen. Auf allen Seiten geht das Gleichnis von dem selbstwachsenden Samen in Erfüllung, und man begreift es, wenn schon Stimmen sich erheben, die eine baldige Christianisierung ganz Japans voraussagen.

Missions-Zeitung.

Afrika.

Man hört gegenwärtig viel von Selbsterhaltung in der Mission: die Heimat solle nur Arbeiter senden, das Geld müsse in der Heidenwelt selbst aufgebracht werden. Ganz anderer Meinung ist ein baptistischer Missionar Harvey in Abeokuta. Er hat ausgerechnet, daß von dem Geld, das die Gesellschaft ausgiebt, um Einen ledigen Missionar 12 Jahre lang in Afrika zu unterhalten, nicht weniger als 35 Negerknaben von ihrem 8. bis zu ihrem 20. Jahr beköstigt, bekleidet und unterrichtet werden könnten, und macht nun allen Ernstes den Vorschlag, wenn es an Geld zur Erziehung solch eingeborner Arbeiter fehle, doch lieber einen Missionar nach Amerika zurückzurufen und das hiedurch ersparte Geld in der bezeichneten Weise zu verwenden, dann werde man in 12 Jahren 35 wohlerzogene christliche Lehrer, Prediger und Dolmetscher aus den Eingebornen haben, die länger und nachhaltiger in Afrika wirken können als irgend ein Ausländer, der ja eigentlich immer nur Vorbereitungen zur Arbeit treffe und kaum je zur wirklichen Arbeit komme, teils

wegen der Sprachenschwierigkeit, teils wegen des ungesunden Klimas. Also nicht: „mehr Missionare und weniger Geld!“ sondern „weniger Missionare und mehr Geld!“ denn „einige wenige Missionare mit viel Geld können viel mehr in Afrika ausrichten, und das in kürzerer Zeit, als eine ganze Schar von Missionaren mit wenig Geld.“ Das klingt sehr plausibel und es ist auch etwas wahres daran, nämlich das, daß wenn man einmal einen so teuren Artikel, wie ein auf Kosten der Gesellschaft erzogener und ausgerüsteter europäischer Missionar ist, hinausgesandt hat, man kein Geld sparen sollte, um ihn so lange als möglich arbeitsfähig zu erhalten und seine Arbeitskraft durch Gewährung aller erreichbaren Hilfsmittel und Hilfskräfte gleichsam zu multiplizieren. Das Rechenexempel inbetreff der zu erziehenden Eingebornen aber ist grundfalsch; denn wenn es schon in Europa in keines Menschen und in keiner Gesellschaft Macht steht, aus 35 noch so begabten und willigen Knaben auf dem Wege der Erziehung auch nur zehn brauchbare Missionare zu machen, wie soll es denn in Afrika gelingen, 35 Knaben durch 12 jährige Schulung einfach in tüchtige Arbeiter zu verwandeln? Da müßte wahrlich erst der Stein der Weisen gefunden werden. Fabrikmäßig läßt sich da nichts ausrichten. Der Missionar muß vor allem selbst die Sprache gründlich lernen, muß möglichst lange im Lande bleiben, muß sich seine Gehilfen, wie Gott sie ihm zuführt, heranziehen und, wenn das nötige Material an Lernenden wie an Lehrenden vorhanden ist, wohl auch eine Evangelistenschule, ein Predigerseminar u. dergl. gründen. Aber zu alle dem ist mehr nötig als Geld. Und daß es weise ist, mit ausländischem Geld inländische Prediger zu erziehen und ihr Lebenlang zu verhalten, das ist noch lange nicht bewiesen. Die bekannten Erfahrungen in der Karenenmission haben eher das Gegenteil wahrscheinlich gemacht. Aber den amerikanischen Baptisten in Abeokuta ist es eben sehr um eingeborne Gehilfen zu thun; ihr Bedürfnis ist in dieser Beziehung wirklich ein schreiendes. Hören wir sie selbst! „Die englische Kirche hat hier,“ schreibt Missionar Harvey, „eine ganze Schar gebildeter junger Männer und Frauen, auf welche sie stolz ist. Uns stehen diese aber nicht zur Verfügung, und doch müssen wir Dolmetscher, Schulmeister und dergl. haben, so bleibt uns nichts anderes übrig, als die von der englischen Mission Ausgeschlossenen anzustellen, wie das bis jetzt unsere Uebung gewesen ist, weil wir eben keine andere Wahl hatten!“ Das ist doch einmal ein offenes Geständnis, für das wir dankbar sein müssen! Aber was beweist dasselbe? — daß die amerikanischen Baptisten in Abeokuta — nach Einer Seite wenigstens — Schmarotzer sind, die vom Abfall der englisch-kirchlichen Mission leben. Warum sind sie überhaupt in Abeokuta? Lehrt nicht die Missionswissenschaft, ja lehrt nicht schon das Neue Testament, daß es nicht weise und nicht recht ist, auf einen fremden Grund zu bauen!?

— In „Jäckels theolog. Vierteljahrsschrift" heißt es über die Taylor'sche Mission: „Die bisherige Entwicklung dieses neuesten Missionsunternehmens muß jedermann sofort eine Wahrnehmung nahe bringen, nämlich die, wie sehr diejenigen im Unrecht waren, welche in demselben das Produkt einer gefährlichen Schwärmerei sahen. Es scheint, daß diese Leute aus den Berichten, die dem Publikum gegeben wurden, den Schluß zogen, daß Bischof Taylor imbegriff stehe, mit einem Haufen Frauen und Kinder mitten in Afrika hineinzuplumpsen in der Erwartung, daß der liebe Gott für das Weitere schon sorgen werde. Statt dessen geht der Bischof in ganz vernünftiger Weise, wie ein guter Haushalter, zu Wege. Er rüstet seine Leute aus mit allen Mitteln zu einer permanenten Niederlassung (nebenbei gesagt, waren sie auf ein Jahr mit Vorräten versehen); dann wählt er passende Plätze aus, sorgt dafür, daß sie daselbst ihren Unterhalt finden, und gründet so Stationen mitten in heidnischer Finsternis..... Und wenn auch dieses noch abenteuerlich klingen sollte, so möchten wir hier einfach die Frage aufwerfen: wenn die ganze kommerzielle Welt Europas sich rüstet, die Reichtümer des Innern Afrikas auszubeuten, ist es dann etwas unvernünftiges, die Erwartung zu hegen, daß eine Anzahl arbeitsamer Missionare da ihren bescheidenen Lebensunterhalt finden können, wo andere sogar Reichtümer zu sammeln erwarten? Näher besehen, stellen sich diese so sehr angefochtenen Unternehmungen einfach als Missions-Kolonien heraus, die durch Arbeit und Ausbeutung der Hilfsquellen des Landes ihre Existenz sichern und dabei den Eingebornen die große Predigt christlichen Familien- und Gemeindelebens vor Augen führen. Der Unterschied zwischen diesen Männern und den Boten der Missionsgesellschaften ist doch wohl nur der, daß sie keinen Gehalt für sich aus der Heimat beziehen, sondern für sich selbst sorgen..... Und haben nicht andere Gottesmänner ähnliche Gedanken gehegt? Wir erinnern hier nur an Goßner in Berlin und an Spittler in Basel..... Soweit die Nachrichten aus den neugegründeten Missionsstationen reichen, lauten sie höchst ermutigend, und alle ängstlichen Gemüter sollten sich beruhigt fühlen."

Was wir an Bischof Taylor auszusetzen haben, ist weniger seine „Methode" oder seine „Schwärmerei", als vielmehr die irreführende, fast sophistische Art, wie er von einer selbsterhaltenden Mission spricht, wo doch von Selbsterhaltung keine Rede sein kann. „Wir haben unsere Selbsterhaltungsgrundsätze nicht aufgegeben, sondern sie nur den neuen Umständen angepaßt." Diese „neuen" Umstände sind aber nichts anderes, als die altbekannte Thatsache, daß man es in Afrika „mit barbarischen Heiden zu thun hat, welche die Werte, die wir ihnen bringen, noch nicht zu schätzen wissen." Bis sie das gelernt haben, müssen die Taylor'schen Missionare von den Unterstützungen der heimatlichen Missionsfreunde leben — genau

wie alle andern auch! Trotz alle dem hofft nun aber der sanguinische Bischof doch, daß seine Stationen in spätestens 3 Jahren „selbsterhaltend“ sein werden! Wir wollen sehen.

— Am 24. Juni sind sämtliche Magazine und Vorräte der englisch-baptistischen Mission am Stanley Pool durch einen Grasbrand zerstört worden, was einen Verlust von wenigstens 80,000 Mk. und allerlei Not für die drei am Oberlauf des Kongo gelegenen Stationen bedeutet. Andrerseits kommt die erfreuliche Nachricht, daß an mehreren Orten etwas wie eine Erweckung sich zeige, daß täglich Versammlungen gehalten werden und die Heiden mit Begier das Wort vom Kreuz hören, auch die Schularbeit schön gedeihe. Viele Anfangsschwierigkeiten scheinen nun doch einigermaßen überwunden. Der »Peace« ist von einer viermonatlichen Reise auf dem oberen Kongo zurückgekehrt; überall waren die Eingeborenen entgegenkommend und es gelang den Missionaren (Grenfell und Charters) mit ihnen Freundschaft zu schließen. Während in der Zeit vom Juni 1884 bis Juni 1885 sechs Todesfälle vorkamen, ist vom Juni 1885 bis Juni 1886 nur ein Missionar gestorben.

— Aus Pretoria in Südafrika schreibt der Berliner Missionar Grünberger u. A.: „Es ist gewiß ein großer Fehler bei einem Missionar, wenn er sich vom Jähzorn und fleischlichen Eifer dem Kaffer gegenüber übereilen läßt. Der Kaffer ist die Ruhe selber, und hat er jemand vor sich, der es ihm nicht nachthun kann, dann steht dieser unter ihm, auch wenn es ein Missionar ist. Hat man aber dabei gar irdischen Gewinn und irdische Vorteile im eigenen Interesse im Auge und läßt sich dadurch zum Schlagen und Raufen hinreißen, dann steht man bei ihnen mit einem Bauer auf gleicher Stufe. Trotzdem bin ich von jeher für die Prügelstrafe gewesen, wie schon Salomo sagt, daß Thorheit dem Knaben im Herzen stecke, aber die Rute der Zucht wird sie ferne von ihm treiben, und daß auf den Rücken des Narren die Rute gehöre. Und so habe ich denn von jeher gegen gewisse Kunden, besonders bei jungen Leuten, von solchem Recht der Rute in der Form eines hier üblichen starken Riemens, den man Afterzambock nennt, da, wo keine Ermahnungen und sonst keine Strafe hilft, fleißig mit eigener Hand Gebrauch gemacht und fast nur mit sehr gutem Erfolg. So kam vor etwa zwei Jahren ein junger Mann meiner Gemeinde aus der Stadt, der mir seines sehr unsichern Ganges wegen auffiel. Ich ging ihm nach, und als ich in seine Nähe kam, hörte ich ihn in seinem angetrunkenen Zustande so fürchterlich auf die Bauern schimpfen, daß ich ihn auf frischer That recht nachdrücklich meinen Arm fühlen ließ. Des andern Tages erzählte er seiner Wirtin, daß er gestern wohl etwas angetrunken war, aber er könne nicht begreifen, wie das mit seinen Armen und Rücken zusammenhinge; er hätte solche Schmerzen, daß er die Arme nicht recht bewegen könne. „Weißt du denn nicht, daß dich dafür

gestern Mynheer geschlagen?" — „Ach, hätte er es doch noch besser gethan, ich hab's verdient." — Und seitdem ist kein Tropfen Branntwein über seine Lippen gekommen. Er ging dann bald darauf nach Kimberley; von da schrieb er mir öfter recht zärtliche Briefe."

— Am 24. Sept. ist in London die telegraphische Nachricht aus Sansibar eingetroffen, daß der König von Uganda sämtliche eingeborne Christen, Katholiken und Protestanten, habe töten lassen und die Missionare in Lebensgefahr seien. Anfang November will der neue Bischof, Parker, nach Ostafrika abgehen. Er sucht 6 Geistliche und 1 Arzt für die dortige Mission.

— Der deutsch-ostafrikanischen evangelischen Missionsgesellschaft ist es geglückt, den früheren rheinischen Missionar, Pfarrer Büttner zu Wormditt, für das Amt eines Missionsinspektors zu gewinnen. Ferner hat Freiin Frieda von Bülow den hochherzigen Entschluß gefaßt, 2 barmherzige Schwestern, darunter die in der Krankenpflege gleich einem Arzte erfahrene Frl. Rensch, nach Ostafrika zu geleiten, um unter dem Schutze des Kreuz- und Sternenbanners auf der Station Dunda am Kingani-Strom ein Krankenhaus zu errichten und dort das Werk barmherziger Nächstenliebe zu üben.

— Auf der dritten bayrischen Missionskonferenz, die am 7. Sept. in Hersbruck tagte, hat Pfr. Ittameier erklärt, daß die neue bayrische Miss.-Ges. für Ostafrika ernstlich bestrebt sei, eine Einigung mit Leipzig zu erzielen; aber nur unter der Bedingung, daß Leipzig die Organisation der neuen Gesellschaft anerkenne, übernehme und unverändert fortführe; der gegenwärtige Missionsbetrieb sei ein zu kostspieliger, so daß die alten Gesellschaften an chronischen Defiziten leiden; die Organisation der neuen Hersbrucker Miss.-Ges. sei im Gegensatz dazu so einfach und primitiv, als nur möglich; die Missionare sollen nicht von der Missionskasse besoldete Pastoren der neugebildeten Gemeinden werden; diese hätten vielmehr ihre Kosten selbst zu bestreiten; nach apostolischem Vorbild hat die Mission kirchengründend zu Werke zu gehen, die Kirchenentwicklung aber hat aus der Gemeinde selbst zu geschehen; kleinere Kreise der Neubekehrten schließen sich zusammen; einer aus ihrer Mitte wird zum geistlichen Leiter und Vorsteher bestellt und so der Fehler der bisherigen Missionspraxis, die allzulang andauernde Bevormundung und Beeinflussung der eingebornen Gemeinden von seiten der Missionsgesellschaften, vermieden. — Sehr gut gemeint! Möchte es gelingen!

China.

Im »Chinese Recorder« protestiert ein amerikanischer Missionar gegen das, was er „Verweltlichung (der Mission) in Kiangsu" nennt. In dieser Provinz seien 43 Missionare, darunter aber nur 14 Prediger und 6 Halb-Prediger neben 23 Allerwelts-Missionaren, d. h. Professoren, Gelehrten, Aerzten, Generalkassieren ɛc. Missionar

Du Bose bestreitet nicht die Zulässigkeit und Nützlichkeit der Missionsschule, des Missionsspitals, der Missionsdruckerei, der Missionsverwaltung und -Leitung; aber er behauptet, daß auf diese Nebendinge ganz unverhältnismäßig viel Kraft, Zeit und Geld verwendet werde. Jährlich gebe die Mission in Kiangsu, Baukosten nicht gerechnet, etwa 600,000 Mk. aus. Wieviel mehr könnte damit ausgerichtet werden, wenn mehr auf die direkte Predigt des Evangeliums verwendet würde! Das Schlimmste aber sei der falsche Gebrauch des Geldes den eingebornen Christen gegenüber, der freilich bei der großen Armut der Chinesen nur allzubegreiflich sei. Aber es sei ein wahrer Krebsschaden für die eingebornen Gemeinden und eine missionswissenschaftliche Ketzerei ersten Ranges, daß ein so großer Teil der Neubekehrten in den sog. Dienst der Mission genommen und mit Missionsgeld bezahlt werde. „Darüber lernen die Eingebornen nie unterscheiden, was geistlich und was weltlich ist. Prediger oder Schulmeister, Kolporteur oder Komprador (eine Art Kommis), Katechist oder Koch, Evangelist oder Hausknecht, Bibelfrau oder Kindsmagd, Küster oder Mafu(?) — es ist alles ‚des Herren Werk' solange nur der Missionar Zahlmeister bleibt! Dies Mietlingssystem liegt wie ein Alpdruck auf unserer Arbeit. In welcher Mission giebt es nicht eingeborne Prediger, die man gerne los wäre? Sie sind nicht schlimme Leute; aber man merkt bei ihnen nichts von einem göttlichen Ruf. Natürlich! sie sind ja auch nur von Menschen berufen (bezw. angeworben)! Manche eingeborne Gehilfen sind ein Hemmschuh für den Missionar, eine Mauer zwischen ihm und den Heiden. Vor 1800 Jahren hieß es: Umsonst und ohne Geld! Jetzt aber heißt es: Für Geld und mit Bezahlung! ...... Die Geldliebe ist eine Wurzel alles Uebels für unsere Bekehrten........ Bei den Chinesen herrscht die Ansicht, daß der Diener so denken muß, wie sein Herr; das ist eine der erniedrigendsten Arten von Sklaverei." Dazu kommt, daß die Nähe des Missionshauses oder doch die Nähe mehrerer Missionshäuser schlecht auf die eingebornen Christen zu wirken pflegt. Es geht zu viel Geld aus dem Missionshaus und es geht durch zu viel eingeborne Hände. Also hüte man sich vor der Errichtung von „Missionszentren," wie Schanghai eines ist, und verstreue doch lieber die Herolde des Herrn über das ganze Land.

Ferner eifert Missionar Du Bose gegen den kostspieligen, zeitraubenden und meist ganz unfruchtbaren Unterricht im Englischen, der in manchen höheren Missionsschulen erteilt wird. Es werde doch kein Missionar dem Herrn Beecher darin beistimmen, daß um Christum den Gekreuzigten zu predigen, man auch Geographie, Geschichte, Botanik, Naturgeschichte und überhaupt alles, was den Menschen aufklärt und veredelt, vortragen müsse! Also weniger wäre mehr. Wer die Sachen alle lernen will, der soll wenigstens die Kosten selber tragen. Das gleiche gilt vom Kirchenbau für die

eingebornen Gemeinden. „Vor einigen Jahren wollte ein Missionsfreund 32,000 Mk. für eine Kirche in Sutschau geben. Der Missionssekretär, ein alter afrikanischer Missionar, bemerkte, das sei viel zu viel, es würde besser sein, die Summe einfach in die Generalkasse zu legen; und der Freund stimmte bei. Wäre statt jenes alten afrikanischen Missionars irgend ein Dr. Gänserich Missionssekretär gewesen, so wäre ohne Zweifel über den 18 Gemeindegliedern der »Central Presbyterian Church« ein solcher Haufen von Backsteinen und Mörtel errichtet worden, daß sie ungefähr in der gleichen Lage gewesen wären, wie die 18, auf welche der Turm zu Siloah fiel." (!)

Diese Selbstkritik eines protestantischen Missionars mag übertrieben sein; daß solche aber fleißig geübt wird, halten wir für ein Lebens- und Gesundheitszeichen der evangelischen Mission.

— Eine Missionsärztin, Frl. Holbrook in Tungtschau, unterscheidet drei Arten von Missionaren: liberale, konservative und aggressive. Die ersteren gehen so schonend mit dem Konfuzianismus um und finden soviel Gutes darin, daß das Christentum dabei zu kurz kommt; sie arbeiten mehr an der Aufklärung und Zivilisierung Chinas, als an der Bekehrung der Seelen. Die Konservativen finden, es werde zuviel Gewicht auf die ärztliche Mission und die Schulmission gelegt, so daß die eigentliche direkte Mission darunter leide. Die Aggressiven suchen durch Schule, Schriftenverbreitung, ärztliche Mission und überhaupt auf alle erlaubte Weise neue Bedürfnisse in den Chinesen zu wecken, um diese dann durch das Evangelium zu befriedigen.

— Vor 2—3 Jahren kam ein Soldat in's Missionsspital nach Tschintschju — krank, einsam, mittellos und in jeder Beziehung ein elendes Subjekt. Er wurde aufgenommen und sorgfältig behandelt. Dabei besuchte er regelmäßig alle Gottesdienste und hatte bald — obgleich er den dortigen Dialekt nur unvollkommen verstand — einen leidlichen Begriff von der Wahrheit bekommen. Auch nach seiner Entlassung kam er immer wieder, und als seine Kameraden ihn verhöhnten und ihm vorwarfen, er werde noch zu den ausländischen Feinden (das hieß damals: zu den Franzosen) überlaufen, da erwiderte er: „Ich weiß nicht viel von den Ausländern, das aber weiß ich, daß der Gott, den sie anbeten, der wahre Gott ist, und den will ich auch anbeten. Seine Religion ist die wahre Religion, denn keine andere lehrt einen so handeln, wie die Christen an mir gehandelt haben." Während des Kriegs wurde er nach Formosa geschickt. Hier hatte er 10 Mann unter sich. Von diesen starben 6 am Fieber. In der Schlacht fiel keiner. Das schrieb Lau Jong Kui seinem Gott zu. Als er nach dem Krieg zurückkam, suchte er gleich wieder das Missionsspital auf und erzählte da u. a.: „Anfangs ging ich in Formosa regelmäßig in die Kirche, bis die Franzosen kamen; dann wurden die Kapellen zerstört und Gott

verließ das Land. Nachdem Gott das Land verlassen, betete ich nicht mehr, sprach auch nicht mehr vom Evangelium mit meinen Kameraden; ging's aber in die Schlacht, so betete ich immer ein kurzes Gebet: O Gott! o Gott! ach! ach! hilf mir, hilf mir!" Er ist nun ein treuer Anhänger der Mission und sucht auch selbst schon unter den 100 Mann, über die er jetzt den Befehl hat, zu missionieren, obgleich noch ungetauft.

— Der »Bombay Guardian« erzählt von einem amerikanischen Missionar Crosset in China, der einige Jahre lang im Dienst der Bostoner Miss.-Ges. stand, dann aber austrat und nun schon viele Jahre lang von seiner Hände Arbeit armselig lebt und dabei eifrig missioniert. Im Juli 1886 reiste er in die Heimat, 3. Klasse.

Indien.

Auf die Frage, warum das Christentum in Indien so langsame Fortschritte mache, antwortet ein in Kalkutta erscheinendes hochkirchliches Blatt (»The Epiphany«): „Die Haupthindernisse sind: 1) der Mangel an moralischem Mut bei vielen, die von der Wahrheit des Christentums überzeugt sind, aber die sich nicht entschließen können, um des ewigen Lebens willen die Vorwürfe ihrer Angehörigen und die gesellschaftlichen Nachteile zu ertragen, die der Uebertritt mit sich bringt. Sie erkaufen sich äußere Ruhe um den Preis des inneren Friedens und werden beständig von dem Bewußtsein gepeinigt, daß sie ihrem Gewissen gegenüber Verräter sind und daß sie einst Rechenschaft dafür werden ablegen müssen, daß sie die Wahrheit wohl erkannt, aber nicht bekannt haben. Diese Leute verstecken sich hinter den Bäumen im Garten und unter den Feigenblättern geschickt erfundener Ausreden; aber vor Gott können sie sich nicht verbergen. Das wissen sie selbst und darum fühlen sie sich schuldig, unsicher und friedlos. Ihre Zahl ist groß. — 2) Jene Unentschiedenheit und Charakterschwäche, welche wir — ohne jemand verletzen zu wollen — als einen Hauptfehler der Bengalis bezeichnen müssen. Die Opfer dieser geistigen Lahmheit sitzen willenlos da und warten darauf, daß Gott sie erleuchten soll, während Er ihnen doch schon mehr Licht gegeben hat, als sie in sich hineinlassen wollen; längst ist das Machtwort an sie ergangen: Stehe auf und wandle! sie aber bleiben träumerisch liegen und wollen kein Glied rühren. Wie manche Seele, die man lieb haben muß, verträumt so den ganzen kostbaren Tag, bis zuletzt die Nacht kommt, in welcher niemand wirken kann! — 3) Unwissenheit und Mißverstand inbetreff dessen, was eigentlich das Christentum lehrt. Viele haben eine gewisse Kenntnis der christlichen Wahrheit, aber keine zusammenhängende und keine aus der Quelle geschöpfte. Sie haben hier ein Stück und da ein Stück davon aufgeschnappt; aber alles ist unvollständig und unklar, so daß sie schließlich statt des Christentums

nur eine Karrikatur desselben besitzen. Fahrende Ritter und Religionsmenger dieser Art sind zahlreich. — 4) Dazu kommt die natürliche Abneigung des Menschenherzens gegen eine Religion, deren erstes und letztes Wort Selbsthingabe an Gott ist. Die Sünde samt allen Arten der Selbstliebe und des Genusses ist zwar gefährlich, aber eben doch süß; die fleischlichen Begierden sind stark, die angeborene Neigung ihnen zu fröhnen ist groß. Warum also eine Religion annehmen, in welcher man gegen den Strom schwimmen muß! Es ist ja viel leichter und angenehmer, mit dem Strom, namentlich mit einem starken Strom, zu schwimmen. Eine Religion, welche Selbstverleugnung fordert, ist eine unnatürliche Zwangsjacke, eine Erfindung der Priester u. s. f.! Weg damit! Die, welche so denken, sind hoffentlich in der Minderzahl. Aber von all den vier aufgezählten Klassen haben wir schon Vertreter kennen gelernt, von manchen ganze Scharen. Aber an keiner sind wir verzweifelt, für alle haben wir Mitgefühl und — wir müssen es bekennen — aus eigenster Erfahrung ein Verständnis. So arbeiten wir denn weiter bei Sonnenschein und bei Sturm, pflügend und säend, in der Gewißheit, daß wir zu seiner Zeit ernten werden, wenn wir nur nicht müde werden."

Uebrigens ist es noch garnicht ausgemacht, daß das Christentum in Indien „so langsame Fortschritte" macht. Hier einige Gegenbeweise:

Im J. 1793 erklärte Herr Lushington, einer der Direktoren der Ostindischen Kompagnie, daß, „wenn je 100,000 Eingeborne bekehrt werden sollten, er das für das größte Unglück halten würde, das über Indien kommen könnte." Jetzt giebt es unter 658 Missionaren und 575 eingebornen Pastoren nicht weniger als 528,600 zum evangelischen Glauben bekehrte Hindus, und wenn die Bekehrungen in dem gleichen Maße zunehmen, wie in den letzten 10 Jahren (um 83 Prozent), so wird es anno 2000 mindestens 130 Millionen Christen in Indien geben.

Es sind jetzt gerade 31 Jahre verflossen, seit die „Unierten Presbyterianer in Nordamerika", eine nicht sehr zahlreiche, aber eifrige Kirchengemeinschaft, im Pandschab zu missionieren anfingen. In den ersten 10 und 15 Jahren waren die Erfolge so gering, daß man in Amerika allen Ernstes davon sprach, die Missionare von diesem „unfruchtbaren" Arbeitsfeld wieder abzurufen und sie irgendwo anders zu stationieren, wo es sich auch „lohne." Jetzt redet niemand mehr so. In jedem der drei letzten Jahre ist der „Reingewinn" an Gemeindemitgliedern dort über 500 gewesen; ja in einem dieser Jahre war die Zunahme größer als in allen Heimatgemeinden zusammengenommen, d. h. die 9 Prediger in Indien — 7 Amerikaner und 2 Eingeborne — durften mehr neue Glieder in die Kirche aufnehmen, als die 700 Prediger daheim! Und, „wo was ist, da kommt was hin": in den drei ersten Monaten dieses Jahres (1886) haben schon

wieder über 600 Erwachsene mit 2—300 Kindern auf jenen indischen Stationen (Sialkot, Gudschranwala u. s. w.) dem Götzendienst entsagt und sich zum lebendigen Gott bekehrt. Im ganzen zählt diese Mission jetzt, die zuletzt erwähnten Neubekehrten noch nicht mitgerechnet, 2176 vollberechtigte erwachsene Gemeindeglieder. Im J. 1873 waren es noch keine hundert. Man sieht also doch — es geht voran und es lohnt sich!

— Der bekehrte Brahmane Narajan Scheschadri, jetzt Missionar der Freien Kirche Schottlands, den neulich eine amerikanische Universität (das Montreal College) zum Doktor der Theologie ernannt hat, schreibt aus Indapur: „Vor 22 Jahren fanden wir in dieser volkreichen Gegend nur zwei Christen, von welchen keiner auch nur die hl. Schrift verständlich in seiner Muttersprache zu lesen vermochte. Jetzt haben wir 932 Christen. Vor 22 Jahren wurden unsere ersten Predigerschüler, sechs junge Männer mit ihren Frauen, in einem Zimmer neben der Küche eines frommen Beamten untergebracht, der sich warm unserer jungen Mission annahm; jetzt haben wir eine Kapelle mit 300 Sitzplätzen, ein Schulhaus und ein Wohnhaus für den Missionar, dazu 6—7 Missionsgebäude in Bethel, zwei Dorfkirchlein und eine dritte, die noch im Bau begriffen ist. Vor 22 Jahren hatten wir zwei christliche Arbeiter, jetzt haben wir beinahe 50. Von Dschalna und Bethel aus haben letztes Jahr 19 eingeborne Evangelisten in 1947 verschiedenen Dörfern des großen muhammedanischen Staates von Haiderabad gepredigt, und allmählich fängt der Sauerteig an zu wirken. Beständig kommen Einladungen an uns, in diesem oder jenem Dorf einen christlichen Lehrer anzustellen. Es fehlt uns nur an Mitteln und an Männern. Im Jahr 1885 wurden der Gemeinde in und um Bethel 38 Erwachsene und 43 Kinder durch die hl. Taufe hinzugefügt.“

— In Orissa arbeitet seit 64 Jahren die »General Baptist Missionary Society«. Dieselbe wurde am 26. Juni 1816 gegründet, ist also gerade 70 Jahr alt. Schon im Jahr 1802 wurde auf der Jahresversammlung der „Allgemeinen Baptisten“, d. h. derjenigen, welche im Gegensatz zur partikularistischen calvinischen Prädestinationslehre an die „Allgemeinheit“ der Erlösung glauben, die Frage angeregt, ob nicht irgend eine Art Missionsarbeit von ihrer Gemeinschaft unternommen werden könne, aber dahin beantwortet, daß man beim dermaligen Stand der Dinge an keine Heidenmission denken dürfe, wohl aber etwas auf dem Gebiet der inneren Mission anzufangen verpflichtet sei. 1809 kam die Frage noch einmal vor die Jahresversammlung, und zwar in Gestalt eines anonymen Briefes. Derselbe fand Beifall und wurde sogar gedruckt. 1813 wurde die Frage gestellt: „Sollten nicht die Allgemeinen Baptisten, so viel in ihren Kräften steht, sich bemühen, eine eigene, wenn auch noch so kleine Mission zu gründen?“ und im gleichen Jahr erschienen im

»Repository« zwei Briefe zu Gunsten der Heidenmission. Um jene Zeit wandte sich der Prediger Pike an den bekannten A. Fuller, Sekretär der 1792 gegründeten (partikularistisch gerichteten) Baptisten-Miss.-Ges., mit der Frage, ob diese Gesellschaft bereit wäre, ein Glied ihrer (der Allg. Baptisten-) Gemeinschaft als Missionar auszusenden. Seine Antwort lief auf ein deutliches Nein hinaus. Einige Jahre später schlug der gleiche Prediger die Gründung eines gemeinsamen Missionshilfsvereins vor, an welchem sich Baptisten beider Richtungen sollten beteiligen können; aber die Antwort Fullers lautete auch diesmal entschieden ablehnend. Da erschien 1816 im »Repository« ein Aufruf zur Gründung einer eigenen Missionsgesellschaft, und die Folge war, daß auf der nächsten Jahreskonferenz eine solche wirklich zustande kam. Ihr erster Sekretär war Hr. Pike.

1821 wurden die ersten Missionare, Bampton und Peggs, beide verheiratet, nach Indien ausgesandt. Sie reisten mit dem bekannten Missionar W. Ward, den sie bis Sirampur begleiteten, um sich mit den dortigen Brüdern über die Wahl eines Arbeitsfeldes zu besprechen. Dasselbe sollte 1) groß genug und 2) noch ganz unbesetzt sein. Ihre Wahl fiel auf Orissa, und am 12. Februar 1822 kamen sie in Katak, der Hauptstadt dieser Provinz, an.

Am 31. März 1886 zählte diese Mission, welche unter einer Bevölkerung von 6 Millionen Heiden arbeitet, 17 englische Arbeiter und Arbeiterinnen, von welchen die vier ältesten durchschnittlich schon über 40 Jahre in Indien gewirkt haben, 24 eingeborne Prediger, 16 Stationen, 14 „Kapellen", 9 „Kirchen", 1286 „Kirchenglieder", 3366 „Christen" oder Anhänger. Getauft wurden seit Anfang der Mission 2121, im letzten Jahr 88. Andere kamen durch Zuzug dazu. Der Erstling, der am 25. Dez. 1827 durch Miss. Bampton getauft wurde, war ein Telugu; erst am 23. März 1828 wurde der Erstling der Orijas, der Brahmane Gangadhar, durch Miss. Lacey im Mahanadi zu Katak getauft. „Seit Gründung der Mission", heißt es im letzten Bericht, „hat sich in Orissa und in ganz Indien ein merkwürdiger Umschwung vollzogen. Damals (vor 70 Jahren) gehörten Kindermord, Menschenopfer, Witwenverbrennung, Hakenschwingen und andere religiöse Grausamkeiten zur Tagesordnung. Jetzt sind diese mörderischen Unsitten verboten und abgeschafft. Damals war mitten unter den zahllosen Göttern der Heiden der wahre Gott unbekannt; von all ihren Tempeln war nicht einer dem Dienste Jehovahs geweiht; von all ihren Schastras nicht eine, die den Heilsweg gewiesen hätte, unter all ihren Pilgern nicht einer, der nach dem himmlischen Jerusalem wollte. Auf allen Seiten stießen Auge und Ohr auf Götzendienst und Unreinigkeit. Kein Gott, kein Heiland, keine Bibel, kein Heiligtum, keine Hoffnung — alles finster. Jetzt sind die Bibel und andere christliche Bücher weit verbreitet und werden von vielen gelesen; das Evangelium Jesu Christi

wird weithin verkündigt; christliche Gemeinden, deren Glieder schon nach Hunderten zählen, sind ins Leben getreten; liebliche Gotteshäuser sind errichtet; Schulen und Waisenhäuser sind gegründet, und unter dem Volke ist die Ueberzeugung im Wachsen, daß früher oder später Dschagannath fallen und Christus, nicht Krischna, wird angebetet werden."

— Herr F. Tucker, Anführer der indischen Heilsarmee, erzählt von einem angesehenen muhammedanischen Kaufmann in Amritsar: „Auf einer Geschäftsreise in Bombay hörte er eines Abends, als er eben ins Theater wollte, die Trommel der Heilsarmee. Er folgte ihr, sein Herz wurde gerührt, und als die Kollekte kam, legte er 4 oder 5 Mk., die er für's Theaterbillet bei sich hatte, ins Opferbecken. Bekehrt wurde er damals noch nicht; aber bald darauf kehrte er in seine Heimat zurück, und hier traf ich auf gar merkwürdige Weise mit ihm zusammen. Ich war nach Sonnenuntergang in die Stadt gekommen, allein, ohne Tamburin, Trommel, Prozession oder irgend etwas der Art, nur angethan mit meiner Heilsarmee-Uniform, ein paar alte Kartoffelsäcke als Bettzeug und eine Bettlerschüssel zum Entgegennehmen von Geschenken bei mir tragend. Die Häuser der englischen wie der eingebornen Christen vermied ich absichtlich, obgleich ich mehrere von ihnen früher gut gekannt hatte, da ich 1½ Jahr als Regierungsbeamter in Amritsar lebte. Ich verließ mich vielmehr auf die Gastfreundschaft der Heiden. Und kaum hatte ich die Stadt betreten, als ein heidnischer Soldat (ein Sikh) mir nachgelaufen kam und mich fragte, wo ich zu übernachten gedenke. ‚Wahrscheinlich unter irgend einem Baum,' sagte ich; er aber erwiderte: ‚Das dürfen Sie nicht; ich will Sie in den Goldenen Tempel führen, dort habe ich einen Freund, der wird Ihnen Quartier geben.' Ich antwortete: der Goldene Tempel sei gerade der Ort, wo ich am liebsten einkehren würde. Und richtig, noch am selben Abend wurde ich gastfreundlich aufgenommen und beherbergt im berühmtesten Tempel Nordindiens — eine Ehre, die jedenfalls keinem Christen vor mir je zuteilgeworden. Tags darauf räumten sie mir ein großes Zimmer ein, wo sie sonst ihre heiligen Schriften zu lesen pflegten, und am Nachmittag veranstalteten sie aus eigenem Antrieb eine Versammlung im Tempelgarten. Und hier traf mich jener Muhammedaner, Mirza Nauroz Ali mit Namen. Er hatte gehört, daß ich in Amritsar sei, und mich überall gesucht, sich aber natürlich nicht träumen lassen, daß ich im Goldenen Tempel zu finden sei. Sein Herz dürstete nach Erlösung, und die Heiden, unter denen ich mich befand, waren ebenso durstig; als ich sie auf einige Stunden verlassen wollte, um mit dem Muhammedaner zu gehen, da wollten sie mich gar nicht fortlassen: ich mußte meine Bibel und meine Bettlerschüssel ihnen als Pfand zurücklassen. Der Muhammedaner war äußerst besorgt um mein Essen, immer fürchtend, es möchte

nicht gut genug sein, und ging selbst nach Milch für mich; als er sie dahertrug, fielen seine Thränen hinein! Am gleichen Abend noch, etwa um ½11 Uhr, gab er sein Herz dem Herrn und war — gerettet. Später wurde er von einem kirchlichen Missionar getauft."

— Der baptistische Miss. Rouse schreibt: „Die eingebornen Christen in **Bengalen** haben eine engere und eine weitere Gemeinschaft. Die erstere besteht aus den getauften und abendmahlsfähigen vollen Gemeindegliedern. Unter ihnen wird die Kirchenzucht in der gleichen Weise geübt wie bei uns. Der weitere Kreis umfaßt alle christlichen Familien, einschließlich die Kinder. Begeht hier jemand eine grobe Sünde, so strafen die andern ihn damit, daß sie mit ihm weder essen noch rauchen. Nach indischen Begriffen bedeutet das, daß sie ihn nicht mehr als zu ihrer Gemeinschaft gehörig betrachten, ihn also gleichsam aus der Kaste gestoßen haben. Die apostolische Anweisung, „mit einem solchen sollt ihr auch nicht essen," wird in Indien besser gewürdigt als bei uns. Zuweilen wird gefragt, ob unsere Christen mit Katholiken essen sollen oder nicht, und gewöhnlich wird die Frage mit nein beantwortet; denn nicht selten werfen die Heiden unter schadenfrohem Hinweis auf die Katholiken uns vor, die Christen hätten ja auch Götzen! Haben nun unsere Christen keine Tischgemeinschaft mit den Katholiken, so können sie getrost erwidern: „Nein, die Katholiken dürft ihr nicht zu uns rechnen, wir essen ja nicht mit ihnen." Das genügt dann.

— Der Goßnerische Missionar Dr. **Nottrott** schreibt aus der **Kolhs-Mission**, wo ja leider eine üble Spaltung und Konkurrenz zwischen der anglikanischen und der deutschen Mission besteht: „Es ist merkwürdig, wie ein großer Teil der **Mischehen** zwischen unseren und englischen Christen wieder auseinandergehen, und ich kann den Grund nur darin erblicken, daß bei etwaigen Zwistigkeiten und demnächstigen Weglaufen der Frau — was gleichbedeutend ist — wobei natürlich jede Seite Recht hat, jede Partei durch die betreffenden Katechisten gestützt wird und es dadurch viel seltener zu einer Aussöhnung kommt, als wenn beide **einer** Gemeinde angehören. Ich thue deßhalb auch mein Möglichstes, Mischehen zu verhindern." Man sieht hieraus, wie sehr unter der Konkurrenz verschiedener Denominationen die Seelsorge und Kirchenzucht leiden.

— **Dhalip Singh**, der unterwegs nach Indien in Aden auf Befehl der englischen Regierung festgehalten wurde und dort zum Sikhismus zurückgekehrt ist, droht jetzt, daß er, wenn er in den deutschen Bädern Genesung gefunden, auf irgend einem andern Wege doch in Indien eindringen und die eingebornen Fürsten und Völker aufrufen werde, ihn mit Geld zu unterstützen, nachdem er auf seine Regierungspension verzichtet; sollte die englische Regierung ihm dabei Schwierigkeiten machen, so werde ihm nichts anderes übrig bleiben, als sich einer andern europäischen Macht (Rußland?) in die Arme

zu werfen. Der Brief schließt mit der Bemerkung, daß er wegen des schlechten Wetters es gegenwärtig schwer finde, seine Gedanken zu sammeln! Der arme Mann scheint doch halbverrückt zu sein, und das möchten wir gern als Entschuldigung oder Erklärung seines Abfalls vom Christentum ansehen.

— In Bombay ist ein Hindu um 400 Mk. gebüßt worden, weil er ein obszönes Drama in der Maratthi-Sprache geschrieben und veröffentlicht hat. Der Zweck des Dramas ist, zu zeigen, daß die Bildung des weiblichen Geschlechts nur zu Unsittlichkeit führe, und dadurch die Mädchenschulen zu diskreditieren.

Ozeanien.

Zwischen der französischen Regierung und der Londoner Mission auf der Insel Mare scheint endlich ein modus vivendi gefunden zu sein. Die eingebornen Pastoren und Gemeindeglieder, welche unter der Leitung des englischen Missionars Jones standen, waren dermaßen vergewaltigt worden, daß sie der Regierung gegenüber eine sozusagen streikende Haltung angenommen und ihre Wohnsitze verlassen hatten. Hr. Jones hat nun ein Dokument unterzeichnet, in welchem er sich verpflichtet, die Autorität des französischen Staatspfarrers Cru über alle protestantischen Kirchen der Insel anzuerkennen, und in welchem ausdrücklich erklärt ist, daß diejenigen Protestanten, welche sich der Staatskirche nicht unterwerfen, sondern „Nonkonformisten" bleiben wollen, nur Hausgottesdienst halten und privatim die Bibel lesen, aber keinen Pastor und keinen öffentlichen Gottesdienst, auch kein Abendmahl haben dürfen. Nur dem Missionar Jones allein ist es gestattet, in einer Kirche (zu Ko), welche Eigentum der Miss.-Ges. ist, zu predigen und das Abendmahl auszuteilen, aber nur denjenigen, welche zu dem einen Distrikt Ko gehören. Diesen Anordnungen fügen sich auch die Eingebornen, weil sie zuversichtlich glauben, daß, wenn nur die wirkliche Sachlage in Paris bekannt wird, man ihnen doch gewiß gestatten werde, eine Freikirche zu bilden. Jedenfalls werden sie jetzt doch nicht mehr „wie wilde Tiere gehetzt und zur Kirche geschleift."

— Letztes Jahr wurden durch den Dienst der „melanesischen Mission auf den zwei Inseln Isabel und Florida allein 183 Erwachsene getauft. Dr. Codrington, der in England ein großes Werk über die melanesischen Sprachen durch die Presse geführt hat, kehrt jetzt auf die Insel Norfolk zurück und bringt ein revidiertes Neues Testament in der Mota-Sprache mit. Bischof Selwyn soll demnächst seinen Sitz in Santa Cruz nehmen, auf eben der Inselgruppe, wo sein Vorgänger ermordet wurde!

— Der erste hawaiische Geistliche wurde im Jahr 1849 ordiniert. Seither sind im Ganzen 95 Hawaiier ordiniert worden, von denen 38 jetzt noch im heimatlichen Kirchendienst, 9 aber in der

Missionsarbeit stehen. Seit 1852 sind 75 hawaiische Missionare nach Mikronesien gegangen, 39 Männer und 36 Frauen. Im Ganzen haben die hawaiischen Christen bis jetzt für Missionszwecke beigesteuert 532,064 Mk., für christliche Zwecke überhaupt — soweit man das hat nachrechnen können — von Anfang an zusammen 3,273,080 Mk.

— Ende vorigen Jahres hat Missionar Logan auf dem Morgenstern wieder eine Rundreise durch Mikronesien gemacht, auf welcher 10 Inseln mit ebensovielen Gemeinden besucht wurden. Es stellte sich dabei heraus, daß die Neubekehrten nur sehr langsam von ihren alten heidnischen Unsitten abzubringen sind und daß auch die eingebornen Lehrer oft noch recht schwach sind, so daß eigentlich auf jeder Insel ein weißer Missionar sein sollte, was aber eben einfach unmöglich ist. Besonders schmerzlich war es, daß auch gegen den vortrefflichen und seit Jahren im Segen wirkenden Obadiah auf der Insel Ta allerlei Anklagen vorlagen. Er hatte sich neben seinem Amt auf den Handel gelegt, hatte sogar mit der roten Farbe gehandelt, mit welcher die Heiden sich den nackten Leib beschmieren, und zu seinem eigenen Vorteil sich zwischen die Kaufleute und Eingebornen einzudrängen gesucht. Alle Lehrer wurden zusammengerufen und im Beisein von Kapitän Bray und Dr. Wetmore eine förmliche Sitzung gehalten, in welcher die ganze Sache zur Verhandlung kam. Fünf einzelne Punkte wurden dem Angeklagten vorgehalten. In einigen wollte er sich entschuldigen, im übrigen bekannte er sein Unrecht. Dr. Wetmore las ihm dann aus einem alten Jahrgang des »Missionary Herald« einige seiner eigenen Worte vor, die er beim Antritt seines Missionsamts gesprochen hatte, und erinnerte ihn daran, wie hoch man bisher von ihm gehalten, wie viel Vertrauen man ihm geschenkt. Er wurde ganz weich, und schließlich brachen alle Anwesenden in Thränen aus, worauf dann einstimmig beschlossen wurde, das Geschehene zu vergessen und Obadiah in seinem Amt zu lassen.

Die Sitzung hatte in der Kajüte des Morgenstern stattgefunden. Als sie vorüber war, ging man ans Land, um alles in Augenschein zu nehmen. Die Schüler konnten fließend im N. Testament lesen, 25 Kinder wurden getauft und mehrere Erwachsene als volle Gemeindeglieder aufgenommen.

In Lukunor mußten leider 12 Gemeindeglieder ausgeschlossen und den Aeltesten ein ernster Vorhalt gemacht werden, strenger zu sein in der Bekämpfung des heidnischen Wesens und in der Aufrechthaltung christlicher Zucht. Auf Utet, wo der Ponape-Lehrer Emelios nach 1½ jähriger Thätigkeit gestorben war, waren sämtliche Christen in grobe Sünden gefallen und keiner konnte mehr lesen. Ihr nettes Kirchlein hatten sie zwar in gutem Stand gehalten und waren regelmäßig zu den gewohnten Gottesdiensten zusammengekommen; aber ohne einen Prediger oder auch nur einen Vorleser waren diese Gottesdienste natürlich fast inhaltslos geworden. In Losap und

Nama hatte sich der schlechte Einfluß der Händler sehr fühlbar gemacht, welche auf ihren Bootfahrten zwischen Ruk und den Mortlock-Inseln dort anlegen. Auf Kuku wurden 18 Personen getauft, darunter der Häuptling, der vor einigen Jahren einen gewissen Hartmann getötet hat und als ein roher Krieger bekannt war.

Ueberall ließ Missionar Logan es sich angelegen sein, junge Leute anzuwerben, die mit ihm nach Ruk gehen sollten, um in der dortigen Anstalt erzogen zu werden. Im ganzen waren es 14, die sich hiezu bereit finden ließen. Von den Rukanern selbst befinden sich zehn in dieser Schule. Gebe Gott, daß diese bisher so unzugängliche und wenigversprechende Insel für Mikronesien bald das werden möge, was Norfolk für die melanesische Mission geworden ist!

— Das Komite der Londoner Missionsgesellschaft hat neulich den aus Ozeanien zurückgekehrten Missionar Mc Farlane begrüßt, der vor 28 Jahren die Mission in Lifu und vor 15 Jahren die in Neuguinea gegründet, 4 bis dahin ungeschriebene Sprachen bearbeitet, in eine derselben das ganze N. T., in eine andere wenigstens zwei Evangelien übersetzt, 5000 Neubekehrte getauft, 15 Gemeinden gegründet, 2 Predigerseminare errichtet und beinahe 100 eingeborne Evangelisten ausgesandt hat!

Allerlei.

Der allgemeine deutsche Kongreß zur Förderung überseeischer Interessen, der im Sept. in Berlin tagte, hat einstimmig folgende von Pfr. Ittameier vorgeschlagene Resolutionen angenommen: 1) Es gebührt der deutschen Mission großer Dank für das, was sie bisher in Christianisierung überseeischer Gebiete gearbeitet hat; 2) Es ist eine notwendige und dringende Aufgabe der deutschen Mission, ihre Arbeit nunmehr auch den neuerworbenen überseeischen Gebieten zuzuwenden; 3) Es sollen darüber weder die bisherigen deutschen Missionare in fremden Gebieten verkürzt, noch fremde Missionare in jetzt deutsch gewordenen Gebieten zum Aufgeben derselben veranlaßt werden; 4) Es ist von der deutschen Mission in den deutschen überseeischen Gebieten zu erwarten, daß ihre Thätigkeit sowohl eine nationale, auf innerliche Angliederung ihrer Bekehrten an das deutsche Vaterland gerichtete, als auch eine die Erziehung der eingebornen zur Arbeit in sich schließende sei, wobei man es der Mission überläßt, in welcher Weise sie diese Erziehung zur Arbeit in den Gesamtorganismus ihres Werkes einfügen kann und will, und im übrigen ihren höheren geistlichen Charakter voll und ganz anerkennt."

— Unter den Nestorianern in und um Urumia hat im letzten Winter eine Erweckung angefangen, welche sich über 17 Gemeinden ausgedehnt und bis jetzt der Kirche 200 neue Glieder zugeführt hat. Mehr als die Hälfte sind Männer, während von den bisherigen Gemeindegliedern mehr als $^2/_3$ Frauen waren.

— Im Dienst der Ausbreitungsgesellschaft soll demnächst ein junger Dr. Sutton als Missionsarzt nach Barma gehen. Zwei Brüder von ihm stehen bereits als Missionsärzte im Dienst der englisch-kirchlichen Mission, der eine in Bagdad, der andere in Ketta.

Todesfälle.

Am 22. Mai starb nach 60jährigem Missionsdienst zu Römatiga auf der Insel Ambon der holländische Missionar W. Luyke.

— Am 11. Juni in Magila Missionar Riddell, am 18. Juni in Newala Missionar Wood und am 31. August Missionar Pollard in Mosambik, alle drei von der anglikanischen Universitätenmission in Ostafrika.

— Am 19. Juni in Rangun, 72 Jahre alt, der amerikanisch-baptistische Missionar Dr. Stevens nach 48jährigem Missionsdienst in Barma.

— Am 18. Juli der englisch-kirchliche Missionar William Oakley nach 51jähriger ununterbrochener Arbeit in Ceylon, und am gleichen Tag in Kalkutta, 71 Jahre alt, der unitarische Missionar Dr. Dall, nach 34jährigem Aufenthalt in Indien. Hr. Dall war bekanntlich ein großer Bewunderer und sogar ein Mitglied des Brahma Samadsch!

— Am 21. Juli, auf dem Roten Meer, der englisch-kirchliche Missionar O'Flaherty nach 5jähriger Arbeit in Uganda, ein Irländer von Geburt, bekehrt als Zögling einer protestantischen Missionsschule, bei der Belagerung von Sewastopol in einem Laufgraben mit 8 andern beschäftigt, als eine Bombe explodiert und seine 8 Kameraden tötet, ihn aber nur schwer verwundet; durch Sprachgewandtheit ausgezeichnet und als Dolmetscher angestellt, dann 1863—66 als Laienmissionar in Konstantinopel, später ordiniert und Pfarrer in England, 1880 mit König Mtesas Gesandten nach Afrika.

— Mitte August in Neu-York, 68 Jahre alt, der Negerprediger Charles B. Ray, der s. Z. in Neu-York eine independentische Gemeinde gegründet hatte, die allen Rassen offen stehen sollte, ein Hauptbekämpfer der Sklaverei.

— Am 27. August in England Robert Hunt, 80 Jahre alt, einst unter den Begleitern Allen Gardiners in Patagonien, dann 13 Jahre lang (seit 1849) englisch-kirchlicher Missionar unter den Kris in Nordwestamerika.

— In Petersburg ist Professor Sacharoff gestorben, der vor etwa 30 Jahren als russischer Missionar nach China kam und als Verfasser eines Mantschu-russischen Wörterbuchs berühmt geworden ist.

— In Bangalur im Juli David Devavaram, ein über 100 Jahre alter Christ, der vor ca. 50 Jahren durch die Londoner Mission bekehrt worden war.

Bücherschau.

Haarbeck, Griechische Formenlehre zum N. T. C. F. Spittler. Preis geb. Mk 2.

In der Pilgermissionsanstalt auf St. Chrischona lernen seit einiger Zeit die begabteren Schüler Griechisch, ohne aber vorher Latein getrieben zu haben. Für diese und für alle in ähnlicher Lage nach gründlicherem Verständnis des N. T. sich Sehnenden ist die vorliegende kleine Grammatik (124 S.) ein schätzbarer Leitfaden. Die Beispiele und Wörter sind alle dem N. T. selbst entnommen.

Jellinghaus, Das völlige gegenwärtige Heil durch Christum. Zweite Auflage. C. F. Spittler. Preis broch. Mk. 4.80.

Dies Buch ist eine Frucht der Schriftstudien, welche der Verfasser als Lehrer am Missionsseminar in Kantschi getrieben hat, sowie der Anregungen und Belehrungen, welche derselbe durch die Pearsall Smithsche Heiligungsbewegung empfangen hat. Wir haben s. Z. die erste Auflage warm empfohlen und empfehlen nun auch die zweite aus voller Ueberzeugung. Dieselbe ist besser gedruckt, handlicher und billiger als die erste. Hie und da ist auch inhaltlich etwas verbessert. Das fehlende Register wird durch eine sehr ausführliche und allein schon des Studiums werte Inhaltsübersicht ersetzt.

A Missionary Band: a Record and an Appeal. By *B. Broomhall.* London. Morgan and Scott. Preis in Leinwandband u. Goldschn. 3s. 6d.

Ein einzigartiges Buch, ein Bericht und ein Aufruf: ein Bericht über die Aussendung, Reise und erste Thätigkeit der berühmten sieben jungen gentlemen, die im Februar 1885 als Missionare der China Inland Mission nach China gezogen sind, und dann ein gewaltiger Aufruf zum Ernstmachen mit der Heidenmission. Dieser zweite Teil des vortrefflich ausgestatteten und reichlich illustrierten Bandes von 150 Seiten ist so voll von packenden Gedanken und ebenso packenden Anekdoten, daß jeder Missionsreiseprediger darin vielfache Anregung finden wird.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**

Berichtigung.

Das auf S. 428 erwähnte „Moffat-Institut“ hat nicht 22,000, sondern 222,000 Mk. gekostet.

In der Oktober-Nummer sollte es unter dem Bilde statt „Reisekarren“ — „Reiskarren“ heißen.

Auf S. 48 der Bibelblätter ist infolge einer Verwechslung Pastor Schmidt in Cannes zu den Toten gezählt. Wir freuen uns, ihn noch unter den Lebenden zu wissen, und benutzen diesen Anlaß, ihm einen herzlichen Gruß zu senden.

Anzeige.

Mit Januar 1887 geht die Redaktion des Missions-Magazins an Herrn Helfer W. Löckle in Marbach, Württemberg, über. — Indem ich allen Lesern der gelben Hefte für die mir bewiesene Nachsicht und Geduld danke, empfehle ich ihnen meinen Nachfolger aufs beste. Möchte es ihm gelingen, unter treuem Festhalten an den ehrwürdigen Traditionen dieses Blattes, dasselbe zu neuer Blüte zu bringen!

Calw, Oktober 1886. **J. Hesse.**





Eine christliche Chinesenfamilie.

Carl Eberhard Gottlieb Mörike.

Ein Lebensbild aus der Basler Mission.

8. Der Erstling aus den Badagas.

„Hüter, ist die Nacht schier hin?" So hatte Mörike nun schon mehr als einmal halb voll Besorgnis, halb voll Hoffnung zu Gott gerufen; aber jedesmal hatte es wieder geheißen: „Wenn der Morgen schon kommt, wird es doch Nacht sein. Wenn ihr schon fraget, so werdet ihr doch wieder kommen und wieder fragen." Ewig jedoch konnte es nicht Nacht bleiben: das Licht muß dem Gerechten schließlich doch aufgehen und Freude den frommen Herzen. Das bekam endlich auch Mörike zu erfahren. Es war am 21. Juni 1857, am zweiten Sonntag nach Trinitatis, daß ein angesehener Mann aus dem Dorfe Tschogatorre zum Gottesdienst nach Keti kam und der Predigt über das Evangelium vom verlornen Schafe mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörte. Nachher nahm Mörike ihn noch samt einigen Schulknaben auf sein Zimmer und erklärte ihm „mit wehmütigem Herzen", daß auch er noch zu den Verlorenen gehöre, von denen der Herr im Gleichnis rede. Und was hatte da der Heide zu erwidern? „Ich war verloren, aber ich bin gefunden!" Mörike konnte seinen Ohren nicht trauen; aber Halea, so hieß der Mann, fuhr fort: „Ich glaube an den Herrn und will sobald als möglich getauft werden; geht's nicht am nächsten Sonntag?" Mörike vermochte kaum sich vor innerer Bewegung zu fassen: Halea war ihm zwar kein Unbekannter, nirgends war er mit der ganzen Dorfschaft, Männern, Weibern und Kindern so im Einzelnen bekannt geworden, wie in Tschogatorre, und schon oft hatte er gedacht, eben jener Halea möchte noch einer von den Erstlingen, wo nicht der Erstling aus den Badagas

werden. In Gegenwart von anderen war er aber immer scheu gewesen und nur im Vertrauen des Einzelgespräches hatte er den Missionar etwas in sein Herz sehen lassen. Er war ein Wahrheit suchender Heide, der es sich etwas kosten ließ, z. B. aus dem Unterlande Bücherleser kommen zu lassen, um sich von ihnen aus den hl. Schriften der Hindus belehren zu lassen, auch hatte er mit römisch-katholischen Christen Bekanntschaft gemacht. Mehreremal war er auch schon mit der Bitte um eine christliche Schule in seinem Dorfe zu Mörike gekommen; ja einmal hatte er dieser Bitte die Erklärung hinzugefügt, er hoffe, daß dadurch die Leute mit dem Evangelium bekannter und so der Uebertritt vorbereitet werden würde. Diese Aussage war Mörike natürlich merkwürdig gewesen, „aber zu schön, als daß er sie unbedingt hätte glauben können". Nachdem dann die Schule eingerichtet worden und Halea selbst zwei Knaben in dieselbe geschickt, trug er sogar darauf an, daß in Tschogatorre ein Bethaus errichtet und ein Katechist stationiert werden möchte. Das alles hätte Mörike auf jene Freudenstunde vorbereiten können; als es dann aber Ernst wurde und der Mann sich für ein verlorenes, aber wiedergefundenes Schäflein erklärte, da war es doch etwas Neues, ein Gnadengeschenk, ganz frisch aus der Hand des Herrn.

„Als ich diese Nachricht", schreibt Mörike, „meiner Frau und den andern Geschwistern, besonders Br. Ammann mitttheilte, freuten sie sich mit mir. Wir dankten dem Herrn für diese Gnadenheimsuchung und vereinigten uns zum Anhalten um weiteren Segen. Br. Metz war gerade abwesend; ich konnte es kaum erwarten, bis er heim kam. Am Montag ging ich auf Ammann's Rat in die Pflanzung, um dem Halea von den Pflanzern für jene Woche Urlaub auszuwirken, den ich auch alsbald erhielt. Am Dienstag kam er nach Keti. Ich redete lange und betete mit ihm. Br. Ammann sah ihn, ermunterte ihn und hatte eine wahre Freude an ihm. Tags darauf kam er mit zwei andern, einem jungen und einem älteren Manne, die mit ihm getauft sein wollten. Beide waren mir wohlbekannt. Der jüngere händigte mir seinen Linga ein, und der andere versprach, es am folgenden Tage thun zu wollen. Ich redete und betete mit ihnen, und sie gingen freudig heim. Dieser Sieg war dem Feinde zu groß. Noch an demselben Abend wurde die Absicht der Männer bekannt und der Sturm brach los. Die Weiber wurden

mit Lügen aufgehetzt und zu Drohungen von Flucht und Selbstmord gebracht. Allerlei Mächte der Finsternis vereinigten sich, diese Lebensregungen zu unterdrücken. Tags darauf kamen die Männer nicht. Ich suchte sie auf dem Felde und in der Pflanzung und fand sie eingeschüchtert und um Geduld bittend, bis sie sich etwas freier fühlen würden. Ich ermahnte sie herzlich und dringend, redete auch mit einer der Frauen, fand sie aber unbeweglich und in meiner Gegenwart ihren Mann beschimpfend. Da blieb uns nichts übrig, als mit Gebet anzuhalten und die Seelen priesterlich auf dem Herzen zu tragen. Ich besuchte die Männer wieder und wieder, sah auch die Weiber, und in letzter Woche fand ich eine derselben recht zugänglich, die andere noch zornig über ihren Mann. Gestern (Sonntag) Nachmittag wußte ich, daß ich die meisten zu Hause treffen würde. So ließ ich Br. Kittel, der gerade hier war, den Nachmittagsgottesdienst übernehmen und ging nach Tschogatorre, wo ich sehr geschickt ankam, ich fand Halea freudig und vergnügt über ein Wort Gottes, das ich ihm brachte. Er ist, so viel ich sehe, im Grunde noch fest, und ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß er über kurz oder lang gewonnen wird. — Sie sehen, wir liegen in Geburtswehen, in denen nur Gottes Macht helfen kann." So standen die Sachen nach Mörike's Brief vom Juli 1857.

Viele Monate hindurch hörte man in Basel keinen Laut mehr von Halea und seinen beiden Freunden, so sehr man sich auch danach sehnte. Es war ein eigentümliches Zusammentreffen, daß eben diese heißersehnten Briefe voll der frohen Kunde, die sie bringen sollten, mit dem englischen Postdampfer, der sie trug, in die Tiefe des Meeres versanken. Erst im Juli 1858, also ein volles Jahr nach jenem ersten Bericht über Halea's Annäherung, kam die herzerquickende Nachricht von seiner bereits geschehenen Taufe in Basel an und gleich darauf auch der längst verloren geglaubte, kaum noch lesbare Brief, der schon am Abend des Tauftags geschrieben und durch die Taucherkunst der singhalesischen Perlfischer aus der Tiefe des Meeres wieder heraufgeholt ward. In diesem wunderbar geretteten Brief schreibt Mörike am Sonntag den 31. Jan. 1858: „Mit ungemischter Herzensfreude und voll anbetenden Dankes gegen den treuen Hirten der Seelen darf ich Ihnen melden, daß ich heute den Erstling der Badagas in den Tod Jesu taufen durfte. Unsre Seele erhebet den Herrn und unser Geist freuet sich Gottes unsres

Heilandes. Er hat unsre Niedrigkeit angesehen und große Dinge an uns gethan, der da mächtig ist und deß Namen heilig ist."

Wie ein Blitzstrahl fuhr die Nachricht von der Taufe Halea's — der von nun an den selbstgewählten Namen Abraham trug — unter die Badagas, und wer früher von den Missionaren noch gut gesprochen hatte, stimmte jetzt mit ein in das allgemeine Verdammungsurteil. So manche hatten versprochen sich taufen zu lassen, sobald nur Einer den Anfang machte; jetzt regte sich überall der gleiche Haß. Die sonst so treue Gattin Abrahams will ihn nicht mehr sehen und läßt ihn weder das Haus betreten, noch auch nur seine acht Kinder anblicken. Allein muß er wohnen draußen auf der Pflanzung des Europäers und nach seinem Tagewerk spät abends sich selbst noch kochen. Und die Gattin weint, fastet und klagt: „Ach, wenn er nur gestorben wäre, so wäre der Todestag nur Einer; so aber ist jeder Tag ein Todestag und jede Morgenröte bringt mir neue Schmach!" Die Dorfgenossen stießen ihn aus der Ratsgemeinschaft aus und sprachen den Bann über ihn; auch sein Feld wollten sie ihm nehmen, doch da half die englische Obrigkeit.

Drei Monate lang ward so der Glaube unsres Abraham schwer geprüft; er sollte lernen, was das bedeutet: „Ich rief ihn, da er noch einzeln war". Aber auch die übrigen Worte: „und segnete ihn und mehrte ihn", sollten an ihm in Erfüllung gehen. Zuerst wurde am Osterfest sein letzter Begleiter aus jenen Januartagen getauft, der junge Joseph, und dessen nächste Anverwandten ließen sich bewegen, mit ihm zusammen zu wohnen wie bisher. Da schämte sich Abrahams Gattin und ließ ihn (im Mai) nach und nach wieder ins Haus eintreten. Freilich flohen nun die nächsten Nachbarn aus ihren Wohnungen, auch die schon verlobten ältesten Töchter Abrahams wanderten aus; doch war nun schon einige Aussicht gewonnen, daß die „Kastenlosen" nicht immer allein stehen würden. Abraham und Joseph hielten tägliche Hausandacht und luden die Ihrigen dazu ein. Den Kindern gefiel die Sitte; die Frauen freilich brauchten Zeit, bis sie auch ihre Kniee im Namen Jesu beugten; ja, als Abrahams Kinder die Taufe verlangten, drohte die Mutter mit Davonlaufen. Aber die verlobten Töchter kehrten jetzt mit Freuden zurück und faßten das Wort über Erwarten schnell. Verwandte und Nachbarn sammelten sich vor dem Haus und hörten zu, Krankheiten und Todesfälle thaten auch ihre Wirkung. So kam es, daß etwas mehr

als anderthalb Jahre nach Abrahams Taufe Mörike von einem neuen „Tag des Heils" berichten konnte, der ihm angebrochen sei: Sonntag den 25. September 1859 hatte er die Freude, Abrahams und Josephs Familien, im ganzen zwölf Seelen, dem Häuflein der Gläubigen hinzuzufügen.

„Schon früh kam Joseph mit der Nachricht, daß alle außer seiner kranken Schwester im Anzug seien. Unsere Spannung und Freude war groß. Endlich um 10 Uhr trafen sie ein, Abraham, mit dem jüngsten sechsmonatlichen Kinde im Arm, an der Spitze, Friede und Freude im Gesicht, weil die Seinigen es auf den Herrn gewagt, alle Menschenfurcht und Rücksicht über Bord zu werfen. Nun galt's noch, die zum Teil schmutzigen Badagakleider mit weißen Feierkleidern zu vertauschen. Dann ging's in die Kirche, wo die Täuflinge die vorderste Reihe einnahmen und die beiden Erstlinge als Flügelmänner zu beiden Seiten ihrer Angehörigen standen. Ich predigte über das Evangelium des Tages und zeigte an den zehn Aussätzigen, wie wichtig es sei, zum Heiland selbst zu kommen, wie diese Täuflinge zu der Taufe. Die vier ältesten Kinder sprachen das Glaubensbekenntnis in lieblicher, kräftiger Weise ohne Fehler und Anstoß; die Fragen wurden von allen freudig und fest beantwortet. Die Taufe selbst ging auf's Lieblichste vor sich in Anwesenheit von vielen heidnischen Badagas. Die beiwohnenden Brüder freuten sich herzlich mit uns über diese zweite Grundsteinlegung der Badaga-Gemeinde. Eine heilige Freude durchwehte das Ganze. Dann hatten wir die lieben Seelen noch eine Zeit lang bei uns im Hause und erklärten ihnen ihre neuen Namen durch das Zeigen biblischer Bilder. Ein Essen mit den übrigen Christen und uns, wozu der freundliche Bischof von Madras einen Extrabeitrag gegeben, schloß die Festlichkeit des Tages, worauf die Familien wieder heimeilten. Einstweilen Beratung im Dorf, ob man sie nicht unterwegs anhalten und mit Gewalt wieder nach Keti zurückschicken solle. Als aber der Ortsastrologe um seine Meinung gefragt wurde, erklärte er die Zeichen für ungünstig und riet zum Frieden. So kamen sie unversehrt und unbeschwert zu ihren Häusern zurück. Die Nachbarn wanderten zwar wieder aus in den andern Teil des Dorfes und versuchten allerlei Plagemittel gegen die Christen; aber Gottes Gnade bewahrte den Neugetauften ihre Freudigkeit und legte ihnen nichts Schweres auf."

Am Sonntag darauf wurde auch Josephs kranke Schwester mit dem Namen Salome getauft und zwar in einem leerstehenden Badaga-Haus, das einstweilen als Kapelle diente und wo nun Mörike auch alle 14 Tage den Gottesdienst hielt, während man an den andern Sonntagen im Missionshaus in Keti zusammenkam. Aber die Neugetaufte sollte schon nach kaum einem Jahr in die obere Heimat abgerufen werden. Am 22. Juli 1860 schreibt Mörike darüber Folgendes:

„Erstes hl. Abendmahl in Nerekambe (so hieß nun das Christenquartier in Tschogatorre) selbst, wegen der kranken Salome, die herzlich darnach verlangt. In ihrer dunklen Zelle beim Feuer und brennender Lampe am hellen Mittag ist sie vergnügt und dankbar. Am Mittwoch Morgen verschied sie unmittelbar nach Abrahams Gebet. Vorher großes Verlangen abzuscheiden, keine Klagen. Abrahams Gebet: Herr, du hast nun zwei Häuser berufen und herauserwählt aus den Heiden; laß nun diese scheidende Seele dein sein und in dein Reich eingehen! Auffallende Erlaubnis von Lingeia wegen eines Landstückes zum Grab und künftigen Kirchlein. Er selbst kommt und bestimmt die Grabstätte. Zwei Oheime helfen beim Graben und Zudecken. Um 1 Uhr ging ich mit Br. Würtele hin und fand das Grab bereit. Das Angesicht der Salome ganz schön wie einer Schlafenden und voll Frieden. Die Mutter ziemlich getröstet, jedenfalls ohne heidnisches Wehklagen. Die Christen tragen das Ruhebett mit der Leiche, Joseph voran, wir hinten, begleitet von den Kindern und einigen Erwachsenen, Liturgie am Grabe in Anwesenheit der Heiden, an welche ich eine Ansprache halte, nachher Andacht mit allen im Hause. Das Ganze sehr lieblich und voll Frieden. Deutliches Erkennen der Hand des Herrn in allem, und Freude und Dank darüber. Salomes Charakter einfach und still, nicht viel Erkenntnis oder Thun, aber einfacher Glaube und Sehnen nach dem Heimgang."

Am 6. Okt. 1861 konnte wieder ein Badaga getauft werden: „Schon vor drei Wochen hörte ich aus Kotargiri, daß einer der älteren Schüler — Mally — mit dem Christwerden umgehe. Vorgestern vor acht Tagen ging ich hinaus. Unterwegs predigte ich in mehreren Dörfern und kam erst gegen zwei Uhr in die Nähe von Kotargiri, wo ich von einem Badaga hörte, daß es hier einen Kampf gegeben und die Polizei habe gerufen werden müssen. Dies machte mich vollends schnell weitereilen. Später erfuhr ich dann, daß der Junge

schon manchen harten Strauß mit den Seinigen bestanden habe und durchaus nicht mehr zu ihnen zurückkehren, sondern getauft werden wolle. Frau Cockburn meinte, letzteres solle noch am gleichen Tag geschehen; ich sprach aber dagegen, damit der Junge sich selbst noch klarer und in seinem Glauben noch kräftiger werde, auch die Badagas nicht sagen können, wir hätten ihn gefangen. So hielt ich denn englischen Gottesdienst mit Abendmahl, wobei 30 Rupies Opfer fiel, und Nachmittags eine kanaresische Andacht mit Satjanaden und seiner Familie, an der auch Mally teil nahm. Durch Privatunterredungen lernte ich diesen besser kennen und fand ihn noch jung in der Erkenntnis, aber vom Geiste Gottes gelehrt. Tägliche Gespräche und öfteres Beten mit ihm machte ihn mir während der letzten Woche immer bekannter. Täglich kamen Verwandte und Freunde, die alles thaten, um ihn zum Abfall zu bewegen; aber umsonst. Mit jedem Tage nahm diese Zudringlichkeit zu. Mittags gegen 1 Uhr kam Mally's Mutter, Großmutter, Schwester und andere Weiber, weinten und schrien, schlugen sich die Brust und fielen wie bei einem ihrer Leichenbegängnisse zur Erde. Als Mally dies sah, flüchtete er sich in Frl. Cockburn's Zimmer. Da fiel seine Mutter wie tot zu Boden und blieb bewegungslos liegen. Unterdessen hatten sich über hundert Männer am Gartenthor versammelt, natürlich in der Absicht, Mally mit Gewalt fortzunehmen. Drei Polizeisoldaten, die man herbeigerufen, waren kaum im stande, sie am Eindringen in's Gehöft zu verhindern. Hr. Frank Cockburn befestigte das Thor mit einem Strick und postierte sich an demselben von 1—4 Uhr Nachmittags. Das Weinen, Heulen, Schreien ging ohne Unterbrechung fort, wie auf einem Jahrmarkt. Nur einzelne, darunter zwei Dorfvorsteher, wurden eingelassen, um mit Mally zu reden und ihr Möglichstes an ihm zu versuchen. Aber es war alles vergeblich. Vor der versammelten Menge legte er ein wackeres, freudiges Zeugnis ab. Schließlich nahm sein Vater einen Strick, schlang sich denselben um den Hals und zog ihn so stark zusammen, daß ein Polizeidiener denselben mit einem Messer durchschneiden mußte, um Selbstmord zu verhüten. Der Vater that nun dasselbe mit seinem Turban, bis auch dieser ihm entwunden war. Erst nach vier Uhr wurde es etwas ruhiger. Aber die Mutter lag noch wie tot am Boden, und ihr Mann hatte sich neben sie gesetzt, um, wie er sagte, auf ihr Ende zu warten. Jetzt kam Abraham mit seinen zwei Buben und Martin

mit den Seinigen. Ersterer wurde von Cockburns auf's freundlichste empfangen und sprach noch lange zu Badagas, die im Garten versammelt waren und ihm ruhig zuhörten. Endlich kam auch Bruder Thumm. Der Täufling war sehr erfreut, die vielen Christen zu sehen. Cockburns bereiteten ihnen allen ein Mahl, und an diesem nahm auch Mally teil, wodurch seine Kaste für immer gebrochen war.

„Er wählte sich nun den Namen Samuel (des von Gott bescheerten und gerufenen), weil er aus der biblischen Geschichte wußte, daß Samuels Mutter sich einen Sohn erbeten, denselben von Gott erhalten und dann diesem wieder übergeben habe, so habe Frl. Cockburn, sagte er, um einen Sohn im Glauben gebeten, und Gott habe ihr Gebet erhört, darum wolle er so heißen. Ist das nicht nett? Abends hatte ich noch eine Andacht mit allen. Die Taufe war anfangs auf gestern nachmittag zwei Uhr bestimmt; da aber die Aufregung so groß war und es schien, als wollten sie noch einen Versuch machen, ihn vor der Taufe zu entführen, so setzte ich die Zeit auf 8 Uhr morgens fest. Mein Gemüt war natürlich so in Anspruch genommen, daß ich, wie schon einige Nächte zuvor, keine 10 Minuten schlief. Am Morgen war alles ruhig. Die vom l. Vater geschenkten Taufgefäße hatte ich bringen lassen und so bereitete ich alles auf die hl. Handlung vor, welche um 8 Uhr in Anwesenheit unserer Keti-Christen der ganzen Familie C., Thumm's, eines gläubigen englischen Oberst und einiger Dienstboten des Hauses stattfand. Das Glaubensbekenntnis sprach Samuel auf Tamil laut und deutlich, beantwortete auch meine Fragen mit Freudigkeit. Dann hatten wir Frühstück und um 11 Uhr englischen Gottesdienst, der aber beinahe zuviel für mich war, obgleich Oberst C. für mich die Liturgie las. Nachmittags gingen eine Menge Badagas und Kotas, Männer und Weiber ab und zu, um den Neugetauften, sowie Abraham, dessen Kinder und Joseph zu sehen. Allen diesen bezeugte Abraham die Herrlichkeit des Evangeliums und der Sündenvergebung bis in die Nacht hinein. Das war in der That ein glorioser Tag. Ich selbst hörte meist nur zu, teils weil ich es nicht besser hätte machen können, teils weil ich zu müde war. Abends wieder gemeinsames Essen der Christen und Andacht. In der letzten Nacht schlief ich, Gott Lob! gut, und ebenso die hiesigen Hausbewohner. Cockburn beschenkten die Christen mit Kaffee und Geld zu Kleidern als Andenken an diesen Tag. Nach dem Frühstück brachen sie

wieder auf; nur Abraham blieb noch zurück, da er zu den Badagas reden wollte, die da waren, was er bis 12 Uhr in der erfreulichsten Weise that. Dann segnete er noch Samuel und nahm von allen im Haus mit Händedruck Abschied." Thumm war schon morgens weggegangen. Tags darauf brach dann auch Mörike selber von Kotargiri auf, nachdem er den Neugetauften seinen lieben Pflegeeltern und seinem alles überwachenden treuen Hirten befohlen. Die Badaga-Bevölkerung in den verschiedenen Dörfern, durch welche er kam, fand er recht aufgeregt und über die „Weltverderber" nicht wenig erbost, ganz im Einklang mit Apstlg. 17, 7. Nach einiger Zeit legte sich übrigens der Sturm wieder. Man ließ Samuel in Ruh, so daß er fröhlich und getrost sein neues Christenleben führen konnte.

Das nächste Ereignis war der selige Tod der Maria, einer Tochter Abrahams. Mörike selbst war Zeuge des getrosten Glaubens gewesen, womit sie zu ihrem Heiland ging. „Der Vater hatte ihr selbst den Mund geschlossen und sein brahmanischer Schwiegersohn Mahalinga ihr mit Thränen die Augen zugedrückt. Die Todesnachricht ging wie ein Lauffeuer schnell durch die ganze Umgegend. Viele Verwandte und Freunde strömten nun herbei; die ersteren gruben selbst das Grab und Abraham machte ihnen eine Mahlzeit. Ich war zu angegriffen, um viel zu reden; aber der Herr selbst redete gewaltig und bezeugte sich an vielen Herzen. In 1½ Stunden war das Grab fertig. Etwa um 4 Uhr kam Br. Thumm, Wenger, Aldinger und sogar Würtele im Stuhl, begleitet von seiner Frau. Beim Heraustragen der Toten fing der Jammer wieder an, besonders von seiten ihrer Zwillingsschwester Martha, der Großmutter und ihres kleinen Bruders. Der Vater wehrte ab und die Mutter zog sich zurück. Wir brachen alsbald zum Grab auf. Drei heidnische Verwandte trugen das geflochtene Bett; um das offene Grab stand eine Menge von Badagas. Ich las die Liturgie und nach der Versenkung des Leichnams sangen wir: „Himmelan, nur himmelan". Martha klagte aber immer noch heftig: „O Zwillingsschwester! soll ich dich nimmer sehen? wen hat meine Mutter noch, der ihr so helfen könnte? Ich kann nicht mehr leben, ich muß mitgehen u. s. w." Auf meine und ihrer Tante Zuspruch ward sie stiller, ging aber dann ganz geisterhaft wieder ihrer Arbeit nach. Viele Weiber klagen, hören aber auch den Trost und preisen die Gestorbene selig. „Wir klagen nur um unsertwillen," sagten sie,

„Maria hat überwunden und ist selig beim Herrn." Ich bezeugte ihnen, daß der Gläubige einen Eckel an der Welt und Heimweh nach dem Himmel bekomme, was die noch heidnische Großmutter bestätigte. Nach Schließung des Grabes kamen die Männer, Lingeia an der Spitze; Abraham beredete diesen, auch an dem Mahl teilzunehmen, womit er die Verwandten im Hause seines heidnischen Tochtermannes bewirtete. Nachher sprach ich noch mit einigen Einzelnen, war aber zu bewegt, um viel sagen zu können. Abraham spricht den Leuten, welche zum Kondolieren kommen, wacker an's Herz und ich unterstütze ihn, obgleich fast betrübter als er. Zum Schluß halte ich Andacht mit der Familie allein über Joh. 20: auch unsere Maria sei gegangen den Herrn zu sehen, der sie gesucht und gefunden.

„Maria, die schon verlobt gewesen und nach Abrahams Taufe von den Verwandten weggenommen worden war, hatte nach dreimonatlicher Trennung von ihrem Vater die heidnische Verbindung verschmäht, war aus freien Stücken zu dem Geächteten zurückgekehrt und hatte erklärt, sie ziehe die Taufe der Hochzeit vor. Ein alter Heide sagte daher öfter, sie selig preisend: sie ist als Jungfrau in den Himmel gegangen. Ein anderer sagt, Maria sei im Glauben, den Weg wissend, gestorben. Abraham spricht sehr entschieden und freudig über den Heimgang seiner geliebten Tochter und preist die wunderbare Führung Gottes. Sie ist nicht gestorben, sagt er zu den kondolierenden Weibern; sie lebt und hat Sünde, Welt und Tod mit allen Versuchungen überwunden. Auch dankt er dem Herrn, daß er mich noch vor dem Ende zu ihnen geführt, so daß ich die Sterbende segnen und dann noch am gleichen Tage die Beerdigung halten konnte. Ich hatte mit viel Wehmut und tiefem Frieden eine gesegnete, aber schlaflose Nacht. Morgens Abschied mit Ermahnung zum Lob des Herrn statt allzugroßer Traurigkeit. Herr Jesu, thue nach Deinem Wort Joh. 12, 24!!!"

Das war im April 1862. Eine schwere Prüfungszeit war damit für Abraham angebrochen. Auch seine andern Kinder erkrankten und schwebten längere Zeit zwischen Tod und Leben. Mörike brachte nun seine meiste Zeit bei ihnen zu, stets tröstend und helfend. Da kam wieder ein Ruf nach Kotargiri, wo ein zweiter Jüngling „herausgetreten" war.

Abraham selbst sagte: „Der Herr ruft, dies ist sein Werk; du mußt gehen!" So ging denn Mörike. Schon unterwegs begegneten ihm allerlei Leute, die sämtlich voll von dem bevorstehenden Ereignis waren. Ein Spötter, der nicht lange vorher gegen die Predigt vom Sohne Gottes mit den Worten protestiert hatte: „Predige von Gott, den wollen wir; aber schweige von seinem Sohn, den brauchen wir nicht," sagte jetzt mit Lachen zu ihm: „Du hast gesiegt, dein Wort ist wahr geworden." Wieder andere sagten: „Was du gehofft, ist geschehen, es ist Gottes Thun." In Kotargiri fand Mörike alles still und den Taufkandidaten in lieblicher Herzensverfassung. — Am 22. Mai konnte er seiner damals in Europa weilenden Gattin schreiben: „Vor einer Stunde hat nun die Taufe in aller Stille stattgefunden. Der Täufling bekam auf den Vorschlag seines Kampf- und Siegesgenossen Samuel den Namen Daniel als der aus des Löwen Rachen Errettete. Unsere Freude ist groß und unser Mund voll Loben und Danken. Der Herr hat Großes gethan und seine Barmherzigkeit währet für und für! Gestern war ich mit Wenger im Dorf und sah den Vater, der ein angesehener Mann ist und das Christwerden seines Sohnes darum tief beklagt, weil dadurch sein Name klein werde unter seinen Stammesgenossen. Um so größer ist der Sieg, den der Herr Seiner Sache gegeben. Ohne bestimmt zu wissen, wie es ausfallen werde, brachte ich die Taufgefäße des l. Vaters mit und freute mich herzlich, sie wieder brauchen zu dürfen. Du siehst, der Herr versüßt uns das Schwere unserer Trennung durch die herrlichsten Beweise Seiner Gnadengegenwart. Du und die teure Mutter verstehet nun gewiß, warum ich die Ankunft des lieben Metz erwarten muß. So oft wir uns eine Verleugnung um Seinetwillen auferlegen, so oft giebt er uns neue, handgreifliche Beweise seiner überschwänglichen Gnade und Treue. Bei der Taufe waren diesmal nicht nur die hiesigen Christen, Philipp, Gnana, Maria, Satjanaden u. s. w. zugegen, sondern auch viele Heiden, Badagas sowohl als Kotas, die sehr aufmerksam waren. Auch sind noch einige Seelen da, die wahrscheinlich nicht ferne stehen. Daß die hiesige Kirche uns angeboten wurde, habe ich dir, glaube ich, geschrieben. Das zu erbauende Missionshaus wird in einigen Wochen unter Dach sein.

„Am 23. Morgens verließen Wenger und ich die lieben Leute in aller Frühe, um den lieben Kranken in Nerekambe zuzueilen. Als wir

den Hügel hinaufstiegen, war mir recht bange; aber erst in der Nähe des Hauses hörten wir weinende Stimmen. Der kleine Jakob war eben nach langem heftigem Kampfe verschieden. Die Eltern und Geschwister waren sehr betrübt, aber nicht wie die, die keine Hoffnung haben. Das Ende des Knaben war sehr lieblich gewesen. Schon vor der Krankheit hatte er ernstlich um Vergebung seiner Sünden gebetet und in der Fieberhitze einmal gerufen: „Gott ist überall, Gott ist überall!" also, daß sich auch die Heiden verwunderten. Das Grab gruben wieder die heidnischen Verwandten. Dann hatten wir eine ernste Leichenfeier in Gegenwart vieler Heiden. Den nächsten Morgen ging ich wieder zu den Betrübten, ebenso am Sonntag zum Gottesdienst. Da erwartete mich die frohe Nachricht, daß Abrahams Tochtermann, ein Badaga-Brahmane, namens Mahalinga, mit Frau und zwei Kindern sich zur Taufe gemeldet habe. Herrliche Nachricht und großer Trost für Abraham! Vor fünf Jahren hatte er Abrahams Nachbarhaus verlassen und war ins obere Dorf gezogen. Jetzt kehrte er in seine alte Wohnung zurück und gab mir feierlich seine Brahmanenschnur als Zeichen, daß es ihm ernst sei. Ich habe auch bereits den Unterricht begonnen und gehe deshalb alle ander Tag ins Dorf, um denselben abends zu erteilen, schlafe dann auch die Nacht draußen. Die Aufregung im Dorf und Umgegend war wieder groß, doch nicht bedenklich. Montag den 26. schleppten sie ihn in die Ratsversammlung in's benachbarte Kotadorf, um ihn zu examinieren und möglichst einzuschüchtern. Aber es half alles nichts: er blieb fest und kehrte abends unter Abrahams schützender Begleitung nach hause zurück.

„Du siehst, der Herr führt Sein Gnadenwerk weiter und belohnt uns reichlich für alle armselige Selbstverleugnung, die wir uns um Seinetwillen auferlegen. Ich fühle, ich habe kaum ein Recht so zu sagen. Es ist alles souveräne Gnade, die da wirket trotz aller unserer Untreue und Glaubenslosigkeit. Ihm sei Anbetung im Staube! Hallelujah!"

Als Mörike diesen Brief schrieb, hatte er die Absicht, noch in demselben Jahr seiner Frau nach Europa zu folgen, und sah daher mit einiger Ungeduld dem Kommen des Br. Metz entgegen, der als bereits erfahrener Badaga-Missionar ihn hätte ablösen können. Nun konnte aber dieser nicht vor Oktober in Indien eintreffen, so daß Mörike, wenn er doch die Heimreise hätte antreten wollen, in den europäischen

Winter hineingekommen wäre. Dazu mehrte sich seine freudenreiche Arbeit immer noch unerwartet, so daß er nach ernstlicher Ueberlegung vor dem Angesicht Gottes und gründlicher Beratung mit Br. Würtele, sich entschloß, jenen Plan ganz aufzugeben, dagegen seine Frau sobald als möglich wieder nach Keti zurückzurufen. Als man ihn wenigstens zum Warten überreden wollte, da erklärte er: „Ein Geschäft leidet Aufschub, die Seligkeit nicht“ und schon im nächsten Brief, dessen gewöhnlicher Eingangsgruß „Gnade und Friede“ diesmal unterstrichen erscheint, heißt es daher: „Die letzte Taufe und die bevorstehenden weiteren Taufen haben mich unwiderstehlich dazu gedrängt, vor der Hand meinen Besuch in der Heimat aufzugeben und mit dieser Post die liebe Komite zu bitten, daß sie Dich mit Br. Metz wieder dem Liebsten Deines Herzens zusenden möchte. Du weißt, wie verlangend ich war, Dich selbst abzuholen und die Lieben alle, besonders die teure Mutter nochmals (und erstmals) zu sehen und dem allerliebsten Sohne seinen Vater nochmals zu zeigen; aber der Herr der Ernte, dem wir dienen, spricht so stark und vernehmlich Seinen allein heiligen Gotteswillen gegen mich aus, daß ich mich schwer gegen Ihn versündigen würde, wenn ich Seine Stimme überhören wollte. Unsere ganze Badaga-Bevölkerung ist in großer Aufregung und eine Entscheidungszeit für viele scheint nahe zu sein. Die l. Taufkandidaten hoffe ich noch etwa 14 Tage zu unterrichten und dann zu taufen. Sie halten sich recht wacker, wie auch die Neulinge in Kotargiri.

„Was Fleisch und Blut bei diesem Entschluß empfindet, brauche ich Dir nicht zu schildern; es gilt das größte Opfer, das ich je im Dienste des Herrn gebracht habe; aber im Glauben Abrahams werden wir und die lieben dabei Beteiligten uns zurecht finden und Gott dabei die Ehre geben können. Dein letzter Brief hat mir Deinen Gesundheitszustand als noch nicht sehr günstig geschildert; aber meine Hoffnung ist, daß, wenn der l. Metz es wagen kann, trotz seiner Anfälle nach Indien zurückzukehren, wir es dem Herrn auch zutrauen dürfen, daß er Dir die nötige Kraft giebt.

„Ueber die l. Mutter und den liebsten Sohn kann ich trotzdem, daß ich in Gedanken immer zu ihnen zurückkehre, mein Herz kaum reden lassen. Du wirst Karl wohl am besten im Kinderhaus in Basel lassen, wo die lieben Kleinen, wie ich höre, recht gut versorgt sind. Mein Herz wallt, indem ich dies schreibe; aber der uns dies

Kleinod gegeben, wird auch darüber wachen, wenn wir uns um Seinetwillen diese Verleugnung auferlegen. Du wirst vielfach wegen dieser Sache bestürmt werden, aber antworte nur einfach: „Der Herr, scheint's, will es so haben." In solchen, das Reich Gottes angehenden Sachen, muß man mit verbundenen Augen sich leiten lassen, wenn man den Willen Gottes treffen will. Bitte alle, die beten können, treu zu sein in der Fürbitte und dem treuen Herrn, der so gerne giebt, keine Ruhe zu lassen, bis sein Reich mit Macht kommt und ihm auch die Starken zur Beute werden.

„Des l. Abrahams Kinder sind jetzt wieder ziemlich wohl."

Mit dem Morgen des 22. Juni (1862) war der schöne Sonntag angebrochen, an welchem die Neubekehrten in Keti der kleinen Christengemeinde einverleibt werden sollten. Die Sonne stieg in majestätischer Pracht am Horizont herauf und sandte ihre goldenen Strahlen in das stille Thal hinab, welches sonst um diese Zeit des Jahres in ein dichtes Nebelgewand eingehüllt zu sein pflegt. Um so einladender war es daher für einige englische Freunde aus der Umgegend, dieser Feier beizuwohnen und sich zu freuen mit den Fröhlichen. Im Ganzen zählte man 12 weiße Gesichter während des Gottesdienstes. Aber noch waren die Täuflinge nicht gekommen. Manchen ängstlichen Blick sandte in jener Stunde Mörike nach Süden, von woher die drei Taufkandidaten und Abraham samt seiner Familie aus Nerekambe kommen mußten. Er besorgte, der Feind möchte ihnen irgend ein Hindernis bereitet haben, da die heidnische Bevölkerung in ihrer fanatischen Aufregung zu irgend einer Gewaltthat fähig gewesen wäre; hatten sie doch einige Tage zuvor gedroht, den Christen ihre Häuser anzuzünden! Bald jedoch kamen sie herbei, in frische reine Gewänder gehüllt, und — was den Missionaren besondere Freude machte — mit strahlenden Gesichtern und einem Ausdruck milden Friedens. Mörike hatte nun mit den Täuflingen auf seinem Zimmer noch eine kurze Besprechung, verbunden mit Gebet. Um 11 Uhr endlich gab ein kleines Glöckchen das Zeichen zum Gottesdienst, worauf sich Schwarz und Weiß im freundlichen Saal, der ehemaligen Bibliothek Casamajor's, versammelte. Auch eine große Anzahl Heiden war zugegen. Die Täuflinge saßen unmittelbar vor dem weißgedeckten Tisch, welcher Taufstein und Altar zugleich vorstellte. Hinter demselben stand, von seliger Festfreude gehoben, unser Mörike, beim Lesen der Liturgie und der spätern

Abendmahlsfeier von Br. Thumm, am Harmonium von Br. Würtele unterstützt. Zuerst hielt er eine englische Ansprache über das Sonntagsevangelium Mark. 4, 26—32, in welcher er zeigte, wie 1) der Herr nicht seine heiligen Engel, sondern arme, sündige Menschen als seine Werkzeuge brauche, 2) wie der ausgestreute Same ganz unabhängig von uns und oft auch von uns ganz unbemerkt im Verborgenen fortwirke und 3) daß hier nicht die endliche große Ernte gemeint sei, sondern das Einverleibtwerden gläubiger Seelen in die Gemeinde Christi, wie es heute wieder vor Augen liege. Dann folgte eine kanaresische Predigt und endlich die Taufhandlung selbst, bei welcher die Täuflinge, nachdem sie die gestellten Fragen mit Freudigkeit beantwortet hatten und der 14jährige Basawa auch das Glaubensbekenntnis gesprochen, vor dem Altar knieend das Sakrament empfingen. Dann wurde, nachdem die Heiden sich entfernt hatten, auch noch das hl. Abendmahl gefeiert, bei welchem man nicht nur zwischen Englisch und Kanaresisch abwechseln hörte, sondern auch die deutschen Laute vernahm. Das Ganze währte volle zwei Stunden. Aber die fühlbare Nähe des Herrn ließ die Stunden wie Augenblicke erscheinen.

---

9. Die letzten Lebensjahre.

Im Jahr 1863 wurde Mörike durch das Vertrauen der Komite zum Generalpräses der Basler Mission in Ostindien ernannt, und in dieser Eigenschaft hatte er eine Aufgabe zu lösen, welche den würdigen Schluß seiner Missionslaufbahn bilden sollte. Es wurde ihm nämlich der Auftrag, im Namen der Komite und unterstützt von zwei andern Missionaren, sämtliche Stationen, Gemeinden und Anstalten der Basler Mission in Indien zu visitieren.

Die nächste Aufgabe dieser Visitations-Kommission bestand darin, einen möglichst richtigen und tiefen Blick in alle Verhältnisse und Bedürfnisse der verschiedenen Missionsstationen und Gemeinden zu thun, um teils sich selbst und die Brüder, teils die Komite in der Erkenntnis dessen, was im Ganzen und Einzelnen Not that, wirklich und wesentlich zu fördern. Um diese Einsicht zu gewinnen, hatten sie zunächst eine Station um die andere zu besuchen, auf jeder einzelnen alle Güter, Gebäude, Außenstationen einzusehen,

die Schulen und Anstalten zu prüfen, die Gemeindeglieder kennen zu lernen, die Presbyterien zu sehen und zu hören. Dabei hatte Miss. Hauff die Schulsachen, Kirchenbücher u. dergl. ins Auge zu fassen, Pfleiderer die äußeren Dinge zu besorgen und Mörike insonderheit die persönlichen Angelegenheiten der Missionare, die Katechisten und die eigentliche Missionsarbeit prüfend und beratend zu behandeln. Mit wie viel Sanftmut, Weisheit und Liebe er hiebei zu Werke ging, wie er namentlich für jeden einzelnen seiner jüngeren Brüder, sowie der Katechisten und sonstigen Missionsarbeiter, ein besonderes Wort der Anleitung, der Ermahnung, der Aufrichtung und Ermunterung hatte, je nachdem es ihm das Bedürfnis des Einzelnen und sein vom hl. Geist geleiteter Takt eingab, davon weiß noch mancher zu rühmen, der bei jener Gelegenheit Mörikes Liebe zu erfahren bekam.

Als Probe dieser seiner gesegneten Wirksamkeit mögen nur einige Worte hier angeführt werden, die er zur Eröffnung der Distriktskonferenz von Süd-Mahratta über Hebr. 3, 13 an die versammelten Missionare richtete; sie geben zugleich einen Einblick in sein eigenes inneres Leben, sowie in die eigentümliche Milde und Strenge seines christlichen Charakters: „Der Apostel fordert an dieser Stelle die Brüder auf, sich untereinander täglich zu ermahnen. Ich benütze daher die Gelegenheit, namentlich den jüngeren Brüdern ein Wort der Ermahnung zu sagen. Wir lassen es an der Ausübung dessen, was der Apostel hier fordert, gar häufig fehlen. Unser Alleinstehen entschuldigt es teilweise, aber doch wird sich jeder gestehen müssen, daß bei uns in diesem Stück ein Mangel ist. Mancher würde vor Irrwegen bewahrt bleiben, wenn dieses Ermahnen reichlicher unter uns geübt würde. Wir als Missionare haben uns zu merken, daß wir nur in dem Maße tüchtig werden, als wir in unserem persönlichen Verhältnis zum Heiland wachsen. Auch im gewöhnlichen Leben ist es wahr: der Mann macht das Amt und nicht das Amt den Mann. So werden wir nur in demselben Verhältnis, als wir im Herrn wachsen, auch im Amt gedeihen. Wir müssen im Herrn wachsen; dadurch erst werden wir legitimiert. Laßt uns nicht nach Menschengunst trachten; unsere Stellung zum Herrn täglich zu erneuern und in derselben klarer zu werden, das ist uns unerläßlich. Das wird uns aber nur dadurch gelingen, daß wir täglich das Wort Christi reichlich unter uns wohnen lassen. Wenn wir uns nicht

täglich aus dem Worte erneuern, wird unser Verhältnis zum Herrn nicht fest und klar. Es ist nicht genug, im allgemeinen sich ans Wort zu halten, wir müssen uns eine Zeit nehmen, in der wir das Wort an uns wirken lassen. Es soll uns richten, untersuchen, etwas Neues uns geben aus der Herrlichkeit des Heilands. In dieser täglichen Erneuerung durch das Wort Gottes besteht das Wachstum im Glauben. Dazu müssen wir uns Zeit nehmen, es sei bei Tag oder Nacht: nur dadurch können wir uns aufrecht halten. Gedenket unseres sterbenden Br. Würtele. Er ist ein Beispiel, was der Herr aus Sündern machen kann. Er war einst tief drunten, an dem Rande der Verzweiflung; jetzt ist er fertig für's Himmelreich und bereit, wenn der Herr ihn ruft. (Als M. dies sprach, war Würtele schon 4 Tage vorher in Keti selig entschlafen). Auch zeigt sein Beispiel deutlich, daß wir vor allem dazu in die Mission kommen, unsere eigenen Seelen zu retten; wenn der Herr Gnade giebt, daß einer auch etwas zu stande bringt, so ist es ein freies Geschenk. Dies für die jüngeren Brüder. Den älteren habe ich nichts Besonderes zu sagen und freue mich nur, daß der Herr uns die Gnade gegeben hat, unsere Gemeinschaft auf Christum zu erneuern."

Es würde zu weit führen, wenn wir die mancherlei Geschäfte und zum teil recht unliebsamen Arbeiten dieser sechsmonatlichen Visitationsreise auch nur andeuten wollten. Mörike leistete wie früher in der stillen Arbeit des Säemanns und Seelenfischers, so auch hier auf dem Gebiet des Kirchenregimentes, Bedeutenderes als man ihm zugetraut hatte. Und das erklärt sich nicht bloß aus seiner außerordentlichen Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, sondern auch aus der allgemeinen Achtung, in welcher er infolge seiner bewährten Demut und Dienstfertigkeit bei allen stand. Jedermann wußte ja, daß er keine Freude am Regieren hatte; aber weil er oft und gern anderer Last getragen hatte, sollte er jetzt auch in weiterem Kreise als ein Pfeiler im Hause des Herrn sich bewähren.

Im Oktober 1863 kam die Visitationskommission auch auf Mörikes eigenes Arbeitsgebiet, nach Keti, Kotargiri, Nerekambe u. s. w. An dem letztgenannten Orte war die kleine Badaga-Gemeinde ansäßig; aber noch hatte sie kein eigentliches Kirchlein. Daß diesem Uebelstand abgeholfen werden müsse, erkannten die Visitatoren des bestimmtesten, und da zugleich von verschiedenen Seiten reichliche Geldbeiträge für diesen Zweck einliefen, so entschloß Mörike

sich anfangs 1864, in Gottes Namen Hand ans Werk zu legen. Die Geldfrage war das Geringste. Das Schwierigste war das Wo? und Wie? des Baues. Eines Morgens faßte sich Mörike, wie er selbst erzählt, ein Herz und fragte den noch heidnischen Bruder Abrahams, der die Hauptstimme über das Grundeigentum in der Nähe von Nerekambe hatte, ob er ihm ein Stück Land zum angegebenen Zweck abtreten würde? Er war natürlich auf eine abschlägige Antwort gefaßt. Aber wie erstaunt war er, statt dessen den Bescheid zu erhalten: „Baue, wo du willst.“ Alsbald nahm er den Mann beim Wort, bezeichnete ihm einen passenden Bauplatz in der unmittelbaren Nähe des Christenquartiers, rief auch die übrigen heidnischen Dorfältesten als Zeugen herbei, steckte mit Abrahams Hilfe den Platz ab, und damit war die Hauptsache im Reinen. Es galt nun noch den Plan zu machen, die Dimensionen zu berechnen, das Material zu wählen, einen Kostenüberschlag zu fertigen, Backsteine brennen zu lassen, Bäume im Wald zu suchen, behauen und sägen zu lassen und den Bau selbst täglich zu beaufsichtigen. Fast nur Badagas arbeiteten daran und das Beste thaten die Christen selbst, die mit wahrer Herzenslust Hand anlegten und ihren Lohn allein in dem Gelingen ihres längst gehegten Herzenswunsches fanden, während einige Heiden, die Gutmütigkeit Mörikes mißbrauchend, sich beim Bau durch allerlei Betrügereien nach Kräften zu bereichern suchten. Am 1. Februar 1864 wurde der Grundstein gelegt und Ende Mai war das meiste fertig. Mörike selbst aber, der sich aus Veranlassung der Bauarbeiten vielfach der Sonne ausgesetzt hatte, bekam heftige und oft sich wiederholende Fieberanfälle, wodurch sich die Vollendung des Kirchleins nicht nur sehr in die Länge zog, zumal da auch sein Kollege Metz zu gleicher Zeit leidend war, sondern auch seine Kraft und Gesundheit soweit herunterkam, daß er zu seinem größten Schmerze nicht mehr wie früher im stande war, in den Dörfern herumzugehen und das Evangelium zu predigen. Er konnte nicht einmal zugegen sein, als am 8. Sept. das neue Gotteshaus eingeweiht wurde in der Gegenwart von 50 christlichen Engländern, unter denen sogar der Bischof von Madras sich befand. In vier verschiedenen Sprachen wurden bei dieser Gelegenheit an dem sonst so stillen Orte christliche Ansprachen gehalten. Wie gern wäre Mörike dabei gewesen! Aber er hatte ja schon oft gelernt, seinen eigenen Willen in den des Herrn zu schicken und zu schweigen. Auch hatte

er kurz zuvor wieder die Freude gehabt, einen Badaga-Jüngling taufen zu dürfen, was ihm um so tröstlicher war, da derselbe gleichsam als Ersatz für den im Februar heimgegangenen Joseph, dessen Namen er auch erhielt, vom Herrn ihm geschenkt schien. Es war das der fünfte Todesfall unter den neubekehrten christlichen Badagas gewesen, und wie Mörike all' diese seine Pfleglinge auf dem Herzen trug, kann man noch an dem Denkmal erkennen, das er jenem Joseph in seiner letzten Missionsstunde in Stuttgart gesetzt hat mit folgendem kurzen Lebensabriß:

„Ein junger Mann Namens Joseph, der als Knabe in einer unserer Schulen Unterricht genossen hatte, wurde nur zwei Monate nach dem Erstling getauft. Er bildete sich nach seiner Taufe bei uns noch weiter aus und übernahm sodann die Leitung der kleinen Gemeindeschule, der er mehrere Jahre vorstand. Seine Kenntnis der Schrift war gut und sein Wandel still und eingezogen und sein Herz der Zucht und Ermahnung zugänglich. Nach längerem Kränkeln starb er zuletzt am Aussatze, den er von seinen Eltern geerbt hatte. Als es seinem letzten Stündlein zuging, war er eine Zeit lang in großer Dunkelheit der Seele. Da er durch Zuspruch und Gebet unterstützt wurde, sagte er: „Das ist, was ich brauche, Christus ist mein Leben! saget mir von Christo so lange ich hören kann, und wenn mein Gehör schwer wird, so saget mir von Christo laut, bis ich nicht mehr höre!" In Zwischenräumen wurde ihm so Spruch auf Spruch ins Ohr gesagt, bis das Bewußtsein verschwand und er seinen Geist aushauchte in die Hand seines Gottes und Heilandes. Solche Sterbelager, die auch auf die anwesenden Heiden den tiefsten Eindruck machen und ihnen die Herrlichkeit des Christenglaubens thatsächlich beweisen, sind dem Missionar ein reicher Gnadenlohn für alle Mühe und Arbeit."

Aber des unermüdlichen Arbeiters Kraft war auf die Neige gegangen. Zwanzig Jahre hatte er ununterbrochen in seinem schweren Dienste gestanden, davon 16 auf den Blauen Bergen unter den Badagas. Vierundzwanzig Seelen hatte ihm der Herr aus denselben geschenkt, von denen, wie gesagt, schon fünf ihm in die Ewigkeit vorangegangen waren. Das Aloepflänzchen hatte sein Werk ausgerichtet und sollte nun bald selbst verpflanzt werden „in den himmlischen Garten, auf den wir alle warten," um dort seinem Herrn zu grünen und zu blühen in unvergänglicher Jugend und Frische.

Vorher durfte er aber auch seine irdische Heimat und sein zärtlich geliebtes Söhnlein noch einmal wiedersehen. Die Aerzte schickten ihn nach Europa, und er selbst sah ein, daß bei seiner immer zunehmenden Schwäche ein längeres Bleiben in Indien ziemlich zwecklos sein würde. So machte er sich denn Anfang Februar 1865 daran, von all' den Lieben, insbesondre aber von seinem teuren Erstling Abraham und den andern Badaga-Christen, Abschied zu nehmen und die sonstigen Vorbereitungen für die lange Seereise zu treffen. Dann ging es über Kunnur und Koimbatur nach Madras, wo noch viel christliche Teilname und Freundschaft den Scheidenden die letzten Tage verklärte, bis am 22. Februar das Segelschiff, welches sie ums Kap der guten Hoffnung nach Europa bringen sollte, die Anker lichtete.

Mörike war ein Freund von Seereisen und verstand es, die Eintönigkeit und vergleichsweise Ruhe des Schiffslebens zu stillem, gesegnetem Verkehr mit Gott fruchtbar zu machen. Sein Reisetagebuch, aus welchem man übrigens auch sieht, mit wie viel Sachkenntnis und Interesse er den Lauf des Schiffes, Wind und Wetter, Delphine und Walfische, Albatrose und Meerleuchten und einmal eine fast totale Sonnenfinsternis beobachtete, legt hievon Zeugnis ab. „O Herr Jesu, gieb, daß ich mich dir überlasse zur Heiligung!" „Süße Gewißheit der Nähe des Herrn." „Herr Jesu, führe mich in dein Leiden und Sterben, damit ich mit dir auferstehe!" „Jesus ein Helfer der Geringen!" „Herr Jesu, du Lamm Gottes, erbarme dich mein!" — solche Seufzer und Gebete finden wir hie und da unter seinen sonstigen Bleistiftnotizen verstreut. Einmal heißt es auch: „Geschlagenes Gewissen und trübes Herz" — und erst nach einigen Tagen folgt darauf: „der göttliche Friede kehrt zurück!!" Das allercharakteristischste für Mörike, der als ein himmlisch Gesinnter und bereits der nahen Ewigkeit Entgegensehender unter seinen Reisegefährten wandelte, ist aber folgender Eintrag: „Heute Abend wollen sie theatralische Vorstellung haben. Arme Welt! . . . ich werde gefragt, warum ich nicht bei der Aufführung gewesen, und ich antworte: weil es keine Vorbereitung auf den Tod ist. Darling (ein englischer Geistlicher) war dabei und steht mir hierin etwas ferner."

Endlich nach viermonatlicher Fahrt lief das Schiff im Hafen von Portsmouth ein, wo es indische Truppen zu landen hatte.

Die Reisenden zogen es daher vor, auch schon hier auszusteigen und per Eisenbahn in ein paar Stunden vollends nach London zu fahren, wo sie bei ihrem teuren Freunde Stanes die herzlichste Aufnahme fanden und auch andere indische Bekannte wiedersahen. „Diese kurze Rast thut uns wohl nach der langen Seereise, welche der Herr jedoch über alles Erwarten an mir gesegnet hat. Besonders seitdem wir das Kap der guten Hoffnung hinter uns hatten, begann meine Gesundheit sich zu bessern, so daß schon bei unserer Landung meine Farbe und Aussehen bedeutend gesünder waren, als in Indien." Mit schnellen Schritten ging es nun der Heimat zu. Ach, seine inniggeliebte Mutter sollte er nicht wiedersehen! Schon vor zwei Jahren war sie gestorben, und wir finden darüber folgende Tagebuchnotiz Mörikes vom 1. Juni 1863: „Nachricht vom seligen Heimgang meiner teuren Mutter. Du Herr, wirst sie reichlich belohnen für ihre unvergleichliche Liebe und Treue. Sie hat mir den Rang weit abgelaufen. Herr, gieb mir ein Ende wie das ihrige." In Bruchsal warteten seine Geschwister und mehrere andere Verwandte auf ihn. Aber ihre Freude war mit ängstlicher Betrübnis gemischt. Denn im Kinderhaus in Basel lag das einzige Söhnlein der sehnsüchtig nach ihrem Liebling verlangenden Eltern todkrank darnieder; wie sollte man ihnen diese Schmerzenskunde beibringen? Aber es bedurfte kaum der Worte; sie merkten alsbald, wie es stehe, und eilten nun nach Basel. Hier kamen sie am 20. Juni an, sahen ihr teures Kind wieder, ja hatten die Freude, daß der Herr ihnen dasselbe nach wunderbarer Rettung wenigstens für einige Zeit wiederschenkte, machten noch das Jubelfest der Missionsgesellschaft mit, trafen bei dieser Gelegenheit viele alte Freunde und reisten dann, ein gut Teil des Weges in Gesellschaft von Gunderts, nach Calmbach, wo Mörike bei seinem Bruder, dem dortigen Pfarrer, eine Kur mit Teinacher Wasser und Schwarzwaldluft versuchen wollte. „Der kleine Karl war den ganzen Weg still, heiter und in die Betrachtung alles dessen, was man vom Wagenfenster aus sehen konnte, versunken, schläft gut, ißt mit Appetit und genießt die kühlere Luft und Stille." Ach, wie hing das Herz der Eltern an diesem Knaben mit seinem unschuldigen Gesichtlein, den blonden Locken und den lieben blauen Augen! Aber seine Tage waren gezählt. Während der nun folgenden Monate welkte er langsam dahin, wie eine zarte Blume in zu rauhem Boden, bis es endlich sichtbar dem Abschied zuging und die Eltern anfingen, jedes

Wort und jeden Blick des Geliebten wie ein letztes teures Vermächtnis anzusehen. Einmal sah der Kleine, wie ein Bäckerjunge vom Nachbarhaus die Spatzenfalle aufstellte, und fragte dann: „Warum die Spatzen fangen? sie sind ja so unschuldig.“ Nun fiel ihm auch sein verstorbenes Brüderchen ein und er meinte: „Wie nett wär's, wenn Theodor auch mit uns beim Christtag wäre“, und dann wieder: „Nicht wahr, der Theodor denkt viel an mich?“ Endlich fing er an zu klagen: „So kalt“ und „so schwach“, und wie mußte es den Eltern durch's Herz gehen, als das arme Kind allmählich seine Hände kalt werden fühlt und ganz naiv fragt: „Woher kommt das?“ Nicht lange vor dem Ende antwortete er noch auf die bestimmte Frage seines Vaters: „Hast du den Heiland lieb?“ mit einem freudigen Ja und setzte hinzu: „und er hilft mir auch.“ Dann sagte er noch: „Papa, Kopf halten, daß die Mama nicht so müde wird.“ Eine halbe Stunde später hörte das kleine Herzlein auf zu schlagen. Es war der 24. Okt. 1865. Eine Erweiterung und zugleich Entzündung des Herzens hatte dem Leben des $8^1/_2$jährigen Knaben ein Ende gemacht. Dr. Gundert aus Calw hielt ihm die Leichenrede. „Ja, der Herr hat ihm geholfen auf ewig. Hallelujah!“ konnte der Vater schreiben; „unsere Herzen bluten, gönnen aber dem einzigen seine Geborgenheit. Auch wären wir undankbar, wenn wir nicht bekennen wollten, daß der treue Herr uns viel Licht und Frieden schenkt auch zu Zeiten, da das Herz ringen muß um völlige Ergebung in seinen heiligen Willen.“

Indessen war Mörike selbst mit seiner Gesundheit nicht vorwärts gekommen. Am Bartholomäusfeiertage hatte er noch einen Vortrag auf dem Missionsfest in Stuttgart gehalten an derselben Stelle, wo er genau 20 Jahre vorher ordiniert worden war, und bei dieser Gelegenheit die Freude gehabt, von einem seiner Jugendfreunde, der damals „noch ganz in der Welt gewesen war,“ „ein freudiges und kräftiges Zeugnis für die Mission“ zu hören. Aber das war schon zu viel für ihn. Er zog sich eine Erkältung zu und mußte fortan alles öffentliche Reden meiden. Er lebte jetzt ganz in Stuttgart, und das sollte die letzte Station auf seiner Lebensreise werden. Zwar hielt er noch lange die Hoffnung fest, der Herr werde ihn wieder zu seinen geliebten Badagas hinausziehen lassen. „Die Missionsarbeit,“ sagte der durch sie Aufgeriebene mit Thränen in den Augen, „ist eben doch das Seligste und Herrlichste, was es auf

Erden giebt." Aber ohne eine Spur von Murren und Klagen ergab er sich darein, als es ihm immer klarer wurde, daß nach des Herren Wille sein Weg nicht mehr hinaus in die Heidenwelt, sondern aufwärts in die ewige Heimat gehe. Vorher ging es aber noch durch manche Tiefen und Dunkelheiten hindurch. Der Herr hielt, wie er ja oft zu thun pflegt, noch einmal genaue Haussuchung bei seinem Knecht: es war die letzte Feile, die Er an sein Werk in dieser Seele legte. Meine seligste Errungenschaft aus diesen Stunden der innern Sichtung, bezeugte er selbst, ist in dem Lied zu lesen: „Einmal ist die Schuld entrichtet." Wie es dort heißt: „Nun, ihr halb gewes'nen Knechte und halb Kinder in dem Haus" — so ist's bei mir lange der Fall gewesen. Aber nun spüre ich einen Frieden, von dem ich früher nichts gewußt habe. Nicht der geringste Zweifel ficht mich mehr an, weder an der Wahrheit des Christenglaubens, noch an meinem Gnadenstand. Wenn ich z. B. die Erscheinungen des auferstandenen Heilands im Kreise seiner Jünger lese, so ist mirs, wie wenn ich dabei gewesen wäre, so herrlich, so lebensvoll ist alles. Ach, ich muß nur mitleidig staunen über die armseligen Künste der Ungläubigen, die das alles wegleugnen und wegdeuteln wollen; das ist die Folge ihres Hochmuts. Nur ein armer Sünder kann die Wahrheit des Evangeliums, die Seligkeit des Gottesreiches erfahren." Auf die Frage, ob er den Heiland im Glauben erfassen und festhalten könne, antwortete er mit Freudigkeit: „Ja wohl, wie noch nie. Es ist wunderbar, ich war vorher so kleingläubig, lang vom Unglauben verfolgt, und jetzt auf einmal ist mir der Heiland so kräftig, so innig nah, so *handgreiflich*, möcht ich sagen. Jetzt, wo Er mich am allerkleinsten und schwächsten gemacht hat, darf ich seine Gnade und Kraft am herrlichsten erfahren." Einmal erhob er mit unbeschreiblich feierlichem Blick seine Augen und sprach im Tone der Anbetung: „Ach, was ist das etwas Großes, Unaussprechliches! nur *kommen* darf man und man wird angenommen. Nicht *wie* man kommt, sondern nur, *daß* man kommt, ist die Hauptsache. Der Herr hat Feierkleider bereit für die verlorenen Söhne, die wiederkehren." Einem Freunde, der ihn darauf hinwies, daß er nun bald aus der streitenden in die triumphierende Kirche übergehen dürfe, antwortete er: „Triumphieren kann ich freilich noch nicht, aber still freuen kann ich mich. Ich habe so eine ruhige, getroste Zuversicht."

In stillem Frieden und voll Sehnsucht nach Erlösung schlief er denn endlich fast unvermerkt ein, nachdem er sich selbst sanft auf die Seite gelegt und noch seine treue Gattin ermahnt hatte, sich auch zur Ruhe zu begeben. Sie hörte ihn nur noch die Worte stammeln: „Jesu, lieber Heiland, selig durch dein Blut," dann war alles still. Es war gegangen nach jenem Wort: „Du kannst durch des Todes Thüren träumend führen, und machst uns auf einmal frei."

Wer die teure Leiche da liegen sah, von dem Widerschein des himmlischen Gottesfriedens überhaucht, dem mußte der Psalmvers einfallen, der gleichsam in den friedevollen Zügen des Entschlafenen zu lesen war: „Ich aber will schauen dein Antlitz in Gerechtigkeit; ich will satt werden, wenn ich erwache nach deinem Bilde."

Am 12. Mai 1866 war Mörike selig entschlafen. Man hatte sein Ende nicht so bald erwartet, obgleich die große Schwäche, welche sich seit einigen Wochen seiner bemächtigt hatte, natürlich auf einen solchen Ausgang vorbereitet hatte. Der Arzt fand, daß die Organe alle abgearbeitet und erschöpft waren, wie er es nie bei einem 44jährigen gefunden. Es war eingetroffen, was ihm 20 Jahre zuvor Inspektor Hoffmann bei seinem Auszug nach Indien zugerufen hatte:

„O geliebter Bruder! solche Erfahrungen wirst du wohl auch zu erleben haben, die dich aus einem Manne vielleicht bald zum Greise umwandeln werden. Ich gestehe dir, daß ich nicht für dich in Furcht bin, sondern mich vielmehr freue, wenn ich höre, daß einer der Arbeiter am Reiche des Herrn gesunken ist auf dem Felde, aber die Fahne des Sieges in seiner Hand. Dem einen unserer jüngst entschlafenen Brüder folgten zum Grabe die Heiden weinend nach und an dem Sarge des anderen weinte ein bekehrter Götzenpriester und rief schluchzend aus: mein Vater! mein Vater! — Mein Bruder! auch dich kann ein früher Tod treffen; du darfst dir's nicht verbergen: es geht in den Krieg; auch ich fühle etwas davon mit, daß bei diesem Werke Leib und Seele abgearbeitet werden, und ich weiß, daß mancher der Arbeiter mit 40 Jahren dem 70jährigen Greise gleicht!"

Missions-Zeitung.

Afrika.

Die wesleyanische Mission in Asante, die vor etwa 2 Jahren in so vielversprechender Weise ihren Wiederanfang genommen, ist schon wieder aufgehoben. Der eingeborne Leiter derselben und seine 4 Gehilfen sind im Februar nach Cape Coast zurückgekehrt und haben bis jetzt ihre Arbeit in Asante nicht wieder aufnehmen können wegen eines Krieges, der zwischen zwei der dortigen Stämme ausgebrochen ist. (Vgl. Miss.Mag. 1885, S. 470.)

— Die Christenverfolgung in Uganda brach anfang Juni aus, als ein bekehrter Hofdiener sich weigerte, im Auftrag des Königs ein Verbrechen zu verüben. Am ersten Tage wurden etwa ein Dutzend hervorragende Christen in Stücke gehauen — meist Hofbeamte; zugleich wurden zahlreiche Christen verhaftet und hin und her im Lande etliche getötet. Einmal wurden 32 zusammen auf einem Scheiterhaufen langsam geröstet; andere wurden grausam verstümmelt, wieder andere mit Keulen erschlagen oder ihnen ein Glied nach dem andern abgehackt und sie dann langsam verbrannt. Viele flohen; manche gaben aber auch sich selbst an. Gleichzeitig gingen die Bekehrungen und Taufen fort. Gedruckte Exemplare des Glaubensbekenntnisses und Vaterunsers, der zehn Gebote und einiger Kapitel aus den Evangelien fanden reißenden Absatz, obgleich der Besitz eines christlichen Blättchens lebensgefährlich war. Von 60 weiß man gewiß, daß sie getötet worden sind. Missionar Ashe hat nach Europa reisen dürfen; Mackay aber wird gefangen gehalten.

— Neulich hat der englische Missionsarzt Baxter in Mpuapua sich deutsche und französische Bibeln kommen lassen, da jetzt sehr häufig deutsche und französische Reisende in jene Gegend kommen. — Ein französischer Regierungsagent Revoil, der in Mpuapua liebevoll gepflegt wurde und von Frau Baxter ein Neues Testament geschenkt bekam, will jetzt — obgleich selbst Katholik — aus Dankbarkeit eine Kirche oder ein Spital in Mpuapua auf seine Kosten erbauen lassen.

— Der berühmte Reisende Jos. Thomson meint, daß auf jeden durch die Mission gebesserten Neger tausend andere kommen, welche durch Berührung mit dem europäischen Einfluß verschlechtert worden sind, besonders durch den Branntwein. Selbst den Einfluß des Islam stellt er höher als den der bloßen europäischen Zivilisation ohne Christentum. Dr. Schweinfurth sagt daher mit Recht: „In Afrika fällt uns nicht nur die Aufgabe zu, den Neger zu veredeln; wir haben ihn auch vor den Schädlichkeiten zu schützen, denen bisher

alle Naturvölker bei Berührung mit der Zivilisation zum Opfer fielen. Nie werden wir (Deutsche) zugeben, daß die in Afrika anzustrebende Kultur wehrlos eine Beute des Raubbaus werde durch den Branntweinhandel! Unsere Reichsregierung hat bereits Zollschranken im Westen und im Osten errichtet, die fürs erste befriedigen (?). Wir wollen unsere Kaufleute Handel treiben mit Völkern, die sie durch den Branntwein zerrüttet und vernichtet haben?..... Der Handel ist ein befruchtender Thau, kein Regen, der das Gewächs in seinen Wurzeln zu kräftigen vermag..... Es ist eine Thatsache, daß der Glaubensbote allein vermöge seiner höheren Begeisterung allen Widerwärtigkeiten zum Trotz stand hält, ohne dazu des Köders der Ehre, des Ruhms oder materiellen Gewinns zu bedürfen. Weltliche Kulturapostel, die sich für das Wohl der Menschheit auch in der Wildnis ohne jede Aussicht auf Lohn hinzuopfern bereit wären, sind vielleicht künftigen Geschlechtern beschieden; bisher sucht man umsonst nach dem seligen Gebiet ihres Wirkens..... In keinem Weltteile haben deutsche Missionare glänzendere Beweise ihres opfermutigen Wirkens gegeben als in Afrika..... Was uns vor allem not tut (angesichts der unser in Afrika harrenden Aufgaben) ist mehr Ernst....." Wir freuen uns herzlich über diese goldenen Worte, welche der berühmte Professor auf der 59. Naturforscherversammlung in Berlin gesprochen hat und die mit allgemeinem Beifall aufgenommen wurden. Möchte es nun auch wirklich zu dem gewünschten Ernst kommen!

China.

Missionar Faber schildert die starke Auswanderung der arbeitenden Klasse als ein Glück für China. „Die Not der Armen würde sonst schon längst eine folgenschwere Krisis herbeigeführt haben. Allerdings wurden dem Lande viele Arbeitskräfte entzogen, aber auch viele unruhige Elemente und manche gefährliche Subjekte dadurch über die Grenze geführt. Gerade die bessere Klasse der Auswanderer ist jedoch eifrig beflissen, im Auslande möglichst viel Geld zu verdienen, nur um bald wieder in die geliebte Heimat zurückkehren zu können. Diese bringen nicht unbedeutende Kapitalien nach China zurück und nebenbei frischen Mut zu neuen Unternehmungen. Solche vom Ausland aus den verschiedensten Ländern zurückkehrende Chinesen verpflanzen natürlich auch manche ausländische Anschauung nach China. Obgleich ausschließlich der untersten Schicht der Bevölkerung angehörig, gewinnen dieselben doch durch ihr mitgebrachtes Geld einigen Einfluß auf ihre nächste Umgebung. Manche freilich sind recht erbittert gegen die Fremden, von denen sie allerlei Unbill erfahren haben. Nach einiger Zeit taucht aber bei den meisten doch das Angenehme, das sie einst im Ausland genossen, im Gedächtnis lebendig empor gegenüber den mancherlei Widerwärtigkeiten, von welchen sie in China umgeben sind. Einige dieser Leute haben auch das Christentum in

der Fremde angenommen; die Mehrzahl derselben läßt sich allerdings durch den zähen Widerstand der heidnischen Umgebung im Heimatort zum Abfall bewegen; aber die frühere unbefangene Freude am Götzendienst ist für immer dahin. Etliche bleiben ihrer christlichen Ueberzeugung treu und helfen der Mission den Segen des Evangeliums in China verbreiten. Einige Missionsgesellschaften, besonders die amerikanischen, erhalten auf diese Weise seit einigen Jahren ganz beträchtlichen Zuwachs an Kräften und mannigfache Anknüpfungspunkte zu weiterem Wirken."

— Vor einigen Monaten durfte Missionar Wolfe im Thale von Koi Hu in der chinesischen Provinz Fukien sieben Erwachsene und zwei Kinder taufen, darunter einen alten Mann, der auf gar merkwürdigem Wege zur Kenntnis des Evangeliums gelangt und die Veranlassung zur Einführung desselben in Koi Hu geworden war. Vor etwa anderthalb Jahren sah er in einem Traum fünf Männer an einer Berglehne dasitzen, und da sie etwas Geheimnisvolles an sich hatten, kam er auf den Gedanken, es seien wohl übernatürliche Wesen. Er fragt sie, wer sie seien und was sie daher gebracht. Sie antworten mit der Gegenfrage, was er suche, und er sagt: „Ich suche Tugend," worauf sie erwidern: „Gehe nach Sing Taing, dort wird man dir sagen, was Tugend ist." Der alte Mann hatte kaum je von einem Ort dieses Namens gehört und kann nicht begreifen, was von da Gutes kommen könne. Wochenlang aber verfolgt ihn der Gedanke an diesen Traum, und wie er eines Tages sich wieder den Kopf darüber zerbricht, was derselbe wohl zu bedeuten habe, kommt ihm ein alter Dorfgenosse, der die letzten 20 Jahre 15 Stunden von Koi Hu entfernt in Mape gewohnt hat und dort Christ geworden ist, in den Weg. Diesem erzählt er seinen Traum und erfährt nun, daß in Sing Taing eine Kirche sei, wird am nächsten Sonntag schon von ihm mit zur Predigt genommen und läßt sich nun von dem dort stationierten Katechisten den Weg zur wahren Tugend weisen. Wie ein durstiges Land den Regen einsaugt, so nahm er die neue Lehre in sein Inneres auf. Monatelang ging er nun regelmäßig nach Sing Taing in die Kirche. Der Weg war aber weit und seine Kraft schon vom Alter geschwächt. So ist denn Koi Hu jetzt selbst zu einer Außenstation gemacht und mit einem Evangelisten besetzt worden.

— Daß die Tugend der Dankbarkeit auch in ein Chinesenherz einziehen kann, das beweisen folgende zwei Beispiele: Ein chinesischer Christ in Tang Tong, Namens Lazarus, ließ sterbend seinem Seelsorger, Missionar Wolfe, sagen: „Ich danke Gott meinem Vater, ja ich danke ihm vielmal, daß ich erlöst bin! Ich gehe heim und werde meinen Jesus von Angesicht sehen. Vielmal danke ich der Gnade des himmlischen Vaters. Ich fürchte mich nicht zu sterben. Ich freue mich von hinnen zu gehen. Ich bin erlöst, Dank sei dem himmlischen Vater! Dank auch dem lieben Hu Sing Sang (das ist

Missionar Wolfe), der mir von Seiner Liebe zu mir gesagt hat; ja, richtet ihm meinen Dank aus und saget ihm, daß ich heimgehe. Ich werde ihn im Himmel wiedersehen. Vergesset nicht, ihm zu danken!" — Ein anderer alter Christ sagte noch unmittelbar vor seinem Tode: „Gelobt sei Gott für seine große Gnade! Ich bin selig. Ich gehe heim. Vielmal, vielmal danke ich dem himmlischen Vater, daß er Hu Sing Sang gesandt hat, mit mir zu reden und mir von Seiner Liebe zu sagen. Es war an jenem denkwürdigen Tage. Ich danke Gott für diesen Tag, an welchem er zu mir sprach. Es gefiel mir damals nicht. Ich wollte ihm aus dem Wege gehen; aber er ließ mich nicht los. Er sagte mir von des himmlischen Vaters Liebe. O, sagt ihm Dank, sagt ihm Dank; er sagte mir von Gottes Liebe." Diesen alten Mann hatte Missionar Wolfe vier Jahre vorher auf der Landstraße getroffen und ihm, dem absolut Unwissenden und Widerwilligen, die frohe Botschaft geradezu aufgenötigt. Er war scheinbar ungerührt und gleichgiltig von dannen gegangen, war dann aber ein regelmäßiger Besucher des Gottesdienstes und schließlich ein fröhlicher Christ geworden.

— Ein chinesischer Katechist in der Provinz Fukien trägt auf seinen Missionsgängen eine leinene Jacke oder Weste, die vorne auf der Brust mit den zehn Geboten und auf dem Rücken mit den sieben Seligpreisungen beschrieben ist. Er versichert, daß diese Erfindung ihm von großem Nutzen sei, weil nun jedermann auf den ersten Blick erkennen könne, wer er sei und was er wolle. In China gelten ja die Schriftzeichen an und für sich für etwas Heiliges, und ein Mann, der so ganz mit guter Lehre bedeckt ist, erscheint den einfältigen Landleuten als aller Ehrerbietung und Aufmerksamkeit wert. Sie hören ihm denn auch gar willig zu, wenn er ihnen das Evangelium predigt.

Japan.

Nach der Ansicht eines anglikanischen Missionars droht dem japanischen Christentum die größte Gefahr — nicht etwa von Rom oder vom Unglauben, sondern vom Independentismus her, der unter den Händen der Eingebornen vollends aus Rand und Band gehe; einige bedeutende Männer unter ihnen arbeiten mit aller Macht an der Gründung einer neuen vereinigten Kirche auf rationalistischer Basis ohne Dogmen, und es sei gewiß, daß alle Kirchengemeinschaften, die nicht auf einer festen historischen Basis ruhen und keine feste Lehrform besitzen, in diesen Strudel hineingeraten und ihre Sonderexistenz verlieren werden. Die neue Kirche soll rein national sein, ganz frei von ausländischem Einfluß. „Diese Bewegung, welche an den Patriotismus und die Freiheitsliebe der Japaner appelliert, wird in der nächsten Zeit jedem wirklich kirchlichen Fortschritt die größten Hindernisse bereiten."

Amerika.

Missionar Bridges schreibt aus Uschuwia, Feuerland: „Es wird immer schwieriger, die argentinischen Beamten, welche aus allen Nationen zusammengewürfelt sind, von der Missionsstation fern zu halten. Sie machen öfters Ausflüge und bringen dann einen Tag hier zu. Die Eingebornen — der ganze Jaghan-Stamm zählt kaum noch 300 Seelen — müssen jetzt eben kämpfen oder fallen, der Versuchung widerstehen oder erliegen. An rechtzeitiger Warnung und Belehrung hat es nicht gefehlt. Sie müssen es sich gefallen lassen, ein geordnetes, fleißiges Leben zu führen, sonst gehen sie sicher zugrunde. In diesem Klima ist ein lüderliches Leben Ruin. — Neulich habe ich zwei Regierungsbeamte (Spanier) mit eingebornen Mädchen getraut. — In letzter Zeit haben wir dreimal die Hilfe der Regierung gegen grobe Ausschreitungen der Eingebornen in Anspruch nehmen müssen; einer hatte eine Kuh barbarisch mit einer Axt verwundet, ein anderer sich betrunken und dann allerlei Gewaltthat begangen, der dritte einen anderen so mißhandelt, daß er lebenslang ein Krüppel bleiben wird. Unsere täglichen Andachten sind sehr unregelmäßig besucht, bald von 5, bald von 45 und mehr Personen, immer fast nur von Erwachsenen. — Neulich gaben wir den Eingebornen eine Mahlzeit, an der 144 teilnahmen. Unsere Ernten sind mißraten aus Mangel an warmem Wetter." Einige Personen sind wieder getauft worden, darunter solche, die gleich darauf starben. „Die Kinder lernen fast ebenso gut wie englische Kinder," schreibt Frau Hemmings; „es thut einem weh, sie dahinwelken und sterben zu sehen."

Allerlei.

Im Jahr 1800 schätzte man die Zahl der Erdbewohner auf höchstens 800 Millionen. Wir wollen einmal annehmen, es seien 1000 Millionen gewesen. Von diesen waren nur 200 Millionen Christen, 800 Millionen aber Nichtchristen. Wie steht es nun in unserer Zeit? Hat die Zahl der Nichtchristen sich verringert? Ist das Verhältnis zwischen Christen und Nichtchristen ein für jene günstigeres geworden? Sehen wir einmal zu. Man berechnet gegenwärtig die Bevölkerung der Erde auf 1400 Millionen. Von diesen sind 400 Millionen Christen. Angenommen, diese Namenchristen wären alle — was doch niemand behaupten wird — wirklich Erlöste, so gäbe es doch immer noch 1000 Millionen unerlöste, verlorene und noch nicht gefundene Menschen auf Erden. — 200 Millionen mehr als am Anfang dieses Jahrhunderts! Das ist doch ein erschreckendes Ergebnis, und es wäre noch viel erschreckender, wenn wir nicht die Bevölkerung der Erde für das Jahr 1800 so übertrieben hoch angesetzt hätten. Die Thatsache steht fest, daß die Zunahme der Heiden durch die natürliche Fortpflanzung von Jahr zu Jahr

eine viel bedeutendere ist als die Zunahme der Christen durch Geburten und durch Bekehrungen zusammen! Der jährliche Zuwachs der Erdbevölkerung ist ungefähr 4 Millionen. Was ist dagegen der Zuwachs der Kirche durch Bekehrungen und Taufen?!

— Die Protestanten Frankreichs haben im J. 1885 für die Heidenmission 179,440 Fr. beigetragen, d. h. pro Kopf durchschnittlich 29½ Cts., während der Durchschnittsbeitrag im J. 1878 nur 22 Cts. betrug. Aber noch immer giebt es 296 Gemeinden unter 574, welche nichts für die Mission thun. Da es unter den französischen Protestanten viele Reiche giebt, ist diese Leistung immer noch eine sehr geringe.

— Zwei junge Missionare der südstaatlichen amerikanischen Baptistenkirche in China schreiben aus einer bestimmten Veranlassung an ihre Vorgesetzten: „Wir haben bei verschiedenen Gelegenheiten die Ansicht ausgesprochen, daß wir, wie alle frisch auf dem Missionsfeld ankommenden Missionare, ein Recht haben, über alle die Arbeit betreffenden Fragen durch eigene Beobachtung und Nachforschung uns ein selbständiges Urteil zu bilden, ehe wir uns für die eine oder andere Missionsmethode entscheiden." Und dieser Satz wird im offiziellen Missionsblatt der betreffenden Kirche ohne ein Wort der Einschränkung oder auch nur der Erklärung, als etwas ganz Selbstverständliches und durchausnicht zu Beanstandendes abgedruckt!

— In Tschiengme, Siam, wurden im Dezember 9 Personen getauft, darunter ein gewisser Nan Wong und sein Neffe, die durch einen Traktat bekehrt worden waren, den sie 17 Jahre vorher von einem Missionar erhalten hatten! Der Traktat enthielt ein Gebet und in ein paar Sätzen die Grundwahrheiten des Christentums. Mehrere Personen hatten das Gebet abgeschrieben und fleißig benutzt. Die Frucht davon war die, daß etliche von ihnen erweckt wurden.

— Ein anglo-indischer Beamter erzählt von einem französischen Priester in Indien, dem durch Erbschaft ein paar tausend Mark zugefallen waren und der mit diesem Geld eine Erholungsreise nach Europa machen wollte, der er längst bedürftig war und der er mit großer Freude entgegensah. Er kam aber nur bis Dschabalpur. Hier fand er eine äußerst arme Kirche (Gemeinde?), der er all sein Geld schenkte, um dann getrost auf seinen Posten zurückzukehren!

— Vor kurzem starb in Jokohama, Japan, ein hoffnungsvoller junger Flottoffizier, Namens Alfred Knight, Instruktor auf dem englischen Kriegsschiff »Audacious«. Derselbe hatte sich's zur Aufgabe gemacht, wo immer er auf seinen Reisen übel von den Missionaren reden hörte, an Ort und Stelle genau zu untersuchen, was etwa Wahres an den betreffenden Anklagen sei, und in keinem Fall hat er solche üblen Nachreden bestätigt gefunden. Alles, was er besaß, etwa 6400 Mk., hat er der englisch-kirchlichen Mission vermacht.

— In einem Dorf der Provinz Madura in Südindien predigt ein Katechist auf der Straße; die Brahmanen bringen ihm einen Teppich und dem ihn begleitenden eingebornen Pastor einen Stuhl; ja, sie legen eine kleine Summe zusammen als Missionsbeitrag! Früher würden diese Brahmanen es für eine Befleckung gehalten haben, auch nur auf die Straße herauszutreten, so lange ein Mann von niederer Kaste, wie dieser Katechist, sich darin aufhielt!

— Das „Seminar für die auswärtigen Missionen in Paris" hat in 25 Missionsbezirken in China, Japan, Tonking, Annam, Siam, Barma und Vorderindien 29 Bischöfe und 691 „Mitglieder des Pariser Seminars", 424 eingeborne Priester und 1858 Katechisten, zus. 3002 Priester und Laiengehilfen. Die Zahl der Christen beträgt 829,302. Im J. 1885 wurden getauft 19,705 Heiden, 32,754 Christenkinder und 191,601 Heidenkinder in der Todesstunde. „Ueber diese Taufen sterbender Heidenkinder können nur diejenigen spotten, welche den Glauben unserer hl. Kirche nicht haben, gemäß welchem das hl. Taufsakrament den Kindern zur Tilgung der Erbsünde und somit zur Erlösung unumgänglich notwendig ist." Ferner wurden 205 Andersgläubige in den Schoß der Kirche aufgenommen. In 31 Seminaren wurden 1523 Jünglinge erzogen, in 1801 Schulen und Waisenhäusern 46,193 Kinder unterrichtet.

Todesfälle.

Die amerikanischen Methodisten haben neulich einen ihrer eifrigsten indischen Missionare, Namens Kirk, verloren. Er war ein Asket, der von etwa 20 Mark im Monat lebte und sein übriges Einkommen, oft auch die eigenen Kleider weggab. Er hatte den Grundsatz, nichts zu behalten, was ein anderer notwendiger brauche als er selber. Als in Pithoragarh ein Aussätzigenasyl errichtet wurde, gab er sich dazu her, in demselben zu wohnen und sich dieser Aermsten anzunehmen. Einmal that einer der Kranken außerhalb des Hauses einen Fall und niemand fand sich bereit, den vom Aussatz bereits schrecklich Entstellten in sein Zimmer zu tragen, nicht einmal die anderen Aussätzigen. Da that es Kirk. Einige Tage darauf starb der Mann, und als wieder alles sich weigerte, ihn an sein Grab hinauszutragen, da war es abermals Kirk, der ihm diesen Liebesdienst that. Anderer Lasten auf sich nehmen, war seine Lust. Als ihn selbst der Tod ereilte, war er gerade beschäftigt Geld zu sammeln, um den Aussätzigen ein Kirchlein zu bauen.

— Am 7. Sept. ist in Roßville bei Baltimore Pastor J. Leonberger gestorben, früher Basler Missionar in Indien.

Bücherschau.

R. Werner. Drei Monate an der Sklavenküste. Erzählung für die reifere Jugend. München. Zweite Auflage. Verlag von Richter und Kappler. 240 S. Preis Mk. 4.

In gefälliger Form eine recht spannende Geschichte, die vor 42 Jahren an der westafrikanischen Küste gespielt haben soll, durchwoben von allerlei Matrosen-„Garnen“ d. h. glaublichen und unglaublichen Abenteuern, wie Schiffsleute sie einander gern erzählen. Der Ton ist durchaus edel, die Tendenz patriotisch.

Karte von Afrika mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Kolonien von W. Liebenow. Berlin 1886. Verlag des Berliner Lithogr. Instituts. 1886. Preis Mk. 6.

Vier Blatt im Maßstab von 1 : 10,000,000, die zusammengeheftet eine prächtige Wandkarte liefern. Die Zeichnung ist fein, die Kolorierung brillant. Sämtliche deutsche Besitzungen in West- und in Ostafrika, sowie noch einige andere wichtige Gebiete, erscheinen in vergrößertem Maßstab noch einmal als Spezialkärtchen am Rande. Soviel wir zu urteilen vermögen, ist diese Karte eine der zuverläßigsten und zugleich schönsten, die in neuerer Zeit erschienen sind. Besonders wertvoll ist die sehr deutliche Hervorhebung der politischen Grenzen.

Carl Hager. Die Marshall-Inseln in Erd- und Völkerkunde, Handel und Mission. Leipzig. Verlag von G. Lingke. 1886. 157 S. Preis Mk. 3.

Eine geschickte Zusammenstellung des Wissenswürdigen über die im Oktober 1885 deutsch gewordene Inselgruppe nach Chamisso, Meinicke, Hahn und vielen anderen Quellen. Die „äußere Geschichte“ der Mission wird mit objektiver Ruhe nach Burkhardt-Grundemann's „Kleinem Missions-Magazin“ (! statt „Bibliothek“) und dem Evang. Missions-Magazin erzählt, hintennach aber nichts als Galle und Gift über dieselbe ausgeschüttet, offenbar in der Absicht, die hawaiisch-amerikanische Mission auf den nun deutsch gewordenen Inseln zu diskreditieren und die Verdrängung derselben durch eine deutsche Gesellschaft als wünschenswert erscheinen zu lassen. „Gute Missionswirkungen (wie die der Basler, der Rheinischen Gesellschaft u. a.)“ erscheinen dem Verfasser überhaupt nur als „Ausnahmen von der Regel“! Beigegeben ist ein Anhang über die Gilbert-Inseln und eine Karte.

Fr. Oldenberg. Johann Hinrich Wichern. Sein Leben und Wirken. Zweiter Band. Hamburg. Agentur des Rauhen Hauses. 432 S. Preis 7 Mk.

Der würdige Schluß des schönen Werkes, das allen gebildeten Deutschen nicht genug zu eingehendem Studium und ernster Beherzigung empfohlen werden kann. Sein einziger Fehler ist der hohe Preis. Hoffentlich wird bald eine abgekürzte, billige Volksausgabe erscheinen. Papier und Druck sind sehr vorzüglich.

Joh. Kober. Christian Friedrich Spittlers Leben. Basel. C. F. Spittler 1887. Mit Portrait und Register. 356 S. Preis Mk. 4.

Dies Buch würde eine eingehende Besprechung im Missions-Magazin verdienen. Wir haben diesmal aber nur Raum für ein Wort des Dankes an den Verfasser, der es verstanden hat, das ungeheure Material, das er bewältigen mußte, zu sichten und in ansprechender, wenn auch nicht glänzender Form dem Leser darzubieten. Vielleicht hätte er hie und da etwas mehr Kritik üben, vielleicht dies und das etwas mehr zusammenziehen, vielleicht noch das eine und andere zur Ergänzung beifügen können. Im ganzen aber muß sein Werk als ein gelungenes bezeichnet werden. Allen Freunden der inneren wie auch der äußeren Mission sei dasselbe aufs wärmste empfohlen!

Register.

Schultze'sche Buchdruckerei (L. Reinhardt) in Basel.



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Nr. 1. 1886.

Inhalt.

Suchen, Finden, Behalten.

Züge aus dem Leben eines deutschen Malers.

1. Suchen.

„Ich habe eine unbändige Sehnsucht, die Bibel zu lesen, kann sie aber nicht sogleich bekommen" — so schrieb am 13. November 1824 der junge Ludwig Richter in sein Tagebuch. Er weilte damals in Rom, wo es um jene Zeit noch nicht so leicht war wie heutigen Tages, eine Bibel zu erhalten. Wie aber war in dem jungen, noch dazu katholischen Künstler diese „unbändige Sehnsucht" entstanden? Das wollen wir uns von dem lieben Manne selbst erzählen lassen.

„Ich wurde," — so lesen wir in seiner Selbstbiographie — „obschon protestantisch getauft, in die katholische Schule (in Dresden) geschickt; da war es Gebrauch, jeden Vormittag nach Beendigung des Unterrichts in geordnetem Zuge zur nahe gelegenen Kirche zu gehen und die heilige Messe zu hören. Da ich aber kein Gebetbuch besaß, so betrachtete ich gewöhnlich während der ganzen Zeit das große Altarbild, die Himmelfahrt Christi von Raphael

Mengs; daß aber Gott Vater so unbehülflich und unbequem von ihn umflatternden Engeln gehalten, getragen und gestützt wurde, erfuhr stets meine stille Mißbilligung, und ich versenkte mich desto lieber in den verklärten Ausdruck Christi und die Schönheit seiner ganzen, himmlischen Erscheinung. Der Knabe, welcher mir zunächst kniete, hatte einst die Genovefa von Schmid mitgebracht, und wir lasen die schöne Geschichte während der Messe. Der Lehrer, der von ferne dabei mein bethräntes Gesicht bemerkt hatte, war auf meine ungewöhnliche Andacht aufmerksam geworden. Einen andern Ausweg, die Langeweile in der Messe zu vertreiben, deren Bedeutung ich nicht verstand, fand ich endlich darin, für die armen Seelen im Fegfeuer zu bitten. Der Religionsunterricht war eben so mangelhaft, wie alles übrige; alles wurde dürr abgeleiert, nichts warm ans Herz gelegt, und so blieb das religiöse Bedürfnis, das vorhanden war, unbefriedigt und ungenährt.

„Meine Großeltern waren lutherisch gewesen, ja die Großmutter war die Tochter eines Schulmeisters zu Wachau und einer ihrer Brüder Pastor in Döbrichau bei Wittenberg. Einige Jahre nach ihrer Verheiratung hatte Großvater seine Kupferdruckerei in Dresden eingerichtet, und dort war ihm durch einen katholischen Geistlichen die Aussicht geworden, die neuen Kassenbillets zum Druck zu bekommen, wodurch seinem Geschäft eine sehr bedeutende Förderung erwachsen würde. Er wurde katholisch und drang auch in seine Frau, überzutreten. Die Arme kämpfte mit Macht dagegen und weinte Tag und Nacht. Sie wußte sich nicht zu helfen und verzweifelte schier. Entweder, so mochte sie glauben, verliere sie die ewige Seligkeit, oder sie lebe fortan, von Mann und Kindern als Ketzerin angesehen, innerlich unglücklich und wie ausgestoßen, ein trauriges Leben und zerstöre dadurch auch das Glück der Ihrigen. Endlich faßte sie in ihres Herzens Jammer den Entschluß, an ihren Bruder, den Pfarrer, zu schreiben. Dieser riet ihr, obwohl mit schwerem Herzen, ihren Kindern das Opfer zu bringen. Sie solle sich an ihren Gott und Heiland halten und ihm vertrauen, Er sei in dieser wie in jener Kirche der nämliche. Sie that den Schritt, dem ihr Herz widerstrebte, um des Friedens willen und Mann und Kindern zu Liebe und blieb nach wie vor einfältig fromm. Später erblindete sie, und Nacht und Einsamkeit umhüllten sie noch 30 Jahre.

„Der trockene Religionsunterricht in der Schule hatte nur wenige verschwommene, allgemeine Begriffe von Gott, Tugend und Unsterblichkeit zurückgelassen, mit welchen der damalige Rationalismus sich begnügte; ein matter Auszug aus der biblischen Geschichte hatte mich wenig angezogen, eine Bibel hatte ich nie in Händen gehabt; auch existierte in unserer Familie eine solche nicht; außerdem kam ich in keine Kirche, und so fehlte trotz des Bedürfnisses und Verlangens nach den höchsten Dingen nicht allein die Erkenntnis derselben, sondern auch jede Anregung und Befriedigung von außen. Aber auch das Wenige, was ich von Gott und göttlichen Dingen wußte und glaubte, war mir zweifelhaft geworden; das ging so zu: Unter Vaters Bekannten war einer Namens Hupf, ein kleines, buckliges Männchen, dürr, immer unruhig bewegt, mit einem garstigen Affengesicht. Dieser war einstmals gekommen, einige Platten zu bestellen; denn er hatte einen kleinen Kunstverlag. Ich saß etwas abseits an einem Fenster und radierte an einer Kupferplatte, während jene beiden sich über ihre Geschäfte, dann halblaut über anderes besprachen. Endlich machte mich ein grinsendes Gelächter des Männleins aufmerksam und ich hörte einen lästerlichen, schmutzigen Witz über eine der evangelischen Erzählungen aussprechen, wobei er sich mit giftiger, boshafter Geberde die dünnen Arme und Beine rieb und schabte und seiner Wonne kein Ende fand. Wie ein Blitz schlugen mir die Lästerworte in die Seele. Es war mir, als bräche der ganze Himmel zusammen und als bedeckten seine Splitter und Scherben die schöne, grüne Erde, und nun könne gar nichts mehr aufblühen und gedeihen. Ein Zweifeln an den heiligen Geschichten, ja einen solchen mit Frechheit ausgesprochenen Spott hatte ich gar nicht für möglich gehalten. Ich sah, daß mein Vater dem nicht entgegentrat; es schien mir also unter den ältern Leuten all das für Lug und Trug oder Faselei angesehen zu werden, was ich in der Schule als Wahrheit gehört und einfach aufgenommen hatte, und so waren die dürftigen Anfänge eines positiven Glaubens verloren gegangen, und ich mußte annehmen, daß die Wahrheit wo anders liege; aber wo und was sie sei, wer sollte mir das sagen?! Ich hatte das Gefühl, daß mir etwas Unentbehrliches genommen sei, das mit anderm nicht ersetzt werden könne. Ich konnte mit niemand davon reden und war recht unglücklich.

„Als ich einmal des Abends vom Naturzeichnen nach hause ging und die Sterne am Himmel glänzten, kam ich in ein Nachdenken über den lieben Gott, der mir verloren gegangen war und ohne den es mir gar nicht mehr wohl wurde. Ich verfiel auf die kühne Idee, ob nicht die Sonne, von welcher doch alles Leben und Gedeihen komme, vielleicht Gott sei. Da baute ich mir in meiner großen Einfalt eine Kinderphilosophie zusammen, welche mir anfänglich zwar große Freude machte, nach kurzem aber doch wieder wie eine Seifenblase wirkungslos zerging. Das feurige, kugelrunde Sonnengesicht konnte mir doch durchaus keine Liebe, kein Vertrauen einflößen, das dumme Kinderherz blieb unbefriedigt und die naturphilosophische Idee zerrann in Dunst, wie es auch den philosophischen Ideen großer Leute zu passieren pflegt."

Indessen war der begabte Knabe zum jungen Manne herangewachsen und der sehnlichste Wunsch seines Herzens, nach Rom zu kommen, sollte in Erfüllung gehen. Unterwegs hielt er sich in Salzburg auf. Und hier begegnete ihm etwas Merkwürdiges:

„Als ich einsam in meinem Stübchen saß, pochte es an die Thüre. Auf mein „Herein" trat ein Mann ein, der bereits in den Fünfzigern sein mochte, eine gedrungene, breite Gestalt, sehr sauber in seiner Kleidung und mit einem Gesicht, auf welchem Tüchtigkeit und ehrenhaftes Wesen mit Fraktur geschrieben stand. Er erzählte, er komme von Triest und wolle nach Holland zu Weib und Kind. Er sei Steuermann auf einem holländischen Fahrzeuge, welches Schiffbruch gelitten habe; und zur Bestätigung des Gesagten legte er mehrere Zeugnisse von den betreffenden Behörden vor. Der Mann hatte für mich etwas Anziehendes in seiner festen, ruhigen und bescheidenen Weise, und so gab ich ihm ein paar Zwanzigkreuzer, was in Betracht meiner schwachen Kasse viel genannt werden konnte. Er dankte, nahm seine Papiere wieder zusammen, sah mich mit einem dankbaren Blick an, als möchte er mir auch etwas Liebes erzeigen, und sagte: „Ich habe einen langen Weg vor mir; aber ich habe einen guten Reisegefährten." — „O, das ist ja ein Glück!" erwiderte ich lebhaft, im Gefühl, daß ich einen solchen schmerzlich entbehre. — „Wer ist es denn?" „Es ist der liebe Herr Gott selber; und hier" — er zog ein kleines Neues Testament aus der Brusttasche — „hier habe ich Seine Worte; wenn ich mit Ihm rede, so antwortet Er mir daraus. So wandre ich getrost.

lieber junger Herr!“ Nochmals dankte er und ging. Mich aber hatte die Rede wie ein Pfeil getroffen und ein Stachel davon blieb auch lange in meinem Herzen sitzen. Ich hatte an Gott nicht gedacht; für mich war er eine ferne, unbestimmte Macht, und dieser arme Mann sprach und sah darein, als kenne er Ihn recht wohl, als stehe er in lebendigstem Verkehr mit Ihm, woraus ihm so getroster Mut, so freudige Zuversicht erwuchs. Sein kleiner Schatz, das Büchlein, war mir völlig fremd; ich hatte ja nie eine Bibel gelesen. Diese kleine Begebenheit war bald durch neue Eindrücke vergessen, obgleich nicht verloren; denn später tauchte die Erinnerung daran wieder auf und ich erkannte in ihr den Anfang einer Reihe tieferer Lebenserfahrungen, welche bedeutend auf die Entwicklung meines innern Lebens einwirkten.“

Nun kam unser Reisender durchs Zillerthal. Hier muß er vor einem Unwetter in ein Wirtshaus flüchten und fragt, von Langeweile geplagt, die Wirtin, ob sie keine Bücher zum Lesen habe. In der Schürze bringt sie ihm ein paar alte, schmutzige Bände, worunter er das sauberste ausliest: „Beicht und Kommunionbuch von Jaspis; Dresden, Arnold'sche Buchhandlung.“ Diese letztere Notiz, als Gruß aus der Vaterstadt, ja aus dem Hause des edlen Wohlthäters, der ihm zu seiner Romfahrt verholfen, macht ihn aufmerksam und er blättert in dem Buche. „Ich fand Abschiedsreden Jesu aus dem Evangelium Johannis. Ich war überrascht, erstaunt, daß man so lange Reden und Aussprüche Christi besitze, denn ich hatte ja noch nie eine Bibel in Händen gehabt. Die Reden großer Griechen und Römer im Plutarch hatte ich so oft mit Begeisterung und Ehrfurcht gelesen, und hier war mehr! ‚Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben, niemand kommt zum Vater, denn durch mich‘ und weiter — wunderbare Worte! ein Klang aus einer höhern Welt, der mich groß und seltsam berührte, dessen Sinn ich aber doch nicht verstehen konnte, so klar und einfach auch die Worte lauteten. Ich wurde in eine seltsame, unruhige Bewegung versetzt; es war wie in Uhlands verlorener Kirche der geheimnisvolle Glockenton im Walde; er gab ein leises Echo in meinem Innern. Das gute Gesicht meines Steuermanns in Salzburg tauchte wieder auf und sprach vom treuen Reisegefährten in die Heimat — Worte, die eine Saite tief im Innersten berührten; ich verstand sie aber nicht. So trat auch dieser Eindruck in den Hintergrund und schien vergessen.“

In Rom geht ihm eine neue Welt auf. Er lernt, er arbeitet fleißig. Aber der Mangel im eigenen Inneren wird immer fühlbarer. „Ein Gebiet des Geisteslebens war es besonders, welches ich verödet und ungepflegt in mir gewahr wurde. Es war das religiöse, welches doch von Rechtswegen die Grundlage aller übrigen Vermögen sein muß, wenn sie sich gesund und einheitlich entfalten sollen. Ich weiß nicht, woher es kam, daß jetzt öfters in stillen Stunden eine Sehnsucht erwachte, etwas Festes zu gewinnen, worauf ich Verlaß haben könne in allen Lagen des Lebens, eine sichere Hand zu wissen, die mir den rechten Weg zeige aus dem, was mich beirrte oder mir zweifelhaft war. Ich hatte das Gefühl eines einsamen Schiffers auf dem Meer, der ohne Kompaß und Steuer von Wind und Wellen getrieben wird; am Himmel Nacht und keine leitenden Sterne. Alle diese jetzt öfter auftauchenden Stimmungen waren eigentlich nichts andres, als die Frage nach Gott, die sich in meinem Innern mehr und mehr hervordrängte; nach einem lebendigen Gott, dessen ich nicht blos durch einen abstrakten Begriff, sondern auf unmittelbare Weise gewiß würde. Wirkten vielleicht in der Tiefe der Seele die Worte des alten Steuermanns in Salzburg noch fort von dem ‚treuen Reisegefährten und seinem Worte‘ oder war es die Erinnerung an jenen Regennachmittag im Wirtshaus im Pinzgau, wo ich ganz allein sitzend, durchnäßt und müde, zum erstenmal die Abschiedsreden Jesu aus dem Johannis-Evangelium las? Worte haben oftmals ein wunderbar zähes Leben; sie scheinen zu schlafen, aber regen und bewegen sich wie keimende Samenkörner, sobald die ersten Frühlingslüfte darüber wehen.

„In der Künstlerbibliothek fand ich ‚Stillings Jugend- und Wanderjahre‘. Ich nahm das Buch mit nach hause und wurde von demselben in hohem Grad gefesselt; der fromme Sinn des Buches berührte eine wunde Stelle meines Herzens, deren Heilung mir immer dringender ein ernstes Bedürfnis wurde. Da las ich, wie Vetter Goldmann Stilling also berichtet: ‚Lieber Vetter, all unser Moralisieren ist nicht einen Pfifferling wert, und ich will euch eine größere Wahrheit sagen: Wenn der Mensch nicht dahin gelangt, daß er Gott mit einer starken Leidenschaft liebt, so hilft ihm alles Moralisieren nichts und er kommt nicht weiter‘. Diese etwas eigentümliche aber populäre Ausdrucksweise

frappierte mich aufs stärkste und traf ins Herz, denn ich erkannte daraus, daß der Gottesglaube nicht ein totes Fürwahrhalten, sondern ein lebensvoll wirkendes Verhältnis sei, und daß aus einem solchen die sittlichen Folgen wie von selbst ganz natürlich entstehen müßten. Diese Worte lagen mir während der folgenden Tage immer im Sinn und ließen mich nicht wieder los. Aber, so fragte ich mich, kann der Mensch sich Liebe zu Gott geben? Wie soll ich zu solcher Liebe kommen?"

2. Finden.

Um eben diese Zeit, im November 1824, war es, daß jene „unbändige Sehnsucht", die Bibel zu lesen, in unserm Freunde sich regte. Es dauerte nicht lange, so sollte sie gestillt werden. Wer da suchet, der findet ja. Schon am 21. November konnte Richter in sein Tagebuch schreiben: „Ich habe mir Luthers Bibelübersetzung angeschafft und las die Bibel zum erstenmale. Ich kann nicht sagen, was sie mir für Wonne gewährte und welche tiefe, göttliche Wahrheit ich in den Worten Jesu finde."

Nun ging auch das Herz auf für die Nähe Gottes und zum einfältigen kindlichen Gebet. „Am ersten Weihnachtsfeiertag einsam im Stübchen sitzend, durchströmte mich plötzlich eine seltsame, aber recht glückliche und friedensvolle Empfindung. Es war, als wenn ein Engel durchs Stübchen gegangen wäre und einen Hauch seiner Seligkeit darin zurückgelassen hätte. Mir kam plötzlich mein Leben wie in einem großen, freundlichen Zuge vor die Augen, und ich glaubte die unsichtbare Hand zu erkennen, die mich bisher so freundlich geleitet, die mich über all mein Erwarten mit Gütern erfüllt hatte, die mir eine Verheißung für die Zukunft waren. Zum erstenmale, vielleicht seit Jahren, konnte ich dankbar und innig freudig die Hände falten im Gebet, konnte beten so recht wahrhaft aus innerstem Antrieb, wie ich es vorher nie gekonnt."

Am nächsten Tage trifft er am Krankenbett eines Freundes (Oehme) den Maler Ludwig von Maydell, einen edlen Balten, der nun sein Führer werden sollte. Maydell hatte ihn aufgefordert, am Sylvester-Abend, falls der Zustand des Kranken es erlaube und er — Richter — es nicht vorziehe das glänzende Künstlerfest zu besuchen, den Neujahrsanbruch bei ihm abzuwarten; es kämen noch zwei Freunde und er wolle einen guten Thee brauen.

„Als ich nun sah, daß der Kranke gegen 10 Uhr eingeschlafen war, verließ ich ihn und suchte in dem bezeichneten Gäßchen Maydells Wohnung. Bald stand ich vor einem schmalen, baufälligen Hause, dem einzigen, wo oben an den Fenstern Licht zu sehen war. Im Hause selbst herrschte die undurchdringlichste Finsternis und nur vorsichtig, mit Händen und Füßen tastend, kam ich die drei Treppen hinauf, fand aber hier trotz allen Herumtappens keine Thür. Ich mußte annehmen, daß ich irre gegangen sei, und meinen beschwerlichen Rückzug wieder antreten. Nun stand ich wieder im einsamen Gäßchen und überlegte, was zu machen sei. Mein Rufen und Händeklatschen war ohne Erfolg, es wurde oben nicht gehört, und noch einmal in diese Finsternis hineinzutauchen, noch einmal den hals- und beinbrechenden Gang zu wagen, empfand ich keine Neigung. Ich lenkte endlich die Schritte nach der nächsten Straße, wo das Künstlerfest gehalten wurde, und hörte von dort her fröhlichen Gesang und Jubilieren und erblickte die erleuchteten Fenster des Festsaals. Wieder blieb ich stehen und sah zurück. Die beiden Fenster unter dem Dach winkten so bescheiden und traulich von ihrer Höhe, als wollten sie mich an mein gegebenes Wort erinnern. So stand ich: links die laute Lust der fröhlichen Genossen leicht erreichbar; rechts die drei ernsteren, aber wie es schien unerreichbaren Freunde.

„Es war ein geheimer Zug, der mich immer wieder zu den drei lieben Menschen wies, die mir in den letzten Tagen so nahe gekommen waren und jetzt da oben saßen und mich vermutlich erwarteten. Ich machte also den bedenklichen Versuch zum zweitenmal und diesmal war ich glücklicher. Auf einer alten Holzgallerie auf der Rückseite des Hauses gelangte ich endlich an Maydells Thüre und sah durch das Küchenfenster, wie er eben den versprochenen Thee bereitete; erfreut über mein Kommen und lachend über meine Irrfahrten, führte er mich zu den andern Freunden in die Stube und bald saßen wir vier bei traulichen Gesprächen um den Tisch. Ich habe keine Erinnerung von dem, was an jenem Abend gesprochen wurde; es war auch nichts Einzelnes, was mich besonders tiefer berührt hätte; aber den Eindruck gewann ich und wurde von ihm überwältigt, daß diese Freunde in ihrem Glauben an Gott und Christum, den Heiland der Welt, den Mittelpunkt ihres Lebens gefunden hatten und alle Dinge von diesem Zentrum aus erfaßten und beurteilten.

Ihr Glaube hatte seinen festen Grund im Worte Gottes, im Evangelio von Christo. Der meinige, welcher mehr Meinung und Ansicht war, schwebte in der Luft und war den wechselnden Gefühlen und Stimmungen unterworfen.

„Still, aber im Innersten bewegt, hörte ich den Reden der Freunde zu und war mir an jenem Abend der Umwandlung nicht bewußt, die in mir vorging. Aber alle die kleinen, unscheinbaren Ereignisse und Eindrücke der letzten Wochen und Tage hatten den Keim hervorgelockt; einem Sonnenstrahl mußten alle Knospen sich erschließen; und Gott sei Dank! das geschah jetzt, obwohl ich erst am andern Tage mir dessen recht bewußt wurde. ‚Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, dann werden wir sein wie die Träumenden' — so war es mir auch, und als nun das beginnende Geläute der Mitternacht den Schluß des alten und den Beginn des neuen Jahres verkündete und Thomas uns aufforderte, diesen Uebergang mit dem schönen alten Choral ‚Nun danket Alle Gott' zu feiern, dem einzigen, welchen wir ziemlich auswendig wußten, da konnte ich recht freudigen Herzens miteinstimmen.

„Oehmes Krankheit war der äußere Anlaß gewesen, welcher uns zusammengeführt hatte; eine gemeinsame Geistesrichtung, die aus dem tiefsten Bedürfnis des Herzens kam, war in dieser Stunde hervorgetreten und hat uns für das ganze Leben treu verbunden bis ans Ende dieser Erdentage, denn sie ruhen schon alle, und nur ich, der Jüngste von ihnen, bin der Ueberlebende und segne noch heute diesen für mich so bedeutsamen Sylvester-Abend.

„Der erste Sonnenstrahl, den der Neujahrsmorgen in mein Kämmerchen schickte, und das helle Glöckchen von St. Isidoro weckten mich aus tiefem Schlafe. Ich erwachte plötzlich mit dem Gefühl eines so unaussprechlichen Glückes, welches mir geworden, erfüllt mit Friede und Freude, daß ich mich wie neugeboren fühlte und die ganze Welt hätte an mein Herz drücken mögen. Wie ein Blitz durchdrang mich das Bewußtsein: Ich habe Gott, ich habe meinen Heiland **gefunden**; nun ist Alles gut, nun ist mir ewig wohl! So bedeutsam, wie das Neujahr 1825 hatte mich vorher noch keines begrüßt; denn diesmal hatte es seinen Zuruf: das Alte ist vergangen; siehe, es ist alles neu geworden! vollständig wahr gemacht.

„Hatte ich es früher in den besten Momenten doch nur bis zur Ahnung eines höchsten Wesens bringen können und in Stunden der Begeisterung zu dem gehobenen Gefühl: ‚überm Sternenzelt muß ein lieber Vater wohnen‘, so war es jetzt geschehen, daß nicht nur fern über den Sternen, sondern nahe im eigenen Herzen und Gewissen die Stimme des Vaters zu mir gesprochen hatte: ‚Ich bin der Herr, dein Gott, wandle vor mir und sei fromm!‘ und die Stimme des Menschensohnes: ‚Wer mich siehet, der siehet den Vater; komm und folge mir nach!‘ Wie anders, als jene Ahnung, war nun die zuversichtliche Glaubensgewißheit, die nicht nur in einzelnen Momenten sich kundgiebt, sondern als ein lebendiger Born, aus dem ewigen Leben und in dasselbe quellend, die Seele gesund erhält und alle Morgen neu ist. Doch empfinde ich hier lebhafter als je, wie unvermögend Worte sind, Thatsachen des innern Lebens zur Anschauung zu bringen. Sie sollen wohl auch nichts andres, als Zeugnis ablegen, wo und wie man den Schatz gefunden hat.

„Gegen Mittag ging ich zu Oehme, den ich bedeutend besser und bereits außer Bett fand. Ich erzählte ihm meine etwas abenteuerliche Nachtfahrt zu Maydells Wohnung und von dem, was ich dort im Kreise der drei lieben Freunde gefunden hatte. Es war mit diesen verabredet worden, jeden Sonnabend in gleicher Weise zusammenzukommen, und Oehme freute sich, daß seine Genesung ihm erlaubte, schon an der nächsten Zusammenkunft teilzunehmen. Auch bei ihm war seit geraumer Zeit ein religiöses Bedürfnis rege geworden, und er trug ein herzliches Verlangen, darin größere Klarheit und Bestimmtheit zu gewinnen. Diese Sonnabendsversammlungen waren denn auch bald in Gang gebracht und wurden uns so lieb, daß wir uns die ganze Woche darauf freuten und keiner sich jemals davon abhalten ließ.“

Um jene Zeit bildete sich noch eine weitere Verbindung durch die Bekanntschaft mit Richard Rothe, der damals Prediger an der preußischen Gesandtschaftskapelle in Rom war und der nun Richter einlud, an den kirchengeschichtlichen Vorträgen, die er jeden Dienstag Abend in seiner Wohnung hielt, teilzunehmen. Auch seine Predigten besuchte Richter regelmäßig.

„Sonderbar kann es wohl erscheinen, daß ich als Katholik so unbefangen und ausschließlich mich protestantischen Kreisen und Gottesdiensten anschloß, ohne das leiseste Bedenken zu verspüren. Allein

nicht die Frage nach der Kirche war es, was mich seit langer Zeit bedrängt hatte, sondern die Frage nach einer festen, göttlichen Wahrheit, nach dem lebendigen Gott selbst. Da ich die Lösung dieser Frage nun bei meinen protestantischen Freunden gefunden hatte, trachtete ich danach, mit ihnen gemeinsam weiter zu pflegen, was das Glück meines Lebens geworden war."

3. Behalten.

Was Ludwig Richter so verlangend gesucht und dann so beseligend gefunden, das hat er auch treu behalten bis an sein Ende. Er war und blieb ein Künstler durch und durch, wollte auch nie etwas anderes sein; aber ein Künstler nach dem Herzen Gottes. Wo wir hinblicken in sein Leben oder in sein Wirken, überall leuchtet uns dieser milde Glanz der Gnade, des Friedens und der Wahrheit entgegen, der ihm selbst aufgegangen war als „ein neu Gestirn um Mitternacht" in dem Herrn Jesus, und der auch aus seinen lieblichen Bildern so freundlich einen grüßt. Auf das Einzelne näher einzugehen, gestattet unser Raum nicht. Nur einige Züge seien hier noch mitgeteilt.

Die äußere Kirche blieb ihm immer gleichgültig. Wo er gläubige Herzen fand, da fühlte er sich daheim, unter Katholiken wie unter Protestanten, im eigenen Vaterland wie in der Fremde. Wohl ging er zum Empfang des hl. Abendmahls — wenigstens in seiner Dresdener Zeit — regelmäßig zu Ostern in die katholische Kirche; im übrigen war er wohl so gut evangelisch als irgend ein Reformierter oder Lutheraner. Für ihn gab es nur jene Eine unsichtbare Kirche, von der es im Liede heißt: „Die Seelen all', die Er erneut, Sind, was wir heilge Kirche nennen." „Mein einziges Buch ist jetzt die Bibel, und ich glaube, sie zu verstehen," so hatte er schon am 5. Januar 1825 in sein Tagebuch geschrieben. Und er lernte sie immer besser verstehn. Nachdem er seine „Auguste" heimgeführt, ließ er sich von ihr die große Meyer'sche Bibel mit Anmerkungen schenken; jeden Morgen wurde Hausandacht gehalten; jedes Famlienereignis mit Danksagung und Gebet geheiligt. Seine Schüler suchte Richter mit großer Liebe an sich zu ziehen und ihnen beizubringen, „daß ein guter Künstler auch ein guter Mensch sein müsse," und wie freute es ihn, ja wie stärkte es ihn im Glauben, wenn sich „allmählich in dem und jenem ein Leben entzündete."

Solche Stärkung konnte er um so mehr brauchen, als er oft doch recht einsam dastand, von seiner Umgebung nicht verstanden, von geistlicher Gemeinschaft abgeschnitten, in einer Atmosphäre, „wo alles schläft wie Murmelthiere und Ratzen." Da empfand er es denn, daß Schläfrigkeit ansteckt, und klagt, daß der Schmerz über diesen Zustand fast noch das „Lebendigste" an ihm sei. Aber meist hatte er doch einige gleichgesinnte Freunde zur Seite, und sein Haus war ihm ein Heiligtum. Ein sehr schwerer Schlag für ihn war der Tod seiner „Auguste." Da gab es manche dunkle Stunde, manch schmerzliches Vermissen, ja manches versuchliche Zweifeln und Zagen. Aber der Herr half doch immer wieder gnädig hindurch. Hier nur eine Probe aus seinem Tagebuch. Es war der 4. August 1861 und Richter gerade auf einer Reise in Urach. Da heißt es: „Nachts seltsamer Traum von meiner Auguste. Ich wachte sehr aufgeregt auf und mußte mich erst wieder in die Wirklichkeit zu finden suchen. Da kam mir plötzlich in den Sinn: Ist etwa heute der Todestag Augustens? Ja, es wird der 4. August. Der Traum hat mich sonderbar bewegt und ich kann den Eindruck nicht vergessen. Ich hatte vorher nicht an den Todestag Augustens gedacht. Ich ging zur Kirche; gute Predigt: ‚Es ist nicht willkürliches Belieben des Heilands, ob er uns erhören und annehmen will oder nicht. Nein, es ist eine göttliche Notwendigkeit seines Wesens, Liebe und Erbarmen zu erweisen, uns zu suchen, uns entgegenzukommen'. O welcher Trost ist das! — Nach der Kirche auf einer Waldhöhe über der Stadt; im Schatten der Buchen das grüne Thal überschaut. So still und lieblich. Auch in meinem Innern schien der Bann gebrochen; der hoffnungslose Kampf gestern, der Traum, endlich die Predigt hatten die harte Rinde gebrochen. Da bliesen die Zinkenisten vom alten Stadtkirchturm: ‚Wer nur den lieben Gott läßt walten'. Da lösten sich die Banden, und von demütigem Dank floß die so lang gequälte Seele über; ich empfand Frieden und die blanken Thränen liefen mir aus den Augen. Gott sei Dank!"

Im Oktober 1869 schreibt er: „Meine Aufgabe ist jetzt allein mich innerlich sammeln. In meinem religiösen Leben erkenne ich, daß, wenn es wieder wahres Leben werden soll, ich zu den einfachen Anschauungsweisen der ersten Zeit zurückkehren muß. — Werdet wie die Kinder!"

18. Februar 1871: „Das Christentum wird nicht in der Form des Beweises, sondern durch den Affekt heiliger Leidenschaft in seiner Wahrheit erkannt; es beweist sich nicht, es bezeugt sich. Es ist ein Werben der Liebe um die Braut, nicht ein Berechnen und Abwägen ihrer Vorzüge."

10. August 1871: „Das einfachste Christentum ist praktisch ausgedrückt: Gott über alles, den Nächsten wie sich selbst lieben; an Jesum Christum glauben und die Gnade Gottes und Vergebung durch Ihn erlangen. Danach dürfte sich ein jeder des Abends prüfen, so wird er wissen, wie es mit ihm steht:

a) War ich treu im Gebet, im öftern Aufblick zu Ihm untertags? That ich Seinen Willen und folgte ich ruhig Seiner Führung?

b) Wie verhielt ich mich gegen meinen Nächsten? War Liebe in allem, was ich that, redete und dachte?

c) Beide Prüfungspunkte werden mich gewiß drängen, bei Jesu Christo um Vergebung der Versündigungen, Irrtümer oder Mängel zu bitten.

„So werde ich den Frieden Gottes finden und die Liebe Gottes und Christi wird immer zunehmen! Das ist wohl das einfache, praktische Christentum. Wer das treu übt, wird Frieden haben, und alles dogmatische Christentum wird ihn weder irren noch versteinern lassen. Die christliche Wahrheit ist's, die ich suche, die ich in mir auszubilden, die ich darzuleben trachte; und was mir Wahrheit geworden ist, will ich bekennen, wenn ich drum befragt werde; aber aus einer Kirche in die andere überzuspringen, weil eine andere etwas mehr meiner Ueberzeugung entspricht, dazu fühle ich mich bis jetzt nicht gedrungen. Wenn alle den Geist Christi lebendig in sich hätten, so wäre die Einigung bald hergestellt. Jetzt gehöre ich jener unsichtbaren Gemeinde an, die überall in allen Konfessionen und Sekten zerstreut ist, in Gemeinschaft mit allen, die den rechtschaffenen Willen haben, an das Evangelium zu glauben und Christo nachzufolgen. Ich hoffe zu Gott, diese unsichtbare Gemeinde wird wachsen, und — wenn die Zeit erfüllt ist, wird sich auch die äußerliche Einigkeit und Ausgestaltung machen. Ein Hirt und Eine Heerde!"

27. April 1872: „Die Menschenseele muß doch recht krank sein, daß Gott uns nicht sowohl den Weg der Weisheit, sondern den Weg des Heils hat zeigen lassen. Und uns willig heilen lassen, —

das ist unsre Weisheit auf Erden. — Der Weg zu Gott geht durch Kampf, Kreuz und Leiden; das ist ja in diesem Erdenleben der einzig mögliche Weg für alle, die Ihn wahrhaft aus innerstem Bedürfnis suchen. Aber: durch Christum zu Gott. Und das ist heutzutag so schwer, und nur den „Kindern" wird es leicht; ihrer ist ja das Himmelreich. Die Einfalt des Glaubens ist ja die Konzentration des ganzen Menschen. Alle Bausteine menschlicher Wissenschaft bauen keinen Turm bis in den Himmel; es heißt: Flügel her! — Gott, ich warte auf dein Heil!"

Im August 1872 war Richter einige Zeit in Bad Boll bei Pfarrer Blumhardt. „Man freut sich hier jedesmal" — schreibt er von dort — „auf die kurzen, körnigen Morgenandachten und noch mehr auf die Sonntagspredigt. Wie unendlich wohlthuend und zurechtbringend ist solch ein Aufenthalt unter Gleichgesinnten und gesegnet durch Gebet und Hausandacht eines so tüchtigen Mannes; aber es gilt, seinen Glauben wieder in die Welt zu tragen, ihn treu zu bewahren unter Andersgesinnten und an der heiligen Schrift und mit Gebet und christlicher Ordnung auf eigenen Füßen stehen und gehen zu lernen."

Aus dem Jahr 1873 findet sich folgende Tagebuchnotiz: „Mein Heiland hat mich 70 Jahre geführt, und doch bin ich so oft eigene Wege gelaufen und habe so wenig bei Ihm gelernt durch meine Schuld. Nun bin ich alt und schwach und fange seit zwei Jahren wieder beim A B C an. Was hätte ich zu des Meisters Füßen lernen und welchen Segen haben können! Und bei alledem hat Er mich nicht gelassen und mich im Alter wieder heimgesucht, und nun will ich Ihm treu bleiben, trotz Zweifel und Teufel! Weiter kann ich meiner physischen und geistigen Schwachheit wegen ohnedies nicht; aber treu kann ich sein und zu Ihm bitten und beten. Innerlich absagen allem und schlecht und recht, einfältig und demütig Seine Wege gehen! Ich habe mich auch der vielen geistlichen Lesereien entschlagen; sie verderben nur den Magen. Sailers Gebetbuch, Kempis und der alte Claudius thun mir am wohlsten, und vor allem die Bibel."

31. Dezember 1874: „Heute abend um die Mitternacht wird es fünfzig Jahre, ein halb Jahrhundert, daß ich in Rom mit Maydell, Hoff und Thomas beisammen war und mir in der Finsternis, die mich mit Bangen erfüllte, ein helles Licht aufging und meinem

Leben ein fester Grund und ein höchstes Ziel gegeben wurde. In jener Nacht fand ich den Weg zu Gott und unserm Herrn Jesu Christo; ich war wie ein aus wilder See Erretteter. O wie glückselig, wie neu geboren fühlte ich mich da! Es hat mich diese Lebenserfahrung auch nie mehr verlassen; aber wie reicher würden die innern Resultate meines Glaubens gewesen sein, wäre ich treuer gewesen! Die letzten Lebensjahre haben mich zu tieferer Einkehr und Prüfung geführt; ich danke Gott von Herzen dafür und fühle in mir einen Frieden und ein Glück, wie es die Welt nicht geben kann. Der Herr sei ewig dafür gelobt!"

Und nun zum Schluß noch ein „Bekenntnis" aus dem Jahr 1875: „Zur Zeit, als ich den Herrn gefunden, oder Er mich gefunden und sich mir in meiner großen Schwachheit zu erkennen gegeben hatte, fragte man nicht nach der Kirche, nach Konfession, sondern nur: Hast du deinen Heiland gefunden, hast du Ihn lieb und ist es dein ganzes Leben und Bestreben, Ihm nachzufolgen in gläubigem Gehorsam? In großer Schwachheit, vielfach irrend, ist das geschehen, und jetzt erkenne ich mehr und mehr, wie Er allein die lebendige Quelle ist, an welche ich mich zu halten habe; wie das, was wir Christentum nennen, ein mit Christo verborgenes Leben ist, ein Quellwasser klar und rein, ohne Geschmack und Farbe, aber erfrischend und stärkend zum ewigen Leben. Kirchen und Konfessionen mit ihren Dogmen und Kulten tragen den Schatz in irdenen Gefäßen, und das reine Quellwasser, welches Er spendet, nimmt den Beigeschmack des Gefäßes an, bald so, bald so. Das ist das Menschliche dran. Es ist nicht zu verachten, denn es ist auch ein Segen darin; aber wer endlich rein aus der Quelle schöpft, wird nicht irren und wird großen Frieden haben."

Soweit Richter selber. Es war seine Absicht gewesen, in einer ausführlichen Darlegung gleichsam das Resultat seiner gesamten Lebenserfahrungen zu einer Art künstlerischem und religiösem Glaubensbekenntnis zusammenzufassen. Aber es war ihm nicht mehr vergönnt, diesen Vorsatz auszuführen. Am Abend des 19. Juni 1884 erfolgte sanft und schmerzlos sein Heimgang.



Bücherschau.

Lebenserinnerungen eines deutschen Malers. Selbstbiographie nebst Tagebuchniederschriften und Briefen von **Ludwig Richter.** Herausgegeben von Heinrich Richter. Frankfurt am Main. Verlag von Joh. Alt. 1885. Preis in Lwd. geb. Mk. 8.60.

Welcher Schatz in den 472 Seiten dieses Buches steckt, davon haben die vorstehenden Auszüge eine Probe gegeben. Wir empfehlen dasselbe ganz besonders allen blasierten und lebensmüden, allen pessimistisch und misanthropisch gestimmten jungen Leuten. Es weht ein Hauch darin, der ihnen zur Genesung verhelfen kann. Wollte Gott, wir hätten noch viele solche Biographien! noch viele solche Männer!

Handbuch der Bibelerklärung. Herausgegeben vom Calwer Verlagsverein. Sechste, vermehrte und teilweise umgearbeitete Auflage. Calw und Stuttgart. 1886. Preis in 2 Halbfranzbänden Mk. 9.

Diese zwei Bände sind eine wahre Fundgrube für den ernsten Bibelleser, der gern wissen möchte, was jedes einzelne Buch und jedes einzelne Kapitel der h. Schrift in Wirklichkeit sagt. Nirgends dürften die Ergebnisse des gelehrten Bibelstudiums so kurz, klar und auch für den Nichttheologen verständlich zusammengestellt sein, als in diesem gleich sehr auf der Höhe der Wissenschaft, wie auf der Höhe freudiger Glaubensgewißheit stehenden Werkes. Die sechste Auflage hat zwar um der schwächeren Brüder willen auf manche Vorzüge der fünften verzichtet und ist z. B. statt der historischen wieder der gewöhnlichen Reihenfolge der biblischen Bücher gefolgt. Der Standpunkt aber ist der gleiche geblieben. Es ist der eines nüchternen, wissenschaftlich erleuchteten Pietismus. Daß im N. T. der ganze Bibeltext vollständig und im A. T. wenigstens vollständiger als in den früheren Auflagen gegeben ist, haben wir mit Freuden begrüßt. Im Einzelnen sind zahlreiche Verbesserungen angebracht. Wertvolle Beigaben sind die 4 kolorierten Karten, mehrere Zeittafeln und eine Art Evangelienharmonie. Papier, Druck und Ausstattung lassen nichts zu wünschen übrig. Der Preis ist ein beispiellos billiger. Wer an dieser neuen Aufforderung, Gottes Wort auch einmal recht gründlich zu studieren, vornehm oder gleichgiltig vorübergeht, den können wir nur von Herzen bedauern.

Sonnenblicke der Ewigkeit für die Pilgertage auf Erden. Betrachtungen auf alle Tage des Jahres von Th. Wunderling. Basel 1886. F. Schneider. Preis Fr. 4.50.

Kurze, körnige Betrachtungen über ausgewählte Bibelsprüche mit je einem passenden Liedervers, keineswegs in süßlich sentimentalem Ton, sondern frisch und schneidig gehalten, recht wohl zum Gebrauch bei der Hausandacht wie im Kämmerlein geeignet.

Herausgegeben aus Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.

In Commission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel.

Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. od. 40 Pf.

Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.

Schultze'sche Buchdruckerei (L. Reinhardt) in Basel.



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Nr. 2. 1886.

Inhalt.

Das 82. Jahresfest der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft.

Das letzte Jahresfest der großen Britischen Bibelgesellschaft wurde am 4. Mai — dem gleichen Tage, an welchem der teure Mann Gottes Georg Müller in Bristol zu seiner Ruhe eingehen durfte — durch eine Predigt des Lord Bischofs von London in der St. Pauls-Kathedrale eingeleitet. Der Redner zeigte: 1) wie die ganze christliche Kirche darin einig sei, daß die Bibel Gottes Wort sei, 2) wie die Bibel durch den einzigartigen göttlichen Geist, der sie durchwehe, sich selbst bezeuge, 3) wie die Bibel, ihrem gesamten Inhalt nach, nie veralte, sondern in beständiger Frische und nie versiegender Fülle die Menschen über göttliche Dinge unterrichte; neben der mündlichen Predigt müsse daher stets die Verbreitung der Bibel mit Eifer betrieben werden, und dies sei die Aufgabe der Bibelgesellschaft, welche eben deswegen die Unterstützung aller Christen verdiene.

Die Hauptversammlung fand am 5. Mai in Exeter Hall statt unter dem Vorsitz des neuen Präsidenten, Graf Harrowby, der seinem allverehrten Vorgänger, Lord Shaftesbury, welcher 34 Jahre lang mit unermüdlicher Treue der Bibelgesellschaft gedient hat, in bewegten Worten einen Nachruf widmete und Gott für den Segen dankte, den er durch das Beispiel und die Lebensarbeit dieses Mannes nicht nur der englischen Nation, sondern unserem ganzen Zeitalter bescheert habe. Der Jahresbericht, den Sekretär Sharp vortrug, verweilte natürlich auch bei diesem Thema und fügte eine lange Liste von Namen anderer Komite-Mitglieder hinzu, die ebenfalls während des letzten Jahres gestorben und schwer zu ersetzen sind. Lord Shaftesbury hat in den 34 Jahren seiner Präsidentschaft geholfen 80 Millionen Exemplare heiliger Schriften in aller Welt zu verbreiten, Joseph Hoare hat sich ein Denkmal gesetzt durch das englische Zehnpfennig-Testament, das in kaum 2 Jahren einen Absatz von nahezu 2 Millionen Exemplaren gefunden hat. Solche Männer lassen Lücken! Das fühlte auch die ganze Versammlung. Ein feierlicher Ernst war über sie ausgegossen.

Was die Finanzen betrifft, so konnte gerühmt werden, daß das drohende große Defizit schließlich doch nur 46,740 Mk. betragen und daß eine Reihe ansehnlicher Legate die Gesellschaft in den Stand gesetzt habe, ihre Arbeiten nicht nur in gewohnter Weise fortzusetzen, sondern dieselben auch noch auf neue Sprachen und neue Gegenden auszudehnen. Die Gesamteinnahme betrug 4,767,840 Mk. einschließlich 2,110,360 Mk. Erlös aus verkauften Schriften; die Gesamtausgabe 4,814,580 Mk., d. h. bedeutend mehr als je zuvor. Die Zahl der im letzten Jahr verbreiteten Schriften ist 4,123,904, wodurch die Zahl der seit ihrer Gründung durch die Gesellschaft verbreiteten Exemplare auf 108,320,869 angewachsen ist.

In Frankreich haben 66 Bibelboten den guten Samen ausgestreut. Während der Industrie-Ausstellung in Paris wurden 20,500 einzelne Evangelien unter die Besucher verteilt, bei der Ausstellung in Antwerpen 5100. Für Deutschland wurden 524,000 Exemplare hl. Schriften gedruckt und 513,000 abgesetzt. In Zukunft aber will die Britische Bibelgesellschaft nur noch denjenigen Landestheilen und denjenigen Bevölkerungsschichten Deutschlands ihre Aufmerksamkeit zuwenden, welche von den deutschen Gesellschaften nicht gehörig versorgt werden können. „Keine einzige deutsche Bibelge-

sellschaft ist in der Lage, die hl. Schrift unter den 19 Millionen Katholiken und in den nicht-deutschen Sprachen des Reiches zu verbreiten, ja selbst die königlich preußische Armee ist für die deutschen Gesellschaften nicht zugänglich". Hier also werden auch ferner die Engländer eintreten; für das Bibelbedürfnis der 26 Millionen Protestanten aber sollen in Zukunft die Deutschen selbst einstehen. Auch in der Schweiz soll die Arbeit mehr und mehr den lokalen Bibelgesellschaften überlassen werden. Wie eine weise Missionsgesellschaft ihre Neubekehrten allmählig zu moralischer und finanzieller Selbständigkeit zu erziehen sucht, so verfährt nun auch die Britische Bibelgesellschaft mit ihren kontinentalen Pfleglingen. Welche Schande für uns, wenn wir die alte Abhängigkeit vorziehen und uns — aus Kleinglauben und Geiz — ferner an den englischen Geldbeutel anklammern! Schon ist der Gedanke aufgetaucht, daß alle deutschen Bibelgesellschaften sich zu einer großen Reichsbibelgesellschaft und ebenso die schweizerischen Gesellschaften sich zu einem eidgenössischen Bibelbund zusammenschließen sollten. Es könnte dadurch viel erspart und deßwegen auch mehr ausgerichtet werden als bisher. Aber soweit sind wir leider noch nicht. Wenn nur alle bestehenden Gesellschaften unter sich eine strengere Arbeitsteilung und gewisse gemeinsame Grundsätze des Geschäftsbetriebs aufstellen wollten, so wäre schon viel gewonnen. Die Britische wie auch die große Amerikanische und die Schottische Bibelgesellschaft mit ihrer festen Organisation und praktischen Geschäftsordnung können uns hierin als Muster dienen. Es wäre schöner, wir lernten mehr von den Ausländern und ließen uns weniger von ihnen schenken! Andrerseits ist es ein Trost für uns, daß eine schöne Anzahl der von den Engländern so freigebig verbreiteten Bibelübersetzungen durch Deutsche gemacht sind. Das hebräische N. Testament von Dr. Delitzsch ist voriges Jahr in 7. verbesserter Auflage erschienen und schon ist eine achte in Vorbereitung. Die siebente hat großes Format und ist mit dem hebräischen A. T. zusammengebunden zu haben.

In Oesterreich ist manchen Hindernissen zum Trotz das Werk schön vorangegangen. Ungarn wird sogar als das Paradies der Kolporteure geschildert. Von Italien kann gesagt werden, daß kein Buch in italienischer Sprache so vielfach begehrt und gekauft wird als die hl. Schrift. In Spanien hat trotz der herrschenden Not und Armut der Absatz zugenommen, in Portugal

ein wenig abgenommen. In Dänemark wurden 46,039 Exemplare verbreitet, zugleich aber „die lieben dänischen Christen“ ernstlich aufgefordert, in Zukunft für sich selbst zu sorgen. In Rußland nimmt die Arbeit immer zu. In den nördlichen Reichsteilen wurden allein durch die Bibelboten 64,314 Exemplare verbreitet (gegen 41,604 des Vorjahrs), im ganzen 302,347 Exemplare (17761 mehr als im Vorjahr), und das in 50 Sprachen! darunter 23,037 Exemplare in Sibirien und 4654 in den von Taschkend aus regierten zentralasiatischen Gebieten. Im Süden des Reiches hat sich seit 1882 der Absatz von 80,000 auf 110,000, dann 126,000 und im letzten Jahr auf 137,000 Exemplare vermehrt. Von besonderem Interesse ist die Arbeit in Transkaukasien, wo der im Basler Missionshaus gebildete Armenier Abraham Amirchanjanz fortfährt, teils die in den dortigen Sprachen bereits vorhandenen Bibelübersetzungen zu verbessern, teils auch neue Sprachen in Angriff zu nehmen. Zwei Kolporteure sind im Gefolge der russischen Truppen sogar bis an die Grenze von Afghanistan vorgedrungen. In der Türkei konnten nur 40,000 Exemplare verkauft werden, was angesichts der traurigen politischen und sozialen Zustände immerhin recht erfreulich ist. In Aegypten, Syrien, Palästina, Arabien wurden beinahe 10,000 Exemplare abgesetzt, doppelt soviel als im vorigen Jahr. Der Sudan ist noch verschlossen, aber Aden ist besetzt. In Persien wächst die Arbeit. In Indien haben nun schon zum zweiten mal ca. 25 Missionsgesellschaften eine Unterstützung von zusammen 40,000 Mk. für Anstellung von Bibelbotinnen erhalten und zahlreiche junge Männer, welche ihr Universitätsexamen gemacht haben, sind je mit einer Bibel beschenkt worden. Für China hat die Gesellschaft zwei große Extragaben erhalten, die eine (20,000 Mk.) von einem alten Methodistenprediger a. D., die andere (30,000 Mk.) von einem anonymen Bibelfreund in England, der für den gleichen Zweck im Lauf der Jahre zusammen schon 140,000 Mk. beigetragen hat. Dementsprechend konnte die Arbeit in China ausgedehnt werden. In dem eben erst in Angriff genommenen Korea hat der ausgestreute Same bereits vielfältige Frucht getragen, ebenso in Japan. Was alles die Gesellschaft in England selbst und in noch gar manchen hier nicht genannten Heidenländern geleistet hat, darüber wird der ausführliche Jahresbericht — allemal ein stattlicher Band und eine wahre Weltumschau aus der Himmelsperspektive des Reiches Gottes — das Nähere mitteilen.

Hier nur noch einige Brosamen aus den Festreden. Professor Sir M. Monier-Williams stellte sich selbst vor als den Inhaber der einzigen Professur in ganz Großbritanien, welche die Bekehrung der Hindus durch Uebersetzung und Verbreitung der hl. Schrift zum Zweck hat. Oberst Boden, der Stifter derselben, sei der Meinung gewesen, daß eine allgemeinere und gründlichere Bekanntschaft mit der Sanskrit-Sprache mehr als alles andere zur Erreichung dieses Zweckes beitragen würde, und habe daher sein ganzes Vermögen an die Universität Oxford vermacht zur Errichtung einer Sanskrit-Professur! Seither sei die ganze Bibel durch Dr. Wenger ins Sanskrit übersetzt worden und in Oxford werden die alten heiligen Bücher des Orients in kritischen Ausgaben gedruckt, damit jeder Missionar sich mit der religiösen und philosophischen Gedankenwelt des alten Indien bekannt machen und auf Grund dieser Bekanntschaft die Hindus um so überzeugender zum Glauben an das Eine wahrhaft heilige Buch des Orients, die Bibel, auffordern könne. Er selbst habe, in Erfüllung seiner Berufspflicht, nun schon 40 Jahre lang sich mit diesen Büchern beschäftigt und habe gefunden: „Der Grundton und der immer wiederkehrende Refrain all dieser sogenannten heiligen Bücher, der Vedas und der Puranas, des Koran und des Zend Avesta, des buddhistischen Tripitaka und der chinesischen Kings ist — Seligkeit durch Verdienst der Werke. Und eben hiegegen ist die ganze Bibel von A bis Z ein großer Protest. Freilich, auch die Bibel verlangt gute Werke von uns und sie thut das noch nachdrücklicher, als irgend ein anderes Religionsbuch; aber sie will dieselben nicht als Verdienst, sondern nur als ein Dankopfer, als die Frucht des Glaubens. Die eigene Gerechtigkeit, an welcher das menschliche Herz so fest hängt, und welche daher in jenen menschlichen Religionsbüchern auch so stark getrieben wird, ist ihr nichts als ein unflätiges Kleid. Warum sind in unsrer Zeit die Menschen so entzückt von den herrlichen Moralsprüchen, welche aus diesen Büchern uns entgegenflimmern wie ein paar Sterne aus einem umwölkten Nachthimmel? Warum hat erst neulich wieder die „Times" den Buddhismus so dicht neben die Lehre Jesu gestellt? Es ist diese Selbstgerechtigkeit und die Verdienstlichkeit des eigenen Thuns, was den Leuten gefällt. Trost, Hoffnung, Frieden aber ist im Buddhismus nimmermehr zu finden. Man nehme einmal ein Stück aus Buddhas erster Predigt: „Geborenwerden ist Schmerz;

Altwerden ist Schmerz; Krankheit ist Schmerz; Tod ist Schmerz; Haben die Dinge, die wir hassen, ist Schmerz; Entbehren die Dinge, die wir lieben, ist Schmerz; Nicht-bekommen, wonach einer verlangt, ist Schmerz; Hängen am Dasein ist Schmerz. Ganz Ablassen von allem Wunsch des Daseins — das ist Ende des Schmerzes, und die 8 Wege, welche man gehen muß bis zur Schmerzlosigkeit sind der rechte Glaube, das rechte Wünschen, das rechte Reden, das rechte Betragen, die rechte Meditation u. s. w." — und damit vergleiche man nun die erste Predigt Jesu nach dem Evangelisten Lukas: „Der Geist des Herrn Herrn ist auf mir, derhalben er mich gesalbt hat und gesandt zu verkündigen das Evangelium den Armen, zu heilen die zerstoßenen Herzen, zu predigen den Gefangenen, daß sie los sein sollen und den Blinden das Gesicht und den Zerschlagenen, daß sie frei und ledig sein sollen, und zu predigen das angenehme Jahr des Herrn." Welcher Gegensatz! — Nun sagt aber vielleicht irgend ein Gelehrter: „Wie hätte denn Buddha vom Geist des Herrn reden sollen?! Er leugnete ja jeden Geist, Gottesgeist und Menschengeist. Er leugnet jedes höchste Wesen, das höher sein soll als der vollkommene Mensch, und soviel ist doch gewiß, daß er den Armen das Evangelium gepredigt hat!" Ich muß etwas weiter ausholen, um hierauf zu antworten, und noch einige andere Gegensätze nennen, die als eine wahre Kluft zwischen dem Evangelium Buddhas und dem Evangelium Christi dastehen. Ich halte es für meine Pflicht, mich bei dieser Gelegenheit offen auszusprechen, denn in unseren Tagen fängt ein gewisser Neo-Buddhismus an, sich breit zu machen, der so thut, wie wenn die Lehre des Buddhas das allerrationellste wäre, was ein Aufgeklärter des 19. Jahrhunderts sich wünschen kann; ja, das Evangelium unseres Heilandes, das Evangelium des Friedens, fängt in manchen Kreisen nicht nur in Amerika und Europa, sondern auch in Indien an, dem Evangelium des Weltschmerzes, dem Pessimismus eines Buddha, zu weichen. Dem gegenüber will ich nur noch auf folgende Punkte aufmerksam machen: nach Buddha liegt die ganze Welt im Schmerz, nach Christus liegt sie im Argen — das ist ein großer Unterschied. Nach Christus sollen wir uns des Leidens freuen und ein Hilfsmittel unserer Seligkeit darin erkennen; nach Buddha muß das Leiden verabschent und beseitigt werden. Christus führt allen Jammer auf die Sünde zurück, Buddha auf die Einbildung; nach Christus sollen wir unsere

Triebe und Neigungen heiligen, nach Buddha sie ausrotten; nach dem Evangelium Christi sollen wir unsere Leiber Gott darbringen als ein lebendiges Opfer, nach dem buddhistischen Evangelium aber dieselben als einen Fluch loszuwerden trachten; nach jenem sind wir ein Werk Gottes, so daß Gott in uns und durch uns sein Werk treibt, nach diesem ist jeder sein eigenes Werk und niemand wirkt in uns als wir selber; jenes lehrt uns das Leben achten, schätzen und auskaufen, dieses lehrt uns dagegen das Leben verachten und nach dem Aufhören aller persönlichen Existenz uns sehnen. Doch — ich habe genug gesagt, um allen Anwesenden zu zeigen, daß sie auf der Hut sein müssen, wenn gewisse Leute in überschwänglichen Ausdrücken von den heiligen Büchern des Orients — die Bibel ausgenommen — reden. Wir wollen die Augen nicht verschließen gegen das was lieblich ist und wohl lautet in diesen alten Religionsbüchern; zugleich aber wollen wir den Hindus, den Buddhisten, den Muhammedanern sagen, daß es nur ein heiliges Buch des Orients giebt, das ihnen einen Halt und ein Licht geben kann, wenn sie von diesem Leben abgerufen werden in die unsichtbare Welt. Es giebt nur ein Evangelium, aus dem auch im Sterben noch die Seele Frieden schöpft, das für alle Menschen aller Annahme werte Wort von dem, der in die Welt gekommen ist, die Sünder selig zu machen, — das Buch, welches an die Enden der Erde zu tragen die Aufgabe dieser großen Gesellschaft ist."

Dr. F. Greeves, eine der Säulen des englischen Methodismus, wies mit Beziehung auf die vielen Todesfälle im Kreis der Bibelgesellschaft darauf hin, daß alles Fleisch ist wie Gras und alle Herrlichkeit der Menschen wie des Grases Blume, des Herrn Wort aber bleibet in Ewigkeit. „Dies Wort wird durch die Bibelgesellschaft mehr als durch irgend ein anderes menschliches Werkzeug ausgebreitet, ihre Arbeit muß daher den Beifall jedes wahren Protestanten finden: sie leistet das denkbar Beste mit der denkbar geringsten Beimischung von weniger Gutem oder Schlechtem. All unseren Werken und Institutionen hängt ja viel Menschliches an; keine Kirche und keine Missionsgesellschaft ist vollkommen. Es ist z. B. kein Geheimnis, daß viele große Männer in der englischen Kirche, an deren guter Meinung uns Nonkonformisten nicht wenig gelegen wäre, unser Thun für ziemlich irregulär halten, und so wird es wohl auch kein Geheimnis

sein, daß wir unsrerseits zuweilen auf den Gedanken kommen, die Kirchlichen hätten ganz recht, wenn sie in ihrer Liturgie bekennen, daß sie ‚die Dinge unterlassen, die sie hätten thun sollen und die Dinge gethan, die sie hätten unterlassen sollen.' Nur beim Werke der Bibelverbreitung dürfen wir uns sagen, daß wir etwas Vollkommenes thun. Hier haben wir die Wahrheit, die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit, und auch unsere Missionsgesellschaften ziehen ihre Kraft und ihr Leben aus der Bibelverbreitung. Sie sollten noch dankbarer dafür sein. Wenn die Bibelgesellschaft einem Volke das Wort Gottes in seiner eigenen Sprache in die Hand giebt, so fängt damit etwas wie ein Pfingstfest für dasselbe an. Und wie köstlich, daß jetzt kein Krieg mehr geführt werden kann, ohne daß den Soldaten das Wort Gottes mitgegeben wird. In der Schlacht bei Tel-el-Kebir wurde einem Soldaten durch sein N. Testament, in welchem die tötliche Kugel stecken blieb, das Leben gerettet. Ich zweifle nicht, daß schon in manchem noch gefährlicheren Kampf geistlicher Art diesem und jenem Soldaten sein N. Testament ein rettender Schild geworden ist. Und wenn einst die letzte Trompete erschallt und der letzte Appell gerufen wird, so bin ich gewiß, daß hunderte von Soldaten mit dem Hauptmann Kornelius zur Rechten werden zu stehen kommen, dank dem N. Testament, das die Bibelgesellschaft ihnen gegeben. Und was wäre England, wenn wir keine Bibelgesellschaft hätten! Von all dem vielen Guten, das uns der Herr bescheert hat, ist doch die Bibel und die Bibelgesellschaft das beste. Wir leben in bangen Zeiten. Niemand weiß, was Gesetzgebung und Politik von heute auf morgen uns bringen können. Wir wandeln alle auf dünnem Eis und es gilt — fest auftreten, wie neulich einer unserer irischen Prediger sich ausdrückte! Jedenfalls sei bei jeder Neuerung das unsere Hauptfrage, ob sie dem Wort und dem Werk Gottes Vorschub leistet oder nicht. Sicherlich hängt doch der Segen und der Wert einer Kirche davon ab, in welchem Maße sie durchsäuert ist mit dem Geist — und mit dem Buchstaben auch — der Bibel. Welche Kraft giebt doch das regelmäßige Lesen der hl. Schrift dem englisch-kirchlichen Gottesdienst, und das nicht in einigen Kathedralen und Stadtkirchen bloß, sondern in zahlreichen Dörflein und Flecken, wo sonst keinerlei Gottesdienst gehalten wird. Als ein Nonkonformist, der die Bibel lieb hat und der von Herzen wünscht, daß die Bibel immer völliger unser ganzes

Land durchsäuren möge, nehme ich keinen Anstand zu sagen: Gott bewahre uns vor einer Gesetzgebung, welche diesen Durchsäurungsprozeß hindert oder aufhebt. Und das Gleiche gilt von unseren Schulen: Gott gebe, daß es keiner politischen Partei und keiner Kombination von Parteien jemals gelingen möge, den Einfluß der Bibel in unseren Schulen zu schwächen. Soll England seinen Ehrenplatz unter den Nationen behalten, so müssen wir auch ferner die Bibel festhalten in unseren Kirchen, in unseren Schulen und in unseren Häusern. Von mir selbst will ich nur sagen, daß mit jedem Jahr meines Lebens mein Glaube an die Priester schwächer und der an die Bibel stärker wird, daß mein Glaube an die Predigt abnimmt, der an den Text dagegen zunimmt, daß mein Glaube an den Menschen, der Odem in seiner Nase hat, weniger und mein Glaube an das Wort Gottes, welches bleibet in Ewigkeit, mehr wird."

Rev. H. C. G. Moule sprach wieder von den Heimgegangenen des letzten Jahres, insbesondre von seinem Freund Fordham, der noch bis in seine letzten Tage hinein für die Bibelsache gewirkt und geredet habe: „Wie wenig ahnte ich bei unserem letzten lieblichen, fröhlichen Zusammensein, daß er so nahe am Rande der Ewigkeit stehe, und nun ist er schon hinübergegangen — hinter den Schleier. Ich kann es kaum fassen. Aber da ist er mit all den anderen Seligen und Edlen, deren wir heute Morgen gedacht haben. Ja, da *ist* er und da *sind* sie; es ist unzweifelhaft gewiß. Sie sind aus *unserem* Gesichtskreis geschwunden; aber Gott leben sie alle, und bei ihm haben sie eine bessere Lektion gelernt, als die traurige Lehre des Buddha, von der uns der Sanskrit-Professor in seiner denkwürdigen Rede gesagt hat. Ja, Leid und Geschrei hat nun ein Ende für sie; sie ruhen in der tiefen seligen Ruhe, die Gottes eigen ist — und auch diese Ruhe sie ist nur die Vorstufe für das Leben und das Wirken im ewigen Reich (a preparation for the energies of the everlasting state). Aber wie können wir das *wissen*? Wo haben wir feste positive Enthüllungen über das Jenseits? wo eine unumstößliche Garantie für unsere Unsterblichkeit? Wahrlich, nirgends sonst, als in diesem wunderbaren heiligen Buche, in unserer lieben, unschätzbaren *Bibel*. Das ist das einzige Buch, das der Sterbende noch an sein Herz drücken und worauf er sein müdes Haupt stützen kann, denn es ist das einzige, das mit göttlicher Autorität von den himmlischen Realitäten zu uns redet. Ohne eine solche „Autorität"

können wir es nicht machen. Man mag disputieren über das Wie der Inspiration und eine Legion von Fragen aufwerfen, — alle diese Fragen sind nichts als die Wellen, die sich brechen am Fels. Was die Bibel von allen andern Büchern unterscheidet, ist schließlich doch nicht ihr hoher historischer, poetischer und moralischer Wert, sondern eben der Umstand, daß sie mit der Autorität Gottes und mit der absoluten Zuverlässigkeit einer wirklichen Offenbarung redet. Es giebt ja, Gott sei Dank, noch andere Bücher, die auch das ihre zur Hebung und Erleuchtung des Menschengeschlechts beigetragen haben; das Unterscheidende aber ist dies: daß, wenn einmal feststeht, was die Bibel sagt, dieses was für unser Gewissen bindend ist, und zwar deßwegen, weil es eine geschichtlich unumstößliche Thatsache ist, daß der Sohn Gottes selbst so von der Bibel gedacht hat. Das ist kein Zirkelschluß. Die Bibel ist einerseits ein Geschichtsbuch und andrerseits eine Offenbarung. Als Geschichtsbuch stellt sie nur Jesum Christum als eine historische Person und sein ganzes Leben und Lehren als eine historische Realität vor die Augen, und dieser historische Christus wiederum sagt mir, daß die Bibel als Offenbarung Gottes für mein Gewissen eine bindende Autorität hat. So lange diese Ansicht von der Bibel bei den Jüngern Jesu die herrschende bleibt, so lange werden sie in derselben einen unerschöpflichen Born des Glaubens und der Hoffnung haben, und ebensolang wird es auch der Bibel-Gesellschaft nicht fehlen an Arbeit, an Eifer und an Erfolg. Wird jene Ansicht erschüttert, und — wenn auch noch so langsam — untergraben, so ist es aus mit einer solchen Gesellschaft. Was Dr. Greeves über den biblischen Inhalt unsrer anglikanischen Gottesdienste gesagt hat, hat mich tief gefreut. Der erste Satz der allerersten in unsrer Kirche zur öffentlichen Vorlesung bestimmten Predigten lautet: „Nichts ist dem Christen so nötig und so nützlich, als die Bekanntschaft mit der hl. Schrift,“ und das ist das Thema der ganzen Predigt, in welcher alle Einwendungen dagegen, daß die Bibel nicht für alle sei, mit einer Reihe von schlagenden Gründen widerlegt werden. An diesem Zeugnis unserer Kirche für die Bibel habe ich als Anglikaner meine Freude. Und dazu kommt das Zeugnis der alten Kirche: wenn irgend etwas feststeht, wovon man in Beziehung auf die vier ersten Jahrhunderte der christlichen Kirche sagen kann, daß es immer, überall und von allen (semper, ubique et ab omnibus) geglaubt wurde, so ist es

eben der Grundsatz, auf welchem unsere Bibelgesellschaft gegründet ist: daß die Bibel als göttliche Offenbarung für jedermann da ist und daß man sich's daher nicht angelegen genug sein lassen kann, sie jedermann zugänglich zu machen. Daraus folgt nicht, daß jeder Neuling sich hinwegsetzen darf über alles, was Jahrhunderte lang von der Kirche gelehrt worden ist und was die gediegensten Forscher als Bibelsinn festgestellt haben. Solche leichtfertige Anmaßung ist etwas ganz anderes, als die Forderung, welche wir stellen, daß jede einzelne Seele das Recht und die Pflicht hat, selbst die Bibel zu lesen und mit Kniebeugen zu fragen, was Gott darin fordert und giebt. Wie wir uns zur Bibel stellen, so stehen wir auch zum Herrn. Es hat guten Grund, daß die Bibel denjenigen keinen Trost giebt, welche unter ihr Verdammungsurteil und unter ihre Geheimnisse sich nicht beugen wollen; wollen wir den Frieden, den sie anbietet, so müssen wir auch das Joch uns gefallen lassen, das sie auflegt. Es geht nicht an, aus ihr das herauszulesen, was uns gerade zusagt, das andere aber liegen zu lassen. Nur wer zum ganzen Bibelwort Ja und Amen sagt, der hat auch ein Recht, ihren ganzen Trost sich anzueignen.

Domherr Hoare hatte die Aufgabe, dem neuen Präsidenten dafür zu danken, daß er das verantwortungsvolle Amt angenommen, und ihm Gottes Segen dafür zu wünschen; er unterließ aber nicht, den edlen Lord auch daran zu erinnern, welche Ehre es für ihn sein müsse, der Bibelsache dienen zu dürfen, und demgemäß ihm nicht nur zu danken, sondern auch zu gratulieren. Er konnte das um so nachdrücklicher und um so angemessener thun, als er selbst kurz zuvor zum Vizepräsidenten der Gesellschaft war ernannt worden. „Doch ich will nicht von Personen reden, sondern von unserer Arbeit — der Verbreitung von Gottes Wort. Was der gelehrte Sanskrit-Professor uns heute gesagt hat, hat auch meinen vollen Beifall, sofern meine Ungelehrsamkeit ihn hat verstehen können; aber ich muß doch erzählen, was ein alter Onkel von mir, dem die Rechtfertigung durch den Glauben so teuer war, als sie mir und als sie dem Professor ist, und der gar wohl den Unterschied kannte zwischen Gnade und Verdienst, — was der mehr als einmal zu mir gesagt hat: „Eduard", sagte er, „es gibt eine Ausnahme, und das ist die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft — die wird gerechtfertigt durch ihre Werke!" Im übrigen hat mein Freund

Moule schon gesagt, was ich sagen wollte. Wir brauchen eine unfehlbare Autorität — da stimme ich dem verhärtetsten Papisten vollkommen bei — denn ohne Infallibilität können wir nicht leben und nicht sterben; aber wir haben sie — in der hl. Schrift. Damit setze ich das menschliche Element in der Bibel durchaus nicht herab: David ist so gewiß ein Dichter gewesen, als Longfellow oder Tennyson, und Gott hat seine poetische Kraft benutzt. Das alles leugne ich nicht. Auch die Uebersetzungen, die ja nicht als inspiriert angesehen werden können, unterschätze ich durchaus nicht. Wir müssen Uebersetzungen haben, und der Herr Jesus selbst hat in seinen Reden die griechische Uebersetzung des A. Testamentes angeführt. Und auch unsere alte, gute englische Uebersetzung ist ein herrliches Buch. Ich sage jetzt nichts gegen die revidierte Bibel. Aber die Bibelgesellschaft hält sich nach wie vor an die alte Uebersetzung, und ich glaube fast, wir werden gut thun, es auch so zu machen. Und dann denke man an die 267 Sprachen, in welche das Wort Gottes bereits ganz oder teilweise übersetzt ist, und in welchen es durch den Dienst unserer Gesellschaft verbreitet wird! Welch ein Strom des Segens für die Völker! und welch ein Zeugnis für die einzigartige Göttlichkeit und Autorität dieses heiligen Buches!"

Dr. Hunt, Sekretär der großen amerikanischen Bibelgesellschaft, erinnerte an die alte und herzliche Verbindung, in welcher die beiden Gesellschaften mit einander stehen: die amerikanische Bibelgesellschaft verdanke ihre Entstehung und ihre Organisation nicht nur dem Beispiel der Britischen, sondern einer bestimmten und direkten Anregung, welche dieselbe ihr gegeben. Und kaum war die amerikanische Schwestergesellschaft gegründet, so sandte ihr die Britische Bibelgesellschaft einen aufmunternden Beitrag von 10,000 Mk. und die herzlichsten Glückwünsche. „Jetzt ist die Gesellschaft, welche ich hier vertrete, 70 Jahre alt, und in dieser Zeit hat sie beinahe 48 Millionen Exemplare heiliger Schriften verbreitet und hierauf mehr als 80 Millionen Mark verwendet. Sie hat den Inseln der Südsee, den Stämmen der Indianer, den befreiten Negersklaven, den Millionen von Einwanderern, welche beständig in Amerika einströmen, das Wort Gottes in zahlreichen Uebersetzungen gegeben und ist stets mit den englischen Brüdern Hand in Hand gegangen. So lange England seine alte teure englische Bibel hochhält, so lange wird auch Amerika mit England in Liebe und Achtung verbunden bleiben. Laßt uns

miteinander an der Bibel festhalten und nach der Bibel leben. Erst vor kurzem habe ich von einem Brahmanen gelesen, der zu einem englischen Missionar sagte: „Wir Hindus fangen an zu merken, daß ihr Christen nicht so gut seid, wie euer Buch. Euer Buch ist das wunderbarste Buch der Welt; denn es schildert uns den wunderbarsten Menschen, der je gelebt hat. Wenn ihr, die ihr mit diesem Buche nach Indien kommt, ebenso gut wäret wie euer Buch — ihr könntet in fünf Jahren ganz Indien für Christus erobern.“ Und damit will ich schließen.“

Es folgte nun noch ein ergreifendes Wort des Dankes und des Zeugnisses aus dem Munde des neuen Präsidenten, Lord Harrowby, für das wir leider keinen Raum mehr haben. Der freundliche Leser wolle auch bei den übrigen Reden, die wir mitgeteilt haben, nicht übersehen, daß wir nur einen flüchtigen Auszug haben geben können. In Wahrheit ist das letzte Jahresfest der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft viel schöner, viel erhebender und viel gesegneter gewesen, als es nach unsrer — notgedrungen in großer Eile hingeworfenen — Darstellung scheinen könnte.

*

Wirkung des Worts an einem Chinesenherzen.

Vor bald sechs Jahren kam ein amerikanischer Missionar, Dr. Mills, in ein ziemlich abgelegenes chinesisches Dorf etwa 20 Stunden von Tungtschau. Er logierte in einer gewöhnlichen Herberge zusammen mit seinem eingebornen Gehilfen, einem Prediger namens Lan. Eben hielten die beiden ihre gemeinschaftliche Morgenandacht, als die Thüre aufging und ein Fremder eintrat. Es war ein Chinese im Alter von 60—70 Jahren. Er grüßte sehr freundlich und bezeugte große Freude darüber, jetzt endlich einen Lehrer des Evangeliums gefunden zu haben, nachdem er so lange keinen heißeren Wunsch gehabt, als einen solchen kennen zu lernen. Er durfte nun gleich der Andacht beiwohnen und dann seine Geschichte erzählen. Das wichtigste an derselben war folgendes:

Vor ungefähr 8 Jahren war ein Händler mit christlichen Büchern durch das Dorf Tong Kin Puh gekommen; von diesem hatte er einen kleinen Traktat, der sich durch besonders deutlichen Druck auszeichnete, gekauft. Der Traktat hatte einen guten Eindruck auf ihn gemacht, so daß er nun wünschte, noch mehr vom Christentum zu erfahren. Einige seiner Bekannten hatten ebenfalls Bücher gekauft. Von diesen erhielt er zwei Evangelien, die Apostelgeschichte und den Römerbrief. Er las das Evangelium mit Interesse; als er aber an die Geschichte der Kreuzigung kam, da schien es ihm doch gar zu lächerlich, daß ein Mann, der so große Wunder hatte thun können, sich jetzt ungestraft schlagen und anspeien ließ; von einem solchen Feigling wollte er nichts mehr wissen. Aber die Geschichte zog ihn doch wieder an; er las sie noch einmal und zwar mit größerer Aufmerksamkeit, als das erstemal. Und nun ging seine Verachtung in Bewunderung, ja in freudig dankbaren Glauben über. Er erkannte, daß Christus freiwillig, aus Liebe, für die Sünder sein Leben gelassen. Und diesem Heiland beschloß er nun sein Leben lang zu dienen, d. h. nach Möglichkeit seinem Beispiel zu folgen. Da entdeckte er aber erst, wie sündig und wie schwach zu allem Guten er sei. War er doch dem Spiel ergeben, hatte er doch Freude am Prozessieren, an Betrug, Gewaltthat und Rache! Aber es war ihm ernst mit der Nachahmung Jesu. Und der Herr ließ es ihm gelingen. Er legte — das erzählten nun die Dorfbewohner, nicht er selbst, dem Missionar — seine Leidenschaften ab und wurde, wie sie meinten, „ein vollkommener Heiliger."

Natürlich war Missionar Mills entzückt, einmal auch solch einen Mann gefunden zu haben. Er gab ihm ein Neues Testament und lud ihn ein, nach Tungtschau in den Taufunterricht zu kommen. Er kam und wurde getauft. Obgleich ein einfacher Gärtner, that er nun doch mit Wort und Werk, was er nur irgend konnte zur Ausbreitung des Reiches Gottes. Eine Zeit lang diente er auch als Bibelbote und Traktatverkäufer, wobei er sich stets durch Eifer und Uneigennützigkeit auszeichnete.

Im Frühling 1885 veranlaßte er die Missionare, eine Schule in seinem Dorf zu errichten und zwar so, daß er selbst ein Zimmer zu derselben hergab, die Kinder zusammentrommelte u. s. w. Bald darauf kam eine Missionsfrau hin, und da war denn seine Freude groß, daß nun auch den Frauen und Mädchen des Dorfes das

Evangelium erst recht nahe gebracht wurde. Als sie wieder abreisen mußte, da ließ der gute Mann — obgleich recht leidend — es sich nicht nehmen, ihr selbst noch ein Stück Weges das Geleit zu geben. Vier Tage darauf war er tot! — Als Missionar Mills wieder hinkam, da konnten die Leute nicht genug sagen, wie friedlich sein Ende gewesen. Die letzten Tage hatte er buchstäblich „ohne Unterlaß" gebetet. Wie Henoch hatte er ein göttliches Leben geführt und wie den Henoch, so hatte nun auch ihn der Herr „hinweggenommen."

Einige biblische Fragen.

Schon oft hat uns der Gedanke beschäftigt, ob es nicht gut und nützlich wäre, von Zeit zu Zeit in diesen Blättern etliche biblische Fragen aufzustellen, welche, ohne zu hohe Anforderungen an den Forscherſinn der Leser zu stellen, doch zum Bibellesen anregen und Winke zu tieferer Beherzigung des Gotteswortes geben könnten. Im folgenden machen wir einen Anfang damit, der zugleich ein Versuch sein soll. Findet derselbe Beifall, so können weitere Fragen folgen.

1) Wo ist ein Betrüger durch Betrug gestraft worden?

2) Beispiele dafür, daß Gott Gerechte und Gottlose 1) scheinbar gleich behandelt, 2) daß er sie nicht gleich behandelt?

3) Beispiele dafür, daß die Gerechten der Welt nur als verhaßte Sittenrichter gelten?

4) Wo erscheint das Heidentum nach seiner edleren, der Wahrheit zugewandten Seite?

5) Beispiele dafür, daß Gott durch die Bosheit der Menschen hindurch seinen Rat ausführt?

6) Wo haben wir Winke darüber, auf was ein Werber bei der Wahl einer Braut sehen soll?

7) Aus welchen Stellen geht die Verwerflichkeit der Menschenopfer hervor?

8) Wo ist kurz und nachdrücklich ausgesprochen, daß sich Israels Gesetz auf die Erlösung, sein Gehorsam auf die Dankbarkeit gründe?

9) Was war der erste Grundbesitz der Erzväter im Lande Kanaan?

10) Wo ist angedeutet oder gesagt, daß die Gottesfurcht der Quell aller Gesetzesbeobachtung, die Frömmigkeit die Wurzel aller Sittlichkeit ist?

11) Welche Formel, die 2 Mose 20, 2—12 fünfmal wiederkehrt, kann als Beweis dafür dienen, 1) daß das Gebot, Vater und Mutter zu ehren, noch auf die erste Tafel, also unter die Pflichten gegen Gott selbst, gehört, 2) daß das Bilderverbot nicht ein Anhängsel zum ersten Gebot ist, sondern selbständig dasteht, also die reformierte Zählung der zehn Gebote die richtige ist?

12) Wo finden sich Beispiele dafür, daß wenn Kinder Gottes bei umfassenden Völkergerichten mitzuleiden haben, sie darum doch nicht aufhören, ein Gegenstand liebender Fürsorge für Gott zu sein?

13) Beispiele von dem: „Du hast mich überredet und ich habe mich überreden lassen" (Jer. 20, 7)?

14) Wo ist etwas, das ursprünglich als Fluch gemeint war, zum Segen geworden?

15) Wo sieht man, daß eigenwilliges Voraussorgen nichts hilft?

16) Wo ist es handgreiflich offenbar geworden, daß Gottes Volk mit seinen natürlichen Kräften dem Ansturm der Feinde nicht gewachsen ist; daß ihm aber, selbst im heftigsten Gedränge, unwiderstehliche Siegeskraft zuströmt, sobald und solange es sich die Verbindung mit Jehova offen erhält?

17) Beispiele davon, wie der Plan Gottes trotz menschlichen Gegenstrebens durchgeführt wird?

18) Wo hat das böse Gewissen auch Wohlthaten zu einem Gegenstand des Entsetzens gemacht?

19) An welchen Stellen ist Ein Mann genannt oder angeredet, statt seiner ganzen Nachkommenschaft?

20) Wo steht „mit uns", statt „mit unserem Erzvater Jakob?"

Herausgegeben aus Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
In Commission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. od. 40 Pf.
Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.

Schultze'sche Buchdruckerei (L. Reinhardt) in Basel.



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Nr. 3. 1886.

Inhalt.

Der alte Gott lebt noch.

Bibel und Erfahrung gehören zusammen. Wenn wir keine Bibel hätten, so blieben uns alle Erfahrungen der Güte und des Ernstes Gottes doch nur ein unverstandenes Rätsel, und würde die Erfahrung nicht durch Thatsachen bestätigen, was in der Bibel gelehrt ist, so würde der Glaube an diese letztere bald aufhören. Im folgenden möchten wir nun eine gar merkwürdige Geschichte mitteilen, die recht deutlich zeigt, daß der „alte Gott," d. h. der Gott der Bibel, der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, der Gott der Wunder, der Vater unseres Herrn Jesu Christi, noch immer „lebt", d. h. noch immer an die Seinen denkt, ihr Gebet erhört und auf wunderbare Weise eingreift in ihren Lebensgang. Die Geschichte stammt aus glaubwürdiger Quelle. Der edle schwäbische Dichter Mörike hat sie als eine zwar alte, aber im Gedächtnis der Enkel und Urenkel noch lebendige Familientradition erzählt, und, mit seinen eigenen Worten wiedergegeben, findet sich dieselbe in dem vor nicht langer Zeit erschienenen Büchlein: „Mörike und Notter" von J. E. von Günthert (Berlin und Stuttgart, W. Spemann), S. 31—35.

Da erzählt also Mörike:

„Die Eltern meiner Urgroßmutter, einer gebornen Durst, lebten in dem württembergischen Städtchen Neuenstadt a. d. Linde. Sie hatten ein einziges, höchst liebenswürdiges Kind, ein Mädchen von etwa $1^1/_2$ Jahren, an dem besonders die Mutter mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit hing. Eines Tages gingen die Eltern zum hl. Abendmahl und ließen die Kleine der Magd zurück, der sie die Sorge für dieselbe auf's dringendste empfahlen. Das Dienstmädchen, das sonst eine treue und besorgte Person war, versprach, das Kind nicht aus den Augen zu lassen, und so gingen die Eltern ruhig zur Kirche. Als die Predigt zu Ende war und das heilige Mahl begann, ergriff mit einemmal die Mutter ein unaussprechliches Angstgefühl, eine Unruhe, die ihr fast nicht mehr zu bleiben gestattete. Anfänglich glaubte sie diese Beängstigung in der Wichtigkeit ihres Vorhabens begründet, und betete innerlich immer dringender um Vergebung ihrer Sünden und freudige Ergebung in den Willen des Herrn; allein statt beruhigt zu werden, stieg ihre Angst auf einen so furchtbaren Grad, daß, sobald sie die heilige Handlung vollbracht hatte, sie allein die Kirche verließ und mit stürmender Eile ihrer Wohnung zulief. Sie wollte eben um die Ecke in die Straße einbiegen, wo ihr Haus stand, als sie ihre Magd eiligst daherrennen sah, etwas in der Schürze tragend und den Weg gegen den nahe vorbeifließenden Fluß — den Kocher — einschlagend. Die Frau erstaunt, weil sie eine Veruntreuung der Magd befürchten muß. Sie tritt ihr in den Weg, um sie zu fragen, was sie trage. Als sie vor ihr steht, bemerkt sie erst die Leichenblässe der Person und die Verstörtheit ihres Aussehens. Ehe sie das fragende Wort über die Lippen bringt, schaut jene sie mit dem Blick der Verzweiflung an, läßt die Schürze fallen und — vor den Füßen der Mutter liegt ihr totes Töchterlein.

„Erstarrt vor Schrecken, bleibt die Mutter anfangs unbeweglich, dann ergreift sie das Kind und hält es mit lautem Jammergeschrei in den Armen. Ihr Wehklagen ruft Nachbarn und Freunde herbei und Mutter und Kind werden ins Haus gebracht. Die Magd ist verschwunden, — niemand weiß wohin. Das Kind wird in einem entfernten Zimmer auf ein Bett gelegt; umsonst sind alle Versuche zur Wiederbelebung. Der Vater, nach Beendigung des Gottesdienstes nachhause kommend, findet seine Frau in untröstlichem Schmerz, sein einziges, geliebtes Kind als Leiche.

„Die Mutter ließ nicht ab, immer von neuem sich über das Entseelte hinzuwerfen, und bestand mit solcher Gewißheit darauf, das Kind könne nicht tot sein, es werde wieder erwachen, daß man sie endlich als eine Fieberkranke mit Gewalt von dem Bett wegbrachte und das Zimmer verschloß. Zwei Tage hielt man sie so von der Leiche entfernt, indessen alle Anstalten zur Beerdigung — zwar unter fortwährendem Widerspruch der Mutter — getroffen wurden. Am dritten Tage sollten die irdischen Ueberreste des lieben Engels der Erde übergeben werden; da wußte sich die Mutter durch List den Schlüssel in das Zimmer, worin das Kind bereits in seinem kleinen Sarge unter duftenden Blumen lag, zu verschaffen. Noch einmal fiel sie über die Leiche im heißesten Gebet und unüberwindlichem Glauben; sie drückte noch einen Kuß auf die erbleichten Lippen und noch einen — und siehe! die Lippen des Kindes zitterten, durch das ganze Antlitz fuhr eine Bewegung, ein unmerkliches Zucken, das vielleicht keinem anderen, als nur dem durch unendliches Lieben geschärften Auge der Mutter sichtbar werden konnte. Sie nimmt es aus dem Sarge an ihre klopfende Brust und — wer will ihr Entzücken beschreiben! es schlägt die blauen Augen auf zu ihr, es lebt, es ist gerettet! Der Vater, alle Hausgenossen stürzen herein, das Wunder zu sehen; bald ist die ganze Stadt davon erfüllt.

„Nun entstand aber natürlich die Frage nach der Veranlassung des Unglücks, und wo ist die Person, die allein Aufschluß darüber geben kann? — Man sucht, man forscht und fragt, allein vergebens — niemand will die Magd gesehen haben. Endlich am Abend des vierten Tages tritt die Vermißte scheu und erschrocken ins Zimmer; sie weint und schluchzt und kann sich — vom glücklichen Ausgang nunmehr durch ihre eigenen Augen überzeugt — vor Rührung und Freude nicht fassen. Endlich erzählt sie der Mutter den Vorfall:

„Nachdem die Eltern zur Kirche gegangen, habe sie etwa eine Stunde mit dem Kinde gespielt; es sei gar munter und heiter gewesen, so daß sie seine gute Laune benutzen wollte, sich etwas sonntäglicher herauszuputzen; sie habe es sofort in ihrer Kammer auf ihre hohe Kleiderkiste (dieselbe ist noch heute in der Familie) gesetzt und ihr Granaten-Nuster (Halsband) ihm zum spielen gegeben und daneben ihre Haare geordnet. (Das war nun gerade die Zeit, in der es anfing der Mutter in der Kirche so bange zu werden.) Ein

Weilchen habe das Kind ganz ruhig gesessen, da sei ihm das Muster aus den Händen gefallen; es habe darnach greifen wollen, das Gleichgewicht verloren und sei so von der Kiste herabgestürzt. Im tötlichsten Schrecken herbeigeeilt, habe sie zwar keine äußere Verletzung, aber auch nicht das geringste Lebenszeichen mehr an ihm entdecken können. „Nun," endigte sie ihr Bekenntnis, „denken Sie sich meine Seelenangst, ich hatte keinen andern Gedanken mehr, als dem Kocher zuzueilen und mich darin auf ewig mit dem Kinde zu begraben; und auf dem Weg dahin, Frau, traten Sie mir entgegen! Gott selbst hat Sie gesandt, denn ohne Ihr Dazwischenkommen hätte ich das Schreckliche gewiß gethan. In halbbewußtlosem Zustand eilte ich nun statt dem Fluß der Stadtmauer zu; dort verbarg ich mich in einem Winkel und gedachte den Leichenzug, den ich in den nächsten Tagen erwartete, an mir vorüber gehen zu lassen, dann aber keine Stunde länger zu leben. Bis heute blieb ich in meinem Versteck; die Leiche kam nicht; das gab mir Hoffnung, daß vielleicht der barmherzige Gott mein Gebet erhört und das Kind gleich der Tochter des Jairus erweckt haben möchte. Schüchtern wagte ich mich herein bis in die Stadt, bis in die Straße, endlich bis in dies Zimmer und nun — der gnadenreiche Gott sei tausendmal gepriesen!"

„Christiane, das liebliche Kind, wuchs nach und nach zu einer Jungfrau heran. Wir begegnen ihr später als einer christlichen und gesegneten Hausmutter an der Hand eines Urenkels Martin Luthers von weiblicher Seite. Auch ihr war während ihres Ehestands, in welchem sie sich einer fast ängstlichen Gewissenhaftigkeit befleißigte, vergönnt, manche große und auffallende Erfahrung der Liebe ihres Gottes und der Erhörung des Gebets zu machen, wovon ich nur ein Beispiel anführe. In ihren spätern Jahren hatte sie das Unglück, ihr Augenlicht zu verlieren; sie wurde stockblind. Als nun ihr erster Enkel zur Welt kam, wollte es ihr besonders schwer werden, das Kind nicht selbst auch sehen zu dürfen, und als man am Tage der hl. Taufe, gerade ehe dasselbe zur Kirche getragen werden sollte, es in seinem Taufschmuck der verehrten Großmutter auf den Schoß legte, da fielen Thränen der Wehmut aus den erblindeten Augen; mit tiefem Seufzer faltete sie die Hände über dem Täufling und sprach: „Herr, nur einen Blick!" Und — „mein Gott! ich sehe!" rief sie und wirklich, sie sah ihren Enkel vor sich

auf ihrem Schoße liegen mit hoher Entzückung und zum höchsten Erstaunen der Anwesenden. Aber wie sie gebetet hatte, so ward es ihr gewährt: Nur einen Blick! Nach wenigen Sekunden umschwebte sie wieder die ewige Nacht!"

Bibelrevision in Madagaskar.

Am 28. Oktober 1885 hat in Antananariwo die letzte Sitzung der aus Vertretern sämtlicher protestantischer Missionsgesellschaften in Madagaskar zusammengesetzten Bibel-Revisions-Kommission stattgefunden. Die erste Sitzung wurde am 24. Juli, bezw. 1. Dezember 1873 gehalten. Von den damals anwesenden Mitgliedern waren zuletzt nur noch drei übrig: Der Präsident Cousins, der Norweger Dahle und der eingeborne Pastor Andrianaivoravelona; alle übrigen waren entweder gestorben oder nach Europa zurückgekehrt und hatten durch andere ersetzt werden müssen. Missionar Cousins schreibt: „Viele der glücklichsten Aenderungen haben sich uns während der gemeinsamen Besprechungen ganz unerwartet dargeboten und sind sofort von allen gebilligt worden. Der Styl der revidierten Uebersetzung ist daher nicht der eines einzelnen Mannes, sondern das Ergebnis vereinigten Nachdenkens und Verhandelns. In der Regel sind die Vorschläge unserer eingebornen Mitarbeiter (innerhalb gewisser fester Grenzen, die im Interesse der Treue gegen das Original gezogen werden mußten) inbetreff der Ausdrucksweise, Satzbildung und Wortwahl angenommen worden, ja hunderte von kleinen Aenderungen sind vorgenommen worden, welche nie ein Ausländer für nötig würde gehalten haben und deren Bedeutung nur wenige zu würdigen im Stande sind — bloß aus Rücksicht auf die Eingebornen. Wir Europäer haben viel dabei gelernt, namentlich wie leicht manches, das uns ganz klar scheint, mißverstanden werden kann, und wie oft eine Wendung, die wir für vollkommen unanstößig halten, eine schändliche Nebenbedeutung hat. Wieder und wieder haben wir uns überzeugen müssen, wie gefährlich es ist, wenn man allzuwörtlich übersetzen will, und in wie zahlreiche Schlingen und Fallen man hineingeraten kann, wenn man in einer fremden Sprache arbeitet. Soviel ist gewiß, daß eine Frucht dieser vieljährigen

Arbeit darin bestehen sollte, daß wir fortan unsere Sprachkenntnisse etwas demütiger taxieren. Wie vertraut wir auch mit dem Madagassischen sein mögen, zu dem sprachlichen Takt und Geschmack eines Eingebornen bringen wir es doch nie; nur ihr scharfer Blick hat uns vor allerlei Zweideutigkeiten und nicht wenigen Lächerlichkeiten bewahrt. Natürlich ist unsere Uebersetzung auch jetzt nicht von Fehlern frei; aber wir haben doch unser Bestes gethan, um den hebräischen und griechischen Urtext treu und verständlich wiederzugeben. In den nächsten Monaten soll der Styl des Ganzen noch einmal verbessert und vereinfacht werden, um ihn so recht dem Sprachgefühl der Madagassen anzupassen. Drei tüchtige Eingeborne sollen mir dabei helfen. Mitte nächsten Jahres soll das Ganze fertig werden. Die Kommission wird dabei nur die etwa auftauchenden wichtigern Fragen zu entscheiden haben. Von unsrer bisherigen Arbeit sind im Druck einstweilen nur die fünf Bücher Mosis, die Psalmen und das Neue Testament erschienen. Diese Stücke haben im Ganzen eine günstige Aufnahme gefunden, die uns berechtigt zu hoffen, daß wir doch wesentlich geholfen haben, die Bibel dem Volke verständlicher zu machen. Uebrigens haben wir nicht für die gegenwärtige Generation gearbeitet, sondern in der Erwartung, daß erst nach 20—25jährigem Gebrauch unsere Uebersetzung richtig werde geschätzt werden.

„Für uns selbst ist diese Arbeit eine Quelle der Belehrung und Erbauung gewesen. Daß Missionare verschiedener Gesellschaften, also Männer von verschiedenen Ueberzeugungen und von verschiedenem Urteil, dieselbe gemeinsam getrieben haben, ist ein besonderer Segen. Bischof Cornish z. B. gesteht, daß er mit einem gewissen Mißtrauen an diese Arbeit gegangen sei, nun aber nur ungern davon scheide; er habe dabei auf's neue erfahren, wie das Wort Gottes alle Thale erhöhe, alle Berge und Hügel niedrige, was ungleich ist, eben mache, und was höckericht ist, schlicht mache u. s. f. Hat unsere alte Bibel den madagassischen Christen durch die Tage der Verfolgung hindurch geholfen, so möge nun die neue Bibel in den stürmischen und anfechtungsreichen Zeiten, welche den Gemeinden jetzt drohen, ihnen neues Licht und neues Leben bringen, so daß sie festgewurzelt werden im einfältigen Glauben an die evangelische Wahrheit und sich nicht verführen lassen von denen, welche ihnen ihren ersten Glauben und ihre erste Liebe nehmen möchten, um ihnen das Joch menschlicher Satzungen aufzuerlegen."

Wirkung eines Traktats über das Bibellesen.

Ein Jünger des Herrn machte vor mehreren Jahren eine Reise durch einen Teil der skandinavischen Halbinsel. In einem armseligen Dorfe mußte er eine kurze Zeit anhalten, um die Pferde zu wechseln. Er trat in die niedere Stube der kleinen Schenke ein, fand jedoch Niemand darin, da die Leute auf den Feldern mit der Ernte beschäftigt waren. Weil aber in jenen Gegenden der Reisende seinen Mundvorrat bei sich zu führen pflegt, so konnte er den Wirt und seine Bedienung leicht entbehren. Er bediente sich selbst und gab sich dann ganz nach Belieben seinen Betrachtungen hin. Endlich kam ihm der Gedanke: Willst doch einmal sehen, ob die Leute auch eine Bibel haben und ob sie, die in ihrem irdischen Beruf so thätig sind, auch in der Sorge für das Ewige sich nicht lässig finden lassen. Er suchte und suchte, bis er zuletzt in einem Eckschrank das heilige Buch ausfindig machte; es war aber mit dichtem, jahrealtem Staub bedeckt. In demselben Augenblick sagte man ihm, daß die Pferde angeschirrt seien. So sollte er also das Haus verlassen, in dem sich das Wort Gottes vorfand, aber ohne seinen Bewohnern ein Geruch des Lebens zum Leben geworden zu sein. Er hatte Traktate bei sich, darunter einen über die Notwendigkeit und den Segen des Bibellesens; den wollte er da lassen. Weil ihn aber seine Sprache als Fremden verraten hätte und das kleine Schriftchen den Argwohn wachgerufen haben würde, es möchte von einem bekehrungssüchtigen Katholiken oder einem demagogischen Aufwiegler herrühren, so hielt er es nicht für geraten, den Traktat den bei den Pferden beschäftigten Leuten anzubieten, sondern er legte ihn, bevor er das Zimmer verließ, geschwind in die Tischschublade, in der Erwartung, daß er hier, wo die Messer und Gabeln und andere täglich zur Verwendung kommende Gegenstände aufbewahrt würden, am sichersten den Wirtsleuten in die Hand kommen werde.

Ein Jahr später führte ihn sein Weg wieder in dieselbe Gegend und zu dem gleichen Hause. Er trat mit Neugierde, aber auch mit einer gewissen ängstlichen Besorgnis hinein, ob und in welcher Weise das heimlich eingeschmuggelte Mittel wohl gewirkt habe. Aber was durfte er sehen? Alles war wie umgewandelt. Die damals so trübe, unsaubre Stube hatte einen freundlichen Anstrich erhalten,

Tische und Bänke waren gescheuert und vor der so lang vergessenen Bibel und dem kleinen Traktat saß der alte Wirt in reinlich-bäuerlichem Anzug. Der Reisende setzt sich mit stiller Freude im Herzen ihm gegenüber. „Ihr habt das gute Teil erwählt", sagte er; „seid Ihr mit diesem Schatze schon lange bekannt?" „Ach nein!" antwortete der Greis mit einem tiefen Seufzer; „leider noch nicht lang, kaum ein Jahr!" — „Wie kamt ihr denn dazu", fragte er weiter, „diesen Schatz, den Ihr so lang entbehren zu können glaubtet, aufzusuchen?" „Ach", erwiderte der Alte, „der liebe Gott hat mich durch dies Büchlein darauf aufmerksam gemacht. Vor einem Jahr habe ich dasselbe in der Schublade meines Tisches gefunden und seitdem weiß ich, was ich an diesem Buch habe. O meine Bibel, meine liebe Bibel!" — „Ja", sagte der Reisende, „Gott hat Euch den größten aller Schätze gezeigt, benützt ihn nur recht, er wird Euch zeitlich und ewig zu einem glücklichen Menschen machen!" Bei dem weitern Gespräch, in das er sich mit dem Wirt vertiefte, sah er denn auch bald, daß die Gnade Gottes, die zu ihrem Werk nicht immer viele Jahre braucht, an der Seele des alten mit schönem Erfolg gearbeitet hatte. Er war wohl unterrichtet in allem, was zum Himmelreich gehört, und seine Füße standen auf dem Wege des Friedens. Schon seit Monaten an der Wassersucht krank, mußte er Tag und Nacht in seinem Lehnstuhl sitzen; er trank aber den heilsamen Kelch mit Geduld und starb wenige Wochen darnach über dem Lesen der Bibel so getrosten Mutes, daß sein Tod der ganzen Gegend zur Erbauung diente.

*

Der eine säet, der andere schneidet.

Ein junger Heide in Südindien, der gerade mit Hühnern auf den Markt will, begegnet einem Missionar. Der Missionar hält ihn an und liest ihm einen Abschnitt aus der Bibel vor. Die beiden sehen einander nie wieder. Der Missionar — ein Amerikaner — kehrt in sein Vaterland zurück und der Heide geht seiner Wege, um nach wie vor als Götzendiener zu leben. Dreißig Jahre darauf kommt ein Katechist in sein Dorf und diesem teilt er seinen Wunsch mit: Er möchte Christ werden. Auf die Frage,

wie er zu diesem Wunsche gekommen, erzählt er dem Katechisten von jener Begegnung. Den damals empfangenen Eindruck habe er nie wieder los werden können! Jetzt ist er getauft worden von einem Missionar, der zur Zeit jener Begegnung noch in den Windeln lag.

Der weggeworfene Brief.

Ein junger Mann, Namens Jakob W., hatte gegen den Wunsch seiner Familie die Heimat verlassen und war als Soldat in die indische Armee getreten. Während er draußen unter dem leuchtenden Himmel Indiens einsam Schildwache stehen mußte, fing es in seinem Herzen an, unruhig zu werden. Es fiel ihm ein, wie er in seinem ersten Unterricht auch von Jesu gehört hatte und von seiner Liebe, mit der er alle Menschen von ihren Sünden erretten möchte, und er mußte immer wieder daran denken, selbst wenn er mitten unter seinen lärmenden und rauchenden Kameraden in dem heißen Qualm des Kasernenzimmers saß. Um nun diese Gedanken, die seinem Gewissen ein Stachel waren, los zu werden, ergab er sich einem wüsten Leben, ja, er trieb es toller als seine schlimmsten Kameraden.

Eines Morgens — es waren mehrere Monate verstrichen — entstand, wie gewöhnlich beim Eintreffen der englischen Briefpost, Unruhe in der Kaserne. „Hier ist auch etwas für Sie“, sagte die Ordonnanz, der diensttthuende Soldat, der den Inhalt des Postbeutels auszuteilen hatte, zu Jakob W. und überreichte ihm einen Brief. Der junge Mann griff hastig darnach und riß das Couvert ab, in der Hoffnung, eine Geldsumme in dem Briefe zu finden. So sehr hatte er sich verstockt, daß dies das einzige gewesen wäre, was ihm die Nachricht aus der Heimat zu einer willkommenen gemacht hätte. Allein zu seinem Aerger fand sich außer einem Briefbogen nichts darin. Verdrießlich schob er diesen, *ohne ihn zu lesen*, wieder in das Couvert und warf es in seinen Kasten.

Ein Jahr war vergangen, da lag der junge Soldat im Lazareth — lebensgefährlich erkrankt. In seinen Schmerzen warf er sich einmal unruhig auf dem Lager hin und her, nach irgend einer

Zerstreuung verlangend, die ihm die einsamen, trüben Stunden abkürzen könnte. Da fiel ihm plötzlich der Brief aus der Heimat ein, der seit jenem Morgen, an dem er in Ceylon angekommen, unberührt in seinem Kasten gelegen hatte. Er ließ ihn von dem Soldaten, der den Krankendienst besorgte, hervorholen und sich vorlesen. Der Brief enthielt unter anderem folgendes: „Lieber Sohn! Ich möchte dich gerne von dem Militärdienste loskaufen, damit du wieder herkommen könntest. Ich habe ein kleines Grundstück für dich angekauft und alles für dich bereit gemacht und rufe dir nun in inniger Liebe in meinem und deiner Mutter Namen zu: Komm wieder heim, komm nach Hause! Der Kapitän des Schiffes W. ist beauftragt, dir in seinem Schiffe eine Kajüte erster Klasse zu geben. Dieses liegt in Colombo vor Anker. Er hat auch das Lösegeld für deine völlige Freiheit und alles, was sonst nötig ist. Laß dich durch nichts zurückhalten, komm nur. Alle lassen dich grüßen und dir sagen, du möchtest kommen“! Das stand in dem Briefe, der so lange Zeit ungelesen dagelegen, an den gar nicht einmal gedacht worden war.

„Nie werde ich diesen verschmähten Brief vergessen“, fügte der Freund noch hinzu, der uns diese Begebenheit selbst erzählt hat, nämlich der oben erwähnte Krankenwärter, „nie werde ich die Angst und die Verzweiflung vergessen, die den Kranken erfaßte, als er die freundliche Botschaft seines Vaters hörte, die durch seine eigene Schuld nun zu spät an ihn gelangte.“

Im Evangelium ist auch uns ein solcher Brief von unserem himmlischen Vater zugekommen. In der Bibel steht derselbe geschrieben. Wehe dem, der zu spät nach derselben greift!

Warum hassen viele Menschen die Bibel?

Viele Menschen hassen die Bibel, weil sie ihnen ihr Verderben zeigt; sie wollen keine Sünder sein, und darum hassen sie das Buch, welches ihnen klar macht, daß sie solche seien, verdorben bis in ihr Innerstes, so daß nichts, auch gar nichts Gutes an ihnen ist.

Eine Londoner Missionsgesellschaft schickte, um den Missionaren leichteren Zutritt zu den Eingebornen von Südafrika zu verschaffen, verschiedene Sachen dorthin, welche sie an dieselben verhandeln konnten. Darunter waren auch kleine Handspiegel, wie sie unsere Damen zu haben pflegen. Die Eingebornen dort hatten niemals ihr eigenes Antlitz gesehen, es sei denn in dem Wasser eines Sees oder Stromes, und gar bald verbreitete sich das Gerücht von dem wunderbaren Dinge, vermittelst dessen man sich selbst sehen könne, und der Missionar wurde von allen Stämmen der Eingebornen aufgefordert, sie mit dem Spiegel zu besuchen.

Nun lebte tief im Innern bei ihrem Stamm eine Prinzessin, der man gesagt hatte, daß sie die schönste der Frauen sei, ja die schönste auf der ganzen Erde. Auch sie hörte von dem wunderbaren Gegenstand und sandte sogleich zu dem Missionar und ließ ihn einladen, auch zu ihr zu kommen, damit sie selbst ihre große Schönheit sehen könnte. In Wahrheit war nun aber die Prinzessin die allerhäßlichste ihres Stammes. Wie konnte sie das aber wissen, da man ihr stets das Gegenteil sagte! Sie nahm den Spiegel und ging damit in ihre Hütte, um sich an ihrer Schönheit zu weiden. Als sie aber das Glas erhob und erkannte, was für ein häßliches Wesen sie war, wie grob und ungestaltet jeder ihrer Züge, da zerschlug sie mit ihren königlichen Händen den Spiegel, verbannte den Missionar aus ihrer Nähe und erließ ein Gesetz, daß kein Spiegel je wieder in ihren Stamm kommen dürfte!

Warum haßte die Prinzessin den Spiegel? Weil er ihr die Wahrheit über sie selbst sagte und diese Wahrheit sie beleidigte.

Und warum hassen die Menschen die Bibel? Weil sie ihnen zeigt, daß auch die größte Rechtschaffenheit vor Gott nicht bestehen kann, und daß aus ihrem Herzen arge Gedanken kommen: Mord, Ehebruch, Hurerei, Dieberei, falsche Zeugnisse, Lästerung. Und wenn nun die Bibel wie ein heller Spiegel den Menschen in seiner ganzen Sündhaftigkeit zeigt, so erwacht sein Haß, und die Bibel wird fortgeworfen, wie die heidnische Prinzessin es mit dem Spiegel machte. Aber war sie, nachdem sie den Spiegel zerschlagen, nicht ebenso häßlich als vorher? So auch die Menschen; sie mögen die Bibel wegwerfen, ja mit Füßen treten, sie bleiben doch Sünder und gehen ebenso der Ewigkeit entgegen wie vorher, ehe sie die Bibel von sich warfen.

Warum müssen wir die Bibel aber auch von Herzen lieben? Sie zeigt uns freilich unsere große Sündhaftigkeit, aber auch Gottes noch größere Barmherzigkeit.

Ein Mann, der vorher nie etwas von der Bibel gehört hatte, bekam eine solche zum Geschenk und fing sogleich an, darin zu lesen. „Frau", rief er aus, „wenn das Buch wahr ist, so wandeln wir auf einem ganz falschen Wege." Er las weiter. „Frau," sagte er, „wenn das Buch wahr ist, so sind wir verloren." Er warf nun aber die Bibel nicht fort, sondern las noch weiter, und Gottes Gnade half ihm, daß er zuletzt freudig ausrufen konnte: „Frau, wenn das Buch wahr ist, so sind wir gerettet"!

Das Geheimnis der Größe Englands.

Unsere Leser kennen wohl alle die oft wiederholte Geschichte, wie die Königin Viktoria einmal einem afrikanischen Häuptling eine Bibel überreichte mit den Worten: „Diesem Buch verdankt England seine Größe." Nun hat neulich ein hoher Hofbeamter, Sir Henry Ponsonby, der darüber befragt wurde, diese Geschichte für erfunden erklärt, — natürlich zur großen Freude derjenigen, welchen ein solches Zeugnis für Gottes Wort unbequem ist. Die Geschichte hat aber ihrem Kerne nach doch guten Grund. In einem gedruckten und weitverbreiteten Vortrag Dr. W. Hilliers findet sich folgender im Auftrag der Königin von Lord Chichester geschriebene Brief an den betreffenden Häuptling: „Die Königin und das englische Volk freuen sich über die Ansichten, welche Sagbua und seine Häuptlinge inbetreff des Handels geäußert haben. Aber der Handel allein macht ein Volk noch nicht groß und glücklich wie England. England ist groß und glücklich geworden durch die Erkenntnis des wahren Gottes und Jesu Christi. Die Königin freut sich daher herzlich, zu vernehmen, daß Sagbua und seine Häuptlinge die Missionare, welche ihnen das Wort Gottes bringen, so freundlich aufgenommen haben. Als Zeichen davon, welch' hohen Wert die Königin dem Worte Gottes beilegt, sendet sie mit diesem Brief zwei Exemplare dieses Wortes, das eine in arabischer, das andere in eng-

lischer Sprache, als Geschenk an Sagbua.“ Diese Bibeln wurden im Jahre 1849 durch den englisch-kirchlichen Missionar Isaak Smith dem afrikanischen Fürsten Sagbua im Joruba-Land übergeben. Dies die wahre Geschichte.

Wie die Bibel in Japan Zorn anrichtet.

In einem japanischen Dorfe lebten friedlich ein alter Arzt und sein begabter junger Sohn, der, obgleich eben erst dem Knabenalter entwachsen, doch schon als Schulmeister angestellt war. Ein buddhistischer Priester, der von Zeit zu Zeit auf seinen Visitationsreisen durch das Dorf kam, war gewohnt, in ihrem Hause abzusteigen und freundliche Aufnahme zu finden. Da fragte er einmal den Jüngling, ob er nichts Fesselndes zu lesen habe. „O ja, etwas überaus Fesselndes,“ erwiderte derselbe, indem er eine Bibel und etliche andere christliche Bücher hervorholte. Nach einigen Tagen merkt er, daß seine Schüler anfangen die Schule zu meiden, und es dauert nicht lang, so muß er dieselbe ganz schließen, weil fast niemand mehr kommt. Jener Priester hatte das Gerücht verbreitet, der Schulmeister sei ein Christ geworden, und von Haus zu Haus die Leute gewarnt, doch ja ihre Kinder nicht mehr zu dem Abgefallenen in die Schule zu schicken. Jetzt wurde auch sein Vater ganz wütend und schickte ihn fort in das Haus seines Onkels, wo er in halber Gefangenschaft für sein Vergehen büßen sollte. Und doch war der junge Mann gar kein Christ. Er hatte nur einmal einen eingebornen Christen predigen hören, war neugierig geworden, mehr über die fremde Religion zu hören, und hatte sich dann jene Bücher gekauft. Die nun gegen ihn ausgebrochene Verfolgung war natürlich nicht geeignet, ihn ins Heidentum zurückzulocken oder darin festzuhalten. Es gelang ihm, aus dem Hause seines Onkels zu entkommen und 70 Stunden weit zu Fuß nach Kobe zu gehen, wo er an einem Sonntag Morgen bestaubt, ermüdet und ausgehungert ankam, gleich die Missionare aufsuchte und Aufnahme fand. Sein großer Wunsch war nun der, von den Missionaren selbst zu lernen, was das Christentum eigentlich sei, und dann in seine Heimat zurückzukehren, um den Seinigen etwas zu bringen, das doch auch des Verfolgens wert sei!

Im April d. J. hat er Missionar Atkinson als Diener auf einer Predigtreise begleitet und dabei schon viel gelernt. Wahrscheinlich ist er jetzt bereits getauft. Bald wird man wohl mehr von ihm zu hören bekommen.

Das Ziel der eben erwähnten Reise war die Stadt Kotschi auf der Insel Kiuschiu, wo sich in ganz kurzer Zeit eine kleine Gemeinde gebildet hat und auch jetzt wieder zwölf Neubekehrte getauft werden konnten. Daß diese Bewegung echt ist, kann man schon aus dem Zorn eines buddhistischen Priesters schließen, der auch hier den Verfolger macht. Ein paar Tage vor Missionar Atkinsons Ankunft war ein Tempel in der Nähe von Kotschi verbrannt und der Priester behauptete, die Christen hätten durch Zauberei das Feuer angezündet! Aber es glaubte ihm niemand; ja, von manchen wurde die Vermutung ausgesprochen, er selbst habe das Feuer angelegt, nur um eine Anklage gegen die Christen zu haben. Und wie kam es, daß sogar Heiden ihm das zutrauten? Nun, er war selbst ein abgefallener Christ, der sich früher vom russischen Bischof Nikolai hatte unterrichten lassen, aber bald wieder in seine Priestertracht geschlüpft war, um im Norden der Insel, in der Gegend von Imabari, wo das Christentum auch schon überhand genommen hat, gegen dasselbe Vorträge zu halten. Dabei pflegte er aus dem Evangelium Matthäi vorzulesen und dann das Gelesene lächerlich zu machen. Von Imabari kam er nach Kotschi und erzählte hier, wie große Dinge er im Norden ausgerichtet habe: Dort seien jetzt die christlichen Kirchen niedergerissen, die Christen zerstreut, ihr Anführer Pastor Ise ins Gefängnis geworfen, Missionar Atkinson verwundet und mit dem Tode bedroht — lauter Lügen — die aber doch die Wirkung hatten, daß in Kotschi beinahe ein Sturm gegen die Christen losgebrochen wäre und jedenfalls der dortige Pastor Sugiura es nicht mehr wagte, bei Nacht auf die Straße zu gehen. Aber die Lügen hatten kurze Beine. Der Christenfresser wurde als Verleumder entlarvt und niemand glaubte ihm mehr. Auch dem Feuer, das seinen Tempel verzehrte, wollte es nicht gelingen, die Herzen in Brand zu setzen gegen das Evangelium. Missionar Atkinson durfte ungestört vor tausend Zuhörern im Theater predigen, und täglich gewinnt das Christentum dort an Boden.

„Herr Matthäi."

In der französischen Stadt Macon ist durch den Eifer des Pastors der freien Kirche eine Erweckung in Gang gekommen, aus welcher gar mancher schöne Zug mitgeteilt werden könnte. Ein protestantischer Elsäßer z. B., der nie zum Gottesdienst kam und den der treue Seelsorger bei seinen wiederholten Besuchen nie zuhause fand, wurde auf folgende Weise gewonnen: Nachdem der Pastor ihn wieder einmal vergeblich aufgesucht hat, steckt er seine Visitenkarte mit den Worten: „Sie sind eingeladen zum königlichen Hochzeitsmahl. Matthäi 22", an die verschlossene Thür. Schon nach einigen Stunden erscheint die Frau im Pfarrhaus und bittet um Aufschluß darüber, zu wem sie denn eingeladen seien. Der Pfarrer erwidert, die Erklärung stehe ja dabei: „Matthäi 22." Die Frau aber entgegnet: Sie und ihr Mann hätten keine Ahnung davon, wer dieser Herr Matthäi sei, worauf der Pfarrer das betreffende Kapitel in der Bibel aufschlägt, es der Frau erklärt und ihr aufträgt, nun auch ihrem Mann die Sache klar zu machen. Seither fehlen die beiden Eheleute in keiner Versammlung!

Welche Unwissenheit bei Protestanten! Welch' erfinderische Liebe eines treuen Seelsorgers! Welch' herrliche Veränderung durch die Gnade Gottes!

Einige biblische Fragen.

1) Wo steht „Christus" für den Einen Leib, den Er mit der Gemeinde zusammen ausmacht?

2) Wer hat unter Anwendung der unlautersten Mittel nach den höchsten Gütern gestrebt?

3) Wo erscheint der Segen Gottes so fest an gewisse Personen gebunden, daß sich das Wohl und Wehe der Menschen nach ihrer Stellung zu denselben bemißt?

4) Beispiele dafür: 1) daß Gefahr im Verzug liegt, 2) daß diese Gefahr glücklich überwunden wird?

Bücherschau.

Das Evangelium des Alten Bundes. Betrachtungen über Jesaias 40—66 von G. A. Berchter. 1885. Mülheim a. d. Ruhr. Buchhandlung des Evang. Vereinshauses Preis Mk. 1.80.

Schlichte, erbauliche Betrachtungen, ohne gelehrte Worterklärung, auf historische und kritische Fragen sich nicht einlassend, sondern aus der Erfahrung für die Erfahrung den Evangelisten des Alten Bundes den Kindern des Neuen Bundes auslegend; eine gesunde Speise für die, welche Trost, Aufmunterung und Belehrung suchen.

Messianische Psalmen und Weissagungen in Predigten ausgelegt für die christliche Gemeinde. Eine Winterpostille von Hermann Schmidt. Bevorwortet von Professor Dr. E. Riehm. Erster Teil. Bremen 1882. C. Ed. Müllers Verlagsbuchhandlung. Preis Mk 2.

Den vielen, welche den seither zur ewigen Ruhe eingegangenen Pastor der deutsch-evangelischen Gemeinde zu Cannes lieb gehabt und von ihm Segen empfangen haben, wird dies inhaltreiche Büchlein jetzt doppelt teuer sein. Auf jeder Seite erkennt man den treuen Seelsorger, den gereiften Christen und den fleißigen Forscher.

Erklärung biblischer Geschichten des Neuen Testaments in Form von Erzählungen für Schule und Haus von C. Otto Schäfer, Rektor und vormals evang. Prediger zu Frankfurt a. M. Schriftenniederlage des Evang. Vereins. 1886.

Ein auf fleißigen Vorarbeiten ruhendes, mit Wärme geschriebenes Buch, aus dem Lehrer und Eltern viel lernen können. Zuweilen geht der erzählende Ton fast in einen predigenden oder auslegenden über; das ist ja aber beim biblischen Geschichtsunterricht wohl erlaubt. Wohl dem Lehrer, der den heiligen Gegenstand mit solcher Gründlichkeit, Anschaulichkeit und inneren Ergriffenheit zu behandeln sich gewöhnt hat, wie der Verfasser!

Betbüchlein des seligen Gottesmannes Dr. M. Luther, aus seinen eigenen geist-, trost- und lebensvollen Worten gezogen. Zweite vermehrte Auflage. Calw und Stuttgart 1886. Vereinsbuchhandlung. Preis Mk. 1.

Wie Luther für seine Person aus der Bibel und insbesondre aus den Psalmen die rechte Kunst des Betens gelernt hat, so ist er selbst wieder vielen andern ein Lehrer und Vorbild darin geworden. Vorliegendes Büchlein (136 S.) enthält: 1) Vorbereitung zum Gebet, 2) Wochengebete für fünf Wochen, 3) Festgebete, 4) Gebete um Erleuchtung aus Gottes Wort, 5) Gebete um ein christliches Leben, 6) Gebete um ein seliges Ende, 7) Einfältige Uebung des Katechismus Lutheri, gebetsweise gestellt durch M. Joh. Stoltz 20. Okt. 1550, 8) Luthers Gebetlieder

---

Herausgegeben aus Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.

In Commission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel.

Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. od. 40 Pf.

Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.

Schultze'sche Buchdruckerei (L. Reinhardt) in Basel



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Nr. 4. 1886.

Inhalt.

Ein Krankenbesuch auf der Reise.

Es war im Spätherbst 1827. Der trübe Novembertag entsprach ganz der Stimmung, in welcher ich mich von der Schnellpost nach Berlin führen ließ. Der Abschied von der Heimat war mir schwerer geworden als sonst wohl; ich hatte von meinem ältesten Bruder Abschied nehmen müssen ohne die Hoffnung, ihn wieder zu sehen, da er sichtlich an der Auszehrung einem nahen Tode entgegenwelkte. Dazu hatte mich auf der Reise die Nachricht erreicht, daß eine mir sehr wertgewordene Hoffnung, deren Erfüllung mich in die Heimat zurückgerufen und meinem Lebenswege eine mir damals sehr ersehnte Wendung gegeben hätte, zu Grabe gegangen war. Trüber Herbstnebel lag auf meinem Gemüt. Bald betend und gelesenes Wort bewegend in meinem Herzen, bald mehr träumend, hing ich schweigend meinen Gedanken nach. Ich saß allein im Cabriolet neben dem Schirrmeister. Ich schaute auf die Wolken, die fast bis zur Erde hinabhingen, und lauschte dem Winde, der über die Stoppeln rauschte und die fahlen Blätter in ihr Grab legte. Wird's mir überhaupt schwer, auf der Reise ein Gespräch anzuknüpfen, so war ich in der damaligen Stimmung

um so weniger dazu aufgelegt, fand darum auch Entschuldigung gegen den innern Mahner, der über die lieblose Versäumnis mich strafte, in welcher ich die gute Gelegenheit, dem Schirrmeister ein Wort des Lebens zu sagen, unbenutzt dahin gehen ließ. Da that unversehens der Herr eine Thür weit auf und nötigte seinen Knecht, hineinzutreten und die ihm aufgetragene Botschaft auszurichten.

Als der Abend hereinbrach, fragte ich den Schirrmeister, wann der Wagen in H. ankäme und wie lange er da sich aufhielte. Er gab mir den gewünschten Bescheid mit dem Zusatze, er werde nicht weiter mitfahren, sondern von einem Kollegen vertreten werden; in H. wohne er, und seine Frau sei so krank, daß sie wohl sterben werde. Die Stimme wurde ihm weich, als er das sagte, und er wischte sich eine Thräne aus den Augen. Meine Teilnahme wurde gleich geweckt, aber auch die ernste Mahnung, dem Manne das Wort Gottes zu bezeugen. Zunächst ging das Gespräch auf die äußeren Umstände ein. Ich ließ mir teilnehmend erzählen, wie er die Feldzüge als 18jähriger Jüngling mitgemacht, später noch einige Jahre gedient, dann mit dem Abschiede eine Anstellung bei der Post erhalten und vor vier Jahren geheiratet habe; seine Ehe sei so glücklich gewesen, wie es nur eine geben könne; aber seit der Geburt seines ersten Kindes sei seine Frau ins Kränkeln gekommen, das Kind sei immer schwächlich gewesen, habe der Mutter viel Sorge und Last gebracht; vor einem Jahre sei das Kind gestorben, und in Folge des Grämens über diesen Verlust und der langen Anstrengungen in der Pflege habe sich bei seiner Frau Schwindsucht entwickelt, die sie jetzt an den Rand des Grabes gebracht; sie könnte wohl jeden Tag sterben. Er beklagte sein Amt, das ihn immer nur auf kurze Zeit bei seiner Frau sein ließ, und schloß mit dem Ausbruche seiner trostlosen Gemütsstimmung: „Wenn unser Herrgott mir meine Frau nimmt, dann wünschte ich am liebsten, er nähme mich nur gleich mit von der Welt; ich weiß nicht, was ich noch auf der Welt thun soll. Ich habe keine Freude mehr am Leben und habe auch niemand auf der Welt, der mich angeht; meine Eltern sind schon lange tot und meine Verwandten wohnen hinten in Ostpreußen. Es wäre für mich am besten, wenn sie mich mit meiner Frau auf den Kirchhof brächten. Wir müssen doch alle einmal sterben. — „Sind Sie denn bereit zum Sterben?“ fragte ich ihn, indem ich seine Hand ergriff und ihm ins Auge sah. Er blickte mich verwundert an, wie einer, der den

Sinn der Frage nicht faßt. Ich redete weiter von der Ewigkeit und dem Gerichte Gottes, in welche der Tod den Sünder stellt. — „Was denken Sie denn von mir?“ entgegnete er; „halten Sie mich denn für einen schlechten Menschen?“ — Die Thür war nun aufgethan zur Verkündigung des Wortes von der Sünde und der Gnade und der Herr gab seinem Diener freudiges Aufthun des Mundes. Er sprach sich offen aus, da er bald Zutrauen gewonnen hatte. Im Schoße der evangelischen Kirche war er mit den Träbern des ordinärsten Rationalismus auferzogen worden. „Thue recht und scheue niemand“, oder „Ueb immer Treu und Redlichkeit!“ — das war sein ganzer Heilsweg, und in seinem Katechismus stand nur noch etwas von dem lieben Gott, der alles geschaffen und so gut und barmherzig sei, daß er es mit unsern Fehlern, wenn wir nur ein gutes Herz hätten, nicht so genau nehme, und von Jesus, dem allerbesten Menschen, der je gelebt hätte und der uns ein Muster gegeben, wie wir fromm und gut leben müßten; nur — setzte er ganz naiv hinzu — könnten wir das jetzt nicht mehr so, wie damals, die Welt sei jetzt anders geworden. — Ueberhaupt zog mich in seinen Aeußerungen die Natürlichkeit und rückhaltslose Unbefangenheit an, mit welcher er sich aussprach. Man merkte es ihm an, er hatte auch nicht die geringste Ahnung davon, daß die christliche Lehre eine ganz andere sei, und das alleinseligmachende Wort vom Kreuz kannte er auch nicht einmal dem Schatten nach. Von der Bibel wußte er mehr nicht, als daß sie ein gutes Buch sei, worin schöne Geschichten ständen, erzählte auch, daß seine Frau eine sehr schöne Pathenbibel habe, die sie zur Konfirmation geschenkt bekommen, von deren Einband und Bildern er indeß mehr wußte, als von ihrem Inhalt. Er fand sich durch seinen Beruf völlig darin gerechtfertigt, daß er nicht am Sonntag zur Kirche gehe, auch nicht in der Bibel lese, um so mehr, da er an einem Sonntage, den er frei habe, um seine Andacht zu verrichten, auch seit seiner Heirat immer mit seiner Frau zur Kommunion gegangen sei; nur in diesem Jahre nicht, weil seine Frau zu schwach gewesen. Unser Gespräch wurde immer lebhafter, und je mehr ich mit der Verkündigung des Wortes vom Kreuz hervortrat, desto aufmerksamer hörte er zu und unterbrach mich nicht mit Einreden, sondern nur mit Ausdrücken der Verwunderung über die neue nie gehörte Lehre und mit Fragen, die immer davon zeugten, welchen Anteil sein Herz daran nehme. Meinen Stand hatte er aus dem Passagier-

zettel gesehen; das konnte er aber nicht fassen, wie ein so junger Mann dazu komme, eine ganz andere Lehre zu haben, als die alten Geistlichen. Mein Bibelchen, in welchem ich gelesen, war noch in meiner Hand. Lesen konnte ich nicht, weil es dunkel geworden; ich bezeugte ihm aber, alles, was ich ihm sage, stehe in diesem Worte Gottes geschrieben und sei die einige ewige Wahrheit. Ein Wort machte besonders Eindruck auf ihn. Ich hatte es gerade vorher in meiner Ordnung gelesen und knüpfte an dasselbe meine Verkündigung des Heils. Es war das Wort des Apostels aus Eph. 2, 8: **Aus Gnaden seid ihr selig geworden durch den Glauben, und dasselbige nicht aus euch. Gottes Gabe ist es; nicht aus den Werken, auf daß sich nicht jemand rühme.** Das Wort fiel ihm merkbar ins Herz. Ich hoffe, es ist in ihm das Samenkorn des ewigen Lebens geworden. Unter diesem Gespräch waren die Stunden rasch dahin gegangen. Mit dem Zeugen hatte, wie es zu gehen pflegt, der lebendige Trieb, die freudige Lust an demselben in mir zugenommen. Die Nebel, die mit schwerem Drucke auf meinem Gemüte gelastet, waren gewichen; ich stand in hellem Sonnenschein der Gnade und konnte aus frischer unmittelbarer Erfahrung mit dankbarem Herzen rühmen von der überschwänglichen Fülle alles des Guten, welches wir haben in Christo Jesu. Ich bemerkte, daß der Postillon mehrmals sich zu uns wandte, um einige Worte unseres Gesprächs zu erhaschen. Auch an ihn richtete ich mein Wort und erhob gern lauter meine Stimme, um auch ihm das Wort des Lebens zu sagen; das Cabriolet war zur Kanzel geworden.

Als wir uns der Stadt näherten und unser Gespräch abbrechen mußten, faßte der Schirrmeister meine Hand, drückte sie mit beiden Händen aufs herzlichste und dankte mit bewegter Stimme für das, was ich ihm gesagt. „Es thut mir ordentlich leid, daß wir nicht noch einige Stationen zusammen fahren," sagte er und setzte hinzu: „Aber, bester Herr Prediger, warum haben Sie den ganzen Tag neben mir gesessen und mir nichts davon gesagt? wie viel hätten wir dann davon sprechen können?" Die Frage schnitt mir durchs Herz. Ich mußte mich vor Gott und ihm schuldig geben. — „Dann aber dürfen Sie mir eine Bitte nicht abschlagen," fuhr er fort; — „Sie müssen zu meiner Frau gehen. Meine arme Frau hat solche gute, tröstliche Worte noch nie gehört. Unsere Geistlichen sagen uns das nicht.

Bitte, gehen Sie doch gleich mit mir zu meiner kranken Frau." Ich hatte einiges Bedenken, ob so spät abends eine todkranke Frau der unerwartete Besuch eines Fremden nicht zu sehr angreifen möchte. Das mache nichts, meinte er, es sei doch gut, daß sie das höre, damit sie selig sterben könne. Er könne ihr das nicht so wieder sagen, wie er es gehört; er wisse es selbst noch nicht recht, wie es ihm zu Mute sei; es sei ihm so ums Herz wie noch nie. Seiner Bitte gab ich gern meine Zusage, mußte ich doch darin das Gebot meines Herrn erkennen. Der Postwagen hielt. Der Schirrmeister rief gleich dem Ersten, der sich zeigte, die Frage entgegen: „Lebt meine Frau noch?" Das Ja begrüßte er mit einem herzlichen „Gott sei Dank!" warf seinem Kollegen seine Tasche zu und eilte mit mir fort, um von den $^3/_4$ Stunden, die der Wagen sich aufhielt, keinen Augenblick zu versäumen, indem er anbefahl, mich an seinem Hause abzurufen. Es war mir gar eigen zu Mute, als ich eilenden Schritts mit ihm über die Straße der fremden Stadt ging, um einen Krankenbesuch zu machen. Das war auf der Reise mir noch nicht vorgekommen. Ich war aber innerlich gewiß, daß es vom Herrn sei. Der Schirrmeister war sehr aufgeregt. Wiederholt rief er aus: „O, wie wird sich meine Frau freuen, wenn sie hört, daß sie umsonst in den Himmel kommen kann."

Ich hielt dem Herrn sein Wort vor: „Es soll euch zu der Stunde gegeben werden, was ihr reden sollt." Die naheliegende Wohnung war bald erreicht. Als wir von der Straße in eine dunkle Gasse bogen, die zu einem Hinterhause führte, nahm er sorgsam meinen Arm, um mich zu leiten, und sagte, indem er meinen Arm an seine Brust drückte: „Lieber Gott im Himmel, wer hätte das gedacht, daß ich in meinem Herzeleid solche Freude haben sollte!" Als ich ihm dankte für die Sorgfalt, mit welcher er mich über den dunkeln Hof und die Treppe hinauf leitete, sagte er: „Das ist auch mal der Mühe wert; Sie wollen ja so gut sein, meiner guten Frau den Weg in den Himmel zu zeigen, wie Sie mir ihn gezeigt haben." Ich wies ihn auf den Herrn. Wir traten in die Stube. Er wollte mich gleich in die Kammer an das Bett seiner Frau führen. Ich mußte ihn fast nötigen, sie vorher auf meinen Besuch vorzubereiten. Ich hörte, wie er eintretend sagte: „Louise, da bring' ich dir einen Herrn mit, der will dir den Weg zum Himmel zeigen; es ist ein fremder Prediger." — „Herr, mache du das Wort wahr!" seufzte

ich, und hatte kaum meinen Mantel abgelegt, als er kam, um mich zu seiner Frau zu führen. Der Anblick der jungen Kranken war ergreifend für mich. Die Grabesrosen blühten auf ihren Wangen und die Augen hatten den unheimlichen Glanz, der die verzehrende Fieberglut ankündigte. Mein Gruß drückte meine Teilnahme aus und bat um Entschuldigung für das späte Kommen eines Fremden. Sie reichte mir ihre Hand. Wir setzten uns zum Bette. „Sie sind dem Tode nahe," begann ich, „und der barmherzige Gott, der nicht will den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe, schickt Ihnen jetzt die Botschaft von dem Heilande, der die Sünder selig macht. Sie wollen doch gern selig werden?" „Ach lieber Gott," erwiderte sie kaum hörbar, „ich weiß nicht, wie mir ist; ich bin so bange vor dem Sterben." Das Wort nahm ich auf und zeigte ihr, woher die Furcht des Todes komme und wie dieselbe uns ein Zeugnis von der Sünde sei: der Tod sei der Sünde Sold, aber die Gabe Gottes das ewige Leben in Christo Jesu unserm Herrn. Ich bezeugte ihr, daß der Herr Jesus, dessen Bote ich sei, durch seinen Tod dem Tode die Macht genommen habe und nun auch ihr sagen lasse: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wer an mich glaubt, der hat das ewige Leben," und mit dem Worte des Herrn an Martha (Joh. 11, 25. 26) führte ich ihr das näher aus. Sie konnte nicht viel sprechen; aber sie hörte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu, und ihre unverwandt auf mich gerichteten Augen schienen jedes Wort von meinen Lippen nehmen zu wollen. Und sah ich so auf sie und ihren Mann, der sie in seinem Arme etwas aufrecht hielt, so mußte ich mir gestehen, wohl nie so aufmerksame Zuhörer vor mir gehabt zu haben. Oft unterbrach der Mann mein Wort mit einem bestätigenden Zuspruch. „Ja, denk' nur einmal, Louise," — sagte er unter anderem, „das kriegt man alles geschenkt. Siehst du? den kann man sich nicht verdienen; das braucht man aber auch gar nicht. Das haben wir immer gemeint: wenn man nur rechtschaffen wäre und jedem das Seine ließe, dann käme man gewiß in den Himmel. So hat man uns immer gesagt. Aber jetzt weiß ich's besser. Das ist alles nichts. Das ist alles nur falsches Geld, hat mir der Herr Prediger gesagt; damit kann man wohl Menschen anführen, aber nicht den lieben Gott. Nun denk' mal, Louise: nun kriegt man den Himmel geschenkt, ganz umsonst. Das steht in der Bibel: Umsonst werdet ihr selig aus Gnaden. Wie hieß doch gleich der

schöne Spruch, lieber Herr Prediger? den müssen Sie mir doch in der Bibel zeigen." — „Aus Gnaden seid ihr selig geworden durch den Glauben, und dasselbe nicht aus euch, Gottes Gabe ist es!" sagte ich und zog mein Bibelchen hervor, um den Spruch aufzuschlagen. Er hieß eine Frau, die zur Pflege bei der Kranken war, mir die auf der Kommode liegende Bibel seiner Frau reichen. „Sehen Sie, Herr Prediger, das ist die schöne Pathenbibel, wovon ich Ihnen gesagt. Sie ist noch ganz wie neu. Gott vergebe es uns, daß wir sie nicht gebraucht haben. Ich habe aber auch nicht gewußt, daß so tröstliche Sprüche in der Bibel ständen; sonst hätte ich mehr darin gelesen. Das soll aber mit Gott jetzt anders werden."

Indem die Frau mir die Bibel reichte, zeigte sie mir auch ein darauf liegendes Buch, was, wie sie sagte, die Frau des Hauses der Kranken geschickt, um daraus ihre Andacht zu halten. Es waren die „Stunden der Andacht." — „Nun," sagte ich, „da könnt ihr, lieben Leute, wählen; in diesem Buche steht, daß ihr durch Tugend und Frömmigkeit die Seligkeit euch erwerben müßt, und in der Bibel steht, daß Gott sie euch aus Gnaden schenken will. Was wollt ihr nun lieber?" — „Ach, wenn uns der liebe Gott nur gnädig sein will und mich in den Himmel nimmt!" flüsterte die Kranke, und ihre Augen waren voll Thränen, als sie sich mit dem Ausdruck eines noch nicht verstandenen Gebets des Herzens aufwärts richtete. Der Mann aber nahm das Buch aus meiner Hand und warf es im Eifer hinter sich auf den Tisch: „Na, das fehlte noch! ein solches Buch kann ich nicht mehr brauchen, das werde ich auch morgen der Frau Rätin sagen. Lesen Sie uns aus der Bibel von der Gnade und daß mans umsonst bekommt!" Ich las Eph. 1, 3—7 und Cap. 2, V. 1—10. Nur wenige einfach erläuternde Worte setzte ich hinzu. Der Eindruck, den das Wort von der Gnade in Christo Jesu auf die Kranke machte, war sichtlich tief. Jes. 55, 1—3 las ich dann und legte es aus. Der Mann war ganz verwundert, daß das im Alten Testament stehe; darin hatte er vollends nie gelesen und gemeint, das sei nur für die Juden; in der Schule hätten sie im Buch Sirach wohl lesen müssen; aber da stände so etwas nicht. Ich richtete mein Wort unmittelbar an die Kranke und pries ihr die Gnade des Herrn an, die ihr nun am Rande des Todes das ewige Leben darböte in Vergebung aller Sünden. Sie ergriff meine Hand

und fragte tief bewegt: „Will denn Gott auch jetzt mich noch annehmen, ist es nicht zu spät?“ Mein Herz war voll von der Allgenugsamkeit der Gnade, deren Boten zu sein wir das unschätzbare Vorrecht haben, — ein Vorrecht, dessen ganzen Umfang man dann erst recht fühlt, wenn man sie einem sterbenden Sünder zu verkündigen berufen wird. Der Herr that meinen Mund weit auf, zu bezeugen die Gnade, die aus vielen Sünden hilft zur Gerechtigkeit und deren Gabe das ewige Leben ist in Christo Jesu. Ich wies sie auf das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt, und las ihr die Einladung des Herrn aus Matth. 11, 28. 29, und ermahnte sie, mit des Schächers Gebet zu dem sich zu wenden, der auch für sie die Schächers-Gnade in seiner Hand habe und mich deshalb zu ihr gesandt, sie ihr anzubieten. Ein Blick auf die Uhr sagte mir, daß meine Zeit fast abgelaufen sei. „Ach lieber Gott, könnten Sie doch noch bei uns bleiben!“ rief der Schirrmeister, indem er meine Hand faßte. „Sie sind mir wie ein Engel vom Himmel!“ flüsterte die Kranke. Ich wies beide auf den Herrn, der bei ihnen bleibe, und auf sein Wort, das sie ja vor sich hätten. Der Mann bat mich, ihm die Stellen in der Bibel zu bezeichnen, damit er sie seiner Frau vorlesen könne. Ich mahnte zum Gebet. „O, beten Sie doch mit uns, eh' sie fortgehen!“ bat die Kranke. Das war mir selbst Bedürfnis. Ich stand auf, um zu beten. Der Mann sank am Bette auf seine Kniee. Unwillkürlich that ich wie er. Der Herr goß den Geist der Gnade und des Gnadenflehens über uns aus. Ich betete im Geiste im Namen Jesu und zweifle nicht, der Herr hat das Gebet, das er mir gegeben, in Gnaden erhört. Es war ein feierlicher Augenblick. Die Kranke war wie angestrahlt von einem höhern Lichte, als ich zum Abschied sie segnete mit dem Segen des Herrn.

Ich schied auf Wiedersehen vor dem Throne des Lammes. Es war gut, daß ein Mann von der Post kam, mich abzurufen; wir hätten sonst alle Zeit vergessen. Ich konnte von dem Bette nicht wegkommen. Einige Stunden vorher waren wir uns ganz gleichgültig, und jetzt fühlten wir die Macht eines Bandes, das uns das Scheiden schwer machte. Der Schirrmeister ließ es sich nicht nehmen, mich wieder zur Post zu bringen. Er ließ seinen Gefühlen Raum ohne Scheu vor dem andern, und legte darin ein gutes Bekenntnis ab von dem Herrn, der sich ihm geoffenbaret. Mit Sorgfalt erkun-

digte er sich, ob meine Sachen auch gehörig besorgt seien, und gerade beim Einsteigen fiel es ihm noch ein, daß ich nun gar nichts zum Abendessen gehabt hätte. Wäre es noch Zeit gewesen, so hätte er sich's nicht wehren lassen, mich mit einigen Erquickungen zu versorgen.

Mit lauter, herzlicher Danksagung schied er. Nach seinem Namen habe ich nicht gefragt, er nach dem meinigen nicht; ich habe auch nichts mehr von ihm gehört. Aber ich bin der guten Zuversicht, daß der Tag des Herrn das Wunder seiner Gnade an jenem Abend zu seiner Ehre wird offenbar machen. Mich hatte seine Gnade aufs tiefste beschämt und gebeugt. Unter diesem Eindruck fuhr ich in die Nacht hinaus und hatte viel mit meinem Herrn zu reden, ehe die körperliche Ermüdung ihr Recht geltend machen konnte, ja im Schlummer führten mich die Träume immer wieder an das Bette der Sterbenden. Des andern Tages hätte es in der Erinnerung an dieses Ereignis der ausgezeichneten Aufmerksamkeit, welche der neben mir sitzende andere Schirrmeister auf die Empfehlung seines Kollegen hin mir bewies, nicht bedurft, um mich an die Pflicht zu mahnen, diesem Mann auch das Wort des Heils zu bezeugen. Ich that es mit allem Ernste, fand aber nur die oberflächliche Zustimmung, die nicht einmal so weit das Wort eingehen ließ, daß es Widerspruch oder Feindschaft geweckt hätte. Der Herr thut alles wie er will und zu seiner Zeit; unsere Zeit aber ist allewege: „Predige das Wort, halte an, es sei zu rechter Zeit oder zur Unzeit! Denn wir sind Gott ein guter Geruch Christi, beides unter denen, die selig werden, und unter denen, die verloren werden; diesen ein Geruch des Todes zum Tode, jenen aber ein Geruch des Lebens zum Leben. Und wer ist hiezu tüchtig?" (Evang.-luth. Gem.-Blatt.)

Aus den
Jugenderinnerungen eines norddeutschen Theologen.

„Von väterlicher wie mütterlicher Seite fließt in meinen Adern theologisches Blut. So mag es gekommen sein, daß es von meiner frühen Jugend an beinahe selbstverständlich erschien, daß ich Theologie studieren müsse, während sonst in meinen Lebensverhältnissen wie in meiner ganzen Lebensentwicklung zu hause

wie in der Schule im Grunde nichts war, wodurch eine Vorliebe für die Wahl dieses Berufes hätte geweckt oder genährt werden können. Nicht daß meine Eltern eine unkirchliche oder gar unchristliche Gesinnung gehabt hätten. Im Gegenteil; sie hielten etwas auf regelmäßigen Kirch- und Abendmahlsgang. Wir mußten unser Morgen- und Abendgebet sprechen, und auch mittags hatte immer eines der Kinder laut zu beten. Im übrigen war nach der Weise jener Zeit, in welcher die gemeinsame häusliche Andacht beinahe gänzlich aufgehört hatte, in unsrem Hause von Gott und göttlichen Dingen wenig die Rede, und nicht ohne Mißtrauen blickte man auf den Kreis erweckter Christen, die sich zu Bibelstunden und Besprechungen über Gottes Wort vereinigten.

„Und doch habe ich die ersten Unterweisungen namentlich in der biblischen Geschichte nicht in der Schule, sondern im elterlichen Hause empfangen. Meine Lehrmeisterin war eine bejahrte Wartefrau, welche einmal wöchentlich in unser Haus kam; aber auch sonst, so oft es das Bedürfnis erforderlich machte, zu Hilfe gerufen ward, um uns Kinder in ihre Obhut zu nehmen. Sie war eine gottesfürchtige, in der Bibel wie in der heiligen Geschichte wohl bewanderte Frau, neben deren Spinnrad, so oft ich sie in ihrer Wohnung im Armenhause aufsuchte, immer das Gesangbuch aufgeschlagen lag und die keinen Gottesdienst versäumte. Aus dem Munde dieser Alten habe ich als Kind einen Reichtum von Kinderreimen und Märchen kennen gelernt. Von besonderem Segen aber war für uns ihre Kenntnis der biblischen Geschichte. Wir hatten in unsrer Kinderstube einen Tisch mit einer Platte von Klinkern (verglasten Ziegeln), auf welchen die wichtigsten Thatsachen der heiligen Geschichte in blauer Farbe auf weißem Grund dargestellt waren. Wir betrachteten diese Bilder mit immer neuem Interesse. Die Arche Noah's, die Opferung Isaak's, den Einzug des Herrn in Jerusalem, das heilige Mahl mit der Figur des abscheulichen Judas, der mit frechem Gesicht den Herrn Jesum fragend anblickte, während er einen gefüllten Geldbeutel hinter sich auf dem Rücken hielt, dann die Kreuzigung des Herrn 2c. Immer und immer wieder ließen wir uns von der Alten die einzelnen Bilder erklären, und wurden nicht müde, ihr wieder zu erzählen, was wir von ihr gehört hatten.

„Später kam ein Buch, ich glaube, es waren Hübner's ‚Biblische Historien', meiner Wißbegierde zu Hilfe. In diesem

Buche studierte ich um so eifriger, als leider in der Schule, welche ich bis zu meinem Eintritt in das zwölfte Lebensjahr besuchte, weder in der biblischen Geschichte, noch sonst irgendwie in der Religion unterrichtet ward. Ein eigentlicher Unterricht ward in dieser Schule überhaupt nicht erteilt. Die Schüler saßen vielmehr — es waren ihrer 100—150 — in verschiedenen Zimmern, deren Verbindungsthüren hinweggeräumt waren, ein jeder mit einer Arbeit beschäftigt, während der Lehrer die Einzelnen zu sich rief, um ihre häuslichen Arbeiten durchzusehen und andere aufzugeben. Nur die Lateiner mußten von Zeit zu Zeit in ein Parterrezimmer hinuntergehen und sich daselbst in Reih und Glied aufstellen, aber auch nicht sowohl zum Unterricht als vielmehr zu einem Examen, welches recht eigentlich ein rigorosum genannt werden konnte, sofern jede Fehlantwort, oft selbst die Verzögerung einer Antwort, mit Hieben in die ausgereckten Hände bestraft wurde. Im übrigen mußte jeder Schüler, so gut es eben gehen wollte, sich selbst unterrichten, oder sich zu hause oder bei den ältern Schülern nach Rat und Hilfe umsehen. Es gab nämlich für jeden Unterrichtsgegenstand sog. Karten, Quartblätter von starkem Papier, auf denen das Wissenswürdigste, freilich meist nur in Fragen, welche zu hause beantwortet werden mußten, geschrieben stand. So erhielt ich eines Tages die Karte über Geographie, auf welcher Fragen geschrieben standen, wie: „Was ist der Aequator?" — „Was ist der Meridian?" — „Wie viele Erdteile, wie viele Meere giebt es?" „Wie heißen sie?" — etc. Ich hatte nun zu hause dafür Sorge zu tragen, auf diese Fragen über Gegenstände, von welchen ich in der Schule nie etwas gehört hatte, die richtigen Antworten in Erfahrung und zu Papier zu bringen. Auch Religionskarten gab es, die aber wenig gebraucht wurden. Um so erfreuter war ich, als eines Tages der Schüler, welcher diese Karten zu verwahren hatte, den Auftrag bekam, mir die erste Religionskarte zu geben. Sie enthielt keine Fragen, sondern die zwölf ersten Verse des 139. Psalms, welche auswendig gelernt werden mußten. Mit wahrem Heißhunger verschlang ich die Worte. Es ist mir in unauslöschlicher Erinnerung geblieben, mit welchen Schauern der Ehrfurcht ich des Morgens beim Erwachen die Worte betete: „Ich gehe oder liege, so bist du um mich!" und „Nähme ich Flügel der Morgenröte und bliebe am äußersten Meer, so würde doch deine Hand mich daselbst führen, und deine Rechte mich halten," wenn ich gleich nicht wußte und

kein Mensch es mir sagte, was es mit diesen „Flügeln der Morgenröte“ auf sich habe. Aber bei dieser ersten Religionskarte blieb es, wie denn, wenn ich nicht irre, die Zahl der Religionskarten sich überhaupt nur auf zwei belief. Um so mehr bedauerte ich oft, daß nicht mehr wie in der ersten Zeit, in der ich diese Schule besuchte, sich von Zeit zu Zeit alle Schüler in einem geräumigen Oberzimmer des Hauses zu einer Stunde versammeln mußten, in welcher ein hernach außer Gebrauch gesetztes Buch, welches den Namen Katechismus führte, erklärt ward. Ich war freilich zu jener Zeit noch zu jung gewesen, um von dem Unterricht etwas verstehen zu können; aber es hatte in diesen Stunden immer eine besondere Stille geherrscht und ich sehnte mich danach, daß sie wieder eingeführt würden.“

So erzählt ein alter Geistlicher in der „Allg. evang.-lutherischen Kirchenzeitung“. Wir aber wollen dafür sorgen, daß unsere Kinder recht frühe schon mit der hl. Schrift bekannt werden und daß auch in unseren Schulen das Wort Gottes auf dem Leuchter bleibe! der Herr kann freilich auch durch eine alte Wartefrau das ersetzen, was Lehrer und Eltern versäumen. Aber welche Schande für diese, wenn das nötig ist!

Der evangelische Hausgottesdienst.

Thesen, vorgetragen im Verein christlicher Gemeinschaft in Basel.

1. Unserem Volks- und Gemeindeleben, das an der Vorherrschaft des Fabrik-, Vereins- und Wirtshauswesens krankt, kann nur durch die Pflege des christlichen Familienlebens wieder aufgeholfen werden.

2. Die ersten Christengemeinden waren Hausgemeinden. Die christliche Kirche ist herausgewachsen aus dem christlichen Haus. Kirche und Familie ergänzen und bedingen einander. Wehe ihnen, wenn die eine die andere geringschätzt oder sich an ihre Stelle setzen will! Das wichtigere, ursprünglichere und unentbehrlichere aber ist das christliche Haus.

3. Das christliche Haus ruht auf dem Glauben des Hausvaters oder seines Stellvertreters. Es gehört dazu nicht, daß alle einzelnen Glieder des Hauses gläubig sind, wohl aber daß der Hausvater bestrebt ist, alle seine Hausgenossen auch zum Glauben zu führen und sich samt ihnen darin zu erhalten.

4. Hiezu ist das vornehmste Mittel der evangelische Hausgottesdienst, dieser Kern und Stern des christlichen Familienlebens. Die Hausandacht ist einerseits ein Ausdruck und Bekenntnis des im Hause herrschenden Glaubens, andrerseits ein Mittel, diesen Glauben zu wecken und zu stärken, die Hausgenossen untereinander in Christo zu versöhnen und zu verbinden, sie für die Erfüllung ihrer Pflichten williger und tüchtiger zu machen und so die ganze Hausgemeinde wahrhaft zu erbauen.

5. Den Hausgottesdienst hat zu halten der Hausvater oder dessen Stellvertreter. Daran teilnehmen sollen alle Hausgenossen, d. h. nicht nur die Familienglieder im engeren Sinn, sondern auch die Dienstboten, Lehrlinge, Gäste oder andere zufällig anwesende Personen.

6. Wie kein evangelischer Gottesdienst ohne Wort Gottes und Gebet sein kann, so besteht auch der Hausgottesdienst wesentlich aus diesen beiden Stücken. Gut ist es, wenn nicht der Hausvater allein vorliest, sondern der Reihe nach möglichst von allen Anwesenden je ein paar Verse laut gelesen werden. Auch das Glaubensbekenntnis und das Unser Vater sollte gemeinsam gesprochen werden. Ferner ist sehr zu empfehlen das Singen — im Notfall das Lesen — eines Kirchenliedes. Andere Erbauungsmittel, auch die Erbauungsbücher, mögen hie und da gute Dienste leisten, namentlich bei Anfängern, die mit der Bibel selbst noch nicht recht umzugehen wissen, sind sonst aber überflüssig.

7. Die Hausandacht muß allen Hindernissen zum Trotz regelmäßig, ordentlich und feierlich gehalten werden. Die hiezu etwa erforderlichen äußern Veranstaltungen und Vorbereitungen sind nicht zu verschmähen. Die Hausandacht soll ja den Ton angeben für das ganze Familienleben. Wie die Hausandacht, so ist meist auch die ganze Haushaltung: stramm und ordentlich oder aber — das Gegenteil.

8. Eine förmliche und eigentliche Familienandacht sollte in jedem christlichen Haus unseres Erachtens wenigstens einmal, höch-

stens zweimal täglich gehalten werden. Bei besonderen Veranlassungen — Familienfesten, Verabschiedungen u. dergl. — wird auch die Andacht einen Ausnahmecharakter haben. Ueberhaupt schließe sie sich so eng als möglich den verschiedenen Phasen und Bedürfnissen des Familienlebens an, ohne dabei der Rücksichtnahme auf das öffentliche, insbesondere das kirchliche Leben zu vergessen.

9. Niemals soll um des Hausgottesdienstes willen die Privatandacht des Einzelnen oder der Besuch des öffentlichen Gottesdienstes vernachläßigt werden. Nie kann oder darf aber auch die Privatandacht oder der Gemeindegottesdienst die Hausandacht ersetzen. Viel eher wird im Notfall diese letztere den kirchlichen Gottesdienst ersetzen können.

10. Es ist eine Aufgabe der Seelsorge und der Inneren Mission, überall die Einführung von Hausandachten zu empfehlen und zu befördern. Die christlich-soziale Reform aber kann sich kein höheres Ziel stecken als dieses: die Gründung und den Bestand solcher Häuser, bezw. Familien und Familienwohnungen, in welchen ein christlicher Hausgottesdienst ordentlich und regelmäßig gehalten werden kann, allen, auch den Geringsten zu ermöglichen.

*

5 Mose 26, 10 als Text für eine Leichenpredigt.

Im J. 1860 wurde durch Neuendettelsauer Brüder in Verbindung mit der lutherischen Jowa-Synode eine Missionsstation unter den Indianern am Powder-River gegründet. Aber es dauerte nicht lange, so erhoben sich die Indianer gegen die Missionare und einer derselben, Bräuninger, mußte als Märtyrer sein Leben lassen. Man hoffte, daß auch hier, wie schon so oft, das Blut der Märtyrer sich als Same der Kirche erweisen werde. Aber diese Hoffnung erfüllte sich nicht. Die flüchtigen Missionare fanden zwar etwas weiter östlich, an der Grenze von Nebraska, ein neues Feld der Wirksamkeit unter den Ziziſtas, und eine Zeit lang schien die neue Mission sich gedeihlich zu entwickeln. Da brach aber während

des unseligen amerikanischen Bürgerkriegs ein großer Indianeraufstand los. Die wenigen Truppen in Nebraska waren bald niedergeworfen. Die Missionare harrten unter augenscheinlicher Lebensgefahr aus, bis eine Indianerhorde auf ihre Station Deerbreek losgestürmt kam. Da entschlossen sie sich zu fliehen, und die ganze Beute, welche sie von ihrem geistlichen Eroberungszug mit davontrugen, waren drei erweckte Indianerjünglinge, die mit ihnen zogen und von denen man hoffte, daß sie einst als Prediger zu ihren Landsleuten würden zurückkehren können. Aber der eine dieser Jünglinge starb schon nach kurzer Frist in den Armen seines geistlichen Vaters, der ihm dann auch die Leichenpredigt hielt, und zwar über die Worte: „Nun bringe ich die ersten Früchte des Landes, die du Herr, mir gegeben hast" (5 Mos. 26, 10). Leider ist aber auf diese Erstlinge bis heute noch keine Ernte gefolgt. Was aus den zwei andern Jünglingen geworden ist, wissen wir nicht. Die Mission unter den Ziziştas aber wurde nicht wieder aufgenommen.

Bücherschau.

Aus dem Verlag von Gebrüder Obpacher in München empfehlen wir von den uns zugegangenen Neuheiten als besonders ansprechend die folgenden:

Nr. 1447: **Ein Strauß unverwelklicher Blüten** am Lebensweg gepflückt von M. Höpffner, 6 farbenprächtige und doch stilvolle, nicht überladene Blumenkarten mit den Sprüchen Matth. 6, 33. Joh. 11, 25. 1 Petr. 5, 7. Ps. 37, 5; 51, 13; 103, 2.

Nr. 1356: **In gutem Schutz:** 4 Winterlandschaften mit Ps. 18, 3; 26, 8; 91, 10; 127, 1.

Nr. 1359: **Der Name des Herrn ist ein festes Schloß:** 4 Winterlandschaften mit Sprüchw. 18, 10. Ps. 27, 4. Luk. 14, 28. 1 Kön. 8, 29.

Nr. 1369: **In der Not:** 4 kleine feine Landschaften mit Jer. 16, 19; Ps. 37, 39; 50, 15; 143, 11.

Nr. 1367: **Friede um Friede:** 4 Winterlandschaften mit Ps. 122, 7; 147, 14. Röm. 12, 18; Ebr. 12, 14.

Nr. 1404: **Fürchte Gott:** 6 kleine, längliche Kärtchen mit gar zierlichen Winterlandschaften zu Ps. 33, 8; 33, 18; 85, 10; 103, 11; 115, 13; 128, 4.

Nr. 1371: **Sechs ganz schlichte,** aber um so lieblichere Blumenkärtchen zu Ps. 27, 14; 37, 5; 103, 2; 106, 1; 119, 105; Phil. 4, 13.

Nr. 1410: **Jesus Christus** gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit; 6 längliche Karten mit dem von Blumen umrankten Namen Jesus und den Sprüchen Ps. 2, 12; 50, 15. Matth. 1, 21. Joh. 14, 19. Apstg. 4, 12. Ebr. 13, 8 — uns besonders teuer als Andenken an die inzwischen heimgegangene Malerin Charlotte von Stackelberg.

Nr. 1380: **Drei Weihnachtsallegorien** mit kurzen Liederversen, in altdeutschem Geschmack, naiv und kindlich, fein ausgeführt.

Nr. 1416a: **O du selige,** o du fröhliche, gnadenbringende **Weihnachtszeit,** 3 Engelbilder wie ein Brief zusammengefaltet und couvertiert.

Ferner 4 Neujahrskarten (1363a); 6 Glückwunschkarten (1374) ꝛc.

Aus dem Verlage von C. Detloff in Basel:

W. Ecklin. Entweder-Oder, Zusammenstellung der biblischen Lehre und der Reformlehre. 99 S. Preis 50 Cts.

Ein klares, männliches Zeugnis, das nicht nur für Basel und für die Schweiz, sondern auch für weitere Kreise leider nur allzu zeitgemäß ist.

F. Lobstein's Tägliche Weckstimmen oder Eine Schriftstelle kurz beleuchtet auf alle Tage im Jahr. Sechste Auflage. 400 S. Preis Fr. 3.

Ein alter Bekannter in neuem Gewand, sonst unverändert; eins der packendsten und gehaltvollsten Erbauungsbücher, die wir haben.

J. Kägi. Krankentrost; Bibelworte, Gebete und Lieder für die Tage der Krankheit und des Sterbens. 290 S. Preis Fr. 2.

Ein pastorales Vademecum, aber zugleich auch ein sehr brauchbarer Begleiter für die Kranken selbst. Inhalt: Beim Erkranken, Arzt und Arznei, Am Morgen, Am Abend, Für schlaflose Nächte, Zur Selbsterkenntnis, Zur Buße... In Anfechtung und großer Trübsal, Zur Todesbereitschaft ꝛc. ꝛc. Das Buch ist eine Separatausgabe des III. Teils von des Verfassers „Für unsere Kranken". Der I. Teil (Der rechte Arzt oder 12 Krankengeschichten aus den Evangelien, 128 S.) und der II. Teil (Die Passions- und Ostergeschichte, 156 S.) sind ebenfalls separat zu haben à Fr. 1.25.

Aus dem Verlage von C. F. Spittler in Basel.

E. Christ. Spanische Glaubenshelden. Reformationsbilder. 328 S. Preis Mk. 2.

Ein nach Inhalt und Form in mehr als gewöhnlichem Grade empfehlenswertes Buch, das tiefe Blicke thun läßt in die Greuel der Inquisition und in die Herrlichkeit des evangelischen Zeugentums.

J. Lemm. Hoffnungsblicke oder tägliche Mahnung an das Kommen des Herrn. Ein Handbüchlein für solche Seelen, welche gern in steter Bereitschaft stehen möchten, ihren Heiland zu empfangen. Preis Mk. 1.

Bibelsprüche und Liederverse über das Kommen Christi auf jeden Tag des Jahres mit einer längeren, diesen Gegenstand der christlichen Hoffnung in das rechte Licht stellenden Einleitung.

Moody. Der Weg zu Gott. Zehn Reden. 208 S. Preis 80 Pfg.

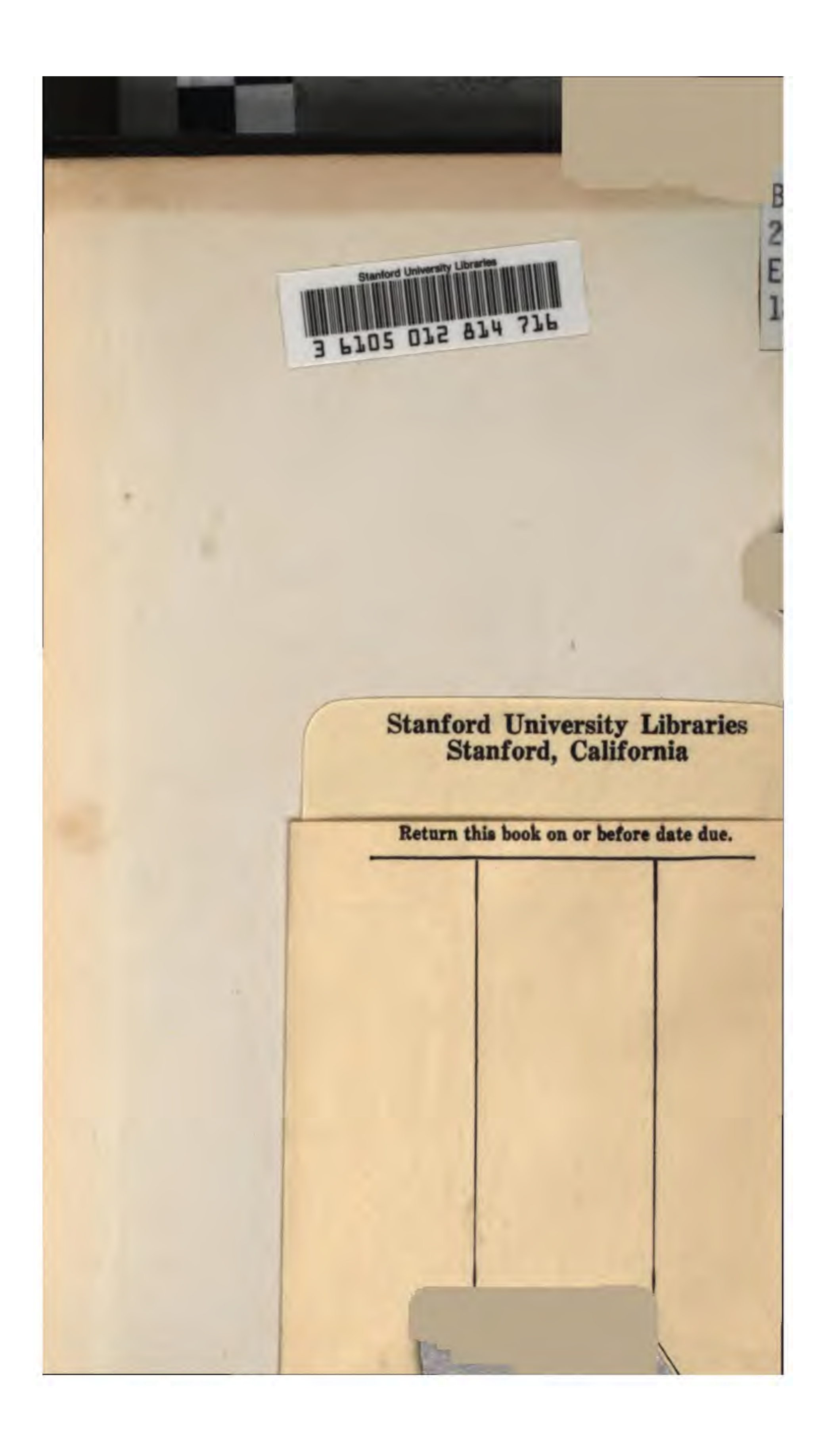
Biblisch nüchtern, amerikanisch praktisch.

K. Rohr. Die letzten Dinge und das Jenseits. Fünf Vorträge. 136 S. Preis Mk. 1.

Klar und schlicht, aber tief durchdacht und frei von Ueberschwänglichkeiten.

Herausgegeben aus Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
In Commission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. od. 40 Pf.
Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.
Schultze'sche Buchdruckerei (L. Reinhardt) in Basel.




Stanford University Libraries
3 6105 012 814 716

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.